ANGLIA

ZEITSCHRIFT FÜR ENGLISCHE PHILOLOGIE

herausgegeben von
HERMANN M. FLASDIECK

BAND 60

1936

Unveränderter Nachdruck

1964

MAX NIEMEYER VERLAG / TÜBINGEN
AKADEMISCHE DRUCK- u. VERLAGSANSTALT
GRAZ / AUSTRIA

Ein Teil dieser Auflage erscheint im Verlag
Johnson Reprint Corporation, New York – London

Photomechanischer Nachdruck der
Akademischen Druck- u. Verlagsanstalt, Graz / Austria

Printed in Austria
39.64 /60

BAND-INHALT.

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE UND AUFGABE DER ENGLISCHEN STUDIEN IN DEUTSCHLAND.

1.

Einer der heute weniger gelesenen Aufsätze **Herders** aus dem Jahre 1777[1]) führt vortrefflich in die Geschichte und Aufgabe der englischen Studien in Deutschland im 18. Jahrhundert ein.

Die Leser werden zum Studium der angelsächsischen und späteren englischen „Sprache, Poesie und Literatur" aufgefordert zum Nutzen einer deutschen Aufgabe. Die Angelsachsen, heiſst es da, waren ursprünglich Deutsche. Ihre Volkssagen, Märchen, Mythologie ergänzen die spärlichen und zum Teil unerschlossenen Quellen unserer eigenen Vergangenheit und sind eine Fundgrube für „Dichter und Redner, Sittenbildner und Philosophen". Die Deutschen müſsten ihre eigenen Volksmeinungen und Sagen so nützen wie Chaucer, Spenser und Shakespeare die ihren genützt haben! Aus Shakespeare vor allem sollen sie eine **Vorstellung** bekommen, was wahre nationale Dichtung ist. Er wurzelt noch in der groſsen Tradition des Mittelalters. Eine Vergleichung Shakespeares mit deutschen Romanzen und Volksliedern gäbe ein wertvolles Studium für eine Sprachgesellschaft.

Die Engländer haben eine nationale Dichtung und Sprache bekommen, denn bei ihnen ist die Stimme des Volks in den Volksliedern genützt worden. Sie haben so auch ein Publikum bekommen. In Deutschland ist keine volksmäſsige Dichtung und kein Volk als Publikum für nationale Literatur vorhanden. Wir müssen deshalb sammeln, was noch bei uns an Volksliedern erhalten ist, wenn auch der klassizistische Geschmack dagegen ist. Die Engländer können uns ermuntern, sie hatten bei ihrem Suchen Glück, Percy u. a. zeigen es. In diesen Liedern erhält sich mit der Sprache die Denkart und Sitte und pflanzt sich damit fort.

Bürger, der „die Sprache und das Herz dieser Volksrührung tief kennt", könnte auf Grund gesammelter Volkslieder eine groſse volkstümliche Dichtung schaffen, einen „Helden- und Tatengesang voll aller Kraft und alles Ganges dieser kleinen Lieder". Das entspräche einer all-

---

[1]) *Von Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst:* Ed. **Suphan** 9, 522ff.

gemeinen Gesetzmäſsigkeit, denn „bei allen Völkern ist Epopöe und selbst Drama nur aus Volkserzählung und Lied worden".

Fremde Völker können wir eigentlich nur aus Liedern kennen lernen, gewissermaſsen von innen her, durch ihre eigene Seele, „aus Empfindung, Rede und Tat". Eine Sammlung der Lieder verschiedener Völker mit Sangesweisen ist notwendig. Wissenschaft, Sprache, Spiel, Tanz, Musik, Götterlehre, Abstammung, Fortpflanzung und Vermischung der Völker wird auf dieser Grundlage zu studieren sein. Hier ist noch viel zu tun.

Auch für die Erkenntnis der wirklichen Regeln der Dichtkunst ist solch ein Unternehmen wichtig. Die antike Poetik ist zu ergänzen. Überall gibt es gleiche Grundgesetze des menschlichen Gesanges und Herzens.

2.

Wenn wir einmal rasch überblicken, was von diesen programmatischen Forderungen Herders in der Folgezeit verwirklicht worden ist, so ist es erstaunlich viel. Herders Aufsatz ist ein Teil seiner Kulturpolitik, die heiſst: Abwendung vom Vorbild Frankreichs und seiner pseudoklassizistischen Kunstauffassung, dafür Hinwendung zu dem stammverwandten England.[1]) Die englische Dichtung und Volkskultur soll auch nicht nachgeahmt, aber ihr soll nachgeeifert werden. Herder sprach damit Forderungen aus, die einer längst und vielfach vorbereiteten, immer stärker werdenden Strömung im 18. Jahrhundert in Deutschland entsprachen.[2]) Er war Pionier, Bannerträger und Verwirklicher zugleich. Er zeigte der Bewegung positive Ziele, die

---

[1]) Die ersten wichtigen Dokumente für diese Kulturpolitik liegen natürlich in den Blättern *Von deutscher Art und Kunst* von 1773, in den Aufsätzen über Shakespeare und Ossian vor, in denen Herder seine Stimme zusammen mit Goethe und Justus Moeser erhebt. Sie gehören in den Anfang der Bückeburger Zeit, nachdem Herder auf der Reise durch Frankreich nach Straſsburg sich noch einmal tief mit dem französischen Geist auseinandergesetzt hatte. Eine ernste und besonnene Wertung und Auseinandersetzung mit dem Einfluſs der französischen Kultur begleitet ihn bis ans Lebensende, wenn auch seit der französischen Revolution in steigender Unruhe.

[2]) Vergleiche dazu jetzt Lawrence Marsden Price, *The Reception of English Literature in Germany*, Berkeley, California 1932 (Überarbeitung des früheren Werkes des Verfassers: *English > German Literary Influence, Bibliography and Survey*, University of California Publications in Modern Philology, 1919). Ferner die interessante bibliographische Ergänzung: Mary Bell Price and Lawrence Marsden Price, *The Publication of English Literature in Germany in the eighteenth Century*, Berkeley, California 1934.

über die Jahrhundertwende hinaus in eine neue und kommende Zeit reichten.

Es ist wohl kein Plan für das Studium einer anderen neueren fremden Volksliteratur in so enger Verbindung mit einer heimischen grundlegenden Aufgabe entwickelt worden, keiner in so weiten kulturphilosophischen Rahmen gestellt worden wie dieser. Was mehr ist, keiner hat soviel Gehör und tatkräftige Ausführung gefunden.

Wir wollen hier nur drei Punkte herausgreifen.

1. Herder selbst hat der Volksliedforschung und -pflege in Deutschland zum Durchbruch verholfen, er ist mehr als sein englisches Vorbild Percy geworden. Von seinen Zeitgenossen über die Romantik bis in die Jugendmusikbewegung unserer Tage sind Herdersche Gedanken in die Tat umgesetzt worden. Das Volkslied hat in der deutschen Dichtung, in Musik und volksorganischer Gemeinschaftspflege eine Wiedergeburt und Wirkung erfahren, die weit über Herders Hoffnungen hinausgingen.[1])

2. Bürger ist zwar nicht der grofse Verwirklicher der neuen nationalen Dichtung geworden, wohl aber ein anderer Zeitgenosse, der Strafsburger Schüler Herders, Goethe. In den ersten gemeinsamen Weimarer Jahren, der Zeit der Abfassung des vorliegenden Aufsatzes, war zwar der Dichter in Goethe teils zurückgetreten, teils in innerer Wandlung begriffen. Und die Wandlung entsprach nicht den Herderschen Wünschen. Aber für den späteren Betrachter, der die ganze Entwicklung Goethes übersieht, ist es unzweideutig klar geworden, dafs die Saat der Strafsburger Tage, der Hinweis auf die englischen Vorbilder in Poesie und Prosa reichste Frucht getragen haben. Das konnte Herder nicht überschauen. Niemand hat unter Zeitgenossen und Nachlebenden die Auseinandersetzung mit der englischen Dichtung und Literatur sowie der darin verkörperten Volkskultur so energisch betrieben und sie in eigenes produktives Schaffen umgesetzt wie Goethe. Von der vorshakespeareschen Zeit bis zu Byron und jüngeren Zeitgenossen, vor allem Carlyle, wurde das englische Schrifttum in gröfster Mannigfaltigkeit einschliefslich der Naturforschung (Newton) wachsam verfolgt.[2]) Vor allem ist es die dramatische, die tragische Welt Shakespeares, die Goethes

---

[1]) Die jüngst erschienene Darstellung von J. Müller-Blattau (*Das deutsche Volkslied*, Berlin 1932) gibt wohl heute die beste Vorstellung von der Stellung Herders und auch Goethes in der Geschichte des Volksliedes von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, damit zugleich den richtigen Hintergrund für die Beurteilung des Ausmafses und der Grenzen der englischen Einwirkung auf diesem Gebiet.

[2]) In F. Boyd, *Goethe's Knowledge of English Literature*, Oxford 1932 haben wir einen ansprechenden, verständnisvollen Beitrag englischer Germanistik zur Beurteilung dieses wichtigen Kapitels der deutsch-englischen geistesgeschichtlichen Beziehungen erhalten.

Schaffen zuerst Tiefe gab. Shakespeare hat als Vorbild vom *Götz* bis zum *Wilhelm Meister*, durch den ganzen *Faust* gewirkt, Goethe blieb ihm bis zuletzt in gleichbleibender Verehrung und immer tieferer Erkenntnis seiner Bedeutung für die Welt und das eigene Wirken verbunden.

3. Die vergleichende Völkerkunde auf Grund von Volksliedern hat Herder selbst mit seiner epochemachenden Sammlung der „Stimme der Völker" eingeleitet. Das englische Material bildete den Grundstock für die erste Fassung, die *Volkslieder*, und auch nachher noch einen gewichtigen Bestandteil. Von hier führt eine gerade Linie zum gröfsten Werke Herders, zu seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. Das ist in einem gewissen Sinne die theoretische Ergänzung und Auslegung zu der praktischen Beispielsammlung der „Stimme", in der Poesie als Muttersprache des Menschengeschlechts laut werden sollte. Worum es dabei geht, ist bekannt. Nur das Wichtigste sei in aller Kürze zur Beleuchtung des Zusammenhangs gesagt: Wie der Einzelne nur als Glied und Organ seines Volkes leben kann, so kann das Volk nur als Glied und Organ der Menschheit leben. Die Menschheit ist nicht ein abstrakter Begriff, sondern ursprüngliches Wesen der Einheit menschlicher Existenz, in der alle Individualität wurzelt. Diese Totalität Mensch ist Anfang und Ende aller Geschichte. Die Entstehung und Entwicklung der Völkerindividualitäten durch kosmische, klimatische Bedingtheiten ist die grundlegende Hypothese, die in dieser Geschichtsphilosophie Herders glänzend und einseitig durchgeführt wird. Sprache und Poesie sind zentral für alle wahre Menschenkultur (hier wurzelt Herders Begriff der Humanität), Wissenschaft, Kunst und Religion werden in Beziehung zu diesem Problem gesetzt. Hinter allem steht das sittliche Ziel: dem eigenen Volk im Rahmen der Völkergemeinschaft, vor allem der ständischen und nationalen Neuordnung Europas den Weg zur Erfüllung seiner Bestimmung zu weisen. Herders Lehre vom Volk und der Geschichte hat unter dem Geschlecht der Romantiker und der Befreiungskriege Widerhall gefunden und hat von da aus die verschiedensten Kulturwissenschaften befruchtet. Sie hat das Geschichtsbewufstsein der eigenen und fremder Nationen, vorwiegend im aufserdeutschen Osten Europas, bestimmt. Dieser Prozefs der Entstehung und der Wirkung grofser Ideen, der Lösungen sowohl wie Bindungen in sich schliefst, ist noch nicht abgelaufen. Seine Wurzeln aber liegen eng bei den Anfängen der englischen Studien Herders in Königsberg und Riga, denen wir uns nun auch noch für einen Augenblick zuwenden wollen.

3.

Der Aufsatz von 1777, der in erster Linie die klassizistisch befangenen Zeitgenossen für die geplante Volksliedveröffentlichung vorbereiten sollte, zeigt naturgemäfs nur eine Seite im Herderschen Verhältnis zur englischen Geisteswelt. Unter den vielen Liebhabern und Kennern englischer Literatur des 18. Jahrhunderts in Deutschland besafs er

wohl die umfassendste Anschauung.[1]) Von neueren Sprachen war ihm die englische die vertrauteste. Ist es Zufall? Fast ein Jahrtausend alt waren die Verbindungen zwischen seiner preufsischen Heimat am baltischen Meer und England. In den Hansestädten Königsberg und Riga waren in seinen Tagen die kaufmännischen, geistigen und rein-menschlichen Beziehungen zu Grofsbritannien, vorzüglich Schottland, überaus rege. Die Reisen von 1769 ab führten ihn näher in uralte angelsächsische Einflufssphären, Hamburg und Südjütland, Holland und den Kanal, nahe an der lockenden Insel vorbei, ins Rheintal. Dann kam die Ansiedlung in Bückeburg auf niedersächsischem Gebiet, der ersten Heimat der Inselsachsen, die vor wenigen Jahrzehnten durch die Person des welfischen Kurfürsten von Hannover mit der englischen Krone und dem britischen Reich politisch verbunden war. Viele Jahre hindurch bis tief in die Weimarer Zeit zogen sich die immer wieder aufgenommenen Bemühungen, Herder für die Universität Göttingen zu gewinnen, die — zuerst von Leibniz vorgeschlagen — ausdrücklich für den deutsch-englischen Austausch gegründet worden war. Zuerst war Herders eigenes Verlangen nach Göttingen grofs; dann aber hielt es ihn in Weimar, wo er sein Lebenswerk auf die Höhe führte und vollendete, in dem geschichtlichen Bereich, von dem die neuhochdeutsche

---

[1]) Vgl. die im Giefsener Seminar unter der Leitung von W. Horn entstandene Arbeit von Luise Schork, *Herders Bekanntschaft mit der englischen Literatur*, Breslau 1928, die einen guten Überblick gibt. Es werden nur die Beziehungen Herders zur schönen Literatur behandelt, mit Ausschlufs Shakespeares und Ossians. „Herders Beziehungen zu Shakespeare sind schon öfter untersucht worden; seine Stellung zu Ossian aber verlangt wegen der Fülle des Stoffes eine besondere Darstellung". Das Verhältnis zur englischen wissenschaftlichen Literatur (mit Ausnahme derjenigen über die alt- und mittelenglische Zeit) wurde nicht einbezogen; es bedarf dringend einer besonderen Untersuchung. Shaftesbury, der auf Herder so grofsen und entscheidenden Einflufs übte, hätte in seiner Mittelstellung zwischen Philosophie und Dichtung einbezogen werden können. Dazu vgl. das Buch von Chr. Fr. Weiser, *Shaftesbury und das deutsche Geistesleben*, Leipzig 1916, wo dieses bedeutsame Thema ausführlich, aber mehr werbend als kritisch sichtend behandelt wird. — Zum gesamten Thema vgl. auch Price a. a. O. und die dort angegebene Literatur.

Schriftsprache ausgegangen war, mit seinen Verbindungen zu den Sitzen deutschen Kaisertums in Prag und Wien, wohin in mittlerer und jüngerer Zeit historisch bedeutsame Fäden deutsch-englischer Beziehungen gelaufen waren.

Alle diese Tatsachen seines Lebensganges weisen auf die natürlichen und geschichtlichen Voraussetzungen für Herders umfassenden Einblick in das englische Schrifttum. Gewiſs sind Herder die englischen Geisteswerke persönliche Bildungselemente und Bausteine zu seiner kulturpolitischen Welt; sie sind als solche ein Teil der deutschen Geistes- und Literaturgeschichte. Aber da alle Bildung und Kultur für Herder im Sprachlichen wurzeln und münden, darf man in ihm doch den ersten deutschen anglistischen Forscher im Sinne der modernen Philologie sehen. Gewiſs haben andere Zeitgenossen wie etwa sein Weimarer Mitbürger, der Übersetzer Bode, gröſsere Einzelkenntnisse gehabt. Vor allem gilt das für Englandreisende wie K. Ph. Moritz aus Goethes römischem Freundeskreis, der auch eine englische Grammatik mit interessanten Zügen verfaſst hat. Auch sind Herders Schwächen als Philologe in bezug auf Genauigkeit der Zitate usw. wohlbekannt. Seine Beiträge zu den verschiedenen Philologien, einschlieſslich der klassischen und orientalischen, ruhen in erster Linie in richtunggebenden Ideen, neuen Ansichten der Stoffe, Eroberung von neuen Gebieten, Ausblicken, historischen Entwicklungen und Zusammenhängen, neuen Bewertungen z. B. des Mittelalters usw. Das gilt alles ähnlich für das englische Gebiet, in erster Linie für die schon genannten Gegenstände, die Volkslieder, Shakespeare und Ossian. Aber es gilt auch, wenngleich in verschiedener Abstufung, für Milton, das Epos und vorzüglich den englischen Roman, die wissenschaftliche und erbauliche Prosa, die ja in erster Linie Überträger der Gedanken der Aufklärung waren. Auch in der Aufnahme dieser Seite des englischen Schrifttums ist Herder Abbild und Vorwärtsdränger seiner Zeit. Zu fast jedem der groſsen Repräsentanten wie Swift, Goldsmith, Sterne, Pope, Shaftesbury vornehmlich, hatte Herder ein ganz persönliches Verhältnis und ein die jeweilige Wertwelt durchleuchtendes Urteil. Diese Prosa vor allem bezeichnete die ganze Breite der Einwirkung des zeit-

genössischen bürgerlichen England auf ein in Umwandlung begriffenes Deutschland ebensosehr wie auf einen seiner Hauptwortführer, Herder.

Herders Verhältnis zur englischen Welt und zur englischen Literatur insbesondere ist bei aller Begeisterung und Liebe nicht unkritisch.[1]) Aber es ist bezeichnend und bedeutsam, daſs im theologischen und philosophischen Bereich der Blick Herders für die Konsequenzen der englischen Ideenwelt weniger klar und scharf ist als der seiner beiden Königsberger Lehrer Hamann[2]) und Kant, die den jungen Studenten, jeder auf seine Weise, zuerst auf die englische Literatur- und Geisteswelt hingewiesen hatten. Erst die geistesgeschichtlichen Forschungen der neueren und neuesten Zeit gaben uns eine konkrete Vorstellung davon, in welchem Ausmaſse die in den Kämpfen des Aufklärungszeitalters eingenommene geistige Haltung die Gestaltung des inneren und äuſseren Lebens der modernen europäischen Völker bestimmt haben. Man kann und darf sich in diesen Kämpfen den englischen Einfluſs nicht falsch vereinfachen. Englische Strömungen mit der Tendenz der Aufklärung und solche zu ihrer Überwindung spielten eben in doppelter Hinsicht eine grundlegende Rolle. Es scheint, daſs die Auseinandersetzung mit den an englischen Gegenständen wahrgenommenen Konsequenzen der Aufklärung, die ja die Fragen des Lebens im eigenen Lande und Volke betrafen, nirgends so tief und weitwirkend gewesen ist als in den Lehrer-, Schüler- und Freundesgesprächen, die in Ostpreuſsen zwischen Hamann, Herder und Kant begonnen und über ganz Deutschland hin fort-

---

[1]) Vgl. z. B. L. Schork a. a. O. S. 65; vor allem Herder im Kampf gegen Spalding, wozu R. Haym, *Herder* I, 573.

[2]) Hamanns Verhältnis zur englischen Literatur harrt dringend einer Spezialuntersuchung (als Seitenstück zu Edith Saemann, *J. G. Hamann und die französische Literatur*, Königsberg 1933). — Vorläufig ist in erster Linie R. Ungers bekanntes Werk *Hamann und die Aufklärung*, I, 401 ff. u. passim zu vergleichen; naturgemäſs bieten die Werke und Briefe noch unausgeschöpftes Material. Hamanns verehrter Lehrer, der Philosophieprofessor K. H. Rappolt in Königsberg, hielt wohl als einer der ersten akademische Vorlesungen über englische Sprache, Philosophie und Literatur; er kannte England aus eigener Anschauung. vgl. Unger I, 122, II, 594.

gesetzt wurden. Herder war es, der Hamanns Gedanken in mancherlei Umbildung ins Weite trug. Die geistige Grundhaltung, aus der diese Gedanken und ihre Wirkung flossen, sehen wir deutlicher als bei ihm bei Hamann selbst, besonders in seinem Verhältnis zu Kant, und zum Teil auch bei dem durch Herder zum Schüler Hamanns gewordenen Goethe, wie J. Nadler mit meisterlicher Stoffbeherrschung und Gedankenführung jüngst gezeigt hat.[1]) Eine Auffassung der unzerteilten Einheit der menschlichen Existenz ergriff in ihrer Auswirkung auf die gesamte Kultur Gewalt über lebendige Menschen. Das Verhältnis dieser Totalität der menschlichen Existenz zu Natur und Geschichte beschäftigte die Geister mit Leidenschaft. Englischer Einfluſs hat diese Auffassung der Ganzheit und ihr Wirksamwerden zum Guten und Schlechten bis ins Tiefste mitgestaltet. Er bestimmte also die „deutsche Geistnation" wesentlich mit. Auf dieses geistige Deutschland und seine Väter hörte das 19. Jahrhundert in seinem Drang nach Verwirklichung des deutschen Staates; nicht zuletzt auf seinen gestaltungskräftigen Sprecher, Goethe, wie gerade Heinrich von Treitschke bezeugt hat. So lebendig, so jugendfrisch mit allen Geistes-, Herzens- und Gemütskräften ist die englische Dichtung und ihre Welt seitdem bei uns nicht mehr aufgenommen und aus deutscher Art und Kunst wiedergeboren worden wie seit der ersten entscheidenden Fortsetzung der ostpreuſsischen Gespräche in Straſsburg. Wer sich in die Dokumente dieser Zeit versenkt, bedarf einer wahren Sammlung und Kraft des Geistes, um über dem Fortgerissenwerden von dem Enthusiasmus und der Begeisterung mit ihren künstlerischen Niederschlägen den wissenschaftlichen Ernst, die Ergebnisse an Ideen, Hypothesen und Methoden dieser Studien ganz übersehen und würdigen zu können. Den tief aufgeschlossenen Schüler führte Herder nicht nur unmittelbar in die Wortkunstwerke ein, sondern er führte ihn gleichzeitig dort in das neue wissenschaftliche Denken über unsere Menschensprache, Dichtersprache, Muttersprache ein, das die moderne Sprachwissen-

---

[1]) Joseph Nadler, *Hamann, Kant, Goethe*, Halle 1931 (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Geistesw. Klasse, Heft 3).

schaft und Philologie bestimmt hat. Er las ihm dort die eben entstehende Preisschrift *Über den Ursprung der Sprache* vor. Jakob Grimm hat in der bekannten Akademierede bezeugt, daſs in der Herderschen Linie die geschichtliche Sprachauffassung, die Entwicklung der Sprache wissenschaftlich ausgebaut wurde.[1]) In dieser Richtung setzten sich die in der Germanistik, Indogermanistik, Romanistik usw. als Fachwissenschaften tätigen Kräfte in Bewegung; mit an letzter Stelle wurde die Anglistik als Universitätsfach geboren. Wenn auch infolgedessen in der englischen Philologie die methodisch geschulten und auf ein gemeinsames Ziel zusammengeschlossenen Fachkräfte länger als anderswo gefehlt haben, so haben doch die streng-wissenschaftlichen Leistungen über englische Gegenstände in Deutschland nicht gefehlt. Eine der bemerkenswertesten ist das *Shakespeare-Wörterbuch* des liebenswürdigen Königsberger Schulmannes Alexander Schmidt.[2]) Sein Werk ist ein würdiges Bindeglied zwischen den Shakespearestudien des 18. Jahrhunderts, als ein Hamann der Lehrer und ein Herder Schüler in Königsberg war, und der Gründung eines anglistischen Lehrstuhles an der Albertina, der durch Jakob Schippers Lehrtätigkeit vorbereitet war, bis er mit M. Kaluza zuerst besetzt wurde.[3])

Wie man sieht, ist die Bezeichnung Herders als eines der Begründer der anglistischen Wissenschaft nicht nur durch seine Beiträge zur Erforschung von Inhalt und Gehalt des Gegenstandes englischer Literatur und Kultur gegeben, sondern vor allem, weil er zugleich für die Zielsetzung und Methode der Erforschung der Sprachformen im Sinne moderner Sprachwissenschaft bahnbrechend gewirkt hat. Wenn wir die Geschichte einer Wissenschaft wachrufen, so entspringt das nicht der Freude am Antiquarischen, sondern der Notwendigkeit der Besinnung über Ziel und Aufgabe einer

---

[1]) Jakob Grimm, *Kleinere Schriften* (Berlin 1864) I, 255ff.

[2]) Vgl. die Lebensskizze, die den weniger bekannten *Gesammelten Abhandlungen* (herausgegeben von Freunden des Verstorbenen) Berlin 1889 beigegeben ist.

[3]) Vgl. Hermann Jantzen, *Max Kaluza*, ZfeU 21, 2.

von Generationen von Forschern und Lehrern zu leistenden Aufgabe. Welchen Weg sind die Älteren gegangen? Woher kamen sie, wohin wollten sie? Aus diesem Grunde kann, ehe wir uns zum Schlufs noch der Gegenwart zuwenden, ein Blick auf die Antwort von Nutzen sein, die Hamann, der Königsberger Meister und väterliche Freund, auf Herders Schrift über die Sprache gab. Es erfolgte eine scharfe Zurechtweisung. Herder ist von dem Ziel abgebogen, dem die neue Wissenschaft und Dichtung — im Gegensatz zum herrschenden Zeitgeist — dienen soll. Herder nahm die Rüge an und begab sich willig in der Stille der Bückeburger Zeit neu in die Zucht der Hamannschen Lehre. Er erkannte, dafs er schon in Riga und später sich zu weit von englischer und Leibnizscher Aufklärung hatte in eine Richtung führen lassen, die von der Tiefe und der Substanz Hamannscher Erkenntnis über Ursprung und Wesen von Sprache und Volk abführte. Das eigentliche Gespräch über den Kernpunkt ihrer Differenz wurde nicht zwischen ihnen, sondern zwischen Hamann und Kant zu Ende geführt. D. h. das Kampfspiel endete wie eine ,,remis-Partie" im Schachspiel[1]), und es wurde an einem Gegenstand der englischen Aufklärung ausgetragen; denn noch war, wie Nadler mit Recht sagt, um 1780 Aufklärung identisch mit englischer Aufklärung. Es ging im Anschlufs an Hume, der beide Männer seit Mitte der fünfziger Jahre beschäftigt hatte, um den Zusammenhang von Sprache und Vernunft oder, was dasselbe ist, Offenbarung und Vernunft. Nadler nennt dieses Gespräch das gröfste Geistesereignis der Deutschen seit der mittelalterlichen Philosophie. Dafs es sich an einem englischen Gegenstand entzündet, ist kein Zufall. Denn bei aller Überwältigung durch die Ideen der Aufklärung hat der Geist der englischen Nation und ihrer Wissenschaft (selbst noch im Positivismus des 19. und 20. Jahrhunderts) den Zusammenhang mit den grofsen einfachen zentralmenschlichen Fragestellungen des Humanismus und der christlichen Kirche nie ganz verloren.

---

[1]) Nadler a. a. O. S. 46.

4.

Die geistige Lage, die wir am Ende des Abschnittes besprachen, kann man als die strategische Grundstellung bezeichnen, von der aus sich die Operationen in den geistesgeschichtlichen Unternehmungen des 18., 19. und 20. Jahrhunderts in Deutschland entfalten. Bis zu ihnen mufs man also zurückgehen, wenn man die Geschichte der einzelnen Wissenschaften in ihren Taten verfolgen, verstehen und werten will. Alles spätere hat demgegenüber nur den Wert von taktischen Stellungen, die — so wichtig sie auch immer sind — das strategische Gesamtbild noch nicht geändert haben. Danach bauen sich die englischen Studien als Universitätswissenschaft wie die der verwandten philologischen Disziplinen auf der durch die „remis-Partie" des 18. Jahrhunderts gekennzeichneten Lage auf.

Mehrere Überblicke haben in jüngster Zeit versucht, Rechenschaft über das in der deutschen Anglistik als Fachwissenschaft in den letzten 50 bis 60 Jahren Geleistete zu geben (das ist etwa die Zeit, seit sie als Sonderdisziplin der Universität eingegliedert ist). Dabei wird der Versuch gemacht zu bestimmen, an welchem geistigen Orte wir stehen, und wo die zukünftigen Aufgaben liegen. Das gesamte Gebiet der englischen Philologie — Sprache, Literatur und Kultur —, soweit es sich um die deutsche Forschung handelt, hat in dieser Weise zum erstenmal F. Brie 1930 in einem knappen Abrifs behandelt, der sich durch Klarheit und Stoffbeherrschung auszeichnet.[1]) In Fortsetzung und Ausweitung der Hoopsschen *Englischen Sprachkunde* (1923) hat Wilhelm Horn zuerst 1924 und zuletzt 1934 über ein Teilgebiet der englischen Philologie berichtet: die englische Sprachwissenschaft.[2]) In diesen vortrefflichen und sehr umfassenden Berichten wird die einschlägige deutsche Forschung in ihrem organischen Arbeitszusammenhang mit der englischen, skandinavischen, holländischen, amerikanischen, französischen u. a. Forschung behandelt. Ohne dafs es ausdrücklich hervorgehoben wird, ergibt sich ein gutes Bild davon, wie grofs ihr Anteil am Aufbau gerade der englischen Sprachwissenschaft ist (für andere Gebiete der Anglistik, vor allem die Literaturgeschichte, gilt das nicht in gleicher Weise). Zugleich aber wird auch deutlich ersichtlich, wie, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, die Arbeit von Angehörigen

---

[1]) *Aus fünfzig Jahren deutscher Wissenschaft. Die Entwicklung ihrer Fachgebiete in Einzeldarstellungen* (Festschrift für F. Schmidt-Ott) herausg. von G. Abb, Berlin 1930, darin S. 216ff.

[2]) *Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft* (Festschrift für Wilhelm Streitberg), Heidelberg 1924, S. 512ff.; *Germanische Philologie* (Festschrift für Otto Behaghel), Heidelberg 1934, S. 259ff.

der übrigen Nationen zum Teil führend in den Vordergrund tritt. Hier rufen die Berichte die deutschen Anglisten zum friedlichen Wettkampf heraus. Mit Recht wird hervorgehoben, daſs auf gewissen Gebieten, wie denen der Dialektforschung, das Schwergewicht natürlich in England und Amerika wird liegen müssen. Aber für andere Gebiete gilt das nicht, wo eine groſse Fülle von Aufgaben der Bearbeitung harrt, von denen viele von Horn in scharfer Problemstellung umrissen werden.

Noch in anderer Hinsicht gestatten die beiden Berichte einen Einblick in die Lage der englischen Philologie, soweit es sich um die englische Sprachwissenschaft handelt. Sie ermöglichen einen Vergleich mit dem Stand der Arbeit in der allgemeinen Sprachwissenschaft, den verwandten Philologien, besonders der Germanistik. Der erste Bericht vom Jahre 1924 erschien zwar aus äuſserem Anlaſs, aber doch zugleich aus sachlich begründeter Notwendigkeit im Rahmen einer allgemein notwendig gewordenen Besinnung über Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft, d. h. der einzelnen Philologien des indogermanischen Sprachbereichs. Was alle diese Überblicke gemeinsam charakterisiert, ist einmal das Festhalten an der strengen Schulung und Ausweitung der Einzelforschung, wie sie in der positivistisch bestimmten, vor allem von den Junggrammatikern in den einzelnen Fachdisziplinen organisierten Arbeit erworben wurde. Sodann tritt aber ebenso allgemein zutage, daſs die starren Lehrsätze der positivistischen Grundanschauungen selbst in Bewegung geraten sind, ohne daſs freilich eine neue gemeinsame Grundhaltung sich abzeichnete. Nur ist aber dabei die Erkenntnis deutlich spürbar, daſs eine bloſse „idealistische“ Reaktion gegen den Positivismus nicht genügt, um neu zu den Grundlagen der gesamten Sprach-, d. h. aber der gesamten Geisteswissenschaft vorzudringen.

Fast noch klarer tritt das hervor in dem ein Jahrzehnt später abgefaſsten zweiten Hornschen Bericht und den übrigen Beiträgen des Sammelbandes, dem er eingegliedert ist, in dem „Ergebnisse und Aufgabe“ der Germanischen Philologie aus Anlaſs von Otto Behaghels 80. Geburtstag dargelegt werden. Sorgsam werden die Fäden wieder aufgenommen, die nach rückwärts von Schülersschülern bis schlieſslich zu den ersten groſsen Lehrern und ihren umfassenden Fragestellungen und Zielsetzungen führen. Über die Generation von Paul, Sievers und Behaghel, der Mitarbeiter der ersten Ausgaben der „Grundrisse“ der verschiedenen Philologien (wo nach den Generalstabsplänen der Junggrammatiker die Arbeitsgebiete für mehr als ein Menschenalter in Angriff genommen wurden), über die von Scherer zu der von Grimm, Bopp und Diez schlieſslich zu Humboldt und vor allem auch zu Herder ist man durchgestoſsen. Ja, zu den Ausgangspunkten bei Kant und Hamann sucht man vorzudringen.[1]) Wenngleich auch hier noch vieles bloſse Frage ist ohne volle Einsicht in letzte Konse-

[1]) Vgl. das tüchtige Frühwerk R. Ungers über *Hamanns Sprachtheorie* (1905), wo aber noch nicht deutlich genug erkannt wird, daſs die spätere Sprachwissenschaft die Hamannschen Weisungen in der Linie Herders mehr in die Breite, statt in die Tiefe gehend ausgeführt hat.

quenzen der Begriffe, Hypothesen und Ideen von „Entwicklung", „Schöpfung", ihres Bezuges zu Wahrheit und Wirklichkeit, zu Geschichte und Natur, so sind doch die aufgeworfenen Fragen für eine große Fülle von Einzelforschungen fruchtbar geworden. Aufgeschlossenheit für die Konkretheit der Phänomene und zugleich Willigkeit sowie Geduld, in diesen Phänomenen die Wirksamkeit der geistigen Realität zu erfassen, ist das hoffnungsvolle Zeichen, wovon alle diese Aufsätze aus ihren Fachgebieten berichten können. Es werden die Gebiete der Sprache, Literatur und Volkskunde betrachtet (letztere entwickelt sich wieder mehr im Sinne der ursprünglichen Herder-Riehlschen Lehre vom Volk und seiner Kultur). Es fällt in der Forschung auf, daß sie die drei Gebiete wieder inniger miteinander zu verknüpfen sucht, als es vor einem Menschenalter der Fall war. Besonders gilt das, wenn man die neue deutsche Mundartforschung, Namenforschung, Wortforschung und Bedeutungsforschung in ihren bedeutsamen Leistungen genau verfolgt.

Wir sind W. Horn besonders dankbar dafür, daß er in seinen Berichten sich nicht nur äußerlich in den Rahmen der übrigen indogermanischen Philologien eingegliedert hat, sondern daß er seine Berichte beide Male in Fühlung mit der dort vor sich gehenden Forschung gestaltet hat. Horn brachte von seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit die Verbindung mit den Problemen der Germanistik und Indogermanistik mit. Er hat, seit er früh die notwendige Einzelforschung und Zusammenfassung der neuenglischen Lautgeschichte unternahm, an dieser Verbindung treu festgehalten. Von seinem Lehrer Behaghel war auch sein Sinn für lebendige Sprachforschung gespeist worden, der letzten Endes in der Liebe zur eigenen Muttersprache und dem hessischen Heimatdialekt wurzelte. Übrigens ist der ganze Band[1]) ein erfreuliches Dokument der hessischen philologischen Arbeitsgemeinschaft, in deren Mittelpunkt die lebensvolle Persönlichkeit von O. Behaghel stand, die über die Schulbegriffe hinausragte und uns schon zu Beginn des neuen Jahrhunderts eindringlich auf Diltheys geistesgeschichtliche Forschungen hinwies.

5.

Neue existentiell begründete Aufgaben werden weder in der Forschung noch in der Lehre willkürlich gesetzt und gelöst, sie werden in der Entscheidung für die Erfüllung geschichtlicher Aufgaben vollzogen. Im 18. Jahrhundert hing die Aufgabe der englischen Studien in Deutschland mit der Lage des römischen Reiches deutscher Nation zusammen,

---

[1]) Sehr sinnvoll berichtet W. Fischer über die neuere Beowulfforschung, in der sich neben der Sprachwissenschaft die Arbeitsgemeinschaft mit den Germanisten am längsten gehalten und besonders fruchtbar ausgewirkt hat.

das sich seiner Auflösung näherte, in dessen Rahmen aber die deutschen Stämme sich wenigstens noch einen geistigen Gemeinschaftsleib, die deutsche Geistnation, zu schaffen suchten. Das englische Volk, seine Dichtung und Kultur stand in besonderer Weise im Blickfeld der Männer, aus deren Kreis die wichtigsten Ideen und Impulse zur Begründung der neuen Philologien (Germanistik, Romanistik usw., vergleichende Sprachwissenschaft) und Neubelebung der alten (klassische und orientalische Sprachen einschl. Sanskrit) ausgegangen sind. Diese Ideen und Impulse entspringen aus dem neuerwachten, zum Teil leidenschaftlichen Fragen nach der Bedeutung der Sprache und ihrer Gestaltungen für die Wiedergeburt menschheitlichen Seins und volkhaften Werdens.

Als die Anglistik sich in Deutschland im späteren 19. Jahrhundert als eine der letzten dieser neuen Philologien im Rahmen der nun vorwiegend positivistisch gerichteten Universität konstituierte, da war das Verhältnis des deutschen „öffentlichen Geistes" zu England ein ganz anderes geworden. Das große einseitige Interesse der öffentlichen Wortführer und Sprachgestalter am zeitgenössischen englischen Leben und seiner Literatur besteht nicht mehr. Forschungsgegenstände sind für die unzünftigen Forscher und später lange für die zünftigen Fachgelehrten: Shakespeare, Milton, die Aufklärung, die Romantik, und vor allem in steigendem Maße die älteren und ältesten Teile der Überlieferung, das Angelsächsische. Es ist klar, daß diese Gegenstände wesentlich noch aus dem deutschen Gesichtskreis des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts stammen. Aber England, das Land und das lebendige Volk selbst, dessen fortschreitende Geisteskultur und festgefügte nationale Kulturtradition im 18. Jahrhundert vor Augen stand als Vorbild oder Gegenbild, tritt immer mehr zurück, es steht kaum in Beziehung zur Forschung. Man erforscht die älteren Teile der Sprache und Literatur des englischen Volkes immer mehr wie die der antiken Völker. Die Gegenwart des englischen Volkes, das nach dem Verlust des ersten Imperiums mit der Überwindung Napoleons und der fortschreitenden Industrialisierung in eine ganz neue Phase seines Lebens getreten war, wurde kaum sichtbar; sie liegt in zunehmender Abgeschlossenheit,

auf der Insel verborgen, eine Welt für sich, in immer stärker wachsendem Maſse dem zweiten Imperium zugekehrt. Die englischen Einflüsse nach Deutschland hören dabei nicht auf, nach zeitweiligem wellenförmigen Abebben steigern sie sich. Sie sind technisch-industrieller, wirtschaftlicher, wissenschaftlicher Natur. Die gesellschaftlichen und politischen kommen vielfach in französischer Ab- und Umwandlung. Die englische Literatur wird dauernd verfolgt und zum Teil sehr stark aufgenommen (Dickens!), aber sie ist jetzt nur ein Einfluſs unter vielen aus aller Welt; es ist das Zeitalter der Weltliteratur, das Goethe — nicht ohne Warnung — angekündigt hatte.

Die neue englische Philologie in Deutschland vermag jetzt die zeitgenössische und ältere englische Literatur in ihrem Wertzusammenhang mit Geschichte und Gegenwart des englischen wie des eigenen Volkes nicht mehr zu deuten, wie es einst die Forscher und Kritiker des 18. Jahrhunderts getan hatten, deren Erbe sie angetreten hatte. Wie wertvoll, zum Teil unerläſslich, auch die Beschränkung in Ziel, Umfang des Stoffes und Methode bei den anglistischen Fachmännern war, die auf den deutschen Universitäten forschten und die Lehrer der höheren Lehranstalten ausbildeten, es bleibt aber eine Tatsache, daſs die besonderen Werte, die ihrem Gegenstande innewohnten, dem eigenen Volke und seinen geistig Verantwortlichen nicht gedeutet wurden.

Erst allmählich wurde kurz vor und eigentlich erst in und nach dem Kriege, der sich in der Tragik des Zusammenpralls der beiden stammverwandten Völker zur Weltkatastrophe auswuchs, die Frage nach dem Ziel, nach dem Sinn und dem Wert unserer englischen Studien gestellt. Es wurde von Wilhelm Dibelius der Versuch einer Zusammenschau von „England“ (1922), des englischen Nationalstaates im britischen Weltreich, aus der praktisch-politischen Not der Kriegserfahrung gemacht. England, ob Gegner oder Freund, wir müssen ihn genau kennen — solches „Wissen“ ist ein Teil notwendiger „Macht“. Später, im Jahre 1927 auf der Göttinger Philologentagung, hat H. Schöffler die Frage nach dem Wert der englischen Studien für unsere Bildung unmittelbar gestellt in seinem Vortrag „England

in der deutschen Bildung".[1]) England, ob wir seinen Einfluſs lieben oder verabscheuen, es hat ihn in so ungeheurem Maſse auf nahezu alle Teile unseres eigenen Lebens als Nation ausgeübt und übt ihn weiter. Den englischen Studien müssen wir aus diesem Grund Raum vergönnen in unseren Unterrichtsanstalten und in unserem nationalen Bildungswesen. Wir haben der Tatsache ins Auge zu sehen, daſs der „angelsächsische Tag" der Weltgeschichte angebrochen ist. Der englische Einfluſs ist ein Teil der Welt, in der wir leben. Es ist die Beschäftigung mit „Angelsachsen" eine innere, eine Bildungsnotwendigkeit.

In beiden Fällen — bei Dibelius und bei Schöffler — tritt die Frage der Deutung und Wertung gegenüber der Aufgabe der Sichtbarmachung eines übermächtigen Tatbestandes zurück, sie fassen ihren Gegenstand weniger mit philologischen als mit historisch-soziologischen Kategorien an.

In welcher Richtung liegt die im eigentlichen Sinne philologische Durchleuchtung des Gegenstandes „England", den wir dermaſsen sichten, ja eigentlich der ganzen „Anglia" (wie man glücklich die ganze englisch sprechende Welt genannt hat)?

Ein Beispiel möge es uns zeigen. Das englische Volk ist das einzige der stammverwandten Völker, das gleich unserem eine groſse weltgeschichtliche Rolle im Sinne der Reichsbildung zu spielen berufen war. Angehörige der drei germanischen Stämme der Angeln, Sachsen und Euten bilden den Grundstock der Volksbildung. Die Volkwerdung der Stämme ist wesentlich mit der Aufnahme des antiken Erbes und dem Eintritt in den Bereich der christlichen Kirche verknüpft. Bei aller fundamentalen Verschiedenheit (durch die klimatischen, geopolitischen Gegebenheiten der Insel, besonders eigentümliche geschichtliche Schicksale, andere Vermischung mit keltischer und vorkeltischer Bevölkerung usw.) hat das englische einen dem deutschen Volke darin wesentlich verwandten geschichtlichen Gang, daſs auch ihm die Reformation und Gegenreformation zum Volksschicksal geworden ist. Die Umbildung in der Einheit des Abendlandes hat sich langsam vorbereitet. Der National-

---

[1]) Leipzig 1929.

staat setzt in seiner Bildung früh ein. Die nationale Sonderbewufstheit erreicht im 17. Jahrhundert ihre volle Entfaltung. Aber es entsteht nicht eine einheitliche Nationalkirche, sondern es entstehen viele Kirchen neben einer Staatskirche, alle mit dem Anspruch der Katholizität. Majoritäten und Minoritäten schwanken. In dieser Zeit vollzieht sich eine Regeneration im Volke. Das Wesen dieser Regeneration ist ebenso wie die Geburt des englischen Volkes mit der Kirche Christi verbunden. Wir rühren hier an das Geheimnis der nationalen Sonderart und des volkheitlichen Seins in England. Als solches mufs es Leopold von Ranke empfunden haben, als er angesichts der Ereignisse des 17. Jahrhunderts, das ihm immer mehr Mittelpunkt der ganzen englischen Geschichte geworden war, die unvergefslichen Worte schrieb:

„Ich wünschte mein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen, die, im Laufe der Jahrhunderte mit- und durcheinander entsprungen und erstarkt, nunmehr gegeneinander aufstanden und in einen Kampf gerieten, der, indem er sich in blutigen und schrecklichen Schlägen entlud, zugleich für die wichtigsten Fragen der europäischen Welt eine Entscheidung in sich trug."

Wie man nun auch die Grenzen der Rankeschen Geschichtsschreibung und Haltung abstecken mag, seine englische Geschichte ist der bedeutendste Beitrag, den Deutschland im 19. Jahrhundert zur Erfassung des Ablaufs und Sinns der englischen Volksgeschichte gegeben hat. Ranke hat Licht auf das 17. wie auch das 16. Jahrhundert in England geworfen, als auf den Angelpunkt, um den sich das Geschehen nach vor- und rückwärts dreht. Die deutsche Anglistik ist ihm lange nicht gefolgt. Eher taten es die Soziologen (M. Weber), Theologen (Troeltsch) und Nationalökonomen (v. Schulze-Gaevernitz) usw., die Teilansichten mit ihren Kategorien behandeln. Noch 1930 schreibt Brie mit Recht, das 17. Jahrhundert werde wenig erforscht von deutschen Anglisten. Einiges war geschehen, mittlerweile ist mehr geschehen — und die deutsche Forschung findet sich hier mit der englischen zusammen.[1])

[1]) Vgl. Brie a. a. O. 228; Spira Anglia LIX, 404 ff.; auch P. Meifsner, *Die geistesgeschichtlichen Grundlagen des englischen Literaturbarocks*, München 1934.

Die Einheit des Geschehens von Shakespeare zu Dryden und Swift, von Elisabeth zu Wilhelm III., von Hobbes zu Locke, von Bacon zu Newton, von Hooker zu Fox und Law, die Ranke vom staatlichen Gesichtspunkt erschaute, gälte es in einer Literaturgeschichtsschreibung festzuhalten, die die Literatur in ihrem Zusammenhang mit der Geschichte des englischen Volkes darzustellen wüfste. Sie wäre Wegweiser und Leuchtzeichen nach vor- und rückwärts. Eine solche Darstellung besitzen wir noch nicht, weder in England noch in Deutschland oder sonstwo. Die grofse *Cambridge History of English Literature* ist in der Hauptsache eine Sammlung von biographischen Essays verschiedener Autoren. Saintsburys Darstellungen sind einseitig ästhetisch gerichtet, ebenso wie die von Gosse, um nur zwei der bekanntesten älteren Bücher von einem einzelnen Verfasser zu nennen. Die französische Literaturgeschichte von Legouis und Cazamian, die den Stoff zwar nur unter zwei Persönlichkeiten aufgeteilt hatte, reifst leider gerade das 17. Jahrhundert völlig auseinander. Taines Werk bedeutete einen gröfseren und einheitlicheren Wurf. Er war der klassische Positivist, den man sorgfältig lesen mufs, um zu wissen, was es kostet, den Positivismus wahrhaft zu überwinden. Ten Brink blieb Torso. Die Aufteilung in Walzels *Handbuch* ist etwas glücklicher im Hinblick auf unsere Epoche, aber zu einer einheitlichen Auffassung ist ja auch hier keine Möglichkeit. Niemand wird sich über die Schwierigkeit einer Aufgabe, wie wir sie im Auge haben, täuschen. Auch wird man den Verfassern der genannten Werke gar nicht genug danken können für die Erhellung der geschichtlichen Zusammenhänge wie die Erforschung der Individualitäten von Werken und Menschen. Aber darüber dürfen wir nicht aufser acht lassen, die Aufgabe als Ziel zu sichten und so scharf wie möglich zu umreifsen, der die Literaturgeschichtsschreibung zustreben soll. Über Gattungs- und Ideengeschichte, Monographien von Werken, Darstellungen von Wesen und Werk schaffender Persönlichkeiten hinaus steht der geschichtliche Zusammenhang des Volkes, in dem Sprache, Literatur und Kultur eine Einheit bilden. Diese Einheit meinten die grofsen Forscher des 18. und 19. Jahrhunderts,

wenn sie vom Volksgeist sprachen. Er ist nicht Selbstzweck und besteht auch nicht aus sich selbst. Welcher Geist ein Volk leite und seine Schriftwerke erfülle, ob er es seiner Bestimmung in der Menschheit zuführe oder nicht, das waren die Ziele, um deretwillen unsere Altvorderen die Philologie mit Eifer betrieben. Jedes Lesen, Hören und Sprechen, jede Interpretation war von diesem Eifer erfüllt.

KÖNIGSBERG. THEODOR SPIRA.

LAUTGESETZ UND TELEOLOGIE.

Der Gelehrte, dem unser Festgruſs gilt, hat uns besonders in seiner Schrift *Sprachkörper und Sprachfunktion* wertvolle Hinweise geschenkt über das Wesen der sog. Lautgesetze. Er hat aber auch dem zweiten Teile des in der Überschrift genannten Begriffspaares sein Interesse zugewandt, ich erinnere vor allem an seine klassische Studie über "Zweck und Ausdruck" in der Sprache. Es soll daher im folgenden versucht werden, zu zeigen, wie einige Kernpunkte der Lautgesetzfrage vom Standpunkt der Teleologie aus zu beurteilen sind.

Die Zusammenstellung 'Lautgesetz und Teleologie' erfolgt meines Wissens hier zum erstenmal. Seit einem Menschenalter aber hat man sich gewöhnt an die Gegenüberstellung von Lautgesetz und Analogie im Sinne der Junggrammatiker. Daſs hinter den Analogiebildungen psychische Tendenzen stehen, speziell sog. Ordnungstendenzen, das haben auch die Junggrammatiker von jeher behauptet; demgegenüber war aber nach ihrer ursprünglichen Lehre der nicht analogische Lautwandel ein rein physiologischer und mechanischer Vorgang. Für den Teleologen gibt es einen solchen Dualismus nicht, nach ihm wurzeln beide Teile des Begriffspaares in der Seele des sprechenden Menschen. In diesem Sinne hat E. Hermann sein Buch *Lautgesetz und Analogie* (1931) geschrieben, und wenn man neuerdings noch 'Gesetz' und 'Tendenz' einander gegenübergestellt hat — es heiſst z. B. bei der Besprechung einer Spracherscheinung: "ein Gesetz ist das natürlich nicht, höchstens eine Tendenz" — so weiſs man schon, was damit gemeint ist, man bedenke aber, daſs auch 'Gesetze' in der Sprache stets nur durch Tendenzen zustande kommen.

Als geistiger Vater der späteren junggrammatischen Richtung darf wohl Aug. Schleicher gelten. Wenn man immer wieder von ihm behauptet, daſs er die Sprache als einen Naturorganismus betrachtet habe, so ist das in dieser allgemeinen Fassung wohl nicht richtig. Das ergibt sich klar aus einem wenig beachteten, aber für die ganze Lehre der Junggrammatiker wichtigen Abschnitt in dem Werke *Die deutsche Sprache*[1]):

> "Die Lautlehre ist eine Fortsetzung der Wissenschaft vom menschlichen Leibe; die Satzlehre leitet in die Wissenschaft vom Geiste hinüber. Zunächst greift die Philologie ein; der Satzbau des einzelnen Schriftstellers, die Lehre vom Stil gehört schon nicht mehr der Sprachwissenschaft an, hier fängt die Freiheit des Willens an[2]), der natürliche Zwang wird loser, und die Wissenschaft, die sich mit dem Stile beschäftigt, ist eine Wissenschaft des Geistes, eine historische (im weitesten Sinne des Wortes), keine Naturwissenschaft. So sind wir also mit der Syntax am Ende der Glottik angelangt."

Nach Schleicher zerfällt also die 'Glottik' in zwei Teile, einen naturwissenschaftlichen mit der Lautlehre und einen geisteswissenschaftlichen mit Syntax und Stilistik. Innerhalb der Lautlehre spielt die Willensfreiheit des Individuums keine Rolle. Daher verläuft auch nach der junggrammatischen Lehre der eigentliche Lautwandel ganz "unwillkürlich" und rein mechanisch. Nachdem Schleichers Schüler, Aug. Leskien, das junggrammatische Axiom zum erstenmal schriftlich formuliert hatte, erschien es bald darauf in der bekannten Fassung von Osthoff und Brugmann[3]): "Aller Lautwandel, soweit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach ausnahmslosen Gesetzen". Wer diesen Satz anerkennt, kann kein Teleologe sein, und umgekehrt. Als Beispiel für den letzten Fall diene H. Schuchardt, der Verfasser der Schrift *Über die Lautgesetze gegen die Junggrammatiker* (Berlin 1885). Es hat sein diesbezügliches wissenschaftliches Glaubensbekenntnis 1918 veröffentlicht[4]):

> Im Ltbl. f. german. und roman. Philologie vom 4. April 1887 habe ich ... eine schon 1882 von mir getane Äuſserung wieder aufgegriffen:

---

1) [5]1888, S. 128.

2) Von mir gesperrt.

3) *Morphologische Untersuchungen* I (1878), p. XIII.

4) Sitz.-Ber. Ak. d. Wiss. Wien, ph.-hist. Kl., Bd. 182 (1918), S. 10.

"Hiatustilgung annehmen heiſst eine Teleologie in die Sprachentwicklung hineintragen, welche mit ihr unvereinbar ist". Diese Ablehnung teleologischer Betrachtungsweise widerrufe ich nun, oder besser gesagt, ich berichtige den Ausdruck. Sie steht nämlich nur scheinbar im Widerspruch zu dem lebhaften Kampf, den ich gegen die Auffassung der Sprache als eines Organismus führte; sie ist geradezu aus ihm geboren. Man hatte diesen Organismus mit eigenen Strebungen, eigenen Zwecken ausgestattet; solche konnte ich nur in den sprechenden Individuen finden und fand sie auch da, wie unter anderem mein Schriftchen: Über die Lautgesetze (1885) bezeugt."

Gemäſs dieser seiner Einstellung hat Schuchardt dem Lehrsatz der Junggrammatiker die notwendige geisteswissenschaftliche Umprägung gegeben, vor allem dadurch, daſs er nachwies, man dürfe keine der Sprache innewohnenden Gesetze annehmen, sondern nur solche soziologischer Natur.[1]) Zum Kernpunkt der sog. Ausnahmslosigkeit kann sich der Teleologe nur folgendermaſsen äuſsern: Abzulehnen ist die Annahme, daſs die Lautgesetze der Natur der Sache nach keine Ausnahmen haben können. Zugegeben wird, daſs manche Lautgesetze tatsächlich keine Ausnahme haben[2]), wobei aber zu beachten ist, daſs diese Regelmäſsigkeit oft etwas Sekundäres ist, das am Schlusse der Entwicklung steht "als Ergebnis eines lange dauernden Ausgleichs von früheren Verschiedenheiten, die oft in zerstreuten Resten noch fortleben".[3]) Die der Leipziger Schule als etwas Selbstverständliches geltende Regelmäſsigkeit und Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze ist uns heute ein Problem, aber kein hoffnungsloses Problem für denjenigen, der davon überzeugt ist, daſs die Rätsel der Sprachgeschichte zu lösen sind bei richtiger Erkenntnis der Bedingungen und der treibenden Kräfte.

---

[1]) *Das Baskische und die Sprachwissenschaft* [Sitz.-Ber. Wiener Ak., ph.-hist. Kl., Bd. 202, 4. Abh. (1925), S. 5]. Natürlich wird damit nicht geleugnet, daſs es in der Lautsprache liegende Bedingungen für sprachliche Veränderungen gibt, vgl. mein *Handbuch der erklärenden Syntax* (Heidelberg 1931), S. 11ff. Besser würde man mit Jaberg Lb. 1924, Sp. 101f. so formulieren: die für den Lautwandel charakteristische Regelmäſsigkeit ist "nicht eine inhärente Eigenschaft des Lautwandels, sondern etwas langsam und unter der Zusammenwirkung mannigfacher Ursachen Gewordenes".

[2]) Vgl. E. Hermann, a. a. O. 40.

[3]) E. Schwyzer, *Griech. Grammatik*, München 1934, S. 18; vgl. auch Fischers Urteil bei E. Hermann a. a. O. 35.

Fr. Maurer[1]) betont die „wichtige Tatsache, daſs gewisse Triebkräfte geradezu auf Regelmäſsigkeit hinarbeiten und ihrer Natur nach hinarbeiten müssen."[2]) Man kann hier an erster Stelle den Nachahmungstrieb nennen, der sich gerade in primitiver Gemeinschaft auſserordentlich stark geltend macht. Eng verbunden mit dieser Scheu des Einzelnen durch irgendwelche Besonderheiten aufzufallen, ist der Unterordnungstrieb; man unterwirft sich willig der von der Umgebung ausgeübten Korrektur sowie dem von führenden Persönlichkeiten oder von ganzen Gruppen ausgehenden Prestige. Lehrreich ist auch, was K. Brugmann[3]) über die zentripetale Kraft des Nationalbewuſstseins ausführt. Gerade in den ältesten Zeiten der idg. Völker werden sich solche Absonderungstendenzen als Folge eines gesteigerten Wir-Bewuſstseins gegenüber Nachbarvölkern geltend gemacht haben. Es versteht sich von selbst, daſs die auf Regelmäſsigkeit hinarbeitenden Ordnungstendenzen nicht übersehen werden dürfen; sie eignen besonders einzelnen ordnenden Naturen, die sich durch stärkeres Sprachsystemgefühl auszeichnen, und ihrer Führung schlieſst sich die Masse an.[4]) Ganz im Anfang der junggrammatischen Bewegung hat Fr. Misteli betont, es sei methodisch falsch, neben ausnahmslosen Lautgesetzen und neben dem psychischen Mechanismus noch verschiedene "Spezialtriebe" einzuführen, die ganz dem Dunstkreis einer veralteten Psychologie entstammten.[5]) Heute können wir diesen Satz dahin berichtigen, daſs wir sagen: Gerade weil der Lautwandel mit so groſser Regelmäſsigkeit vor sich geht, müssen eine Reihe von Triebkräften hinter ihm stehen; Gesetz und Tendenz sind keine sich ausschlieſsende Gegensätze, sondern, wie wir schon eingangs betonten, wesensverwandt.

Verweilen wir noch einen Augenblick beim oben genannten Lehrsatz der *Morpholog. Unters.*, speziell bei dem Zwischensatz "soweit er (sc. der Lautwandel) mechanisch vor sich geht",

---

1) *Volkssprache* (Erlangen 1933), S. 128.
2) Vgl. auch ebd. S. 130f.
3) Grdr. I² (1897), S. 23.
4) Vgl. Jaberg Lb. 1924, 101 über Puşcariu.
5) Vgl. Verf. GRM. 16, 14 und 28.

der, wie G. Curtius[1]) gezeigt hat, soviel besagt wie "soweit nicht Analogie in Betracht kommt". Der allzu verschwenderische Gebrauch, der in der Blüte der junggrammatischen Richtung mit dem aus der Naturwissenschaft herübergenommenen Worte 'mechanisch' gemacht wurde, rief R. Meringers Ausruf hervor: "Nichts in der Sprache ist mechanisch"[2]), und im Jahre 1926 konnte Friedrich Schürr schreiben: "An einen rein mechanischen Lautwandel werden heute wohl nur noch wenige glauben".[3]) Zu diesen wenigen gehört Fr. Maurer, der bei aller Anerkennung der teleologischen Betrachtungsweise doch der Ansicht ist, daſs es in einigen wenigen Fällen auch einen 'unteleologischen', mechanischen oder rein physiologischen Lautwandel gibt.[4]) Maurer kann sich nicht denken, daſs hinter so eminent auf physiologischer Grundlage sich vollziehenden Wandlungen wie Nasalierung oder vokalischer Umfärbung irgendwelche Tendenzen stehen sollten. "Zwischen zwei oder drei Generationen geht in langsamer, stetiger Entwicklung etwa eine so leichte lautliche Verschiebung vor sich, die ein *ou* zu *au* entwickelt; die ein stark nasaliertes *klan* (klein) immer mehr von seiner Nasalierung verlieren läſst, bis ein helles *kla* entsteht. Solche Entwicklungen gehen langsam vor sich und dauern lange."[5]) Gewiſs, aber weshalb sollten die Urheber solcher Lautänderungen ganz tendenzlos gesprochen haben? Ist es nicht eine gewöhnliche Erscheinung, daſs die jüngere Generation gegenüber der älteren ein Variationsbedürfnis empfindet, daſs sich bei ihr eine selbstbewuſste Absonderungstendenz Geltung verschafft? Ich will damit nicht behaupten, daſs diese Tendenzen nun gerade in den von Maurer genannten Fällen wirksam gewesen sind; es soll nur ganz allgemein betont werden, daſs auch da mit Tendenzen der verschiedensten Art gerechnet werden muſs, wo wir sie auf

---

[1]) *Zur Kritik der neuesten Sprachforschung* (Leipzig 1885), S. 8.

[2]) Vgl. Fr. Schürr, *Sprachwissenschaft und Zeitgeist* ²1925, S. 41; vgl. auch in meinem *Handbuch der erklärenden Syntax* § 57 die Literatur über mechanische Gewohnheitshandlungen.

[3]) ZRPh 46, 305.

[4]) ZfdA 52 (1933), S. 2f., 5, 7; *Volkssprache* S. 127ff.

[5]) a. a. O. 129.

den ersten Blick nicht mehr zu erkennen vermögen.[1]) Eine Erklärung für Maurers Standpunkt dürfte wohl durch Hermann[2]) gegeben sein, wo es heiſst, daſs wir vielerlei Vorgänge beim Sprechen und beim Sprachwandel deswegen nicht richtig beurteilen, weil wir für gewöhnlich nur unterscheiden zwischen bewuſst und unbewuſst, während es in Wirklichkeit viele Abstufungen zwischen beiden Geisteshaltungen gibt, von denen die bei Hermann an dritter Stelle genannten "Vorstellungen im Hintergrunde des Bewuſstseins" für die Sprache besonders wichtig sind. Im übrigen sei verwiesen auf die treffende Begründung der teleologischen Betrachtungsweise durch E. Otto.[3]) Der physiologisch-mechanische Lautwandel, an den Maurer glaubt, muſs sich dieselbe Kritik gefallen lassen, die Holger Pedersen einmal an dem Versuch der Junggrammatiker geübt hat, die Lautveränderungen rein physiologisch durch Änderung in den Sprachorganen zu erklären; er bemerkt ironisch, daſs dies ebenso falsch und undurchführbar sei, wie wenn man die Entwicklung des Tanzes durch Änderung in der Beinmuskulatur erklären wolle.[4]) Nein, ein Teleologe kann nur mit E. Hermann[5]) sagen: "Anderen Sprachwandel als den, daſs unter gewissen Bedingungen gewisse Kräfte wirksam werden, gibt es überhaupt nicht", und es geht nicht an, diese Kräfte für einen Teil der sprachlichen Veränderungen anzuerkennen, für einen andern sie zu leugnen.[6])

Maurer ist kein prinzipieller Gegner der Teleologie, und man kann bei ihm auch nicht von einer Teleophobie sprechen, wie bei Kaspar Rogger, dem Verfasser der Studie *Vom Wesen des Lautwandels* (Leipzig 1933). Die alte Furcht vor der Frage Wozu? und die ängstliche Beschränkung auf die

---

[1]) Vgl. L. Spitzers lehrreichen Nachweis für das Französische in dem Aufsatz "Zum Warum der Lautentwicklung": *Mélanges de Philologie* (Groningue 1933) 306ff.

[2]) *Lautgesetz und Analogie* S. 3.

[3]) IF 52 (1934), S. 177ff.; vgl. hier besonders, was S. 187 gegenüber dem Skeptizismus J. B. Hofmanns gesagt ist.

[4]) Vgl. Sverdrup NTS IV, 415.

[5]) a. a. O. 2.

[6]) Vgl. Ingeborg Slotty, *Zur Geschichte der Teleologie in der Sprachwissenschaft.* Diss. Breslau 1935, S. 4.

Frage Woher? tritt uns hier wieder entgegen. Die Sprache ist ihm eine Tätigkeit, und als solche hat sie "in erster Linie nicht einen Zweck, sondern eine Ursache ... Der Zweckgedanke, den die nüchterne Reflexion in die Betrachtung hineinträgt, fälscht das Problem ... Sogar die Arbeit hat ursprünglich keinen Zweck."[1]) Diese Ausschaltung des Zweckgedankens bei Rogger hängt zusammen mit seiner Ansicht, dafs die Sprache ihrem Wesen nach Ausdruckstätigkeit sei, während doch z. B. gerade W. Horn betont hat[2]), dafs neben dieser Ausdruckstätigkeit auch die Zwecktätigkeit zu berücksichtigen ist. Wer die Tendenzen ignoriert und nur mit Bedingungen arbeitet, verfällt notgedrungen einem Agnostizismus, wie er z. B. in der Schrift von H. Lommel[3]) zum Ausdruck kommt: "Die Ursache des Lautwandels ist unbekannt". Das führt dann notwendig zu einem Mystizismus, d. h. zur Vorstellung von einer eigenartigen geheimen Kraft, "welche die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft, ohne dafs sie es merken, zwingt, allmählich beim Sprechen eine gewisse Veränderung auszuführen".[4]) Man hat nicht mit Unrecht behauptet, dafs die Sprachwissenschaft auf diese Weise ärmer gemacht wurde, da ja bei dem Hineinpressen des Lautwandels in das Schema physikalischer Gesetze als störend all das ausgeschaltet wurde, "was vom Geistigen herkam und zum Geistigen sprach".[5]) Folgenschwerer war die Vereinsamung der Sprachwissenschaft[6]), und es berührt eigenartig, wenn man bei O. Jespersen[7]) liest:

"Eine englische Psychologin, Lady Welby, erzählt, wie grofs ihre Verwunderung war, als sie das Studium der vergleichenden Sprachwissenschaft anfing und die Entdeckung machte, dafs diese die Sprache nicht als Mittel zu einem Zweck betrachtete, sondern in genau derselben Weise behandelte, wie man etwa ferne Sternbilder und ihre uns nicht angehenden

---

[1]) S. 101.

[2]) Zuletzt Engl. Stud. 70 (1935), 46ff.

[3]) *Wie studiert man Sprachwissenschaft?* (Frankfurt 1921), S. 10.

[4]) Schürr, *Sprachwissenschaft und Zeitgeist*[2] 41.

[5]) Jaberg in *Festgabe S. Singer* (Tübingen 1930), S. 81.

[6]) Vgl. K. Stegmann von Pritzwald N. J. f. Wissenschaft u. Jugendbild. IX (1933), S. 454.

[7]) Scientia XVI (Bologna 1914), S. 229.

geheimnisvollen Bewegungen studiert.[1]) Und ähnlich sagt der geistvolle englische Literaturforscher Sir Walter Raleigh, dafs die Sprachforscher alles mögliche über die Sprachen wissen, mit Ausnahme nur von dem, wozu die Sprache zu gebrauchen ist."

Andrerseits wird der Teleologe von heute mit Befriedigung und einer gewissen Verwunderung lesen, dafs schon G. Curtius als Vorläufer der neuen Richtung den Satz geschrieben hat: "Es zeigt sich hier ... wie anderswo, dafs es aufser den Lautgesetzen und Analogiewirkungen doch noch allerlei andere Kräfte und Triebe in der Sprache gibt, die man nicht übersehen darf."[2]) Curtius war es ja auch, der gegenüber dem Schlagwort von den 'blind' wirkenden Lautgesetzen behauptete, dafs der normale Verlauf eines Lautwandels gleich im Anfang schon unterbrochen werden könne durch ein Streben, die bedeutungsvollen Laute und Silben zu konservieren. Nachdem O. Jespersen und besonders W. Horn diesen bedeutsamen Satz der Nachwelt wieder in die Erinnerung gebracht haben, sind gerade in den letzten Jahren so viele Beobachtungen für das Walten dieses Strebens nach Deutlichkeit und Klarheit gemacht worden[3]), dafs wir den bekannten Satz bei H. Paul[4]) "Es gibt in der Sprache überhaupt keine Präkaution gegen etwa eintretende Übelstände, sondern nur Reaktion gegen schon vorhandene"[5]) als falsch bezeichnen können. Wer das noch bezweifelt, der lese aufser der Widerlegung Pauls durch E. Hermann[6]) Pușcarius Ausführungen über das Istrorumänische bei K. Jaberg[7]), der zu dem Schlufs kommt: "Die lautliche Entwicklung zeigt sich

---

[1]) "As you might treat some distant constellation in space and its, to us, mysterious movements".

[2]) *Zur Kritik der neuesten Sprachforschung* S. 51.

[3]) Vgl. z. B. E. Hermann, *Lautges. u. Analogie* 39, 56, 59f., 65f.; ders., *Altgriechisch und Neugriechisch* (Berlin 1934), S. 17; Kretschmer, Glotta 23 (1934), S. 8; Ammann IF 52 (1934), S. 278; E. Schwyzer, *Griech. Grammatik* S. 288f.; E. Öhmann, *Über Homonymie und Homonyme im Deutschen* (1934), passim.

[4]) *Prinz.*[5] S. 250.

[5]) Ähnlich F. de Saussure, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* (1931), S. 106.

[6]) *Lautges.* 159.

[7]) Lb. 1924, 100.

hier durch die Rücksicht auf die Deutlichkeit bestimmt." Ebenso urteilt Schürr[1]): "Das ist ein Verhalten, das vom Standpunkt der Lautgesetze völlig irrational erscheint . . . Die Ausdehnung des Lautwandels macht dort halt, wo zwingende Gründe ihn ausschliefsen."

Die Beobachtungen Puşcarius sind, ebenso wie die von Jaberg und Schürr an lebenden Sprachen gemacht, und wenn wir heute Aufkommen und Verlauf eines Lautwandels in einigen Grundzügen zu rekonstruieren vermögen, so verdanken wir auch das in erster Linie dem Studium der lebenden Sprachen. Ein Bruch mit der Vergangenheit ergab sich dabei zunächst insofern, als das im Anfang der junggrammatischen Richtung[2]) übliche Schlagwort vom generellen und simultanen Ursprung des Lautwandels als Irrtum erkannt wurde. Dafs eine Änderung der bisherigen Sprechweise gleichzeitig bei allen Individuen einer Sprachgemeinschaft in die Erscheinung trete, oder, wie Vofsler[3]) es drastisch ausdrückt, der Lautwandel über uns kommt "wie eine Maulseuche, so dafs wir nicht anders können und mit einem Schlage alle auf einmal *piede* statt *pede* sprechen", daran konnte im Ernst nur einer glauben, der vom Walten einer geheimnisvollen in die Sprechweise jedes Einzelnen eingreifenden Macht überzeugt war. Natürlich war bei dieser kollektivistischen Auffassung der Sprachentwicklung im Sinne eines Wundt kein Platz für eine teleologische Betrachtungsweise[4]); diese konnte erst wieder zum Durchbruch kommen, als Volks- und Völkerkunde an die Stelle des "individuenlosen Herdengeistes" die Lehre von den "führenden Individuen" setzten.[5]) Für das Aufkommen sprachlicher Neuerungen wurde besonders lehrreich die Schrift P. Kretschmers *Die Wortschöpfer*

---

[1]) ZRPh 46 (1926), 296.

[2]) Später haben die Junggrammatiker selbst ein Übergangsstadium zwischen dem alten und neuen Zustand angenommen.

[3]) *Positiv.* 55.

[4]) Vgl. Schuchardt, Sitz.-Ber. Ak. Wiss. Wien, phil.-hist. Kl. 182 (1918), S. 11f.

[5]) Vgl. *Handbuch d. erklär. Syntax* S. 244, Lit. zu § 106 und E. Hoffmann-Krayer, *Individuelle Triebkräfte im Volksleben:* Schweiz. Archiv f. Volkskunde XXX (1930), S. 169ff.

(Wien 1925). Der hier für die Wortforschung nachgewiesene individuelle Ursprung von Neuprägungen gilt auch für die Lautlehre, und zwar haben wir in den meisten Fällen mit einem spontanen Zusammentreffen mehrerer Individuen zu rechnen (sog. polygenistischer Ursprung). Kretschmer läſst uns auch meistens einen Blick tun in das hinter den Neuerungen stehende teleologische Triebwerk, das in entsprechender Weise natürlich auch für die Lautlehre Geltung hat. Hier nur ein Hinweis auf den oft verkannten Variationstrieb, von dem Hoffmann-Krayer[1]) richtig folgendermaſsen urteilt: "Es ist unzutreffend, wenn man die Lethargie des Volkes als allgemeingiltigen Grundsatz aufstellt. Auch das Volk ist für Wandlungen und Neuerungen empfänglich; nur richtet sich die Raschheit ihrer Aufnahme nach der geistigen Regsamkeit der betreffenden Volksgruppe oder, mit anderen Worten, nach dem Reichtum an leicht perzipierenden Individuen". Da die Motive zu sprachlichen Neuerungen oft gleichsam in der Luft liegen, werden an den verschiedenen Entstehungsherden einer Lautneuerung auch oft dieselben Tendenzen wirksam sein, und das ist dann auch der Hauptgrund dafür, daſs sich die neue 'Mode' durch eine meist bewuſste Nachahmung auf die ganze Sprachgemeinschaft ausdehnen kann. Diese Nachahmung pflegt um so allgemeiner zu sein, je primitiver eine Gemeinschaft ist, gemäſs dem soziologischen Gesetz van Ginnekens[2]): "Je ungebildeter die Völker sind, desto mehr gleichen sich die Individuen desselben Stammes, und desto verschiedener sind die Stämme untereinander. Je höher aber die Bildung, desto gröſser wird der Unterschied zwischen den einzelnen Individuen, desto auffallender wird die Angleichung des einen Volkes an das andere." In diesem Gesetz dürfte übrigens auch die Erklärung liegen für die Tatsache, daſs die Regelmäſsigkeit der Lautgesetze in älterer, vorliterarischer Zeit gröſser zu sein pflegt als später.[3])

---

[1]) a. a. O. 179.

[2]) Anthropos II, 704.

[3]) Vgl. Lerch, Jahrbuch f. Phil. I (1925), S. 101 und Maurer, *Volksspr.* 117.

Die Annahme von führenden Individuen ist auch notwendig zum Verständnis eines Vorganges, von dem man bisher mit Vorliebe behauptet hat, daſs sich der Übergang vom Alten zum Neuen hier "bei allen auf einmal" vollzogen habe, nämlich bei der sog. Lautsubstitution. Das wird jeder zugeben, der die ausgezeichneten Ausführungen Schürrs[1]) über Anpassungsbestreben, Anpassungsvermögen und Nachahmungstrieb zusammenhält mit dem besonnenen Abschnitt bei Hermann.[2]) Wie bereits oben[3]) angedeutet wurde, spielt auch bei der Ausbreitung und systematischen Durchführung eines Lautwandels die individuelle Begabung einzelner Führerpersönlichkeiten eine Rolle, vgl. K. Jaberg[4]) über Pușcariu, dem wir dankbar sein müssen für die Beobachtung, daſs es nicht nur schöpferische, sondern auch ordnende Naturen gibt, die z. B. bei der analogischen Ausbreitung einer Veränderung vom einzelnen Worte auf ganze Serien den anderen vorangehen. Die Ordnungstendenzen sind eben nicht bei allen Menschen gleich stark entwickelt; auch hier gibt es führende Individuen mit stärkerem Sprachsystemgefühl[5]) und gröſserem Bedürfnis nach Kategorisierung. Eine verwandte Erscheinung ist das Symmetriegefühl, wie es sich z. B. bei jenem Mädchen im Berner Jura einstellte, von dem Tappolet[6]) erzählt. Es bildete zu *roi* 'König' ein Femininum *roite*, wohl in Analogie nach *droit—droite*, ein origineller Versuch, die bei lat. *rex—regina* noch vorhanden, bei *roi—reine* aber stark reduzierte Lautähnlichkeit wiederherzustellen.

---

[1]) *Sprachwiss. u. Zeitg.*[2] 47ff. Vgl. auch ZRPh 46 (1926), 302.

[2]) *Lautges.* S. 18ff. Man vgl. auch, was ich Zs. f. dt. Bildung IX (1933), S. 9 im Anschluſs an Szadrowsky gesagt habe über das Eingehen auf die Sprechweise desjenigen, der eine fremde Sprache übernimmt und sich aneignet, wo ich auf Brugmann *Grdr.* I[2] (1897), S. 26 hätte verweisen können.

[3]) S. 23.

[4]) Lb. 1924, 101.

[5]) Vgl. dazu jetzt A. Debrunner IF 51 (1933), 269ff. Zu seinen Ausführungen ib. 279ff. beachte, daſs schon G. Curtius *Zur Kritik des neuesten Sprachforschung* (Leipzig 1885), S. 72 schreibt: "Worauf anders als auf solchem Sprachgefühl beruht es, daſs jeder Volksgenosse den stümpernden Ausländer verlacht oder verbessert?"

[6]) Deutsche Rundschau 1907, S. 399ff.

Kommt eine neue Sprechweise auf — gleichgültig, ob der Anstoſs dazu von auſsen oder von innen kommt — so wird nicht gleich das ganze entsprechende Wortmaterial von ihr ergriffen, es entsteht vielmehr ein Übergangsstadium mit Fällen der alten und der neuen Lautung. Das ist die Voraussetzung dafür, daſs von den Restbeständen der alten Aussprache aus ein Rückstoſs erfolgen kann, bevor der neue Lautwandel bis zu Ende durchgeführt ist. Es erklären sich solche Gegenstöſse aus einer Erstarkung des Wir-Bewuſstseins verbunden mit sog. Absonderungstendenzen.[1]) Ganz klar ist das z. B. bei einem von auſsen eingedrungenen Lautwandel.[2]) Um Absonderungstendenzen handelt es sich auch, wenn beim Zusammenstoſs eines siegreichen Eroberervolkes mit einer unterworfenen Substratbevölkerung das Gefühl der Überlegenheit bei der einen Partei geweckt wird[3]), und nicht viel anders ist es, wenn der von einer Volksschicht ausgegangene Lautwandel plötzlich von der übrigen Bevölkerung abgelehnt wird, weil aus irgend einem Grunde der Einfluſs und das Ansehen dieser Schicht zu sinken beginnt; vgl. das Beispiel bei E. Hermann[4]), aus dem man klar ersieht, daſs auch in sprachlichen Dingen die Mode umschlagen kann.

Ob nun ein Lautwandel abgelehnt wird oder ob er sich durchsetzt, die Hauptsache ist, daſs hinter diesen Vorgängen der Mensch mit seinem Denken, Fühlen und Wollen steht. Der Kampf um die Lautgesetze wird so lange weiter gehen, als es einen Kampf um Weltanschauung gibt. Das hat schon Voſsler[5]) angedeutet, und Schürr hat es weiter ausgeführt[6]) und betont, daſs alles darauf ankommt, ob die philosophische Grundüberzeugung des Sprachforschers die des Determinismus oder die des Indeterminismus ist. Jeder Teleologe wird sich

---

[1]) Vgl. besonders Schürr *Zeitg.* ²43ff., 53ff. und ZRPh 46, 298f.

[2]) Vgl. oben S. 23 Brugmanns Hinweis auf die zentripetale Kraft des Nationalbewuſstseins.

[3]) Man beachte in diesem Zusammenhange Meillets Folgerungen bzgl. der verschiedenen Schichten im Wortschatz der idg. Sprachen; zuletzt darüber J. Lohmann Gnomon XI (1935), S. 401ff. bei Besprechung des Werkes von P. Chantraine.

[4]) *Lautges.* 58f.

[5]) *Positiv.* 5.

[6]) Besonders *Zeitg.*² 78f.

mit ihm "für die Freiheit der künstlerischen Gestaltung des Individuums" erklären. Wer aber die Willensfreiheit als ein "logisch durchaus unhaltbares Axiom" bezeichnet und auf dem Standpunkte steht, dafs wir auch in der "Freiheit" tun, "was wir unserm Wesen entsprechend tun müssen"[1]), der kann nur bei einer mechanischen Gesetzmäfsigkeit landen und mufs den Zweckgedanken als unrichtig aus der sprachlichen Betrachtung ausschalten, wie das denn auch Rogger in der noch im Jahre 1934 erschienenen Schrift[2]) tut.

[1]) K. Rogger a. a. O. S. 50f.

[2]) S. 101f.; vgl. oben S. 25f.; zur Widerlegung beachte, was E. Otto IF (1934), 177 über den Gegensatz von mechanisch-physikalischer und teleologischer Betrachtungsweise sagt.

Breslau. Wilhelm Havers.

ZWEI AE. WORTDEUTUNGEN.

I. Ae. *þēofentu.*

Als Belege für ein ae. *þēofend*, *þēofent* f. "theft" verzeichnen Bosworth-Toller 1051a: *Of hearte utʒaas* ... *ðiofunta* "de corde exeunt ... furta" Mt. Kmbl. Lind. 15, 19; *Ðiofunto* (*-ento* Rush.) "furta" Mk. Skt. Lind. 7, 22; *Wið þeofentum* Lchdm. 3, 58, 1; *Ic heo to þeofendum and to geflitum stihte* Wulfst. 255, 11; *Ne leasunʒa to sæcʒanne, ne þeofenda to beʒanʒenne* 253,8; *Ne doe ðu ðiofonto ł stalo* "non facies furtum" Mt. Kmbl. Lind. 19, 18: Lk. Skt. Lind. 18, 20; *Ðiof[ ]nto* Rtl. 103, 3. Dazu vergleichen sie Suppl. 728b ae. *nīd-nimend* "rapine". Auch Holthausen *Ae. etym. Wb.* 363 gibt *ðēofend* als maſsgebende Form. Dennoch kann es nicht zweifelhaft sein, daſs die Zeugnisse aus den Wulfstan zugeschriebenen Homilien allenfalls Umbildungen nach Wörtern wie *-nimend* darstellen, daſs aber der Ausdruck selbst, wie ja tatsächlich belegt ist, als *þēofentu* anzusetzen ist. Wenn in der Mittelsilbe spätnordhumbrisch auch *u* und *o* auftreten, so ist darauf nichts zu geben. Sievers *Ags. Gramm.*³ § 43 Anm. 4 führt eine Reihe von Beispielen dafür an, daſs die End- und auch Mittelsilben von Zusammensetzungen, die schon früh nicht mehr als solche empfunden wurden, im Vokalismus besonders weitgehende Veränderungen erfahren haben. Eine Zusammensetzung muſs ae. *þēofentu* jedoch unbedingt sein. Schon das im Nom. singl. als *o* erhaltene *u* der Endung weist darauf, daſs es wie ae. *gescentu* „Schande, Scham, Verwirrung" zu beurteilen ist. Wie dieses ahd. *gi-scentida* entspricht und im Grundwort auf **skandiþu* zurückgeht, so beruht *-ento* auf **andiþu.* Es ist mit dem Suffix germ. *-iþō* gebildet, das Abstrakta vor allem aus Adjektiven und Substantiven, aber auch aus Verben ableitet.

Ae. *þēofentu* ist daher ebenso aufzufassen wie die tautologische Zusammensetzung mhd. *diup-stāle*, *diep-stāl* f.

„Diebstahl". Das Bestimmungswort ist ae. *þēof* f. "theft" das Grundwort *-ento* aber muſs so viel wie ahd. *stāla*, ae. *stălu* „Diebstahl, Raub" bedeuten.

Eine weitere Anknüpfung ergibt sich auch ohne Schwierigkeiten. Die Wurzel ist idg. **em-*.

Ae. **andiþu* stellt sich zu lat. *emo, -ere, ēmī, emptum* „nehmen, kaufen", osk. *pert-emest* "perimet", umbr. *emantur* "emantur"; *emps* "emptus"; air. *airema* "suscipiat", *air-i-tiu* "acceptio", *ar-fo-emim* "sumo", *do-eim* "schützt", *cōima* = lat. *coemat*; lit. *imù, im̃ti* (Prät. *ėmiaũ*) "nehmen", apreuſs. *imma, imt* „nehmen, vornehmen", abg. *imą, ję̄ti* < **ьmo* „nehmen". Allenfalls bildet idg. **em-* auch die Grundlage der Wurzel idg. **nem-* „nehmen, zuteilen" in av. *nəmah-* n. „Darlehen"; gr. *νέμω* „teile aus, teile Weideland zu, weide, beherrsche", med. „teile mir zu, besitze, genieſse, weide", *νομή* „Verteilung; Weideplatz, Weide", *νομεύς* „Hirt; Verteiler", *νομός* „Weide, Wohnsitz", *νόμος* „Brauch, Gesetz < *was zugeteilt ist", *νομίζω* „habe im Gebrauch", *νόμισμα* „Brauch, Sitte, Einrichtung, gebräuchliche Geldwährung", *νωμάω* „teile zu", *νέμεσις* „gerechter Unwille, Zorn, göttliche Rache", *νεμεσ(σ)άω, -άομαι, -ίζομαι* „zürnen, tadeln", *νεμέτωρ* „Rächer"; alb. *namε, nεmε* „Fluch, Verwünschung", *nεmεsóń* „fluche", *nεmεs* „der Fluchende, Gotteslästerer"; air. *nāmae*, Gen. *nāmait* „Feind"; lat. *numerus* „Zahl", *nummus* „Geld, Münze"; got. ae. as. *niman*, ahd. *neman*, an. *nema* „nehmen", got. *andanem* „Empfang", ahd. *nāma* „gewaltsames Nehmen, Raub", an. *nam* m. „das Nehmen, Lernen", got. *andanems* „angenehm", ahd. *nāmi* „genehm", ae. *numol* „fassend, geräumig; schnell auffassend; zufassend, beiſsend", *fore-nyme* „Vorwegnahme", got. *arbi-numja*; ae. *ierfe-numa*, ahd. *erbi-nomo*, afries. *erf-nema, -nama* „der Erbe"; lett. *nėmt* „nehmen", lit. *nûmas, nûmà*, lett. *nûma* „Zins, Pacht", wenn diese nicht nur eine anklingende Bildung darstellt, sondern nach Hirt *Idg. Gramm.* 1, 328, Muller *Ait. Wb.* 163 u. a. aus **(e)n-em-* entstanden ist.

In ae. **andiþu*, das wie ahd. *nāma* „Raub" bedeutet, ist das *m* der Wurzel vor Dental genau so zu *n* geworden wie in dem oben verglichenen ae. *-scentu* < **scandiþu*. Wie jenes zur Wurzel idg. **em-* gehört nämlich dieses zur Wurzel germ. **skem-* „sich schämen" in ae. *scamu*, afries. *skame*, as. ahd. *skama*; an. *skǫmm* f. „Scham, Verwirrung, Schande, Beleidigung; Bescheidenheit; Schamglieder", got. *skaman*, ae. *scamian*, afries. *skamia*, mnd. *schamen*, ahd. *skamēn, skamōn* „sich schämen, Scham bereiten", an. *skamma-sk* „sich schämen", mhd. *schëme* „Scham", got. *skanda*, afries. *skande*, mnd. *schande*, ahd. *skanta* f. „Schande, Schmach, Ärgernis", ae. *scand* „Schande, Schmach, Ärgernis; böses Weib", ahd. *skant* „beschämt", ae. *scand* m. „Schurke, Betrüger, Spaſsmacher", ae. *scendan*, afries. *skenda*, as. *skendian*, ahd. *skenten* „schänden, entehren; tadeln, beleidigen; verderben".

Was im besonderen die Grundlage des Abstraktums ae. **andiþu* bildet, läſst sich nicht mit Sicherheit ausmachen. Dagegen lassen sich im Germanischen noch einige weitere Sprosse der Wurzel idg. **em-* nachweisen.

Unmittelbar bieten sich uns an mhd. *andeln* „darreichen, liefern", *andelange, andelage* „gewisse Art der Übergabe, Zahlung", *andelangen, andelagen* „überantworten, überreichen", die für die Wurzel nur den auch bei idg. **nem-* beobachteten Begriffsinhalt „nehmen" und „darbieten" voraussetzen. Zurückhaltender müssen wir sein bei mhd. *endec, endeclich* „eifrig, schnell", an. *ǫnn* f. „Eifer, Anstrengung, strenge Arbeit, die Zeit des Jahres, wo man am meisten zu tun hat (Herbst und Frühjahr)", norw. *aann* „Bodenarbeit im Herbst und Frühjahr", norw. mdartl. *onn* „Geschäftigkeit, strenge Arbeit, Fleiſs, Eifer, die Zeit, wo die groſsen Arbeiten auf dem Felde vorgenommen werden", schwed. *and* „Bodenarbeit", norw. mdartl. *enda* „fleiſsig, arbeiten", an. *ǫnnugr* „fleiſsig", *ǫnnungr* „Arbeiter", denn diese Wörter können auch zur Sippe an. *ama* „plagen, belästigen", *amask* „Anstoſs nehmen, Unwillen fühlen, sich mit etwas abplagen", nisl. *ami* m. "vexation, annoyance", norw. *ama* „andringen, antreiben", *ama seg* „sich anstrengen, alle Kräfte aufbieten", nisl. *amstr* „rastlose Arbeit, Anstrengung", *aml* n. „unaufhörliche, bes. erfolglose Beschäftigung mit einer Sache", norw. *amla* „sich abmühen, arbeiten, bes. ohne Erfolg", ostgot. *Amali*, ahd. *Amal-*, ahd. *emiz* „beständig, fortwährend". *emizzīg, emazzīg* „beständig, beharrlich", nhd. *emsig*, ae. *ent* „Riese", nhd. mdartl. *enz-* „sehr, ungeheuer" gehören, die mit ai. *amīti* „dringt an, bedrängt, versichert eindringlich, schwört", *ámatiant-* „ungestüm, kräftig", *áma-* m. „Andrang, Betäubung", av. *amavant-* „kräftig, stark, mächtig, gewaltig", *ama-* „Kraft, männliche Potenz, Angriffskraft", gr. hom. *ὀμοιιος* „plagend, leidvoll" u. a. zu einer Wurzel idg. **omō-, *omə-* „mit groſser Kraft auf etwas losgehen" stehen. Dafür ist zu überlegen, ob nicht noch ae. *anda*, as. *ando*, ahd. *anto* „Kränkung, die einem widerfährt, Unrecht, Unglück, Erbitterung, Ärger, Zorn, Groll, Feindschaft, Neid, Bosheit", mhd. *ande* „Feind", *ande, ant* „schmerzlich", ae. *andian* „neiden, eifersüchtig sein", as. *andon*, ahd. *antōn* „ahnden, rügen, bestrafen, kränken" anzureihen sind, während das anklingende und auch in der Bedeutung nahestehende ae. *anoða*, ahd. *anado* natürlich fernbleiben muſs und wohl am besten zu der Präposition got. ahd. *ana*, an. *ā*, ae. *an, on*, afries. *ana, on*, as. *an* „an, auf" als „Aufgebrachtsein" gezogen wird. Für die Bedeutung der übrigen Sprosse verweise ich aber auf die genauen Entsprechungen im Zubehör der Wurzel idg. **nem-*.

II. Ae. *ēowend*.

In den *Gesetzen König Ælfreds* 25, 1 ist einmal ae. *ēowend* "membrum virile" belegt: *ʒif þeowmonn þeowne to nedhæmde ʒenede, bete mid his eowende* (Hs. H *eowede*, Q *testiculos perdat*). Holthausen[1]) hat das Wort als „Zeiger" > „Finger" > „penis" zu ae. *ēow(i)an* „zeigen" gezogen und zum Vergleich auf mhd. *der eilfte vinger* verwiesen. Diese Deutung

[1]) *Arch.* 121, 293.

bezeichnet K. Kärre[1]) mit Recht als "an etymology that does not carry conviction". Anmerkungsweise fügt er dabei noch hinzu: "The O. E. law-term for a word with this sense, moreover, will undoubtedy be an old word and not quite vulgar, whereas a popular *eowend*, connected with *ēowan*, must have had a smack of jocularity and vulgarity that made it unfit for use in a law-text. The word is probably of another, altogether obscured, origin". Dementsprechend verzichtet auch Holthausen *Ae. etym. Wb.* 93 auf eine Erklärung. Nach der dortigen Angabe ist das Wort unbekannter Herkunft. In der Tat ist das Verbum, zu dem ae. *eowend* als Part. Präs. gehört, im Germanischen nicht erhalten geblieben. Dennoch läſst es sich unschwer mit verwandten Sippen verbinden und dadurch seiner Grundbedeutung nach bestimmen.

In den indogermanischen Sprachen und auch im Germanischen begegnet eine Reihe von offenbar zusammengehörenden Wortgruppen, die alle mit *u̯* anlauten und soviel wie „feuchten, netzen, flieſsen" bedeuten.

Wohl idg. **u̯eg-* vertreten gr. *ὑγρός* „feucht, flüssig"; an. *vǫkr* „feucht", *vǫkvi* m., *vǫkva* f. „Nässe", *vøkva*, *vekkja* „vergieſsen, flieſsen lassen", *vǫk* f. „offene Stelle im Eis", mnd. *wake* „Loch im Eis", ndl. *wak* „feucht, naſs"; ir. *fūal*, Gen. *fūail* "urina", mit *s*-Erweiterung ai. *ukšáti* „sprengt, besprengt", av. *vaxš-* „Sprühen" und die Sippe ai. *ukšán-* m., av. *uxšan-* „Stier", kymr. *ych* „Ochse", Plur. mkymr. *ychen*, nkymr. *ychain*, bret. *ouhen*, *oc'hen*, korn. *ohan* „Ochsen", mir. *oss* „Hirsch", got. *auhsa*, an. *oxi*, ae. *oxa*, as. ahd. *ohso* „Ochse". Das von lat. *ūvidus* „feucht, naſs", *ūvor*, *-ōris* „Feuchtigkeit, Nässe", *ūvēsco*, *-ere* „feucht werden, sich betrinken", *ūvens* „feucht, naſs" vorausgesetzte **ūvos* kann aus **ūgu̯os-* entstanden sein, aber auch wie *ūmeo*, *-ēre* „feucht sein", *ūmor* „Feuchtigkeit", *ūmecto* „befeuchte" **uksu̯-* fortsetzen.

Zu idg. **u̯ed-* mit dem heteroklit. *r/n*-Stamm **u̯édōr*, **u̯ódōr*, Gen. **udnés* „Wasser" gehören beispielsweise ai. *unátti*, *undáti* „benetzt", av. *vaiδi-* f. „Wasserlauf", ai. *udnáḥ* Gen. (N. A. singl. *udaká-m*) „Wasser", *samudra-ḥ* „Meer", *anudra-ḥ* „wasserlos", ai. *udrá-ḥ* „ein Wassertier", av. *udra-* m. „Otter, Fischotter", ai. *utsa-* m. „Quelle, Brunnen"; arm. *get* „Fluſs"; gr. *ὕδωρ*, *ὕδατος* „Wasser", *ἄνυδρος* „wasserlos", *ὕδρος*, *ὕδρα* „Wasserschlange", *ἁλοσ-ύδνη* „Meereswoge (Beiname der Amphritite und Thetis)", *τὸ ὕδος* „Wasser"; alb. *ujε* „Wasser"; lat. *unda* „Welle", *undāre* „wallen, wogen", umbr. *utur*, Abl. *une* „Wasser"; air. *u(i)sce* „Wasser"; got. *wato*, aisl. *vatn*, *vatr*, ahd. *wazzar*, as. *watar*, ae. *wæter* „Wasser", an. *otr*, ae. *otor*, ahd. *ottar* „Otter"; lit. *vanduõ*, *-eñs*, lett. *ûdens* m. f. „Wasser",

---

[1]) *Nomina agentis in Old English* I, Diss. Uppsala 1915, S. 79.

lit. *údra*, apreufs. *udro* f., ostlit. *údras*, lett. *ûdris* m. „Fischotter", abg. *vydra*, skr. *vȉdra* „Fischotter", abg. *voda* „Wasser".

Idg. **u̯et-* scheint daneben in an. *unnr*, *uðr* „unda", ae. *ȳþ*, as. *ūthia*, ahd. *undea* „Woge, Flut" vorzuliegen. Vielleicht sind aber **u̯end-* und **u̯ent-* auch Fortbildungen von idg. **u̯en-*. Hierauf beruhen jedenfalls ai. *vána-m* „Wasser", an. *Vǣnir* „Name eines Sees".

Unter idg. **u̯er-* vereinigen sich ai. *varī* f. „Wasser", *vā́r*, *vā́ri* n. „Wasser", av. *vairi-* m. „See", *vār-* „Regen", *vārəntaē-ca* „sie lassen regnen"; toch. A *wär* „Wasser"; arm. *gayṙ* „Sumpf"; alb. *hur-dε* „Teich, Sumpf", *šuř* „harne", *šurε* „Harn", *vrεndε* „leichter Regen"; lat. *ūrīna* „Harn", *ūrīnor*, *-ārī* „untertauchen", *ūrīnātor* „Taucher"; mir. *feraim* „giefse", *ferad* „Feuchtigkeit", kymr. *gweren* „liquamen"; ae. *wǣr* „Spritzwasser", an. *ver* n. „Fangplatz im Meer, Flut", *vǫr* f. „Kielwasser", *vari* „Flüssigkeit, Wasser", an. *ūr* „feiner Regen", *ȳra* „fein regnen", an. *ūrigr*, ae. *ūrig* „betaut", an. *ūrr*, ae. *ūr*, ahd. *ūro*, *ūrohso* „Auerochse < *Beträufler, Besamer", schwed. mdartl. *ure* „stöfsiger Stier". Dazu treten noch mit *s*-Erweiterung ai. *varšá-* n. „Regen", *varšati* „es regnet", gr. *ἔρση*, *ἐέρση* „Tau", jon. att. *οὐρέω* < **u̯orsei̯ō* „harne", *οὖρον* „Harn", *οὐρία* „ein Wasservogel"; ai. *vr̥šan-* „männlich", m. „Männchen, Mann, Hengst", av. *varəšna-* „männlich", ai. *vr̥ša-*, *vr̥šabha-* „Stier", *vr̥sní-* „männlich", m. „Widder", av. *varšni-* dass., ai. *vr̥šaṇa-*, m. „Hode", lat. *verrēs* „Eber", lit. *vel̃šis* „Kalb", lett. *versis* „Ochse, Rind".

Idg. **u̯es-* enthalten ahd. *wasulun* „pluviis", *wasal* „feuchter Erdgrund", *waso* „feuchter Erdgrund, Schlamm", nhd. *Wasen*, as. *waso* „gleba, caespes", mnd. *wase* „feuchter Erdgrund, Schlamm; Erdscholle, Rasen", *wasem* „Wasserdampf, Dunst" und wohl auch an. *vās* „Nässe", ae. *wōs* „Feuchtigkeit, Saft", ne. *ooze* „Feuchtigkeit, Schlamm", *woosy* „feucht, schlammig", mnd. *wōs* „Schaum von Kochendem, Saft", ält. dän. *os*, norw. *os* „Pflanzensaft", wenn diese Wortgruppe nicht als **u̯ens-* zu idg. **u̯en-* zu stellen ist. Aufsergermanische Belege sind noch lett. *vasa* „Feuchtigkeit des Bodens", *ie-vasa*, Feuchtigkeit des Bodens, Saft in den Bäumen", gr. *ἐαρόν· λουτῆρα, ἢ φρόχουν* Hes., (alttheräisch *hεαρα*), umbr. *vestikatu* „libato", av. *vaŋhu-tāt-* f. „Blut", *vohuna-* m. „Blut", ai. *ušrá-ḥ* „Stier", *úšṭra-ḥ* „Büffel", *uštár-* „Pflugstier", av. *uštra-* m. „Kamel".

Schliefslich läfst sich noch idg. **u̯eis-* anführen. Es findet sich in ai. *vēšati* „zerfliefst", den Flufsnamen *Wisura* „Weser", *Vistula*, (ae. *Wisle*) „Weichsel", ferner in ai. *višá-* m. „Gift", Adj. „giftig", *viš-* „faeces, Exkremente, Kot", *višṭhā* „faeces, Exkremente, Kot, tierischer Same" (vgl. kelt. *Ariovistus*), av. *viš-*, *vīša-* „Gift", *vaēšah-* „Moder, Verwesung", gr. *ἰός* „Gift", lat. *vīrus* „zähe Flüssigkeit, Schleim, Saft, Tiersame, Gift; übler Geruch", ir. *fī* „Gift", kymr. *gwyar* „Blut", an. *veisa* „palus putrida", ae. *wāse* „Schlamm", ahd. *weisunt*, *weisont* „arteriae", ae. *wǣsend*, *wāsend*, ne. *weasend* „Luftröhre, Schlund, Gurgel", und wohl auch an. *visundr*, ae. *wesend*, *weosend*, ahd. *wisunt* „Wisent". Das unerweiterte **u̯ei-* bzw. **u̯īr-* suche ich aufserdem in der bisher nicht befriedigend gedeuteten Sippe ai. *vīrá-*, av. *vīra-* „Mann, Held", lit. *výras*, lett. *wîrs*, apreufs. *wijrs* „Mann"; lat. *vir* „Mann, in der älteren Sprache auch das einzige Wort für Gatte", *virāgo* „mannhafte

Jungfrau, Heldin", *virtus* „Mannhaftigkeit, Tüchtigkeit, Tugend", umbr. *uiro, ueiro* „viros", air. *fer*, kymr. *gwr*, Pl. *gwyr* „Mann", got. *wair*, an. *verr*, ae. as. ahd. *wer* „Mann", nhd. *Werwolf*.

Dafs diese verschiedenen Wortgruppen sämtlich oder doch zum grofsen Teil Fortbildungen derselben Grundwurzel darstellen, zeigen ai. *odati* „die quellende, wallende", *odman* n. „das Wogen, Fluten", *ōdaná-m* „Brei aus mit Milch gekochten Körnern", av. *aoδa* m. „Quelle", lit. *jaurùs* „moorig, sumpfig", *jáura, jáuras* „sumpfige Stelle, Moorgrund", an. *aurr* „Nafs, Wasser", *aurigr* „nafs", ae. *ēar* „Meer", gr. **αὔρα* „Wasser, Quelle" in *ἄναυρος* „wasserlos (von Bächen)", *ἄγλ-αυρος* „mit klarem Wasser", *Ἄγλαυρος, Ἄγλαυρις* „Quellnymphe", *Ἀγλαύριον* „Bezirk der klaren Quelle", *ἐπαύρους· τοὺς χειμάρρους ποταμούς* Hes., *Αὔρα* „Name einer Quellnymphe" sowie die Flufsnamen gall. *Avara*, ital. *Avens, Aventia, lacus Avernus*, lett. *avuots* < **au̯ontos* „Quelle", ai. *avatá-ḥ* < **au̯n̥tós* „Brunnen", *avani-ḥ* „Strom, Flufsbett". Fraglich ist nur, ob wir von idg. **au̯e-* oder **eu̯e-* auszugehen haben. Von den Belegen sprechen für **au̯e-* gall. *Avara-* und gr. **αὔρα*, während it. *au̯-* auch aus *ou̯-* oder *eu̯-* entstanden sein kann und die germanischen, lettischen und altindischen Wörter auf jeden Fall mehrdeutig sind. Für **eu̯e-* zeugen dagegen lit. *jaurùs, jáura, jáuras*, deren *j* kaum als blofser Vorschlagsvokal angesehen werden darf. Vielleicht ist daher idg. **eu̯-* zugrunde zu legen und für das gallische und griechische Wort **au̯-* anzusetzen. Für diese Auffassung kann auch noch idg. **eudh-, *ōudh-, *ūdh-* „Euter" in ai. *ū́dhar* (und *udhas*), Gen. *ū́dhnaḥ* „Euter", gr. *οὖθαρ, -ατος* „Euter", lat. *ūber, -eris* „Euter, Zitze, säugende Brust; Fülle", *ūbertas* „Fülle", wonach *ūber* „reichlich, fruchtbar", ahd. *ūtrin* Dat., mhd. *ūter*, ae. as. *ūder*; aisl. *jūgr*, afries. *iader*, mnd. *jeder*, mhd. *iuter* „Euter", lit. *ūdrò-ju, -ti* „eutern, trächtig sein", abg. *vymę*, skr. *vîme* < **ūdh-men* „Euter" geltend gemacht werden, das kaum fern zu halten ist, zumal russ. *údétь* oder *údètь* „anschwellen" und der volskische Flufsname *Oufens, Ufens* deutlich die Vorstellung des Fliefsens erkennen lassen.

Es kann nicht zweifelhaft sein, dafs das Part. Praes. ae. *ēowend* "membrum virile" als der „Beträufelnde, Besamende" in diesen Zusammenhang zu ziehen ist. Vielleicht entspricht es sogar unmittelbar dem italischen Flufsnamen *Avēns*, denn beide Formen lassen sich unter dem Ansatz **ēu-ent-s* gleichen. Allerdings ist ae. *ēowend*, weil es nur einmal belegt ist, nicht sicher zu bestimmen. Ich erinnere nur daran, dafs zu dem germ. *au* < idg. *au* enthaltenden ae. *iewan* „zeigen" schon aws. eine Nebenform *ēowan* erscheint. Auf jeden Fall ergeben sich in lautlicher Beziehung keine Schwierigkeiten. Dafs aber auch hinsichtlich der Bedeutung alles in Ordnung ist, zeigen die zahlreichen übrigen Belege mit dem Sinne "semen emittens".

BERLIN. WILLY KROGMANN.

DIE INDIVIDUALITÄT DES A-SCHREIBERS (MS. ARUNDEL 22) DER *SEEGE OF TROYE.*

Die Hs. Arundel 22 (= A) ist eine der vier Hss., in denen uns das me. Gedicht *Seege or Batayle of Troye* überliefert ist. Sie wurde zum ersten Male in der Textausgabe von Miss Barnicle[1]) veröffentlicht, die fast gleichzeitig mit meiner S-Ausgabe[2]) erschien, die aber nur die drei bisher bekannten Hss. enthielt: Harley 525 (= H), Lincoln's Inn 150 (= L) und Egerton 2862 (= E), darunter E zum erstenmal veröffentlicht. Beide Ausgaben entstanden unabhängig von einander und kamen in vielen Punkten der sprachlichen Untersuchung und den damit eng verbundenen Fragen des Stammbaums, der Lokalisierung des Originals (= O), Bewertung der 2 Hss.-Gruppen usw. zu völlig verschiedenen Ergebnissen.[3]) Doch Miss Barnicle hat jedenfalls durch Veröffentlichung einer bisher unbekannten Hs. der me. Philologie einen grofsen Dienst erwiesen. Zwar ändert diese Hs. A — die kürzeste und, wie gezeigt werden soll, unverläfslichste aller Hss. — nichts am Bilde von O; doch brachte sie einen neuen Schreiber, und dies war mir besonders wichtig, denn während meiner mehrjährigen Arbeit an der *Seege* hatte sich mein Interesse immer mehr von O zu den Schreibern, ihrer Sprache, Herkunft und vor allem ihrer Einstellung zu dem zu kopierenden Text, der Vorlage, verschoben.

In den meisten Textausgaben, mit denen ich mich während meiner *Seege*-Studien beschäftigte, spielte der Schreiber so gut wie keine Rolle; die Sprache des Originals wurde

---

[1]) E. E. T. S. 172.

[2]) *The Seege of Troye, eine philolog. Untersuchung.* Graz 1928.

[3]) Vgl. meine Besprechung von Miss Barnicles Arbeit ESt 65, 90ff. mit meist ablehnender Stellungnahme zu ihren Ergebnissen und ihrer Methode.

verlangt und im "kritischen Text" wurde jede "Schreiberform" beseitigt oder wegerklärt, die nicht in das Schema der O-Sprache paſste. Mir bereitete dieses franke Umspringen mit dem überlieferten Text, an dem manche Herausgeber wie an einem Schüleraufsatz herumkorrigierten, stets ein gewisses Miſsbehagen: zu dem Gefühl, daſs mit dem historisch Überlieferten doch recht respektlos verfahren werde, trat die Überlegung, daſs an Stelle der tatsächlich im Ms. vorhandenen "Schreiber"-Form eine bloſs gedachte trat, d. h. eine solche, von der der Herausgeber annahm, daſs sie im O gestanden haben müsse. Die Richtigkeit solcher Annahmen leidet aber vor allem daran, daſs unsere Kenntnis der me. Dialekte und insbesondere ihrer Vermischung in späterer me. Zeit selbst heute noch recht unsicher ist. So hörte ich später mit einer gewissen Befriedigung, daſs englische Gelehrte diese kritischen Ausgaben vielfach als "doctored-up theses" bezeichnen und die Methode, der sie ihre Entstehung verdanken, ablehnen.

Noch stärker aber als diese mehr negative englische Kritik bestärkte mich Luick in meiner Auffassung, daſs der Herausgeber eines Textes die diesem zugrunde liegenden Hss. mit gröſster Zurückhaltung behandeln müsse, d. h. auf unsern Fall bezogen, daſs auch die sog. Schreiberformen daseinsberechtigt sind und geschont werden müssen. Luick stellt nämlich[1]) die Forderung auf, sich auch mit der Sprache der Schreiber zu beschäftigen, da sie Material bieten, "in dem sich ein wirklich einmal vorhanden gewesener Sprachzustand erkennen und fassen läſst . .". Die bisher bevorzugten und zur Aufstellung der O-Sprache verwendeten Reimuntersuchungen hätten dagegen den Nachteil, daſs sie "zumeist nur die Grundlage der Laut- und Formenentwicklung erkennen lassen". Tatsächlich sind unter Luicks Anleitung eine Reihe schöner Arbeiten erschienen, in denen an Hand von me. Prosa- wie Reimtexten in erster Linie die Sprache des Schreibers Gegenstand der Untersuchung war; die Sprache von O kam erst in zweiter Linie in Betracht, wenn auch bei dem engen Verhältnis, das zwischen O (bzw. Vor-

---

[1]) *Hist. Grammatik der Engl. Sprache* § 27, Anm. 3 u. 4.

lage) und Schreiber meist besteht, jede Feststellung von Schreiberformen notwendig unsere Kenntnis der O-Sprache fördern muſs.[1])

Noch bevor mir Luicks Forderung nach Pflege der Schreiberformen oder die Arbeiten seiner Schüler zu Gesicht gekommen waren, hatte ich dieses Problem. "Schreibersprache", mit dem ich mich schon länger beschäftigt hatte, nach der Richtung "Treue zur Überlieferung" weiterentwickelt, d. h. ich begnügte mich nicht bloſs mit einer systematischen Zusammensetllung der in dem Ms. gefundenen Schreiberformen, sondern darüber hinaus stellte ich die Frage nach dem Grade der Treue des Schreibers zu seiner Vorlage; das Schwergewicht der Untersuchung verschob sich also von dem vom Schreiber geschaffenen Werk, der Hs., auf den Schreiber selbst, das Individuum und seine Einstellung zu der von ihm zu kopierenden Vorlage. Eine solche Untersuchung wird besonders interessant und aufschluſsreich bei einem in mehreren Hss. überlieferten Text, weil er ein Vergleichen der Tätigkeit der verschiedenen Einzelschreiber und ihrer Einstellung zur gemeinsamen Vorlage erlaubt. Die dabei erzielten Ergebnisse erleichtern wieder die Beantwortung der für jeden Herausgeber so wichtigen Frage: Welche von den vorliegenden Hss. gibt die Vorlage am besten wieder? Wie rangieren die übrigen hinsichtlich Treue der Überlieferung? Ich faſste das Problem aber nicht bloſs von der sprachlichen, sondern auch von der mehr individuellen Seite: Was für ein Mann war der Abschreiber? Folgte er getreu seiner Vorlage oder nahm er selbständig mehr oder minder groſse Veränderungen daran vor? Wie half er sich über die Monotonie des Abschreibens hinweg? Wie steht es um die rein manuelle Ausführung seiner Arbeit?

Solche und ähnliche Fragen suchte ich in meiner Studie für die drei Schreiber der bereits erwähnten mir bekannten Hss. H, L und E zu beantworten; dazu gesellte sich noch der Schöpfer einer neuen "Vorlage", der "Y-Redaktor", der zwischen O und L—E sich eingeschoben hatte und den Miss

---

[1]) Über derartige Arbeiten von Luickschülern und die darin verwendeten Methoden vgl. Verf. Anglia LI, 354 ff.

Barnicle m. E. mit Unrecht ablehnt. Doch Miss Barnicle führt dafür, wie bereits erwähnt, eine neue Hs. und einen neuen Schreiber A in die me. Philologie ein. Im folgenden soll nun nach den oben erwähnten Gesichtspunkten die Individualität dieses vierten neu entdeckten Schreibers der *Seege of Troye* näher untersucht und auch A in den Rahmen der von mir bereits behandelten Schreiber H, L und E eingegliedert werden. Zum bessern Verständnis der Persönlichkeit und Leistung von A sei eine kurze Wiederholung der Charakterisierung der drei Schreiber H, L und E vorausgeschickt, die ich im Auszug meinem oben erwähnten Aufsatz entnehme.

Die genaue sprachliche und textliche Untersuchung der Schreiber H, L und E — auch dem nicht mehr vorhandenen Y-Redaktor konnten gewisse individuelle Züge nachgewiesen werden — ergab eine starke Verschiedenheit der einzelnen Kopisten untereinander und in ihrem Verhältnis zur Vorlage. Der H-Schreiber steht ihr, in seinem Fall dem O, sehr selbständig gegenüber. Er führt nicht blofs im Innern des Verses, sondern — im Gegensatz zu einer manchmal in der Fachwissenschaft gehörten Ansicht — auch im Reim energisch seinen Sprachgebrauch durch, so dafs der Reim oft völlig zerstört wird. Auch mit dem Inhalt seiner Vorlage verfährt H sehr frei; die Zahl der von ihm gemachten Einschübe, Anschwellungen und Änderungen einzelner Vorlageverse ist beträchtlich und über die ganze Hs. verteilt. Zeigt H somit Freude am Stoff seiner Vorlage, den er durch Plusverse meist ritterlich-kriegerischen Inhalts anschwellt, so läfst sich doch gegen Ende der Hs. ein Streben nach Verkürzung nachweisen: der Kopist will mit seiner Kopierarbeit zu Ende kommen, zudem hat er offenbar nur geringe Freude an der manuellen Seite seiner Arbeit. Die Hs. H wimmelt von Schreibfehlern, Verschreibungen und Auslassungen; für die Unlust und Hast, mit der der Kopist an der Arbeit war, zeugt weiter die häufige Anwendung von Abkürzungen, die gegen das Ende der Hs. so zahlreich werden, dafs sie ihr Lesen geradezu erschweren. Mit einem Wort, H ist eine dichterisch wie sprachlich sehr selbständige Persönlichkeit, mehr Bearbeiter denn Abschreiber seiner Vorlage, ein Mann, der es mit der textlichen Treue durchaus nicht genau nimmt und den gewissenhafte Kopierarbeit offenbar langweilt. Sowohl hinsichtlich Sprache wie Inhalt darf seine Hs. nur mit Vorsicht zur Rekonstruktion der Vorlage, in diesem Fall von O, benutzt werden.

Als ganz anderer Mann, als völliges Gegenteil von H zeigt sich uns der Schreiber der Hs. L. Auf den ersten Blick fällt schon die saubere Ausführung der Hs. auf. Sie ist sorgfältig und gut lesbar geschrieben, die Zahl der verwendeten Kürzungen ist gering, ebenso die der Schreibfehler, obwohl diese Hs. die längste von allen ist. L verwendet, im Gegensatz zu H, grofse Sorgfalt und Liebe auf die rein technische, manuelle Seite seiner Kopier-

arbeit. — Ebenso gut steht es mit den Reimen, die bei L im Gegensatz zu H fast durchwegs korrekt sind. Die Untersuchung des gesamten Reimmaterials zeigt aber, daſs der Grund für diese Güte der Reime bei L darin liegt, daſs L meist genau seiner richtig reimenden Vorlage Y folgt und nur selten seinen eigenen Sprachgebrauch in den Reim einführt; wo er dies doch tut, zerstört er meist den Reim und zeigt sich so als nicht geschickter Reimer. Dieser sprachlichen Treue von L zur Vorlage, die umso höher einzuschätzen ist, als die Unterschiede zwischen der Sprache des nördl. Y-Redaktors, der Vorlage von L, und dessen eigenem südwestl. Dialekt bedeutend gewesen sein müssen, entspricht auch die Treue von L zum Texte, zur Überlieferung: wie Vergleiche mit den andern Hss. lehren, gibt L den Inhalt seiner Vorlage Y im wesentlichen getreu wieder, besser als E und weit besser als A, die zwei Schwester-Hss. Doch auch L scheint unter der Monotonie eines geisttötenden Abschreibens gelitten zu haben. Während aber H über das Langweilige der rein manuellen Arbeit durch häufige Anwendung von Wortkürzungen und -auslassungen, durch hastiges Schreiben, ja vielleicht durch Umdichtung ganzer Textstellen hinwegzukommen sucht, geht L einen andern Weg: er unterbricht die eintönige Kopierarbeit, indem er von Zeit zu Zeit sog. Schreiberreime in den Text seiner Hs. einschiebt, d. h. aus der Tradition übernommene Verse mit farblosem Inhalt und abgegriffener Form, wie sie jedem Berufskopisten zur Verfügung standen und leicht in den Fluſs der Vorlage eingeschoben werden konnten. Diese Eigenreime des L-Kopisten können mit Hilfe der andern Hss., vor allem E und jetzt auch A, leicht ausgeschieden werden und beeinträchtigen nicht die Güte von L, was Treue der Überlieferung anlangt; aber im Bilde unseres L-Schreibers betonen sie seine Unselbständigkeit und Gedankenarmut. L ist ein gewissenhafter, seine Vorlage treu kopierender Abschreiber, aber auch ein Mann ohne Phantasie und formale Begabung, ein Handwerker in seinem Fach verglichen mit H, aber vielleicht der ideale Berufskopist.

Die Untersuchung der Hs. E auf Treue zur Vorlage gibt wieder ein anderes Bild von der Einstellung ihres Schreibers zu seinem Text. Im Gegensatz zu H und L, die ihre Vorlagen durch Plusverse anschwellen, zeigt E ein deutliches Bestreben, den zu kopierenden Text zu kürzen, indem er schon von V. 28 an ihm nicht unbedingt notwendig scheinende Verse der Vorlage ausläſst und dieses Verfahren bis zum Ende des Gedichtes, u. zw. gegen Schluſs in verstärktem Maſse, fortsetzt. Für E sind dabei nicht etwa literarisch-ästhetische Gründe maſsgebend, sondern das Bestreben, mit der ihm lästigen Kopierarbeit so schnell wie möglich fertig zu werden, wie das Auslassen zahlreicher Füllwörter im Innern des Verses trotz der dadurch erfolgten Störung des Rhythmus und zahlreiche Schreibfehler deutlich zeigen. Dieses Verfahren beweist, daſs E — ähnlich, wenn auch nicht so schlimm, wie H und ganz im Gegensatz zu L — an der manuellen Seite seiner Arbeit wenig Freude hat. Dadurch und durch gelegentliches Einführen eigener Sprachformen auch in den Reim leidet die textliche Treue von E, so daſs diese Hs. darin hinter ihrer Schwester-Hs. L wesentlich zurücksteht. Bei diesen Änderungen der Vorlagereime zeigt sich E im Gegensatz zu L und H als geschickter Techniker, der fast keine Reimfehler begeht. Ja,

solche Sorgfalt verwendet E auf den Reim, daſs ihm bloſser Gleichklang für das Ohr nicht mehr genügt, er will auch für das Auge möglichste Gleichheit erzielen. Er erreicht dies durch Gleichschreibung der Reimwörter, auch dort, wo er der üblichen Schreibung Gewalt antun muſs; vgl. Schreibungen wie[1]):

cald (pp.) : *bald* (ne. *bold*) E 403; *ynow* : *dow* (ae. *ʒedōn*) E 785;
called „ : *bold* L 403; *þo* : *ydo* „ „ L 785;
wynne (inf.) : *bytwenne* (ae. *bitwēonan*) E 1150;
wynne „ : *bytweone* „ L 1150; u. a. m.

Vielleicht noch bezeichnender für das Streben von E nach äuſserer Gleichform der Reime sind Vergewaltigungen, wie

deeþ (ne. *death*) : *seeþ* (ae. *sœʒþ*) E 1599; *tyʒt* (ne. *tight*): *wyʒt* (*hwīt*) E 267;
ded „ „ : *drede* L 1599; *tyʒt* „ „ : *whyt* „ L 267;

"seeþ" ist im Reime deutlich an "deeþ" angeglichen; im Innern des Verses schreibt E richtig "seith" E 1651, dazu prät. "seide" E 1652 u. ö.[2])

So treten uns die drei Schreiber der *Seege* als drei verschiedene, deutlich ausgeprägte Persönlichkeiten gegenüber, von denen jede eine andere Stellung zu ihrer Vorlage einnimmt. Aber selbst im rein Manuellen sind die Unterschiede bedeutend. Im ganzen besehen ist nur L ein wirklich guter, verläſslicher Kopist. E nimmt sich gegenüber seiner Vorlage schon bedeutende Freiheiten heraus, die er allerdings durch gute Reimtechnik und ein groſszügiges Augenreimverfahren dem bloſs die Güte der Reime prüfenden Leser zu verdecken weiſs.[3]) Von H wurde bereits gesagt, daſs er oft mehr Bearbeiter denn Abschreiber der *Seege* ist.

Von welcher Seite zeigt sich nun der vierte Schreiber der *Seege*, der Kopist A des Ms. Arundel 22? Wie steht es mit seiner sprachlichen und textlichen Treue zu seiner Vorlage Y, und wie besteht er darin den Vergleich mit den andern Hss., vor allem den Schwester-Hss. L und E? Die eingehende Untersuchung zeigt, daſs die Kopierarbeit dieses Mannes, der nach Miss Barnicle im westl. Mittelland beheimatet war, von zwei Hauptbestrebungen beherrscht war: Kürzung des Textes und Ersatz der Vorlagereime durch solche eigener Herkunft; in beiden Tendenzen zeigt A groſse Energie und Beharrlichkeit durch die ganze Hs. Wie energisch A sein erstes Ziel verfolgt, beweist die Tatsache, daſs A die kürzeste

---

[1]) Darunter die Parallelstellen in L; Zählung hier und später nach Miss Barnicles Ausgabe.

[2]) Über weitere Fälle derartiger Schreibungen vgl. meine Ausgabe Bd. 1, S. 207 ff.

[3]) Vgl. Kölbings unberechtigt günstiges Urteil über die Hs. E ESt 7, 193.

aller Hss. ist, und wesentlich kürzer als jede der zwei Schwester-Hss. L und E: Während L 1988, E 1897 Verse hat, hat A deren nur 1762; H zählt 1922 Verse. Ein Streben nach Kürzung der Vorlage — wahrscheinlich um mit der eintönigen Kopierarbeit schneller fertig zu werden — fanden wir schon bei E. A handelt in der gleichen Absicht, nur begnügt er sich nicht bloſs wie E mit dem gelegentlichen Auslassen einzelner Verspaare, sondern er übergeht gleich ganze Abschnitte seiner Vorlage. So fehlen in A die Verse 1082—1143 und wieder 1768—1851, das sind 62 + 84 Verszeilen. Im ersten Fall ist eine absichtliche Auslassung des Kopisten nicht nachzuweisen, da auch ein Versehen vorliegen kann. Die zweite Auslassung dagegen entspringt deutlich seiner Absicht, den Text zu kürzen: A läſst einfach die ganze neunte Schlacht (nach A und E) aus und setzt erst wieder mit der zehnten *batayle* ein. Neben diesen zwei ganz groſsen Lücken gibt es noch, mit V. 131/2 beginnend und durch die ganze Hs. nachweisbar, zahlreiche Auslassungen von Einzelversen, Verspaaren, Vierergruppen, die teils von A's Kürzungsabsicht, teils von seiner Sorglosigkeit im Abschreiben herrühren. Und zwar haben wir es bei den zwei letztgenannten Gruppen, etwa 64 Minus-Versen im ganzen, hauptsächlich mit bewuſsten Kürzungen zu tun, wie der textliche Zusammenhang und ihr besonders häufiges Auftreten gegen den Schluſs der Hs. beweisen. Häufig werden in der Vorlage breiter ausgeführte Kampfhandlungen davon betroffen. — Anders steht es mit den fehlenden Einzelzeilen, etwa 18 Versen im ganzen. Hier handelt es sich fast durchwegs um ein Versehen des Kopisten, der in der Eile eine Zeile übersah oder vergaſs. Die fehlenden Zeilen sind fast immer zweite Zeilen — 98, 144, 160, 156, 380, 418 usf. — in Verspaaren, in denen A an der ersten Reimzeile irgend eine Änderung vorgenommen hatte. Dieses Abweichen von der Vorlage, sei es durch Setzung eines neuen Reimwortes oder noch weitergehende Änderung der ersten Zeile, nahm anscheinend die Aufmerksamkeit des Kopisten derart in Anspruch, daſs er das Schreiben der zweiten Zeile vergaſs.

Bei dieser stark ausgesprochenen Tendenz des A-Schreibers, die Vorlage hauptsächlich wohl zum Zwecke der

Arbeitserleichterung zu verkürzen, mufs es doppelt überraschen, wenn wir auf der andern Seite eine die erste durchkreuzende Tendenz nach Anschwellung der Vorlage wahrnehmen. Diese Neigung ist allerdings weit schwächer ausgeprägt, denn den etwa 231 Minus-Versen von A, nach L berechnet, stehen an 27 Plus-Verse des Kopisten gegenüber. Sie setzen mit A 149 50 ein und erstrecken sich über die ganze Hs. Es sind die üblichen formelhaften Schreiberverse, von denen höchstens A 817 als eingeschobene Einzelzeile und direkte Anrede an den Hörer einiges Interesse verdient.

Dieser auffallende Gegensatz in unserm A-Schreiber, auf der einen Seite Streben nach weitgehender Verkürzung, auf der andern Hang zu unnotwendiger Anschwellung des Textes, findet z. T. seiner Erklärung in einer zweiten, ganz besonders deutlich ausgeprägten Eigenschaft unseres Kopisten, seiner, man mufs schon sagen, fast fanatischen Sucht, die Reime der Vorlage zu ändern. Dieses Abweichen vom Reim der Vorlage setzt bereits mit V. 10 ein und ist von da durch die ganze Hs. nachweisbar, gegen Schlufs mit steigender Intensität. Bei diesem häufigen Abweichen von der Vorlage ändert A oft nur ein Reimwort der Vorlage; häufiger aber ersetzt er das Verspaar, den Vorlagereim durch seinen eigenen. Dabei begeht er oft schwere Verstöfse gegen den Rhythmus, für den er ein schlechtes Ohr hat; so A 146, 147, 320, 350, 463 u. v. a. Auch vor Störungen des Sinnes schreckt A dabei nicht zurück; so A 1493, wo er wichtiges *ser* (separately) durch nichtssagendes *þere* ersetzt. Ein anderer Kunstgriff unseres Kopisten in seiner Reimänderungstechnik besteht darin, die Vorlagezeile zwar zu behalten, sie aber durch Hinzufügung eines neuen Reimwortes zu verlängern und den Reim zu ändern; vgl.:

L	797	*emperesse* : *contasse*	L	826	*non oþir* : *broþir*
E	„	*Emperesse* : *Countesse*	E	„	*noon other* : *brother*
A	„	*emperasse of grece* : *contasse*.	A	„	*no nother be* : *broder*

u. ö. — Nur wenige dieser vielen Änderungen der Vorlagereime sind sprachlich dadurch gerechtfertigt, dafs A nördliche, ihm unvertraute Y-Reime vermeiden wollte; ein solches, von unserm Standpunkte verständliches Bestreben finden wir in

A 403/4, 1184/5, 1194, 1302/3, 1368/9 u. ö. Des weiteren entstehen neue Reime, wo A bewufst die Vorlage verläfst, indem er deren übernatürliche Szenen bei Geburt und Taufe des Achill durch natürliche Begebenheiten ersetzt: so A 1214/5, 1342/5, 1461/4. Doch die weitaus gröfste Zahl der Reimänderungen in A hat keinen andern ersichtlichen Grund als den der Freude unseres Kopisten am Anbringen seiner Reime. Offenbar wollte A dadurch sich das Eintönige des Abschreibens erleichtern, vielleicht auch mit seiner Reimkenntnis prunken. Jedenfalls besafs er ein gutes Gedächtnis und verwendete seine stereotypen Reime auch ganz geschickt bei gelegentlichen Umdichtungen, verstiefs aber häufig gegen den Rhythmus des Verses. Wie grofs seine Freude am Ändern der Vorlage war, ersieht man auch daraus, dafs A dort, wo er den Reim oder das Reimpaar nicht gänzlich ändern konnte oder wollte, sich mit einer Umstellung der Verse der Vorlage (=Y) begnügte: so dafs der erste Y-Vers in A an zweiter, der zweite Y-Vers dort an erster Stelle steht. Solche Umstellungen sind recht häufig: vgl. A 886/7, 894/5, 944/5, 1340/1 u. ö. Dafs ein Schreiber wie A, der so frei mit seiner Vorlage umgeht, auch seine Dialektformen häufig auf Kosten derjenigen der Vorlage einführt — und dadurch den Reim stört —, wird uns nach dem Vorangegangenen nicht wundern: so in A 476, 508, 549, 617, 744 u. ö.

Über die manuelle Tätigkeit dieses Schreibers kann ich kein Urteil fällen, da ich nur den Abdruck von Miss Barnicle, nicht aber das Original vor mir habe. Doch wenn auch dieser oft recht aufschlufsreiche Zug im Gesamtbild unseres Schreibers fehlt, so genügt das oben Angeführte, um zu zeigen, dafs auch dieser vierte Schreiber der *Seege* ein selbständiges Individuum ist mit klar ausgeprägten Zügen, die ihn von seinen drei früher kurz geschilderten Kollegen deutlich abheben: besonders bezeichnend für A ist sein energisch durchgeführtes Streben nach Verkürzung der Vorlage sowie sein fortgesetztes Ändern ihrer Reime, wobei er verschiedene Methoden verwendete; auch seine Ablehnung des Übernatürlichen darf nicht vergessen werden. Wird dadurch A zu einer recht lebendigen und interessanten Presönlichkeit mit Zügen, die den andern Schreibern fehlen, so machen gerade diese stark

ausgeprägten individuellen Eigenschaften sein Werk, die Hs. A 22, in Bezug auf Treue der Überlieferung zu der am wenigst verläſslichen ihrer Klasse: wie bereits erwähnt, rangiert A als letzte in diesem Punkte und zwar in weitem Abstande von L und E; zur Feststellung von Sprache und Inhalt der Vorlage Y und des dahinter stehenden Originals kann A nur wenig beitragen. Wertvoller ist A dagegen vom sprachgeschichtlichen Standpunkt, da unser Schreiber in weitem Umfange und zwar auch im Reime seine Formen, d. h. die des südwestmittelländischen Dialektes, auf Kosten der nördlichen der Vorlage einführt und durch eine im allgemeinen konsequente Schreibung deren lautliche Fixierung ermöglicht.

LEIPZIG. LEO VON HIBLER.

DIE QUANTITÄT EINFACHER TONVOKALE IN OFFENER SILBE BEI ZWEI- ODER DREISILBIGEN WÖRTERN FRANZÖSISCHER HERKUNFT IM HEUTIGEN ENGLISCH

(Typus ×́× oder ×́××).

Einleitung.

§ 1. Die hier zu behandelnden Probleme sind schon zuvor in zwei Arbeiten ausführlich untersucht worden, von C. Heck 1906[1]) und von Karl Luick 1907.[2]) Luick hat dann in seiner *Histor. Gramm.* jene Probleme nochmals erörtert. Die Arbeit Hecks ist trotz richtiger Einzelbeobachtungen doch als Ganzes verfehlt, während Luicks Aufstellungen am meisten zur Aufhellung der sich an unsern Gegenstand knüpfenden Fragen beigetragen haben. Wenn ich es trotzdem wage, auch nach Luick noch mit einer eigenen Arbeit über den gleichen Gegenstand in die Öffentlichkeit zu treten, so geschieht dies, weil ich in manchen Punkten zu andern Ergebnissen gelangt bin. Aufserdem ermöglicht die glückliche Vollendung des NED es erst jetzt, das gesamte einschlägige Wortmaterial durchzuarbeiten, und, soweit dies zweckmäfsig erschien, zu verwerten.

§ 2. Die Untersuchung beschränkt sich im wesentlichen auf das heutige gebildete Südenglisch; zugrunde liegt ihr die Aussprachebezeichnung von Jones' *Pronouncing Dictionary*. Mundartliche Wörter oder Provinzialismen habe ich also nicht berücksichtigt, ebensowenig seltene oder jetzt veraltete Wörter. Rein technische Ausdrücke kamen auch nur dann in Betracht, wenn sie für alle Gebildeten ohne weiteres verständlich und in lautlicher Hinsicht irgendwie besonders bemerkenswert sind. Von einschlägigen Eigennamen habe ich auch nur die allgemein bekannten herangezogen.

[1]) Anglia 29. [2]) Anglia 30.

§ 3. Die Sonderstellung der Wörter fz. Ursprungs im Englischen gegenüber den einheimischen Wörtern beruht darauf, daſs die Mehrzahl jener Lehnwörter innerhalb des Englischen einen Wechsel der Betonung durchgemacht hat: in me. Zeit trugen sie noch die Betonung der Quellsprache; diese Betonung wurde dann im Laufe der Zeit, in den meisten Fällen erst im Ne., infolge des germanischen Betonungsgesetzes durch die heutige Betonung ersetzt. In allen solchen Fällen war der heutige Tonvokal ursprünglich unbetont oder höchstens nebentonig, also im allgemeinen kurz. Diese ursprüngliche Unbetontheit oder Nebentonigkeit wirkt noch nach in der Kürze des Tonvokals so vieler Lehnwörter aus dem Französischen.

§ 4. Bei der Darstellung im einzelnen erschien es mir als zweckmäſsig, nicht von den Quellwörtern, sondern von deren Ergebnis im heutigen Englisch auszugehen, weil die schlieſsliche engl. Lautgestalt in der Hauptsache nicht durch die Lautgesetze der Quellsprache, sondern durch die engl. Lautgesetze bestimmt worden ist (doch vgl. § 3).

A. Allgemeiner Teil.

§ 5. **Kürze des Tonvokals** wird bewirkt:

1. durch seine Stellung vor Doppelkonsonanz; als solche wirkt auch *x* = *ks*[1]), dagegen nicht *qu* = *kw* und *dž*, *tš*, also *sēquin*, *āged*, *fēature*. Daher ne. *chapter* < fz. *chapitre*, *hackney* < afz. *haquenée*.

2. *ĭ* und *ŭ* widerstreben der Längung, die sonst schon im Me. bei Wörtern mit Tonvokal in offener Silbe üblich ist; daher ne. *triple* < fz. ~ (oder < l. *trĭplus*), *buckle* < fz. *boucle*.

3. fz. ××́ ergibt im Ne. in der groſsen Mehrzahl der Fälle ◡́×. Näheres darüber im Besonderen Teil.

4. ursprüngliche Drei- oder Mehrsilbigkeit des Quellworts führt im Ne. zur Kürze des Tonvokals, auch wenn im heutigen Englisch ein zweisilbiges Wort daraus

1) Die einschlägigen Wörter können daher im folgenden übergangen werden.

hervorgegangen ist, daher *cắbin* < fz. *cabáne*, *pŏ́plar* < fz. *popliér*; erst recht natürlich bei ne. Dreisilbigkeit[1]): *quắdrangle* < fz. *quadrángle*, *ĕ́nemy* < fz. *enemí*, *ắvenue* < fz. *avenúe*. Obige Beispiele lehren uns zugleich, dafs bei Wörtern des ne. Typus ◡́×× die Betonung in der Quellsprache gleichgültig ist. Bei manchen Wörtern stehen eine zweisilbige Einzahl und eine dreisilbige Mehrzahl nebeneinander: *sausage—sausages*; hier ist die lautgesetzliche Kürze der Mehrzahl durch Analogiewirkung auch auf die Einzahl übertragen worden, daher ne. *sa͝usage*. Die Kürze des Tonvokals bei den meisten der zweisilbigen Wörter auf *-ic* ist daher gewifs auch begünstigt worden durch die vielen neben ihnen vorhandenen dreisilbigen Wörter auf *-ical*, also *măgic* durch *măgical*, *lŏgic* durch *lŏgical*, usw.

§ 6. Dagegen ist Länge üblich:

1. bei Stellung des Tonvokals vor einem andern Vokal[2]); hierbei gilt *h* zwischen Vokalen nicht als Konsonant: also *bīas* < fz. *biais*, *cōhort* < fz. *cohorte*. Auch bei ne. Dreisilbigkeit: *vēhicle* < fz. *véhícle* (oder < l. *vehiculum*).

2. bei Stellung des Tonvokals vor einem Hiatusvokal der nächsten Silbe: *nātion* < me. *nacio(ú)n* < fz. *nation*, *sōcial* < fz. ~ (oder < l. *sociắlis*). Dies gilt auch für Fälle, in denen der *i*-Laut sich als *j* hinter einem andern Konsonanten erhalten hat: *jovial* (*vj*- neben *vi*-) < fz. ~. Dem *i* phonetisch gleichwertig ist *e*, daher *ātheist* < fz. *athéiste*, ein dreisilbiges Wort mit langem Tonvokal; das hier wirkende Lautgesetz durchbricht also die Regel, dafs im dreisilbigen Wort der auf der ersten Silbe ruhende Tonvokal kurz sein mufs (vgl. auch *vehicle* § 6, 1). Jenes Lautgesetz wirkt aber nicht beim Tonvokal *i*, oder wenn sich *u* in Hiatus-Stellung befindet, also *vicious* < agn. ~ (oder < l. *vitiósus*).

---

[1]) In *chapter* aus fz. *chapitre*, *hackney* < afz. *haquenée* u. a. hätte sich daher kurzer Tonvokal auch dann ergeben, wenn dieser nicht durch Ausstofsung des Mittelvokals vor Doppelkonsonanz geraten wäre. Es sind also in diesen wie in vielen andern Fällen mehrere Ursachen gleichzeitig an der Gestaltung der Tonvokalquantität beteiligt.

[2]) Das engl. Lautgesetz ist also dem lat. gerade entgegengesetzt, wonach *vocalis ante vocalem brevis est*.

casual < fz. *casuel*. Aufserdem tritt keine Längung ein, wenn ein Hiatus-*i* nicht schon in der Quellsprache vorhanden war, sondern erst im Engl. als Ersatz für fz. *l̃* oder *ñ* entstanden ist, daher ne. *vắliant* (*lj*) < afz. *vaillant*, *pŏ́niard* (*nj*) < afz. *poignard*.

3. wenn das fz. Quellwort *u* = *ű* zum Tonvokal hat, das im Me. in gebildeter Sprache ebenfalls *ű* gesprochen wurde, daneben in der Volkssprache *eu*. Letztere Aussprache wurde für das Ne. allein mafsgebend, daher heute fz. *ű* > *jū*. Also *future* < fz. *futur*, *music* < afz. *musique*; *fugitive* < fz. *fugitif*.

4. wenn das Quellwort den Typus ×́× aufweist. Hierher gehört eine grofse Menge von Wörtern fz. Ursprungs mit der Lautfolge: Tonvokal + Verschlufs- oder Reibelaut + Liquida + -*e*. Die Silbengrenze liegt hier unmittelbar hinter dem Tonvokal, der daher trotz seiner Stellung vor Doppelkonsonanz als offen zu gelten hat, also *tā/ble* < fz. ∼.

§ 7. Über einige weitere Bedingungen, unter denen im Ne. Kürze oder Länge beim Tonvokal eingetreten ist, wird im Besonderen Teil gehandelt werden. Namentlich wirkt die Analogie oft als Störung der lautgesetzlichen Entwickelung.

B. Besonderer Teil.

I. Der ne. Typus ×́×.

1. Ne. ◡́×.

a) Typus ×́× auch beim Quellwort.

§ 8. Wörter fz. Ursprungs dieses Typus mit Tonvokal + Verschlufs- oder Reibelaut + Liquida kommen nur ausnahmsweise vor: *proper* um 1290[1]) < fz. *propre*, *coffer* um 1300 < afz. *cof(f)re*, *proffer* Anerbieten um 1350 < agn. *profre*, *treble* um 1374 < afz. ∼, *raffle* ausknobeln 1386 < fz. *rafle*, *leper* 1387 < afz. *lepre*, *lacquer* Lack 1579 < afz. *lacre*. Bei *treble* liegt nach Luick[2]) eine Verlegung der Silbengrenze vor:

---

[1]) Die Jahreszahl bedeutet in diesem und allen folgenden Beispielen den ältesten Beleg des Wortes im NED; die Wortgestalt dieses ältesten Belegs braucht natürlich nicht dieselbe zu sein wie im heutigen Englisch.

[2]) II, 447.

„an Stelle von langem Vokal + kurzem Konsonanten (der die Folgesilbe anlautet) erscheint in manchen Wörtern kurzer Vokal + langer Konsonant (der als Geminate beiden Silben angehört)“; daher schon me. neben *trēble trĕbble*; ähnlich ist auch die Kürze des Tonvokals in *coffer*, *proffer*, *raffle*, *lacquer* zu erklären (vgl. auch me. *pā/ce* > ne. *to pace* und *păs/se* > ne. *to pass*). Bei *leper* ist die Kürze erst jung; Hodges 1643 und Cooper 1685 verzeichnen noch Länge; *ĕ* erklärt sich hier wohl aus dem dreisilbigen *lĕprosy* mit lautgesetzlicher Kürze, oder aus *lĕprous*, *proper* durch Einwirkung des dreisilbigen lat. *proprius*[1]). *tally* Kerbholz um 1440 < agn. *tallie* entspricht me. *talie* (*-ali* für *-ail* statt afz. *-al̃*, vgl. Luick II, 450). Im übrigen ist bei den Wörtern fz. Ursprungs dieses Typus langer Vokal durchaus die Regel, also *āble*, *nōble*, usw.

§ 9. Eine Ausnahmestellung gegenüber dieser lautgesetzlichen Länge haben nur die einschlägigen Wörter mit dem Tonvokal *ĭ* oder *ŭ*; dieser bleibt schon im Me. in offener Silbe kurz und behält diese Kürze auch im Ne. Daher *quiver* Köcher vor 1300 < afz. *quivre*, *triple* 1550 < fz. ~ (oder < l. *trĭplus*), *nigger* 1786 statt des älteren *neger* < fz. *nègre*. Ferner *double* vor 1225 < afz. *duble doble*, *trouble* Störung um 1230 < afz. *truble troble*, *stubble* < afz. (*e*)*stuble* und *supple* < afz. *souple* 1297, *couple* Paar vor 1300 < afz. *cople*, *buckle* 1340 < fz. *boucle*, *truckle* Rollbett 14.. < agn. *trocle*, *bugger* 1555 < fz. *bougre*, *muffle* Boxerhandschuh 1747 < fz. *moufle* (daneben *muffle* Schnauze 1601 < fz. *mufle* mit Übergang von *ŭ̈* = fz. *ü* > *a* wie in *just*, zugleich Angleichung beider Wörter aneinander).

§ 10. Abseits steht die Entwicklung von *sugar* um 1299 < afz. *çucre*. Hier liegt nicht *ŭ*, sondern *ü* zugrunde (vgl. *muffle* Schnauze § 9); im Me. gab es Doppelformen (vgl. *treble* § 8), teils mit *ŭ̈* (*suggre*, *succuris* um 1340), teils mit *ṻ*. Letztere ergaben im Ne. *jū-* und lassen sich bis ins 18. Jh. hinein verfolgen (Buchanan 1766: *shuugar*). Das heutige *sugar* geht auf die kurzvokalige me. Form zurück. Fz. *ŭ̈* ergab schon im Me. *ŭ*, heute *ŭ* statt *a* vor *g* (entsprechend der Entwicklung vor *k* wie in *book*).[2])

---

[1]) Luick II, 469. [2]) Siehe Jespersen 11. 68.

§ 11. In einer Reihe von andern Fällen ist eine engl. Endung an ein einsilbiges Wort angehängt, das auf ein fz. Wort des Typus ×́× zurückgeht. Der Tonvokal des abgeleiteten Wortes richtet sich hierbei nach dem des Grundworts; so bei *rocky* 14.. zu *rock* < afz. *roke*, *druggist* 1611 zu *drug* < fz. *drogue*. *tunny* 1530 < fz. *thon*, vielleicht ursprünglich mit Deminutiv-Endung wie bei *Johnny*, wurde offenbar durch einheimische Wörter wie *funny*, *sunny* analogisch beeinflufst. Ein solcher Einflufs ist auch anzunehmen bei *batter* heftig schlagen 1325 < afz. *batre* (vgl. *clatter*, *matter* u. dgl.).

b) Typus ××́ beim Quellwort.

§ 12. Die Wörter fz. Ursprungs dieses Typus ergaben im Ne. bei Zurückziehung des Worttons auf die erste Silbe in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ◡́×. In ihrer Beurteilung entferne ich mich am meisten von Luick. Er nimmt hier eine Kürze durch „Renormannisierung“ an, die erst nachträglich aus vorheriger Länge entstanden sei: fz. ◡×́ sei also zunächst im Me. –́×̀, dann mit Wegfall des Nebentons –́× geworden; seit der 2. Hälfte des 13. Jhs. hätten aber die gebildeten Engländer gelernt, die Lautgebung der fz. sprechenden Normannen genauer nachzuahmen als zuvor, und daher statt ◡×́ ◡́× gesprochen, während man vorher bei den gleichen Wörtern –́×̀ > –́× gesprochen habe; nur die schon in die Alltagsrede auch der niederen Stände eingedrungenen fz. Wörter des Typus ××́ seien von dieser „Renormannisierung“ verschont geblieben, „ein ziemlich kleiner Rest“. Es liegt hier aber doch viel näher, mit Jespersen[1]) anzunehmen, dafs fz. ◡×́ in der Regel nach dem Tonwechsel ◡́×̀ ergab, denn mit Wegfall des Nebentons ◡́× (ohne –́×̀ > –́× als Zwischenstufe), und dafs die ne. Wörter des Typus –́× < fz. ××́, „der ziemlich kleine Rest“, Ausnahmen darstellen, bei denen die Länge besondere Gründe hat. Aufserdem gehört ein grofser Teil der Wörter des ne. Typus ◡́× < fz. ◡×́ gewifs auch schon im Me. zur Alltagsrede der niederen Stände. In me. Zeit mufste freilich jeder kurze Vokal in offener Silbe (aufser *ĭ* und *ŭ*) gelängt werden. Entsprechende Wörter des Typus ◡́× sind also eigentlich erst in ne. Zeit möglich; wann diese Möglichkeit zuerst eintrat, ist allerdings schwer genau zu bestimmen, vielleicht schon am Ende der me. Zeit, während welcher im übrigen noch fast durchweg, wenigstens in der

---

[1]) 4. 61.

Prosa, die fz. Betonung ××́ bewahrt wurde. Die Zurückziehung des Tones hängt im einzelnen Falle nicht nur von der Zeit der Aufnahme des betr. Wortes in den engl. Sprachschatz ab, wie alt also dies Wort als engl. Wort ist, sondern zugleich und vor allem auch von dem Grad seiner Einbürgerung innerhalb dieses Wortschatzes. Bei Wörtern wie z. B. *machíne*, *políce*, die ihre ursprüngliche Betonung bis jetzt behalten haben, ist eine solche Einbürgerung bisher noch immer nicht erfolgt.

§ 13. Beispiele: *quatrain* 1585[1]); *metal* 1297, gleichen Ursprungs auch *mettle*; *Bĕsant Bĕzant* (daneben mit ursprünglicher Betonung *∼ánt*) < afz. *besan* < l. *Byzantius*; *tenant* um 1325, *pedant* 1588 < fz. *pédant* oder < dessen Quelle: it. *pedánte*; *hazard* Zufall um 1300 < afz. *hasard*, *placard* Plakat um 1481, *Gĕrard* als engl. Namensform, daneben als fz. *Gerárd* (*žerā̆^{r}*), über *poniard* 1588 s. § 6, 2; *tabard* um 1300 < afz. *tabart*; *damask* um 1250 < agn. *damasc* (nach Fowler < it. *Damásco*); *legate* 1154 < afz. *legat*, *prelate* und *senate* um 1205.

§ 14. Über *prŏject* s. § 51. *travel* Reise um 1375 < fz. *travail*; *chattel* vor 1225 < afz. *chatel* (*cattle* < entsprechend < anfz. *catel*), *channel*, *panel* und *tassel* vor 1300, *satchel* und *revel* Lustbarkeit 1300, *level* 1340 < afz. *livel*, *novel* neu um 1420; *kennel* 13.. < anfz. **kenil* < vl. *caníle*; *patten* 1390 < fz. *patin*, *batten* Latte 1658 als anglisierte Variante von *baton*; *present* Geschenk vor 1225, *clĕment* 1483 < fz. *clément*, nicht < l. *clēmént -em*, das *clēment* ergeben hätte (anders NED); *sever* trennen 1382 < afz. *sevrer*, *goffer* kräuseln 1706 < fz. *gaufrer*; *proffer* anbieten um 1290 < afz. *proffrir*; *pattern* um 1369 < fz. *patron* (vgl. ne. *pătron*); *traverse* Querbalken um 1330 < afz. *travers*; *desert* Wüste vor 1225, = wüst 1297, *Robert*; *socket* 13.. < agn. *soket*, *closet* um 1340, *latchet* um 1350 < afz. *lachet*, *brevet* 1362, *bonnet* 1375 < afz. *bonet*, *locket* 1379 < afz. *locquet*, *crotchet* um 1394 < fz. *crochet*, *jacket* 1462 < afz. *jaquet*, *jennet* 1463 < fz. *genet*, *rocket* Rakete 1611 < fz. *roquet*, *ratchet* 1659 < fz. *rochet* (*roquet* nfz. Entsprechung > ne.

---

[1]) Wenn das Quellwort ebenso wie das engl. Wort geschrieben wird, lasse ich es der Kürze halber weg.

rocket)[1]; *assets* 1531 < frühagn. *asetz* < spätvl. *adsatis*; *nephew* 1297 < afz. *neveu*, *Mathew*; *lackey* 1529, *lacquey* < fz. *laquais*; *Geoffrey*, *Jeffrey* (phonet. Schreibung) < fz. *Geoffroi*.

§ 15. *coffin* um 1330 < afz. *cofin*, *satin* ? vor 1386, *Robin* und wahrscheinlich als Variante davon *hobby* Steckenpferd; über *latin* s. § 49. *Sabīne* 1387 eher < fz. *Sabin* als < l. *Sabínus* (anders NED; ne. *-ine* Angleichung an das Lat.); *săpphīre* (*sæfaiə*, vor 1272) < afz. *safir* (ne. *pph* ist gelehrte Schreibung); *glacis* 1672, *Den(n)is*; *anise* um 1300 < fz. *anis*; *relish* Geschmack 1530 < afz. *reles*, *radish* schon ae. *redic* < l. *rădic-em*, dann nochmals um 1420 < fz. *radis*; *habit* vor 1225, *profit* Vorteil um 1315, *credit* Kredit 1542/3.

§ 16. *cattle* um 1275, vgl. *chattel* § 14, *bottle* Bündel um 1386 < afz. *botel*, *mettle* 1581, vgl. *metal* § 13.

§ 17. *havoc* 1419 < agn. *havok*; (*devoír*) *dĕvoir* vor 1300 < afz. *deveir* > me. *dever* (in der Neuzeit wie ein fz. Fremdwort behandelt); *chamois* 1560, *shammy* (phonet. Schreibung); *Reýnold* < fz. *Renaud Renault* (*ey* nur histor. Schreibung, vgl. deutsch *Reinhold*); *venom* um 1220 < agn. *venim*; *saffron* um 1200 < fz. *safran*; *dragon* um 1220, *lesson* um 1225 < afz. *leçon* (*ss* zur Bezeichnung von stimmlosem *s*), *pennon* 1375 < afz. *penon*, *lemon* um 1400 < fz. *limon*, *flagon* um 1470, *cannon* 1525 < fz. *canon*, *baton* 1548, daneben anglisiert *batten* s. § 14, *Breton*; *salmon* 13.. < agn. *saumoun* (*au* < *al* > *ă* vor Lippenlaut)[2]; *common* gemeinsam 1297 < afz. *comun* (*mm* durch gelehrten Einflufs des Lat. schon im Me.); *second* zweiter 1297; *manor* 1290 < afz. *manoir*; *tenor* vor 1300 < afz. *tenour*, *tremor* um 1374; *faggot* 1300 < fz. *fagot*; *honour* Ehre um 1200 < afz. *ono(u)r*, *clamour* um 1382; *sojourn* Aufenthalt um 1250 < afz. *sojorn*; *leprous* vor 1225.

§ 18. Über *product* s. § 51; *statute* um 1290 < fz. *statut*.

§ 19. *petty* 1393 < fz. *petit*; *tabby* 1638 < fz. *tabis*. Über *hobby* 1375 vgl. *Robin* § 15, *shammy* 1651 vgl. *chamois* § 17.

---

[1]) Für *sonnet* 1557 < fz. ~ < it. *sonetto* genügt zur Erklärung des *ŏ* schon die Doppelkonsonanz *nn* des fz. Quellworts; doch vgl. ne. *sonettes* 1557.

[2]) Siehe Jespersen 3. 33.

§ 20. Wenn auf inlautendes *l* oder *r* ein Vokal folgt, dann ist im Ne. Kürze des Tonvolkals sowieso lautgesetzlich.[1]

Also *palace* 1290 < afz. *palais*, *solace* Trost um 1290 < afz. *solas*; *Calais*; *valiant* (lj) 1303 < afz. *vaillant* (vgl. § 6, 2), *gallant* 1388 < fz. *galant* (Jones unterscheidet *gállant* tapfer und *gallánt gállant* galant; in letzterer Bedeutung ist das Wort eine neuere Entlehnung aus dem Fz.); *cellar* vor 1225 < agn. *celer* (mit Angleichung an das lat. Quellwort *cellărium*), *collar* 1297 < agn. *coler*; *mallard* 1314 < afz. *mal(l)art*. — *pallet* Strohlager um 1374 < dial.-fz. *paillet*, entsprechend *mallet* um 1425, *valet* 1567. — *trellis* 1422 < afz. *trelis*. — *felon* 1297, *gallon* um 1300 < anfz. *galun*, *-on*, *melon* vor 1387, *talon* ? vor 1400; *gal(l)op* Galopp 1523 < afz. *galop*, daneben *wallop* um 1350 < anfz. *walop*; *valour* 13... — *vellum* 1430 < afz. *velin*; *alum* um 1325. — *jolly* 13.. < afz. *jolif*.

§ 21. Ferner *coral* 1305, *moral* sittlich vor 1340 wohl eher < fz. ~ als aus lat. *morālis*; *herald* 13.. < afz. *herau(l)t*; *warrant* Gewähr vor 1225 < afz. *warant*; *carat* (1552 *charect!*, 1575 *carrottes*); *foray* Plünderungszug 13... — *foreign* 1297 < afz. *forain* (*-gn* fälschlich nach *reign*); *sorrel* fuchsrot 1469 < afz. *sorel*; *barrel* um 1300 < fz. *baril*; *barren* um 1200 < afz. *barain*; *forest* 1297; *ferret* 1398 < afz. *fuiret*, *claret* ? vor 1400. — *peril* vor 1225; *florin* 1303; *Paris*. Nicht ganz klar ist die Herkunft des *ŏ* in *morris* um 1500, Variante von *moorish* (*rr* zuerst 1560): Beeinflussung durch *Maurice* scheint vorzuliegen; vielleicht ist das Wort nur eine Nebenform dazu. — *baron* um 1200 < afz. *barun*, *-on*, *heron* 1302 < afz. *hairon*. — *very* 1250 < afz. *verai*; *perry* um 1315 < afz. *peré*; *parry* 1672 < fz. *parez* Imp.; *Harry* < fz. *Henri* (ne. *Henry* der fz. Form genauer angepaſst); *beryl* um 1305.

§ 22. Bei manchen der einschlägigen Wörter bestanden früher Formen mit langem Tonvokal. Die Länge war schon mit dem fz. Quellwort gegeben und wurde vom Me. zunächst übernommen; Kürze trat erst nachträglich ein. Beispiele:

---

[1] Horn §§ 26. 34. 43. 46. 57. 58. 65.

1. *pallet* und *mallet* (vgl. § 20) gehen auf fz. Formen mit *l̃* zurück; die Verbindung mit *a* ergab daraus me. ursprünglich *-ail*; dem ne. *ă* liegt also eigentlich ein Diphthong zugrunde.

2. fz. *ai* wurde me. vor *-s* und *-t* zu *-ę̄* monophthongiert, das dann oft zu *ĕ* verkürzt wurde. Die ursprüngliche Länge tritt noch in der heutigen Schreibung mit *ea* (*ei*) hervor. So bei *plē̆asant* 1375 < afz. *plaisant*, *pē̆asant* 1475 < agn. *paisant*; *lē̆isure*[1]) vor 1300 < agn. *leisir*, *plē̆asure* ? um 1368 < afz. *plaisir*. Die Schreibung mit *ea* = *ĕ* wurde von solchen Wörtern aus dann auch auf Fälle übertragen, bei denen keine Monophthongierung von fz. *ai* vorlag: *pheasant* 1299 < agn. *fesa(u)nt* hat sich in der Schreibung nach *pleasant* usw. gerichtet; schon im Spätme. begegnen Schreibungen mit Diphthong, die auf Länge des Vokals der ersten Silbe hindeuten (*feisaunt*, *feysaund* im 15. Jh., s. NED). *treasure* 1154 < afz. *tresor* folgt in der Schreibung *pleasure* und muſs auch schon im Me. *ę̄* gehabt haben (vgl. *treysour*, *treasoure* 15. Jh.).

3. Bei *zē̆alous* 1526 ist die Schreibung *ea*, trotz der Kürze = *ĕ*, aus dem Grundwort *zeal* beibehalten; das Wort entstammt kaum ml. *zelōsus*, das ne. *ī* als Tonvokal haben müſste, sondern entspricht afz. **zelos*, *-us* (anders NED). Auch bei *jē̆alous* vor 1225 < afz. *gelos* begegnen Formen mit *ea*, die auf Länge schlieſsen lassen, erst seit dem 16. Jh. (*gealous*). Endlich ist die Schreibung *ea* = *ĕ* auch auf *lē̆aven* 1340 < fz. *levain* übertragen worden (*ea* auch erst seit dem 16. Jh.). *heron* lautete me. ursprünglich *heiron* > *hę̄ron*, < afz. *hairon*.

§ 23. Daſs auch vortoniges *ĭ* und *ŭ* im zweisilbigen fz. Wort nach Zurückziehung des Worttons auf die erste Silbe kurz bleiben, ist (nach § 5, 2) selbstverständlich; andere Erklärungen für diese Kürze sind daher überflüssig.

Also *ribald* vor 1240 < afz. *ribau(l)d*; *brigand* vor 1400; *lizard* mit *i* für älteres *e*, me. *lesard* > *lisard*, *lusarde* 1377

---

[1]) Die ursprüngliche Länge wirkt noch in der jetzt altmodisch gewordenen Aussprache *līžər* nach.

< afz. *lesard*; *gizzard* um 1430 < afz. *giser*. — *chisel* 1382 < anfz. ~; *grizzled* zu veraltetem *grizzle* 1390 < afz. *grisel*; *dinner* 1297 < fz. *dîner*; *bittern* um 1330 < afz. *butor* (über den gelegentlichen Übergang von fz. *ü* > *i* s. Jordan § 230, Anm. 1); *gibbet* vor 1225 < afz. *gibet*, *wicket* 1296 < agn. anfz. *wiket*, *cricket* um 1325 < afz. *criquet*, *rivet* Niete 14.., *picket* Absteckpfahl 1690 < fz. *piquet*. — *civil* 1362; *pippin* < me. *pepin* vor 1300 < afz. *pepin*[1]); *griffin* 13.., daneben *grȳ̆phon* (gelehrte Form seit dem 15. Jh.) < afz. *grifoun*; *ribbon*. jüngere Form von *riban* = *riband* (*rebond* 1527) < afz. *riban*; *Briton* 1297 < fz. *breton*, *pigeon* ? um 1390 < afz. *pijon*, *citron* 1430, *pinion* (*nj*) um 1440 < afz. *pignon*, *minion* (*nj*) um 1500 < fz. *mignon*; *prison* vor 1123 < afz. *prisun*; *liquor* vor 1225 < afz. *lico(u)r* (*qu* ist gelehrte Schreibung); *bigot* 1598, *pivot* 1611; *vigour* 13.., *rigour* um 1386. — *tribune* Tribun um 1375 eher < fz. *tribun* als < l. *tribū́nus*; *tribute* 1340—70 < fz. *tribut*, nicht unmittelbar < l. *tribū́tum*. — *city* < afz. *cité*, ähnlich *pity* und *privy* alle vor 1225, *ditty* vor 1300 < afz. *dité*.

§ 24. *ĭ* vor *l* und *r*: *villain* 1303; *pillar* vor 1225 < afz. *piler*; *fillet* Stirnband vor 1327 < fz. *filet*; *mirror* 1225 < afz. *mirour*; *syrup* 1392/93 < afz. *sirop*.

§ 25. *frivol* vertändeln 1866 ist eine Rückbildung aus *frĭvolous*, *pickaxe* 1303 volksetymologische Umgestaltung < afz. *picois*.

§ 26. *pommel* Knauf um 1330 und die davon abgeleitete Nebenform *pummel* knuffen 1548 < afz. *pomel*[2]), *tunnel* um 1440 < afz. *tonel*; *funnel* 1402/3 < afz. **founil*; *sudden* vor 1300 < agn. *sodein sudein*; *gudgeon* um 1425 < fz. *goujon*; *supper* um 1275 < afz. *souper*, *plover* 1312/3 < agn. ~; *mummer* um 1440 < afz. *momeur*; *cover* bedecken vor 1300 < afz. *cuvrir*, *suffer* vor 1225 < afz. *soffrir*; *drugget* 1580 < fz. *droguet*; *pumice* 14.. < afz. *pomis*; *cousin* um 1290; *cushion* um 1340 < me. *cuisshin* < afz. *coissin*; *onion* (*nj*) 1356/7

---

[1]) Zum Übergang des vortonigen *e*, das im Engl. den Ton erhält, > *i* s. Luick II, 752.

[2]) Nach Lippenlauten ist der Übergang von fz. *o* > me. ne. *u* (ne. a) besonders häufig.

< fz. *oignon*; *summit* um 1470 < afz. *somet*, wohl mit Angleichung an lat. *summum*. — *juggle* 1377 < afz. *jogler*; *subtle* 13.. < afz. *sotil* < l. *subtilis* (*bt* gelehrte Schreibung). — *mutton* um 1290 < afz. *moton*, *button* um 1320 < afz. *boton*.

§ 27. *ŭ* vor *l* und *r*: *sullen* um 1573 < fz. *solain*; *pullet* 1362 < fz. *poulet*, *gullet* um 1380 < afz. *goulet*; *colour* Farbe um 1290 < afz. *color*; *sully* 1591 < fz. *souiller*. — *currant* (ursprünglich *raisins of Corauntz* Korinth, um 1390); *current* um 1300 < afz. *corant*.

§ 28. Iu einer Reihe von Fällen liegt ursprünglich nicht *ŭ*, sondern *ü̆* zugrunde. Dem entspricht im Ne. gewöhnlich *jū-*, *ū*; gelegentlich ergab es aber schon im Me. Kürze; es entsteht daraus *ŭ*, das im Ne. wie alle übrigen *ŭ* zu *a* wird. So bei *buzzard* um 1386 < afz. *busart*; *ducat* um 1384; *usher* um 1380 < agn. *usser* = afz. (*h*)*uissier*; *public* 1436; *muzzle* Maulkorb um 1386 < afz. *musel*; *glutton* vor 1225 < afz. *glutun*, *-on*; *succour* Hilfe vor 1225 < afz. *sucurs* (das auslautende *s* im Engl. als Endung der Mehrzahl mifsverstanden, davon eine neue Einzahl *succour*); *duchy* 1382 < afz. *duché*. — Endlich vor *l*: *mullet* um 1440 < afz. *mulet*.

§ 29. Vor Doppelkonsonanz ist natürlich nur Kürze möglich; daher auch *pinion*, *minion* § 23, *onion* § 26. Bei *vĭneyard* vor 1340 gegenüber *vīne* < afz. *vigne* + *yard* kommt aufserdem noch die Neigung zur Verkürzung des langen Tonvokals eines einsilbigen Wortes in zwei- oder mehrsilbigen Zusammensetzungen in Betracht.[1])

§ 30. Andere einschlägige Wörter lassen sich zugleich als Analogiebildungen auffassen: *braggart* vor 1577 < fz. *bragard* nach *to brag*. Bei Zeitwörtern, die im heutigen Englisch mit den zugehörigen Hauptwörtern gleichlautend geworden sind, liegt natürlich analogische Beeinflussung durch diese vor; also bei *couple* paaren vor 1386 < afz. *copler* durch *couple* Paar; *relish* schmecken 1586 ist sogar unmittelbare Ableitung aus dem gleichlautenden Hauptwort. Endlich sind nach dem Muster der zahlreichen Fälle, in denen ein Hauptwort den Ton auf der Vorsilbe, das dazugehörige Zeitwort auf der Stammsilbe hat (*cónvict*, *to convíct* u. a.), ne. Neubildungen entstanden wie *récord* nach *to recórd*.[2])

---

[1]) VT § 121, m.

[2]) *record* als Hauptwort noch von Byron auf der zweiten Silbe betont, s. Jespersen 5. 73.

c) Typus ××́× beim Quellwort.

§ 31. *a*) ⏑́× < fz. ××́×. Der entsprechende lat. Typus ergibt nach der Aussprache des mittelalterlichen Schullateins –×́×, im Engl. bei Zweisilbigkeit –́×; wir müssen also bei ne. Formen mit ⏑́× < ××́× auf fz., nicht auf unmittelbar lat. Herkunft des betr. Wortes schließen. Wörter fz. Ursprungs dieses Typus endeten ursprünglich alle auf *-e* oder (als Infinitive) auf *-e*(*n*), (die Zeitwörter auf *-ishe*(*n*)> *-ish*). Die Entwicklung war: fz. ⏑×́× > engl. ⏑́×̀× > ⏑́×̀(×) > ⏑́× (nach Wegfall des auslautenden *-e*, *-e*(*n*)).

§ 32. Beispiel: *preface* um 1386 < fz. *préface*; *dĕcăde* 1475; *pottage* vor 1225 < fz. *potage*, *homage* um 1290, *savage* vor 1300 < fz. *sauvage* (*au* vor Lippenlaut > *ā* > *ă*, s. Horn § 131, 1), *damage* 1300, *presage* Vorzeichen 1390 < fz. *présage* (*preságe* noch bei Shakespeare, *présage* bei Milton, s. Jespersen 5, 73), *baggage* um 1430 < afz. *bagage*, *adage* 1548, *ravage* Verwüstung 1611; *sausage* 14.. < anfz. *saussiche* (über die Verkürzung des *au* > *ŏ* s. § 5, 4); *cabbage* um 1440 < fz. *caboche*; *medal* vor 1586 < fz. *médaille*; *pedal* Pedal 1611 < fz. *pédale*; *madam* 1297 < fz. *ma dame*; *grammar* 1362 < afz. *gramaire*; *monarch* um 1450 nicht < l. *monárcha*, sondern < fz. *monarque* (anders NED; *ch* Angleichung an die lat. Form); *agate* 1570 < fz. *agathe*.

§ 33. *levee* s. *levy* § 38; *chapel* vor 1225 < afz. *chapele*, *rebel* Aufrührer 1297 < fz. *rebelle*, *gravel* vor 1300, *novel* Novelle um 1460, *model* 1575; *problem* 1382 < fz. *problème*; *paten* um 1300 < afz. *patène*; *presence* 13..; *lĕgend* um 1340 < fz. *légende* (die jetzt veraltete Aussprache *lēgend* < schullat. *lēgénda*), *prebend* um 1400; *lozenge* vor 1366 < afz. *losenge*; *Athens* < fz. *Athènes* (schullat. *Athénae* hätte *Áthens* ergeben müssen; auch die Endung *-ns* deutet auf fz. Ursprung); *manner* um 1175 < agn. *manere*, *matter* vor 1225, *banner* um 1230; *proverb* 1303 < fz. *~e*; *tavern* 1297 < fz. *~e*, *cavern* um 1374, *modern* um 1500 eher < fz. *~e* als < spl. *~érnus*; *honest* vor 1300 < afz. *~e*, *modest* 1565; *prophet* um 1175 < fz. *~ète*, *comet* um 1205 nicht unmittelbar < l. *cométa* (anders NED), sondern < fz. *~ète*, *planet* um 1290, *tablet* um 1315, *pocket* um 1410 < agn. *pokete*; *hatchet* vor 1327 < fz. *hachette*, *genet* 1418, *racket* Tennisschläger um 1500

< fz. *raquette*, *rennet* vor 1568 < fz. *reinette*, *facet* 1625, *Jănet* < fz. *Jeanette* (neben *Jāne*).

§ 34. *logic* 1362 < fz. *~ique*, *magic* um 1384, *fabric* 1483, *Sapphic* 1501, *chronic* 1601, *panic* Panik 1603, *mètric* 1864 trotz *mètre*[1]); *crevice* um 1340 < afz. *crevace*; *novice* 13.. < fz. *~*; *Venice* < fz. *Venise*; *Ovid* < fz. *~e*; *basil* Basilienkraut 1481 < afz. *~e*, *facile* 1483, *fragile* 1513, *agile* 1581, *Cecil* < fz. *Cécile*; *Achill* < fz. *~e*, aber unter Einfluſs von gr. Ἀχιλλεύς in der Aussprache *ch* = *k*; *cabin* 1362 < fz. *cabane*; *resin* 1388 und seine Umform *rosin* vor 1350 < fz. *~*; *matin(s)* um 1250 < fz. *~e(s)*; *province* um 1330; *famine* 1362, *rapine* um 1420; *satire* 1509; *premise* um 1374 < fz. *prémisse*; über *prŏmise* s. § 51; *lavish* verschwenderisch um 1475 < afz. *lavache*; *ravish* 1297 < fz. *raviss*..., *blemish* um 1325, *banish* 1375[2]); *sophist* 1542 eher < fz. *~e* als < l. *ísta* (anders NED), *chemist* 1562 < fz. *chimiste* (*ch* = *k* gr. Einfluſs).

§ 35. *battle* Schlacht 1297 < afz. *bataille*; *bottle* Flasche um 1375 < afz. *bouteille*; *cockle* um 1425 < fz. *coquille*.

§ 36. *cassock* um 1350 < fz. *casaque*; *epode* 1598; *memoir* 1567 < fz. *mémoire*; *petrol* 1596 < fz. *pétrole*; *atom* 1477 < fz. *~e*; *second* Sekunde um 1391 < fz. *~e*.

§ 37. *lettuce* um 1290, anscheinend Vermischung von fz. *laitue* mit seinem Quellwort lat. *lactūca*; *statue* 13..; *refuge* um 1386; *schedule* 1397 < afz. *scedule* (*sch* = *s* < irrtümlich lat. *schedula* statt *scedula*), *glŏbule* 1664 neben *glōbe*; *measure* um 1200 < fz. *mesure*, *stature* vor 1300, *tenure* 1436.

§ 38. *levy* als Hauptwort 1427 < fz. *~ée*, danach auch das Zeitwort 1388, dasselbe Wort dann als jüngeres Fremdwort *lèvee* Lever 1672, *jetty* um 1412 < fz. *jetée*; *copy* Kopie um 1330 < fz. *~ie*.

§ 39. *baggage* steht zugleich unter der Analogiewirkung von *bag*; *pottage* hat sich nach *pot* gerichtet, *Sapphic* nach *Sappho*.

---

1) Daneben *logical*, *magical*, *chronical*, *metrical*.

2) *famish* um 1400 < veraltet *fame* verhungern < l. *fămēs* + *-ish* hat sich in der Kürze seines Tonvokals nach den übrigen zweisilbigen Wörtern auf *-ish* gerichtet, die auf den fz. Typus × ×́ × zurückgehen und durchweg Kürze haben.

§ 40. Bei *chapter* vor 1225 < afz. *~itre* ist die Stellung des Tonvokals vor Doppelkonsonanz an seiner Kürze mitbeteiligt.[1])

§ 41. ××́× > ◡́× mit Tonvokal vor *l* + Vokal: *salad* um 1390 < afz. *~e*, *ballad* 1492 < afz. *balade*; *balance* Gleichgewicht 1297. — *challenge* Herausforderung vor 1300 < afz. *chalenge*; *choler* um 1386 < afz. *colère* < l. *cholera* (*ch* gelehrte Schreibung seit dem 16. Jh.); *pallet* Maurerkelle 1558 und *palette* (*pǽlit*) 1662 < fz. *~ette*; *pellet* 1362 < fz. *pelote*; *valley* 1297 < afz. *valee*, *alley* 1382, *volley* Salve 1579; *galley* vor 1300 < afz. *galie*, *galee*. — *relic* vor 1225 < fz. *~ique*, *colic* 1398; *malice* 1297, *chalice* vor 1300[2]), *Alice*; *polish* polieren 1300 < fz. *poliss* . . .; *olive* um 1200. — *hĕlot* 1579 kaum < l. *hēlōtes* (NED), eher < fz. *hélote* (selten, gewöhnlich *ilote*); *shallop* vor 1578 < fz. *chaloupe*. — *prĕ́lude* 1561 < fz. *prélude* (früher auch *prēlude*); *value* 1303; *deluge* um 1374 < fz. *déluge*; *volume* um 1380; *column* um 1440 < afz. *colompne*. — *jelly* 1393 < fz. *gelée*; *folly* vor 1225 < afz. *folie*, *sally* Ausfall 1542 < fz. *saillie* (*ll* für fz. *l̃*); *polyp*(*e*) 1583 < fz. *~e*.

§ 42. ××́× > ◡́× mit Tonvokal vor *r* + Vokal: *Arab* 1634 < fz. *~e*; *Horace*; *barrack* 1686 < fz. *baraque*; *forage* um 1315 < fz. *fourage*; *orange* 13.. < afz. *orenge*. — *quarrel* Streit 1340 < afz. *querel*(*l*)*e*, *sorrel* Sauerampfer vor 1400 < afz. *sorele*; *warren* 1377 < anfz. *warenne*; *Clarence*, *Terence*, *Florence*, *Lăurence Lăwrence* mit *ŏ* aus Diphthong < fz. *Laurence* (*au* Angleichung an die lat. Schreibung; *ŏ* schon bei Hodges 1644); *garret* 13.. < afz. *garite*. — *Măurice* (*ŏ* < *au*, vgl. auch *morris* § 21); *porridge* 1532 < *pottage* < fz. *potage* (Vermischung mit dem veralteten *porrey* Lauchsuppe); *Corinth* < fz. *~e*; *perish* um 1250 < afz. *períss* . . ., *cherish* um 1320; *parish* um 1290 < afz. *paroisse*; *florist* 1613 wohl < fz. *~e*; *merit* Verdienst vor 1300 < afz. *~e*. — *Herod* eher < fz. *Hérode* als < l. *Hērōdēs*; *carol* vor 1300 < afz. *~e*; *carrot* 1533 < fz. *carotte*: — *ferrule*, früher *verrel* 1611 < afz.

---

[1]) S. § 5, 1 und Anm. zu § 5, 4.

[2]) Spätae. *calic*, *cælic* < l. *calic-em* wurde durch die fz. Form des Wortes verdrängt.

virelle (als Demin. zu lat. *ferrum* miſsverstanden). — *quarry* Jagdbeute 13.. < afz. *cu(i)ree*; *cherry* um 1350 < anfz. *cherise*, kaum < ae. *ciris* < l. *cerasus* (auslautendes *s* als Endung der Mehrzahl miſsverstanden).

§ 43. Fz. ××́× > ◡́× mit Tonvokal *i*: *pinnace* 1546 < fz. *pinace*; *image* vor 1225, *visage* vor 1300; *Britain* 1297 < afz. *Bretaigne*, *pittance* < afz. *pitance* und *quittance* vor 1225; *vicar* vor 1300 < agn. *vicaire*; *frigate* 1585. — *Grizel* < fz. *Grisilde*; *mitten* um 1386 < fz. *mitaine*, *mizzen* 1465 < fz. *misaine*; *river* 1297 < agn. *rivere*, *litter* vor 1300 < agn. *litere*; *fritter* um 1420 < fz. *friture*; *riches* um 1205 < fz. *∼esse* (*-es* als Endung der Mehrzahl miſsverstanden); *linnet* um 1530 < afz. *linette*, *civet* 1532. — *physic* 1293 < afz. *fisique* < l. *physica* (*ph* Angleichung an das Lat., daneben *physical*); *liquid* 1382 < fz. *∼ide*; *vigil* vor 1225 < afz. *∼ile*; *finish* um 1530 < afz. *feníss* . . ., *limit* Grenze um 1375 < fz. *∼e*; *visit* Besuch 1621; *scissors* um 1384 < afz. *cisoires*, im 16. Jh. vermengt mit lat. *scissor(es)*. — *victual(s)* 13.. < afz. *vitaille* < l. *victuā́lia* (*ct* gelehrte Schreibung nach dem Lat.); *tribune* Tribüne 1645; *figure* vor 1225; *minute* Minute 1377. — *Sibyl* um 1300 < afz. *Sibile*, nicht < ml. *Sibilla*.

§ 44. *ĭ* vor *l* oder *r*: *Philip* < fz. *∼ippe*. — *lyric* 1581 < fz. *∼ique* (daneben *lyrical*).

§ 45. Fz. ××́× > ◡́× mit Tonvokal *u*: *dozen* vor 1300 < afz. *∼eine*; *gutter* vor 1300 < agn. *goutere*, *crupper* um 1300; *budget* um 1432 < fz. *bougette*, *puppet* 1538 < fz. *poupette*; *covey* um 1440 < afz. *covée*; *money* um 1290 < afz. *moneie*. — *summons* um 1290 < afz. *sumunse* (*s* als Endung der Mehrzahl miſsverstanden). — *putty* 1633 < fz. *pɔtée*; *mummy* um 1400 < fz. *momie*.

§ 46. *u* vor *l* oder *r*: *bullet* 1557 < fz. *boulette*; *pulley* 1324 < afz. *polie*. — *courage* um 1300 < afz. *corage*; *murrain* um 1330 < fz. *morine*; *tŭrret* 13.. < afz. *to(u)rete*, neben *tower*; *nourish* um 1290 < afz. *noríss* . . ., *flourish* vor 1300 < afz. *floríss* . . .

§ 47. Nicht *ŭ*, sondern *ǘ* liegt zugrunde[1]) in: *duchess* 13.. < fz. *∼esse*; *publish* um 1330 < afz. **publíss* . . .

[1]) Vgl. § 28.

(die gewöhnliche Form ist afz. *puplier*, dann *publicer*), *punish* 1340. — *suburb* um 1380 < afz. *∼e* (zugleich unter dem Einfluſs der übrigen Wörter mit der Vorsilbe *sub-*); *succour* als Zeitwort um 1250 < afz. *su(c)curre*. Endlich *study* als Hauptwort um 1290 < afz. *estúdi̯e*, unter Wegfall des prothetischen *e-*.

§ 48. In manchen Fällen läſst es sich nicht klar entscheiden, ob dem engl. Wort ein lat. nach dem Typus ×́×× (sowohl ◡́×× als auch –́××) oder ein davon abgeleitetes fz. nach dem Typus ××́× zugrunde liegt, da in beiden Fällen bei engl. Zweisilbigkeit das Ergebnis ◡́× ist. Beispiele: einerseits *cynic* um 1547, *phrenic* 1704; *solid* um 1391, *valid* 1571, *acid* 1626, *avid* 1769; *vomit* als Hauptwort um 1386; *method* 1551 < l. ◡́× *us* oder fz. *∼ique*, *-ide*, *-ite*, *-ode*, andererseits *spheric* 1559, daneben *spherical*, *livid* 1622, *florid* 1642 < l. *sphaĕricus*, *līvidus*, *flōridus* oder < fz. *-ique*, *-ide*. *ebon* um 1440 < l. *(h)ĕbenus* < gr. *ἔβενος* hat anlautendes *e* unter dem Einfluſs des Gr. oder von fr. *ébène*. — *spirit* um 1290 kann unmittelbar von lat. *spīritus*, oder von agn. *spirite* abstammen.

§ 49. *β*) ◡́× < **lat.** ××́×. Da Wörter lat. Ursprungs des Typus ××́× im mittelalterlichen Schullatein stets –×́× ergeben, unabhängig davon, ob im klass. Lat. ◡×́× oder –×́× zugrunde liegt und aus schullat. –×́× im Ne. bei Zweisilbigkeit der Typus –́× entsteht, müssen für die Kürze des Tonvokals bei einigen ne. Wörtern des Typus ◡́× < l. ××́× besondere Gründe vorliegen. Einige einschlägige Wörter sind schon in ae. Zeit aus dem Lat. eingedrungen, müſsten also schon im Me. beim Typus ×́× in offener Silbe langen Tonvokal haben. Daſs trotzdem Kürze vorhanden ist, läſst sich wohl als fz. Einfluſs erklären. Hierher gehören: *camel* (schon ae. *∼*) < l. *camēlus* (ne. *ă* vielleicht nach einer anfz. Entsprechung von fz. *chameau*); *talent* < ae. *talente* < l. *taléntum*, vgl. fz. *talent*; *cŭm(m)in* < ae. *cymen* < l. *cumīnum*, vgl. fz. *cumin*. *latin* und *Saturn* begegnen in ae. Zeit nur in lat. Gewande: *∼um*, *∼us*; die ne. Wortform beruht auf fz. *latin*, *Saturne*.

§ 50. Erst in me. Zeit wurden aus dem Lat. aufgenommen, gerieten aber anscheinend ebenfalls unter fz. Einfluſs:

quadrăte viereckig 1398 < l. *~ắtus* (vgl. fz. *quadrat*, *quădr*- wohl auch nach den dreisilbigen Wörtern mit *quadr*- als erstem Bestandteil); *calends kalends* um 1374 < l. *kaléndae* (vgl. fz. *calendes*, vielleicht auch Einfluſs von *călendar*). Zweifache Möglichkeit der Ableitung liegt vor bei *sŏlemn* 13.. < fz. *~e* oder < l. *sollémnis* (ne. *ŏ* vor *ll*); die lat. Nebenform *sōlémnis* hätte ne. *sōlemn* ergeben müssen. *borage* (*ŏ*, daneben *a*, um 1420) < ml. *borrắgo* oder < fz. *bourrache* (*ŏ* < lat., *a* < fz. Quellwort, in beiden Fällen Tonvokal vor der Doppelkonsonanz *rr*). Über *monarch* s. § 32, *legend*, *Athens*, *modern*, *comet* § 33, *sophist* § 34, *lettuce*, *schedule* § 37, *famish* Anm. zu § 34, *helot* § 41, *Herod* § 42, *physic*, *scissors*, *victuals*, *Sibyl* § 43.

§ 51. *project* < l. *prōjéctum* und *promise* Versprechen < l. *prōmíssum* beide um 1400 stehen wohl unter der Einwirkung von fz. *projet*, *promesse*, oder ihr *ŏ* richtete sich nach den vielen andern zweisilbigen Wörtern mit der Vorsilbe *prŏ*-; hier war *ŏ* um so eher möglich, als die Grundbedeutung der Vorsilbe „für" ganz verdunkelt ist (gegenteiliges Beispiel: *prōnoun*); ähnlich *product* um 1430 < l. *prodúctum* (vgl. fz. *produit*).

§ 52. *bracket* 1580 entweder unmittelbar oder durch fz. *braguette* < sp. *bragueta* (*ck* Entstellung, vielleicht beeinfluſst durch it. *bracheta*; irrtümlich mit l. *bracchium* in etymologischen Zusammenhang gebracht).

d) Typus ××× ́ beim Quellwort.

§ 53. ⏑́× < fz. ××́×: *chaplain* spätae. *capellan* < spl. *cappellắnus*, dann me. seit dem 13. Jh. < afz. *chapelain*; *several* (*vr*) 1421 < agn. *~*; *buckram* 1340 < afz. *bouqueran*, mit Fernassimilation des *n* > *m* nach dem anlautenden *b*, vielleicht eher < it. *bucherame* (mit volksetymologischer Umdeutung); *remnant* um 1350 < afz. *remenant*; *ashlar* 1370 < afz. *aisselier*, mit Übergang von *ai* > *ă* vor *ʃ*[1]), *poplar* 1382 < afz. *~ier*; *lĕopard* vor 1290 < fz. *léopard* (me. *leupar*, dann Verlust des *u* vor Lippenlaut), *Lĕonard*, daneben mit phonetischer Schreibung *Lennard* < fz. *Léonard*.

---

[1]) Wright, *NEG* § 213, 2.

§ 54. *sovereign* (*vr*) um 1290 < afz. *soverain*; *mackerel* (*kr*) um 1300 < afz. *makerel*; *raven* rauben 1494 < afz. *raviner*; *juggler* (schon ae., vor 1100, dann an die fz. Form angeglichen) < afz. *jogleor* (vgl. *juggle*), *robber*[1]) um 1175 < afz. *robeour*; *mattress* um 1290 < afz. *materas*; *goblet* 13.. < afz. *gobelet*, *hamlet* um 1330, *chaplet* 1375; *hackney* 13.. < afz. *haquenée*.

§ 55. *coppice* 1538, Nebenform *copse* < afz. *copeïz*; *Frederick* (*dr*) < fz. *Frédéric*; *premier* um 1470; das Wort wurde früher auch lautgesetzlich (Tonvokal vor Hiatus-*i*) *prēmier* ausgesprochen; jetzt gilt nach Jones nur noch die Aussprache *prĕmjər*, weil das Wort als neueres Fremdwort aus dem Fz. empfunden wird; *goblin* vor 1327 < fz. *gobelin*, *ravelin* (*vl*) 1589; *fashion* vor 1300 < me. *faci(o)un* < afz. *façón*, mit auffälliger Kürze des Tonvokals vor Hiatus-*i*, wohl weil dies *i* nicht ursprünglich ist; *ration* 1550 < fz. ~ oder < l. *ratiōn-em* (mit unregelmäſsiger Kürze des Tonvokals vor Hiatus-*i*), ebenso *precious* um 1290 < afz. *precios*.

§ 56. Tonvokal vor *l* oder *r*: *dally* um 1300 < afz. *dalier*. — *scarab* 1579 < fz. *~ée*; *harass* vor 1618 < fz. *~er*; *lā̆urel* vor 1300, me. *lorer*, *lorel* < afz. *lorier* (ne. Schreibung *au* nach lat. *laurus*); *marry* 1297 < fz. *marier*, *carry* 1330 < anfz. *carier*.

§ 57. *i* als Tonvokal: *giblet* 1303 < afz. *gibelet*; *pitcher* um 1290 < afz. *pichier*; *vision* um 1290 < agn. *visi(o)un*; *vicious* um 1340 < agn. *vicious*. — Vor *l*: *bilious* (*lj*) 1541 < afz. *~ieux*.

§ 58. *ŭ* als Tonvokal: *cutlass* 1594 < fz. *coutelas* (mit Angleichung an *to cut*); *cuckold* vor 1250 < afz. ? *cucuault*; *govern* 1297 < afz. *~er*; *bushel* um 1330 < afz. *boissiel*[2]); *butler* um 1250 < agn. *butuiller*, *butcher* Fleischer vor 1300 < afz. *bochier*.

§ 59. Die meisten dieser Wörter wurden zweisilbig durch den Ausfall eines Mittelvokals: *remnant* < fz. *remenant* u. a.,

---

[1]) Keine Ableitung von *to rob*; dies Wort ist vielmehr eine Rückbildung aus *robber* und *robberg*.

[2]) Me. *buisshel* mit Einbuſse des *i* vor *š* schon im Me., s. Wright, *MEG* § 213, 2.

die Entwicklung war also: fz. ◡××́ > engl. ◡́××̀ > ◡́(×)× > ◡́×; in andern Fällen ergab sich die Zweisilbigkeit durch Monophthongierung einer fz. Vokalverbindung: *lĕopard* < fz. *léopard*; bei einer dritten Gruppe durch Ersatz einer mehrsilbigen Endung durch eine einsilbige: *robber* < afz. *robeour*; bei einer vierten durch den Übergang von *si-*, *zi-* vor Vokal > *š*, *ž* und die dadurch bewirkte Verminderung der Silbenzahl: *vicious* < agn. *vicious*, *vision* < agn. *visi(o)un*.

§ 60. In einer Reihe von andern Fällen entspricht dem afz. Typus ××× ́ mit prothetischem *e-* im Anlaut vor *s*-Verbindungen ein zweisilbiges Wort ohne dies *-e*. Die einschlägigen Wörter sind meist agn. Ursprungs; im Agn. fehlte dies *e* oft.[1]) Beispiele: *chequer checker(s)* Schachbrett 1297 < agn. *(e)scheker*. — *scholar* wurde schon in ae. Zeit aufgenommen (ae. *scolere* < spl. *schōlāris*); die heutige Lautgestalt mit *ŏ* beruht aber auf afz. *escoler*, mit Anpassung an die lat. Schreibung; *scabbard* 1297 < agn. **(e)scauberc*; *scutcheon* vor 1366 < anfz. *(e)scuchon*; *scrivener* (*vn*) um 1375 < afz. *escrivain* + *-er*; *skimmer* Schaumlöffel 1387 < afz. *escumoir* (als Ableitung von *to skim* aufgefafst). — *Spaniard* (*nj*) um 1400 < afz. *Espaignart* (keine Dehnung des *ă*, weil *ni* hier < fz. *ñ*, vgl. § 6, 2); *spaniel* (*nj*) um 1386 < afz. *espaigneul* (vgl. *Spaniard*); *spavin* 1426 < afz. *espavain*. — *stallion* (*lj*) um 1305 < afz. *estalon*. — Tonvokal *i*: *ticket* 1528 < afz. *e(s)tiquet*. Vor *r* + Vokal: *squirrel* ! vor 1366 < agn. *esquirel*. — Tonvokal *u*: *stomach* 13.. < afz. *estomac*.

Wie die genannten Beispiele zeigen, gehen manche der einschlägigen Wörter auch unmittelbar auf das Afz. zurück; im Engl. fällt aber auch dann das prothetische *e-* gewöhnlich weg.[2])

§ 61. *ashlar*, *butler*, *cutlass*, *hackney*, *hamlet*, *remnant*, *scrivener* und *sovereign* haben kurzen Tonvokal auch wegen seiner Stellung vor Doppelkonsonanz.

§ 62. In vielen Fällen ist ein ne. Zeitwort des Typus ◡́× gleichlautend mit einem Hauptwort oder Eigenschaftswort; es läfst sich dann meist kaum entscheiden, ob Analogiebildungen vorliegen, oder ob das Zeitwort

[1]) Unter engl. Einflufs, s. Jordan § 249a.

[2]) Ausnahmen sind: *escape* : *scape*, *especial* : *special*, *espouse* : *spouse*, *espy* : *spy*, *esquire* : *squire*, *estate* : *state*, *estrange* : *strange* (Wright *NEG* § 149).

auf den fz. Typus ××́×́ zurückzuführen ist, der im Ne. mit einem entsprechenden Haupt- oder Eigenschaftswort lautlich zusammengefallen war. Beispiele: *menace* drohen 1303 < fz. *~er*, daneben *menace* Drohung; *ravage* 1611, *hazard* 1530. — *travel* um 1290 < fz. *travailler*, *revel* um 1325. — *traffic* 1506 < fz. *~iquer*, *cavil* 1548 < afz. *~iller*, *profit* 1303. — *battle* 1330 < fz. *batailler*. — *second* vor 1586, *honour* um 1290, *sojourn* (Tonvokal *ŏ*, daneben *a*) um 1290 < afz. *sojorner*. — Vor *l* oder *r*: *balance* 1579; *challenge* vor 1225; *wallop* 1375 und *gallop* 1523, *colour* um 1325. — *forage* 1417, *warrant* um 1275 < afz. *warantir*; *quarrel* 1390 < afz. *quereler*; *merit* 1484 < fz. *mériter*; *carol* um 1300. — Tonvokal *ĭ* oder *ŭ*: *visit* vor 1225, *limit* 138., *victual* 13.. < afz. *vitailler*. — *summon* um 1205 < afz. *sumuner*.

e) Typus ××́×× beim Quellwort.

§ 63. *fennel* < ae. *finuȝl* < l. *foenículum* (wohl beeinflufst durch fz. *fenouil*), *manage* Handhabung um 1597 < it. *maneggio* (vielleicht durch Vermittlung von fz. *manege*).

f) Typus ×××́× beim Quellwort.

§ 64. *α*) ́˘× < fz. ×××́×. Es handelt sich hier auch (wie beim Typus ××́× des Quellworts) in den meisten Fällen um Wörter mit auslautendem *-e*, oder um Infinitive auf *-e*(*n*). Die Entwicklung ist: ̀˘××́× > ́˘××̀(×) > ́˘(×)×̀ > ́˘×. Beispiele: *penance* um 1290 < afz. *peneance*; *chimney* vor 1330 < afz. *cheminee*; *poplin* 1710 < fz. *popeline*.

Mit Verlust des fz. prothetischen *e-*: *spinach* 1530 < afz. *espinage* (*ch* gelehrte Schreibung nach ml. *spinachia*); *scrimmage* um 1470, *scrummage* < afz. *eskermiss* . . .; (*spinét*, daneben) *spínet* 1664 < fz. *espinette*; *scallop* vor 1400, *scollop* < fz. *escalope*. Beispiele verwandter Art sind: *rummage* als Hauptwort 1526 < älterem fz. *arrumage* und *vanish* 1303 < afz. *evaniss* . . .

marriage 1297 < fz. *mariage* und *carriage* um 1385 < anfz. *cariage* folgen der Analogie von *marry* und *carry*.

Mitunter ergibt sich die Kürze des Tonvokals auch aus seiner Stellung vor Doppelkonsonanz nach Ausfall des Mittelvokals. So bei *captain* 1375 < fz. *capitaine*; *sackbut* 1533 < fz. *saquebute* (mit volksetymologischer Entstellung); *damsel* um 1290 < afz. *dameisele*; *omelet*(*te*) (*ml*) 1611, *cutlet* 1706 < fz. *côtelette* (mit Angleichung an *to cut*); *javelin* (*vl*) 1513 < fz. *~ine*; *tansy* um 1420 < afz. *tanesie*. Über *chimney* s. oben.

§ 65. β) ⏑́× < it. ××⏑́×: *manage* als Zeitwort 1561 < it. *maneggiare*[1]); über *buckram* s. § 53.

g) Typus ×××⏑́ beim Quellwort.

§ 66. Ne. ⏑́× < fz. ×××⏑́: *solace* trösten 1297 < afz. *solacier*; *cutler* um 1400 < afz. *coutelier* (mit Angleichung an *to cut*; vielleicht liegt auch eine agn. Form auf *-er* zugrunde, vgl. *butler* § 58); *covet* vor 1225 < afz. *cuveitier*; *special* vor 1225 < afz. *especial*[2]); *ĕ* vor dem Hiatus-*i* ist auffällig, erklärt sich aber nach Luick als Analogiebildung nach dem häufigen dreisilbigen Adv. *specially*; *study* studieren vor 1300 < afz. *estudier* (vgl. *study* als Hauptwort § 47; *me. ŭ*).

h) Typus ×××⏑́× beim Quellwort.

§ 67. Hierher gehört nur *dropsy* um 1290 < afz. *ydropisíe* (*ŏ* vor *ps*).

2. Ne. –́×.

a) Typus ⏑́× auch beim Quellwort.

§ 68. α) Bei Wörtern fz. Ursprungs dieses Typus, meist mit Tonvokal vor Verschlufs- oder Reibelaut + Liquida + *-e*, ist im Ne. –́× die Regel, auch für *i* und *u*, die offenbar in solchen Fällen schon im Fz. lang waren. Beispiele: *table* schon ae. *tabule* < l. *tabula*, dann me. um 1175 < fz. ∼; *cedar* (ae. *ceder* < l. *cedrus*, dann um 1300 < fz. *cedre*; *metre* Versmafs (ae. *meter* < l. *metrum*, dann im 14. Jh. < afz. *metre*), = Meter erst 1797 < fz. *mètre*, *noble* 1225, *people* um 1275 < agn. *poeple people* (ne. *eo* = me. *ē* > ne. *ī* wegen l. *pŏpulus*), *fable* vor 1300, *sober* 13.. < afz. *sobre*, *able* um 1325 < afz. (*h*)*able*, *sable* dunkel 1352, *wafer* 1377 < agn. *wafre* mit der Nebenform *gōpher* 1791 < fz. *gaufre* (vgl. *goffer* § 14), *sable* Zobel 14.., *ochre* um 1440 < fz. *ocre*, *cater* vier im Karten- oder im Würfelspiel ? vor 1500 < fz. *quatre*, *weever* 1622 < afz. *wivre* (*ee* < me. *ĭ* wie in *weevil*, s. Jordan § 36, 3), *sabre* 1680, *ogre* 1713, *Naples*.

[1]) Wright *NEG* § 62 nimmt fz. Ursprung des Wortes an; vgl. auch das gleichlautende Hauptwort.

[2]) Daneben *especial* unter dem Einflufs des literarischen Fz.: vgl. Anm. 2 zu § 60 und Jordan § 249a.

§ 69. Mit ī: *tiger* (schon ae. *tiȝer* < l. *tigr-em*, dann me. um 1386) < afz. ~; *title* (ae. *titul* < l. *titulus*, dann me. 13..) < afz. ~ (*tittle* 1382 < l. *titulus* ursprünglich dasselbe Wort); *trifle* Kleinigkeit vor 1225 < afz. *trufle*[1]); *bible* und *cider* < afz. *cidre* vor 1300, *mitre* um 1380, *cycle* 1382, *fibre* 1398, *cipher* 1399 < afz. *cyfre*, *nitre* um 1400, *viper* 1526 < afz. *vip(e)re* (kaum < l. *vīpera* [NED], das ĭ hätte ergeben müssen); *wivern wyvern* 1610 < afz. *wivre* (vgl. *weever* § 68). *lītre* (ī) 1810 ist ein neues fz. Fremdwort.

§ 70. Mit ū: *powder* um 1290 < fz. *poudre*. Fz. ū̆ > me. ū̆ ergibt natürlich ebenfalls Länge (s. § 6, 3), daher *bugle* Hifthorn um 1300.

§ 71. Langer Tonvokal beruht auf dem fz. Diphthong *ai* > me. ę in *eager* 1297 < afz. *aigre*, *meagre* 13..; *eagle* um 1380 < fz. *aigle*.

§ 72. Über *friar* um 1290 < afz. *frere*, mit me. Übergang von ē > ī vor *r* s. Horn § 89. In *tower* (schon ae. *tūr* < l. *turr-em*, dann um 1100 < afz. *tur*) und *flower* vor 1225 < afz. *flour* (daraus auch ne. *flour*) ist die jetzige Zwei- aus ursprünglicher Einsilbigkeit entstanden. Wahrscheinlich gehört hierher auch *flavour* 13.. < afz. *flaur fraor*, vielleicht verwandt mit lat. *fragrāre*, angeglichen an *favour*, *savour*.

story vor 1225 < agn. (*e*)*stórįe* und *glory* 13.. haben ō wegen des ursprünglich vorhandenen Hiatus-*i* der folgenden Silbe.

§ 73. β) ´× durch Analogie.

Die analogische Länge des Tonvokals wird begünstigt durch engen etymologischen Zusammenhang zwischen einem abgeleiteten oder zusammengesetzten Wort und seinem Grundwort. Je lebendiger eine Ableitungssilbe ist, je leichter sie an beliebige Wörter einer bestimmten Gruppe angehängt werden kann, desto eher richtet sich das abgeleitete Wort auch im Tonvokal nach seinem Grundwort. Je klarer die einzelnen Bestandteile einer Zusammensetzung im Sprachbewufstsein hervortreten, desto gröfser ist der analogische Einflufs des Grundworts auf die Zusammensetzung. Es kann aber auch geschehen, dafs zwei nicht unmittelbar miteinander verwandte Wörter irrtümlich durch Volksetymologie in etymologischen Zusammenhang gebracht werden, und dafs dann das eine als Ableitung vom andern empfunden wird (z. B. *eyelet* : *eye*).

[1]) Me. Übergang von ü > i westmittelländisch, s. Jordan § 230, Anm. 1.

§ 74. Zahlreiche Wörter des Typus ́–× sind Ableitungen von einsilbigen Wörtern mit langem Tonvokal.

Hauptwörter fz. Ursprungs: *peerage* 1454: *peer*, *trial* 1526: *try*, *clearance* vor 1563: *clear*, *sizar* 1588: *size*; *dukedom* 1460: *duke*; *slater* 1408: *slate*, *Jewess* 1388: *Jew*, *eyelet* 1382 < fz. *oeillet*: *eye* (s. § 73); *treatise* 13..: *treat*, *stylist* 1795: *style*; *basement* 1730, *baseness* 1552: *base*; *razor* um 1290: *raze*, *surety* 13..: *sure*.

Eigenschaftswörter: *couchant* 1496/7: *couch*; *aged* 1440: *age*[1]); *spiteful* um 1440: *spite*; *palish* 1398: *pale*; *baseless* 1610: *base*, *stately* 1372: *state*; *famous* um 1385: *fame*; *plaguy* 1574: *plague*.

Zusammensetzungen: *piebald* 1589: *pie* Elster; *piecemeal* 1297: *piece*; *Pierson*: *Piers Pierce* (Kosenamen von *Peter*).

§ 75. Die Analogiewirkung durchbricht mitunter den Systemzwang, der durch eine Ableitungsendung ausgeübt wird: während sonst fast alle zweisilbigen Wörter auf *-ic* kurzen Tonvokal haben (s. § 5, 4), ist er lang in *basic* 1842 wegen *bāse*, und *chromic* 1800 wegen *chrōme*, zu fz. *base*, *chrome*.

b) Typus ×× ́ beim Quellwort.

§ 76. ́–× < fz. ×× ́. Tonvokal vor einem andern Vokal: *real* wirklich 1448 < afz. ~ oder < spl. *reālis*; *lion* (schon ae. *lēo* < l. *leo*, dann um 1200 < agn. *liun*); *giant* 1297 < afz. *geant*, *pliant* 13.., *scion* um 1305 < afz. *cion* (*sc* Angleichung an ein vermeintliches lat. Quellwort); *lias* 1404 < afz. *liois*; *trial* 1526 (zugleich durch *to try* beeinflufst) < agn. ~; *bias* 1530 < fz. *biais*; *lien* 1531; *trio* (*ī*, nicht *ai*, also Fremdwort, 1724) < fz. ~ < it. ~.

coward vor 1225 < afz. *coart*; *power* um 1290 < agn. *poër*; *bowel* vor 1300 < afz. *boel*, *vowel* um 1308 < afz. *vouel*. *rowel* um 1400 < afz. *ro(u)el*.

jewel um 1290 < agn. *juel* (*u* = *ü*); *truant* um 1290; *cruel* 1297, *gruel* 1362; *suet* 1377, *duel* 1591.[2]) Diese Wörter haben langen Tonvokal auch wegen *jū* < me. *ü*.

§ 77. *(j)ū* < me. *ǖ*: *suitor* um 1290 < me. *sutere* < agn. *seutor* (zugleich Analogiebildung nach *suit*); *ruby* 13.. < afz. *rubi*; *humour* 1340; *future* < afz. *futur* (vielleicht auch unmittelbar < l. *fūtūrus* oder dadurch beeinflufst) und *rumour*

---

[1]) *sacred* 13..: me. *săcre(n)* (Luick II, 466).

[2]) Jones bezeichnet merkwürdigerweise das *u* in *cruel*, *gruel* und *suet* als kurz (nicht das *u* in *duel*, *jewel*); ebenso ist nach ihm auch bei einigen andern Wörtern *u* vor einem andern Vokal kurz. Da diese Kürze sonst nicht bestätigt wird, habe ich in meiner Darstellung bei den betr. Wörtern langen Tonvokal angesetzt.

um 1374; *juror* 1377 < agn. *jurour*; *plural* 1377 < afz. *plurel* oder < l. *plūrālis*, *tutor* 1377 < afz. *tutour* oder < l. *tūtor*; *julep* um 1400; *puny* 1548 < fz. *puisné*; das Fremdwort *bureáu*, daneben *būreau* 1720; die Eigennamen *Hubert*, *Lewis*, *Munich*.

Über *cruel*, *duel*, *gruel*, *jewel*, *suet*, *truant* s. § 76 und Anm. 2; über *ducal*, *mural*, *prudent*, *rural* § 98.

Beim Namen *Byron* < me. *Burun* liegt mundartlicher Übergang von *ū̆* > *ī* vor.[1])

§ 78. Ein ursprünglicher Diphthong erscheint monophthongiert in *reason* Vernunft vor 1225 < afz. *raisun* und *season* Jahreszeit vor 1300 < afz. *seison* (*ai*, *ei* vor *s* > me. *ē̜* > ne. *ī*).

§ 79. Bei *tyrant* um 1290 < afz. < l. *tyránnus* < gr. *τύραννος* wurde die Länge des Tonvokals durch das gr. *y* begünstigt, vielleicht auch durch schullat. *tȳránnus*.

§ 80. Ersatzdehnung durch Übergang von fz. *au* > me. *ā* vor Lippenlaut in *mavis* ? vor 1366 < fz. *mauvis*.

§ 81. *rēflux* um 1430 < *re-* + *flux* < fz. ~ und *pronoun* 1530 < *pro-* + *noun* < agn. ~ afz. *nun nom* können als Analogiebildungen nach den zahlreichen andern zweisilbigen Wörtern mit *rē-* oder *prō-* als erstem Bestandteil gelten.[2]) Auch in manchen andern Fällen beruht die Länge des Tonvokals auf Analogiewirkung: *label* um 1320 < afz. ~ folgt dem Muster von *fable*, *table* usw., *broker* 1377 < agn. *brocour* und *caper* Kapernstrauch 1382 < fz. *caprès* dem der zahlreichen Nomina agentis auf *-er*. Ähnlich auch *visor* 13.. < agn. *viser* (vgl. daneben *ĭ* in dem jetzt veralteten *vĭsard vĭzard*) und *donor* 1494 < agn. *~our*. Über *suitor* s. § 77. *trifle* tändeln um 1305 < afz. *truffler* hat sich nach dem gleichlautenden Hauptwort gerichtet; *rifle* Gewehr vor 1751 ist umgekehrt aus dem Zeitwort *rifle* ? um 1225 < afz. *rif(f)ler* entstanden. *cyclist* 1882 < *cycle* + *-ist*, hat sich nach seinem Grundwort gerichtet; *sērous* 1594 < fz. *sereux* oder < nl. *serōsus* ist von *sērum* abhängig. *prōtest* als Hauptwort, früher auch *protést* um 1400 < fz. ~ neben *protést* als Zeitwort folgt dem Muster zahlreicher anderer derartiger Wortpaare (vgl. *record* § 30). Noch jetzt schwankt die Betonung bei den Hauptwörtern *rḗtail retaíl* 1433, *dḗtail detaíl* 1603.

---

[1]) Jordan § 230, Anm. 1.

[2]) Bei den Vorsilben *dĕ-*, *prĕ-*, *prŏ-*, *rĕ-* u. a. schwankt, wenn sie betont sind, die Quantität des Tonvokals, oft ohne deutlich erkennbaren Grund. Nur wenn die ursprüngliche Bedeutung der betr. Vorsilbe noch im Sprachbewufstsein lebendig ist, pflegt die Länge zu überwiegen.

§ 82. Bei seltenen, gelehrten oder gewählten Wörtern tritt natürlich eher Schriftaussprache ein als bei Wörtern der Alltagsrede. In solchen Fällen wird daher beim Typus ×́× < fz. ××́ der Tonvokal in offener Silbe im Ne. lang ausgesprochen. Beispiele: *Roland* vor 1300, *overt* 13.., *trover* 1504, *dowlas* 1529 < fz. *Doulas* (Ortsname), *halo* 1563, *hautboy* 1575 < fz. *~bois*, *zero* 1604 < fz. *zéro*, *rebus* 1605, *sequin* 1617, *gala* und *lilac* 1625, *praline* (*ā*) 1727, *zebu* 1774 < fz. *zébu*, *coupon* (*ū*) 1822, *Louis*. Offenbar ist auch die heutige Aussprache von *cōn(e)y* (*kouni*) um 1302 < afz. *conil* Schriftaussprache; sie ist erst im 19. Jh. aufgekommen. Als Alltagswort ist das Wort durch *rabbit* verdrängt worden.

§ 83. Im übrigen entspricht, wie wir gesehen haben, dem fz. ××́ im Ne. durchaus ˘́×. Es bleibt nur eine kleine Anzahl von Wörtern der Alltagsrede übrig, bei denen statt dessen ¯́× begegnet. Es sind durchweg Wörter mit dem Tonvokal *a*.[1]) Wir müssen annehmen, daſs sie schon im Me. über ¯́×̀ zum Typus ¯́× übergegangen sind. Beispiele: *capon* wurde schon in ae. Zeit aufgenommen (*capun* um 1000 < l. *capón-em*, ergab also im Me. schon von vornherein *cāpun*; die ae. Form wurde aber nun durch anfz. *capun*, *-on* verstärkt; *mason* (um 1205, me. *māson* neben *masson*, Luick II, 464) < afz. *maçon*; *basin* (um 1220, me. *bāsin* neben *bassin*, Luick a. a. O.) < afz. *bacin*; *savour* Geschmack vor 1225 < afz. *sav(o)ur*; *labour* Arbeit vor 1300 < afz. *lab(o)ur*, zugleich gestützt durch schullat. *lābór-em*[2]); *favour* Gunst um 1300 < afz. *favo(u)r*, gestützt durch schullat. *fāvór-em*; *paper* 13.. < agn. *papir*; *blazon* um 1325, in der Ritterzeit ein volkstümliches Wort < fz. *blason*; *bacon* um 1330 < afz. *bacun*, *-un*; *vapour* um 1374 < agn. *vapour* oder < schullat. *vāpór-em*.

§ 84. Wir können die me. Betonung ×́× bei diesen Wörtern zunächst an der Metrik erkennen. Z. B. Sir Ferumbras

---

[1]) Dies ist vielleicht nicht ohne Bedeutung; Jespersen (4. 62) schreibt wenigstens dem *a* eine besondere Neigung zur Längung zu.

[2]) Da für die Ableitungen aus dem Lat. vor der Humanistenzeit eher die obliquen Kasus als der Nom. Sing. in Betracht kommen, ist es unwahrscheinlich, daſs man bei diesen mittelalterlichen Lehnwörtern vom Nom. Sing. auszugehen hat.

um 1380[1]) V. 2696: *wyþ grýs & gées & cápouns . . . || wíth motoún & béef & bákouns.* — Richard Coeur de Lion um 1325, V. 5727: *In his blásoun vérraymént || Wás i-paýnted á serpént.* — Gower, Confessio Amantis 1393 VII, 2789: *To dón hem fávour ín the láwe* (*fávour* auch V. 2844). — Cursor Mundi vor 1300[2]) V. 23 699: *þan sál it blísced bé and quít || o lábūr, and o sóru, and wít* (daneben V. 1986: *laboúr* im Reime auf *creatur*). — Gower, Confessio Amantis III, 293: *Whán he sígh . . . || thát his lábour wás in veíne.* — Alisaunder 13. . V. 2370: *On eíther hálf they laíden ón || Só the máson ón the stón.* — Chaucer, Troylus um 1374, V. 1597: *Your léttres fúl, the pápir ál y-pleýnted.* — Partenay um 1475[3]), V. 4735: *For óf his paúpires* (= papers) *stríke out plaín be yé.*

§ 85. In den vorgeführten Beispielen könnte man auch Akzentverschiebung zugunsten des Versrhythmus annehmen, wie sie in der me. Metrik häufig vorkommt, also ×́×̀ statt ××́. Dies ist aber unmöglich, wenn der volle Vokal der ursprünglich betonten zweiten Silbe eine Abschwächung erlitten hat; in solchen Fällen muſs nicht nur ein Wandel von ××́ zu ×́×, sondern auch Wegfall des Nebentons ×́×̀ auf der zweiten Silbe eingetreten sein. Dies finden wir bei *bacen* (= *basin*) nach dem NED im 15. Jh., *blasen* (= *blazon*) (Piers Plowman B 1377 XVI, 179), *fauer* (= *favour*) (Destruction of Troy, um 1400, V. 1746 und 5419), *paper* (Chaucer, Legend of G. W. um 1386, V. 1198, Cook's Tale 1386, V. 40 und Langland, Piers Plowman C 1393 XIV, 38), *sauer* (= *savour*) (R. Brunnes Handlyng Synne 1303, V. 9988, daneben V. 11 567 *sauuoúr* und Grosseteste, Castle of Love um 1320, V. 72).

§ 86. Daſs obige Wörter in der spätme. Alliterationsdichtung auch zur Alliteration mit andern Wörtern gleichen Anlauts verwendet werden, will nicht viel besagen; dies ist bei romanischen Wörtern des ursprünglichen Typus ××́ durchaus üblich, die dann ×́× betont wurden. Ebenso unwesentlich ist es, daſs in der Reimdichtung neben ×́× auch

---

1) EETS Extra Ser. Nr. 34, 1879.
2) EETS Nr. 57, 59, 62, 66, 68, 99 & 101, 1874/91.
3) EETS Nr. 22.

die ursprüngliche Betonung ××́ noch bis ins späte Mittelalter begegnet; das sind metrische Freiheiten, die in der Dichtung als erlaubt gelten, auch nachdem die Volkssprache schon längst die germanische Betonung auf der ersten Silbe eingeführt hatte. Wir finden also im NED Belege für *bacún* noch um 1330, *bacýn* (= *basin*) 1413, *blazówne* (= *blazon*) um 1425, *laboúr* und *masoún* (= *mason*) um 1400, *sauoúr* (= *savour*) um 1412.

c) Typus ×́×× beim Quellwort.

§ 87. In Betracht kommt mittelbar nur *ōboe* (Jones *ouboi*, daneben *oúbou*, 1794) < it. *óboē*, Entstellung von fz. > ne. *hautboy* (s. § 82). Die Länge des Tonvokals rührt daher, dafs das auslautende *-e* im Ne. nicht als besondere Silbe behandelt wurde; das ne. Wort war also von vornherein zweisilbig.

d) Typus ××́× beim Quellwort.

§ 88. –́× < fz. ××́× konnte nur unter gewissen Bedingungen eintreten, da, wie wir gesehen haben, fz. ××́× bei ne. Zweisilbigkeit gewöhnlich ◡́× ergibt (s. § 31 ff.).

–́× wegen Stellung des Tonvokals vor einem andern Vokal: *diet* < afz. *~e* und *riot* Aufruhr < afz. *riot*(*t*)*e* vor 1225, *towel* ? 1284 < afz. *toaille*; *poet* vor 1300 < fz. *~ète*; *phial* und *vial* 13.. < fz. *phiole, viole*; *science* 13..; *trowel* 1344 < afz. *truele*; *triumph* um 1374; *dower* um 1375 < afz. *douaire*; *crier* um 1380; *quiet* ruhig 1382 < fz. *~e* oder < l. *quiētus* (dagegen *quiet* Ruhe 13.. < l. *quiēt-em*); *viand* um 1400 < agn. *via*(*u*)*nde*; *viol* 1483 < afz. *~e*; *cohort* 1489 < fz. *~e*; *poem* 1548 < fz. *poème*; *creole* 1604 < fz. *créole*; *deist* 1621 < fz. *déiste*; *myope* 1728 < fz. *~e*. — Ferner mit *u* < *ü* als Tonvokal: *cruet* um 1290 < afz. **~e*; *ruin* Ruine um 1374; *druid* 1563, *fluid* 1603, alle im Fz. mit *~e*. Bei *fuel* 13.. liegt afz. *feuaille* zugrunde.[1])

§ 89. Langer Tonvokal vor Hiatus-*i* der nächsten Silbe: *navy* um 1330 < afz. *~ie*, *genie* 1655 < fz. *génie*; *Mary* < fz.

[1]) Für *cruet* und *fuel* verzeichnet Jones auch wieder kurzen Tonvokal (vgl. Anm. 2 zu § 76).

Marie, *Sophy*.[1]) Die Lautverhältnisse sind hier noch nicht genügend geklärt, da die gleiche Grundlage (fz. *íe*) andererseits kurzen Tonvokal ergibt in *copy*, *folly*, *gally*, *sally* (s. § 38. 41). Ferner mit Tonvokal *u*: *fury* um 1374, *Lucy*.

§ 90. Tonvokal *u* < me. *ū̆*: *music* um 1250 < fz. *~ique*; *usage* 1297; *urine* um 1325; *prudence* 1340, zugleich nach *prudent*; *rubric* 1375 < fz. *~ique*; *usance* um 1380; *pupil* Schüler 1382 < fz. *~ille*; *jury* < fz. *juree* und *rhubarb* < fz. *rubarbe* vor 1400; *jurist* < fz. *~e* und *plumage* 1481; *durance* 1494; *scruple* 1526 < fz. *~ule*, *cubic* 1551 < fz. *~ique* (daneben *cubical*); *pupil* Pupille 1567 < fz. *~ille*; *tulip* 1578 < fz. *~ipe*; *purist* 1706 < fz. *~e*; *uric* 1797 < fz. *~ique*; *Lucrece* < fz. *~èce*. Über *cruet*, *druid*, *fluid*, *fuel*, *ruin* s. § 88, *fury Lucy* § 89. — *tunic* < l. *tŭnica* begegnet schon im Ae. als *tunece*, mag dann aber in me. Zeit durch fz. *tunique* im engl. Wortschatz neu befestigt worden sein. Bei *humid* 1549 und *futile* um 1555 läfst es sich nicht entscheiden, ob fz. *humide*, *futile* oder lat. *hūmidus*, *fūtilis* das Quellwort ist; das ne. Ergebnis wäre in beiden Fällen dasselbe.

§ 91. In einer Reihe von Fällen liegen Analogiebildungen vor: *grievance* vor 1300 < afz. *grevance*: *grief*. — *crier*: *cry*, *islet* 1538 < fz. *~elle*: *isle*. — *purist*: *pure*. — *squareness* um 1400 < *square* < afz. *esquarre* + *-ness*: *square*. — *nitric* 1794 < fz. *~ique*: *nitre*; *slavish* < *slave* < fz. *esclave* + *-ish*: *slave*. — *spinose* 1660 und *spinous* vor 1638 < *spine* < afz. *espine* + *-ose*, *-ous*: *spine*. — *dowry* um 1330: *dower*.

Bei *pŏstern* um 1290 < afz. *~e* ist die Ableitung von der Vorsilbe *pōst-* im Sprachbewufstsein lebendig, ebenso bei *prōlŏgue* vor 1300 die Zusammensetzung mit der Vorsilbe *prō-* in deren Grundbedeutung. *bīped* 1646 < fz. *bipède* folgt den zahlreichen übrigen, mit *bī-* beginnenden Wörtern. Für *Pētrarch* < fz. *Pétrarque* verzeichnet Jones nur die Aussprache mit *ī*; offenbar liegt Anschlufs an *Peter* vor.

§ 92. Ein ursprünglicher Diphthong erscheint monophthongiert als langer Tonvokal in *feature* 13.. < afz. *faiture*, *egret* 1411 < fz. *aigrette*. In *treacle* vor 1300 < afz. *triacle* ist *ia* > *ea* > *ī* geworden.

---

[1]) *Mary* könnte auch < ae. *Mária* < l. *María* entstanden sein, *Sophy* < l. *Sophīa*.

§ 93. Prothetisches fz. *e-* ist im Engl., wie gewöhnlich, weggefallen in *stable* Stall um 1250, = beständig vor 1275 < afz. *estable, staple* 1364.

§ 94. Ersatzdehnung ist anzunehmen in *viscount* 1384 < afz. *visconte* (*vis-* = engl. *vice-*).

§ 95. Vielleicht ist eine besondere Neigung des *o* zur Längung vorauszusetzen vor *r* + Vokal bei *flōret* 1671 < fz. *~ete* (doch vgl. *Flŏrence*, *flŏrid*, *flŏrin*, *flŏrist*), oder das Wort ist Analogiebildung nach *flōra*.

§ 96. *pīlot* 1530 ist kaum von fz. *pil(l)otte* abzuleiten, das im Ne. *ī* hätte ergeben müssen, sondern von ndl. *pijlot*; seit dem 16. Jh. zeigt sich ein starker Einflufs des Ndl. auf die engl. Seemannssprache.

§ 97. Es bleibt noch eine kleine Gruppe gelehrter oder seltener Wörter übrig, bei denen fz. ××́× > ne. ×́× geworden ist; hier liegt Schriftaussprache vor. So in *caliph calif* (*ā* = *ei*, daneben *ā*, 1393) < fz. *~iphe*, *-ife*, *megrim* 1398 < fz. *migraine*, mit Fernassimilation [1]), *mobile* als Eigenschaftswort 1490, als Hauptwort 1549, *ovule* 1830, *ozone* 1840, *microbe* 1881, zugleich durch die andern mit *mīcro-* zusammengesetzten Wörtern beeinflufst. *sēpal* entstammt (nach dem NED) < fz. *sépale* < nl. *sepalum*, einer von Necker 1790 vorgeschlagenen Neubildung nach nl. *pĕtalum*, mit Angleichung an lat. *sēpăr*. Auffällig ist *closure* um 1386; Analogie nach *close* kann wegen des lautlichen Abstandes beider Wörter voneinander kaum vorliegen, ebensowenig aus dem gleichen Grunde Einflufs des lat. Quellworts *clausūra*. Bei *ague* 1377 macht die Ableitung aus lat. *ăcūta* wegen des lautlichen Abstandes Schwierigkeiten; Luick leitet das Wort < afz. *ague* ab, und erklärt die Länge aus einer schon früh, nach Abfall des auslautenden *-e*, eingetretenden Zweisilbigkeit (*agüë* > *āgu*, vgl. auch Anm. 1 zu § 83).

§ 98. Bei den einschlägigen Wörtern mit dem Tonvokal *u* ist es mitunter zweifelhaft, ob ein lat. Quellwort des Typus ××́× oder das entsprechende fz. des gleichen Typus vorliegt; das Ergebnis ist in beiden Fällen im Ne. das gleiche. Bei-

---

[1]) Horn § 228 Anm.

spiele: *prudent* 1382 < l. *prudént-em* oder < fz. ~, *rural* um 1412 < l. *rūrālis* oder < fz. ~, *ducal* 1494, *mural* 1546. Über *real* wirklich s. § 76, *future*, *plural* s. § 77.

e) Typus ×××́ beim Quellwort.

§ 99. ´× < fz. ×××́ mit Tonvokal vor Hiatus-Vokal: *ocean* um 1290 < fz. *océan*; *social* 1562 < fz. ~ oder < l. *sociālis*, *facial* 1609; *patient* um 1320 < afz. *pacient*; *crosier crozier* 1380 < afz. *crocier* vermischt mit *croisier*; *legion* um 1205 < afz. *legiun*, *nation* vor 1300, *potion* 13.., *region* um 1330, *motion* um 1374, *station* um 1380, *lesion* 1452; *saviour* (*vj*) vor 1300 < afz. *sauveour*; *gracious* vor 1300 < afz. ~, *spacious* 1382, zugleich beeinflufst durch *save*, *grace*, *space*; *faro* vor 1375 < fz. *pharaon* (dagegen *Pharaoh* [*fērou*] < l. ~); *vary* um 1369 < afz. ~*ier* oder < l. *variāre*. Ferner *draper* 1362 < fz. *drapier* und *grocer* 1427 < afz. *grossier*, die zugleich von *drape*, *gross* analogisch beeinflufst sind. Über *union* s. § 100.

§ 100. Tonvokal *u*: *duty* 1297 < agn. *dueté* (zugleich beeinflufst durch *due*); *union* (*nj*) um 1432, zugleich mit Tonvokal vor Hiatus-*i*. In *beauty* um 1275 < afz. ~*é* liegt ein Übergang von me. *ę̄u* > *ẹ̄u* > *iu* > *jū* vor (Horn § 126). *unit* 1570 ist Verkürzung von *unity* < fz. ~*é* oder < l. *ūnitāt-em*.

§ 101. Bei *squeamish* (me. *squeimous*, *squaimous* um 1450) < agn. *escoimous*, mit Nachsilbenvertauschung, ist die lautliche Entwirkung nicht ganz klar.[1])

§ 102. Ein Diphthong erscheint monophthongiert in *treason* vor 1225 < afz. *traïson* (me. *traisoun* > *trę̄soun*).

§ 103. In *colonel* (1548: *coronell*) stellen Schreibung und Aussprache verschiedene Formen des gleichen Wortes dar; die heutige Aussprache entspricht fz. *couronnel*.[2])

§ 104. Länge des Tonvokals durch Analogiewirkung liegt vor in: *storage* 1612/3: *store* < afz. *estorer* + *-age*. *cater* als Zeitwort 1600 nach dem jetzt veralteten gleichlautenden Hauptwort 1400 < afz. *acatour* (jetzt dafür *caterer*) hat langen Tonvokal nach dem Muster vieler zweisilbiger Nomina agentis auf *-er*; ebenso *preacher* vor 1225: *to preach*, *pleader* um 1275, *mover*

---

[1]) Jordan § 241 Anm. [2]) Horn § 65 Anm.

um 1384, und viele andere. Hierher gehört auch *lever* 1297 < afz. *leveour*. Über *draper*, *grocer*, *saviour*, *spacious* s. § 99. *duteous* 1593 gehört zu *duty*. *bracelet* 1438 mag vom Hauptwort *brace* beeinflufst worden sein, zumal da beide Wörter etymologisch verwandt sind. *pavement* um 1290 hat sich nach *to pave* gerichtet, *movement* um 1374 nach *to move*, *safety* vor 1300 nach *safe*, *easy* um 1200 nach *ease*. Über *duty* s. § 100. — In *reredos* 1372/3 < agn. ~ steckt *rear-* als erster Bestandteil, in *viceroy* 1524 die Vorsilbe *vice-*.

Endlich stehen manche Zeitwörter nach dem fz. Typus ××́× im Ne. unter dem analogischen Einflufs des gleichlautenden Hauptworts: *savour* vor 1300 < afz. *savo(u)rer*, *labour*, *reason* und *season* 13.., *favour* um 1340, *riot* 1375, *ruin* 1581.

§ 105. Gelehrter Einflufs der fz. Aussprache ist im Eigennamen *Grosvenor* (*vn*) sichtbar (< fz. *grosveneur*).

§ 106. Bei *apron* (1307 *naperoun*) < afz. *naperon* erklärt sich die Länge des Tonvokals nach Luick[1]) wahrscheinlich daraus, dafs das Wort schon früh zweisilbig geworden war; dann war langer Tonvokal vor *pr*, das zur nächsten Silbe gehörte, lautgesetzlich. Ähnlich ist die Ursache des *ā* in *vagrant* (1444 *vagaraunt*), vielleicht Umgestaltung von agn. *wakerant*, mit Anlehnung an lat. *văgāri*.

§ 107. *louver* (*ū*) 1356/7 ist kaum < afz. *lov(i)er* abzuleiten, sondern eher < ndl. *loover*.[2])

f) Typus ××́×× beim Quellwort.

§ 108. –́× < fz. ××́××: *pātience* vor 1125, *ā* wegen des Hiatus-*i*, zugleich beeinflufst von *patient*; *Juliet* (*lj*) < fz. ~*ette* (Tonvokal *u* vor Hiatus-*i*); *chieftain* um 1325 < afz. *chevetaine* hat sich nach *chief* gerichtet. — *creature* um 1290; infolge des starken Nebentons auf *cre-* fiel der darauffolgende Vokal schon im Me. aus: me. *crẹteur*.[3]) Volksetymologische Entstellung hat *casemate* 1575 < fz. ~ erlitten. — Eine Verkürzung mit Angleichung an den Typus –́× der Nomina agentis auf *-er* liegt vor in *caper* Luftsprung 1592 < fz. *capriole*.

---

[1]) I, 24 ff.

[2]) Jordan § 221 Anm.; Seemannswort.

[3]) Jordan § 218, Jespersen 9. 93; die heutige Aussprache ist also nicht erst etwa im Ne. durch Mifsverstehen der Schreibung *ea* = *ī* entstanden.

g) Typus ×××× beim Quellwort.

§ 109. ´× < fz. ××××́. In Betracht kommt nur *license* 1398 < fz. *-cier*, zugleich mit analogischer Abhängigkeit vom Hauptwort *licence* 1362 < l. *licéntia*.

3. Schwankungen der Quantität des Tonvokals im zweisilbigen Wort (ne. ⏑́×, ¯́×).

§ 110. Einige Fälle solcher Schwankungen sind schon erwähnt worden, z. B. *legend* und veraltet *lēgend* (§ 33). In der älteren Sprache waren diese Fälle zahlreicher; das heutige Englisch hat sich meist zugunsten einer einzigen Quantität entschieden. Es ist aber doch noch in der Gegenwart eine Reihe von Fällen mit doppelter Quantität des Tonvokals übrig geblieben.

§ 111. a) Typus ×́× beim Quellwort. ⏑́×, ´× < fz. ×́×: *truffle* 1591 < fz. *trufle* (gewöhnliche Aussprache nach Jones *trafl*, daneben mit *ū* oder mit *ŭ*). Das Wort ist ein neueres Lehnwort; die Verschiedenheiten der Aussprache erklären sich aus dem mehr oder weniger gelungenen Versuch, das Wort dem engl. Lautstande anzupassen. Bei *gŏffer* und *gopher* wird die doppelte Quantität des gleichen Wortes auch durch die verschiedene Schreibung ausgedrückt. *ŏnyx* vor 1300 < l. *ónyx* hat *ō* als lautgesetzliche Aussprache, *ŏ* wie bei Wörtern aus dem fz. Typus ××́.

§ 112. b) Typus ××́ beim Quellwort. ⏑́×, ´× < fz. ××́: *ăzure* um 1325 < fz. *~ur* (*ă* ist lautgesetzlich, *ā* Schriftaussprache), ähnlich bei *zĕnith* 1387 < afz. *cenit(h)*, *crĕtin* 1779 < fz. *crétin*. Bei *Reynard* < afz. *Renart* ist *ĕ* lautgesetzlich, *ei* = *ey* mit historischer Schreibung Schriftaussprache. Über *ŏnyx* s. § 111. — Einige neuere noch nicht eingebürgerte Fremdwörter werden teils fz. ausgesprochen, teils dem Engl. notdürftig mundgerecht gemacht, so *băton* 1548, s. § 17, *bŏuquet* um 1716, *dĕpot* 1794 < fz. *dépôt* (Jones: *dĕpou*, auch *dipoú*), *fichu* 1803. Bei *pĭquant* 1521 ist die Aussprache mit *ī* Analogiebildung nach *to pique* (daneben *ĭ*). *grȳphon* 1620 < afz. *grifoun* hat schriftaussprachliche Länge wegen des *y* (gelehrte Schreibung), daneben *ĭ* und als volkstümliche Form *griffin* (s. § 23). *trĕfoil* um 1400 beruht teils auf l. *trĭfŏlium*, teils auf agn. *trifoil*; die Kürze des Tonvokals geht auf die agn. Form zurück.

§ 113. c) Typus ××́ beim fz., ¯×́× beim lat. Quellwort. Einige Doppelformen können sowohl aus dem Fz., wie auch aus dem Lat. abgeleitet werden; aus dem fz. Quellwort ergibt sich der kurze, aus dem lat. der lange Tonvokal. So *pătron* um 1300 < afz. *~un* (daraus auch *pattern*, s. § 14), *pātron* < schullat. *pātrónus* statt kl.-lat. *pătrónus*; entsprechend *prŏcess* um 1325 < fz. *procès* und l. *prōcéssus*, *jŏcund* um 1380, *pătent* 1387, *fĕcund* um 1400, *prŏgress* um 1432, *vĭrile* 1490, *bănal* 1753.

§ 114. d) Typus ××́× beim Quellwort. ⏑́×, ´× < fz. ××́×: *nŏnage* 1399 < fz. *non* + *age* hat *ŏ* im Anschluſs an *nŏn-*, *ō* als Schriftaussprache. Ähnlich bei *fĕtish* 1613 < fz. *fétiche* (*ē* Schriftaussprache); das neue Fremdwort *garage* (noch nicht im NED, Jones: *gǽrāž*, *gərā́ž*, *gǽridž*, *gĕridž*).

§ 115. ⏑́×, –́× < fz. ××́× oder < l. ×́××: bei *dŏcĭle* 1483 < fz. ~ oder < l. *dŏcilis* ergibt sich *ŏ* in beiden Fällen; *ō* ist Schriftaussprache. Ähnlich bei *Să̄lic* vor 1548 < fz. *~ique* oder < ml. *Sălicus*, *scēnic* 1623 < fz. *scénique* oder < l. *scēnicus* mit *ē* analogisch nach *scēne*, *spīcule* 1785 < fz. *~ule* oder < l. *spīculum* (*ī* nach *spike*), *cy̆clic* 1794 < fz. *~ique* oder < l. *cýclicus* (*y* durch *cy̆clical* gestützt, *ȳ* nach *cycle*).

§ 116. ⏑́×, –́× < fz. oder lat. ××́×. Einziges Beispiel *fĕbrile* 1651 < fz. ~ oder < l. *febrīlis* (*ĕ* nach fz. *febrile*, *ē* nach schullat. *fēbrīlis* < l. *fĕbrīlis*).

§ 117. e) **Typus ×××́ beim Quellwort.** ⏑́×, –́× < fz. ×××́: *Rŏ̄ger* < fz. *Rogier* (*ŏ* lautgesetzlich, auch analogisch nach *lodger* u. a., *ō* nach den zweisilbigen Nomina agentis auf *-er* und Schriftaussprache); *fĕ̄offment* um 1330 nach *fĕ̄off* < agn. *feoffé* + *-ment* (Analogiebildung nach seinem Quellwort, das auch schon selbst doppelte Quantität des Tonvokals hat). Über *glacier* s. § 125.

§ 118. f) **Typus ××́×× beim Quellwort.** ⏑́×, –́× < fz. ××́××: Einziges Beispiel *jăcinth* um 1230 < afz. *iacinte* (*ă* lautgesetzlich, *ā* Schriftaussprache).

II. Schwankungen der Silbenzahl (×́×, ×́××).

1. Ne. ⏑́×, ⏑́××.

§ 119. Die einschlägigen Fälle zerfallen in zwei Gruppen:

a) Wörter mit Hiatus-Vokal in der auf den Tonvokal folgenden Silbe. Bei einigen dieser Wörter hat sich, wie wir gesehen haben, der Hiatus-Vokal als besondere Silbe erhalten, bei andern ist Hiatus-*i* zu *j* geworden. Damit wird das betr. Wort gegenüber den Fällen der ersten Art um eine Silbe kürzer (vgl. § 6, 2). In unsern Abschnitt gehören nur solche Fälle, in denen beim gleichen Wort beides nebeneinander besteht. Hierbei ist die Aussprache des *i* in einer besonderen Silbe als Schriftaussprache aufzufassen; die andere Aussprache ist die volkstümlichere.

§ 120. Beispiele fz. Ursprungs: ⏑́×, ⏑́×× < fz. ××́: *hideous* vor 1300 < agn. *hidous*; *scallion* 13.. < agn. *scaloun*; *trunnion* vor 1625 < fz. *trognon* (ne. *ni* < fz. *ñ*). — < fz. ××́×: *lineage* vor 1330 < afz. *lignage*. — < fz. ×××́: *idiot* vor 1300; *pannier* um 1300 < fz. *panier*; *lineal* 1398; *galleon* 1529 < fz. *galion* oder < sp. *galeon*; *ruffian* 1531 < afz. *rufien*; *Xavier*. Über *glacier* s. § 125.

§ 121. Von verwandter Art ist *bivouac* (Jones: *bĭvuæk*, *-~wæk*) 1703 < fz. ~, wo Hiatus-*u* teils als besondere Silbe erhalten, teils zum Halbvokal *w* geworden ist.

§ 122. b) Dreisilbige Wörter, die dreisilbig geblieben oder durch Ausstofsung des Mittelvokals zweisilbig geworden sind: *medicine* (Jones: *medsin*, *medisin*, vor 1225) < afz. ~, *venison* um 1290 < afz. *veneisun*, *relative* 1388 < fz. *~if* oder < l. *-īvus*, *resonance* 1491 < afz. ~, *reference* 1589 < *refer* + *-ence*, *resonant* 1592. *Bènedict* 1576 < l. *bènedíctus* wird nach Jones neben

der gewöhnlichen dreisilbigen Aussprache auch *benit* ausgesprochen; letztere Aussprache entspricht der aus der fz. Form des Wortes stammenden engl. Namensform *Bennet(t)*; *clarinet* 1796 < fz. *~ette* (Jones: *klærinét*, daneben ***klǽrənit, klǽrnit, -et***).

§ 123. Die Kürze des Tonvokals ergibt sich bei den meisten dieser Wörter ganz lautgesetzlich: *ĭ* in offener Silbe wird nicht gelängt (*hideous* u. a.); im dreisilbigen Wort ist ⏑́×× der Normaltypus (dreisilbig *medicine, venison* usw.); vor Doppelkonsonanz ist der Tonvokal kurz (zweisilbig *medicine, venison* usw.). Auffällig sind nur *pannier* und *ruffian*, die vor Hiatus-*i* langen Tonvokal haben müfsten. *galleon* ist offenbar durch *galley* beeinflufst worden. In *scallion* ist das Hiatus-*i* erst sekundär; die Kürze des Tonvokals ergab sich aus dem Typus ××́ des zweisilbigen Quellworts.

2. Ne. –́×, –́××.

§ 124. Das Schwanken der Silbenzahl beruht hier auf den gleichen Ursachen wie beim Schwanken von ⏑́× und ⏑́××.

a) Der Tonvokal ist lang durch Stellung vor einem andern Vokal: *poetry* (Jones: *pouitri*, daneben *poitri*) um 1384 < afz. *~ie*. *u* < me. *ü* in solcher Stellung in *cruelty* (*krúəlti, krūl-*, vor 1225) < afz. *cruelté*; *usual* (Jones: *júžuəl, -žəl*, 1387) < afz. *usuel* oder lat. nachklass. *ūsuālis*. Ferner *aerate* (Jones: *ḗreit, éiəreit*, 1794), wahrscheinlich < fz. *aérer*, der latinisierten Form von fz. *airer* + *-ate* (*ē* ist wohl gelehrte Aussprache nach lat. *aer*, *eiə-* volkstümlich mit Längung des Tonvokals vor *e*). *poetry, cruelty* sind zugleich Analogiebildungen nach *poet, cruel*. Die Zweisilbigkeit ergibt sich bei *poetry, cruelty* und *usual* durch Ausstofsung des Mittelvokals (vgl. § 122).[1])

§ 125. b) Der Tonvokal ist lang durch das Hiatus-*i* der nächsten Silbe: Ne. –́×, –́×× < fz. ××́: ***menial*** (Jones: ***míniəl, mīnjəl***, 1387) < agn. *meignel* (*ni* < fz. *ñ*), *jovial* 1590, *glacial* 1656; *alien* 1330; *osier* (*oúžəʳ, oúžiəʳ*, 13..), *glacier* 1744; Jones verzeichnet vier verschiedene Aussprachen dieses Wortes: die gewöhnlichste ist *glæsjəʳ, glæšiəʳ*, daneben lautgesetzlich wegen des Hiatus-*i* *gleišiəʳ, gleišjəʳ*; *gabion* 1579, *odious* um 1380 < agn. ~. — Mit *u* als Tonvokal: *fluvial* 1398, *crucial* 1706; das Fremdwort *croupier* (*ū*) 1707. — *racial* 1862 < ne. fz. *race* + *-ial* ist zugleich Analogiebildung nach *race*; *brazier* 1690 < fz. *brasier* wurde offenbar durch das einheimische *brazen* beeinflufst.

In folgenden Fällen wird im NED auch die Möglichkeit einer Ableitung unmittelbar aus dem Lat. offen gelassen: *venial* vor 1300 < afz. ~ oder < l. ***vĕniālis, radial*** 1570; ***sapient*** um 1400 < afz. ~ oder < l. *săpiént-em*; *pluvious* um 1420 < afz. ~ oder < l. *pluviōsus*. Aber auch für manche anderen Wörter, die hier im Anschlufs an das NED allein als Ableitungen aus dem Fz. hingestellt worden sind, mufs die Möglichkeit einer solchen doppelten Ableitung zugegeben werden.

---

[1]) Dies ist auch der Fall bei *stationer* (Jones: dreisilbig oder *steišnəʳ*) 1393/94 < *station* + *-er*, zugleich in analogischer Abhängigkeit vom Grundwort.

§ 126. –́×, –́×× < fz. ××́×: *joliage* 1598 < fz. *feuillage*, aber beeinflufst durch l. *fŏlium*.

§ 127. –́×, –́×× < fz. ×××́×: *zodiac* 1390 < afz. *~aque*; *rapier* 1553 < fz. *~iere*; *atheist* 1571 < fz. *athéiste*; *hygiene* 1796 < fz. *~ène* (langer Tonvokal auch wegen gr. *y*), *proteīn* 1844 < fz. *~éine*. *sapience* 13.. ist zugleich von *sapient* abhängig.

§ 128. –́×, –́×× < fz. ×××́×: *alien* entfremden um 1374 < afz. *aliéner* hat sich nach *alien* fremd gerichtet.

§ 129. *aerie aery eyrie eyry* 1581 < ml. *aeria*, *-ea*, wahrscheinlich nach fz. *aire* (Jones: ēri, īəri, ī durch Monophthongierung von lat. *ae*, ə Übergangslaut).

III. Der ne. Typus ×́××.

1. Ne. ˘́××.

§ 130. Kürze des Tonvokals ist im ne. Typus ×́×× lautgesetzlich (vgl. § 5, 4). Länge tritt in solchen Fällen nur unter besonderen Bedingungen ein (§ 6). Jene Kürze ergibt sich ganz ohne Rücksicht auf die Silbenzahl, die Betonung und die Tonvokalquantität des Quellworts jedesmal, von den eben berührten Ausnahmen abgesehen, wenn im Ne. der Typus ×́×× entsteht. Dies sollen die nun folgenden Beispiele erweisen.

§ 131. a) ˘́×× < ××́: *clarion* um 1325 < afz. *claron* mag in seiner Lautgestalt durch ml. *clarṓn-em* beeinflufst worden sein; *ă* vor Hiatus-*i*, das aber hier nicht ursprünglich ist, wäre ungewöhnlich[1]); *clarity* um 1340 < afz. *clarté* (*i* eingeschoben im Anschlufs an die zahlreichen ne. Wörter auf *-ity*); *benefit* 1377 < agn. *benfet* (Wiederherstellung des Mittelvokals unter Einflufs von lat. *benefactum*); *denizen* 14.. < agn. *deinzein*. Über *courier* s. § 137.

demigod 1530 < fz. *demi* + *-god* ist Nachbildung von lat. *sēmidĕus*, *heraldry* 1572 Analogiebildung nach *herald*; *fŭrrier*[2]) 1576 zu *fur* Pelz nach dem fz. Zeitwort *forrer* + *-ier* (*ŭ* = *a* trotz des Hiatus-*i*); *patronize* 1589 hat nur *ă*, während in seinem Grundwort *patron* *ā* und *ă* nebeneinander vorkommen.

---

[1]) Jespersen 4. 721 erklärt es aus dem veralteten *clarine*, womit das Wort verwechseltwurde.

[2]) Horn § 65 gibt als Aussprache irrtümlich *fŭrrier* (*fərīəʳ*) an.

b) ◡́×× < ××́×.

§ 132. fz. ××́× > ne. ◡́××: *miracle*[1]) 1154, *pinnacle* 13.. < afz. *pinacle, oracle* um 1384; *beverage* um 1325 < afz. *bevrage*; (*quadrángle*) *quădrangle* um 1430; *vinegar* vor 1300 < afz. *vinegre*. — *lavender* um 1265 < afz. *~endre, minister* um 1290 < afz. *~istre*; *provender* 1340 < afz. *provend(r)e, chorister* um 1360 wahrscheinlich < agn. *cueristre* (noch Walker 1791 und sogar Hyde Clarke 1879 haben die Aussprache *kwiristər*, Sheridan 1780 und Nares 1784: *kwer-*)[2]), im 17. Jh. Angleichung an *choir, chorus, calender* Rolle 1513 < fz. *~andre, calliper* 1588 Nebenform von *calibre, banister* 1667 Entstellung < *baluster*; *leveret* 14.. < afz. *lev(e)rette*. — *visible* vor 1340; *calibre* 1567, vgl. oben *calliper*; *chronicle* 1303 < afz. *cronique* (*ch* gelehrte Schreibung seit dem 16. Jh.); *carrion* um 1225 < afz. *caroine* (*ă* trotz Hiatus-*i*, wohl weil letzteres nicht ursprünglich ist); *maniple* 1519. — *monocle* 1858 < fz. ~; *horologe* um 1381 < afz. *orloge*, mit Angleichung an lat. *hōrológium*. — *chasuble* um 1300 < afz. *chesible* = nfz. *chasuble* < ml. *casubula, soluble* um 1400, *voluble* 1575; *sepulchre* um 1200 < afz. *sepulcre*; *decuple* um 1425 < fz. *décuple, quadruple* 1541; *baluster* 1602, vgl. oben *banister*. — *periwig* 1529 < fz. *perruque*, mit volksetymologischer Umgestaltung. — *poverty* um 1175 teils < afz. *povérte* < *l. paupértas*, teils < afz. *poverté* < l. *paupertắt-em*; *remedy* Heilmittel um 1225 < agn. *remédi̯e* (vgl. Luick I, 23); *livery* vor 1300 < fz. *livrée*; *memory* 1303 < afz. *memóri̯e, misery* um 1374 < afz. *miseri̯e* (vgl. *mīser*), *salary* 1377 < agn. *salári̯e*; *policy* Police 1565 < fz. *~ice*.

§ 133. *probable* 1387 ist wohl eher < fz. ~ als aus lat. *probắbilis* abzuleiten; *patina* 1748 < fz. *~ine*, mit Angleichung an lat. *pătina*; bei *register* Liste 1377 und *sinister* 1411 läſst sich nicht erkennen, ob fz. *registre, sinistre* oder ml. *regístrum*, l. *sinister* zugrunde liegt. Ein in etymologischer Hinsicht schwieriges Wort ist *ebony* (1382 *hebenyf*) offenbar

---

[1]) Da ĭ im dreisilbigen Typus ×́×× mit der Kürze der übrigen Tonvokale zusammenfällt, sollen Fälle mit ĭ in der nun folgenden Darstellung nicht mehr von solchen mit andern kurzen Tonvokalen geschieden werden.

[2]) Vgl. Jespersen 3. 125.

< l. *hebenīnus*, als *hebenius* falsch gelesen; der Ausfall des *h* läſst aber auf fz. Einwirkungen schlieſsen (vgl. fz. *ébène* und ne. *ebon*).

§ 134. fz. ××× ́ + engl. Endung > ne. ⏑́××: *logical* um 1500 < fz. *logique* + *-al*, ähnlich *magical* 1555, zugleich durch *logic*, *magic* analogisch beeinfluſst; *chemical* 1576 < fz. *chimique* + *-al*, *bimanal* 1859 < fz. *bimane* + *-al*. Ferner *scavenger* 1530 < agn. *scavage* + *-er*; *cabinet* 1549 < me. fz. *cabane* > ne. *cabin* + *-et*, zugleich unmittelbar < fz. *cabinet*, *quadruplet* 1787 < *quadruple* + *-et*; *memorize* 1591 nach *memory* + *-ize*.

c) ⏑́×× < ××× ́.

§ 135. fz. ××× ́ > ne. ⏑́××. Die Fälle sind sehr zahlreich: *haversack* 1749 < fz. *havresac*; *capital* hauptsächlich vor 1225, *general* allgemein um 1290, *căsual* um 1374 < fz. *casuel* (neben *cāse*), *liberal* um 1375, *literal* 1382, *mineral* 1390, *seneschal* 1393, *crĭminal* 1430 neben *crīme*, *prodigal* um 1450, *pedestal* 1563 < fz. *piédestal*, *năt ional* 1597 trotz *nātion* und Stellung des Tonvokals vor Hiatus-*i* (dreisilbiges Wort), *federal* 1645 < fz. *fédéral*, *medical* 1646, *cerebral* 1805; *covenant* vor 1300, *elephant* um 1300 < afz. *olifant*, ebenso *Olifant Oliphant*, *recreant* 13.. mit Kürze des Tonvokals vor Hiatusvokal der nächsten Silbe, offenbar nach Analogie der vielen andern mit *rĕ-* beginnenden Wörter, auch weil die Grundbedeutung dieser Vorsilbe hier völlig verblaſst ist, *militant* 1413, *elegant* um 1485 < fz. *élégant*, *dominant* um 1532, *protestant* 1539 < fz. ~ oder unmittelbar aus dem Deutschen (neben *prōtest*), *petulant* 1599, *tolerant* 1780; *adamant* (schon ae., dann me.) < fz. *adamaunt*; *calendar* um 1205 < agn. *~er* = afz. *calendier*, *regular* 1387 < afz. *~er*; *Everard* < fz. *Éverard* (die ne. Dreisilbigkeit ist Schriftaussprache); *Nicholas* < fz. *Nicolas*; *delegate* um 1380 < afz. *~at*, *chocolate* 1604; *popinjay* 13.. < afz. *papegai*.

§ 136. *pharisee* (schon ae. < l. *pharisaéus*, dann me.) < afz. *pharise*; *pedigree* 1410 < afz. *pied de grue* Kranichfuſs; *parakeet* 1581 < afz. *paroquet*; *calomel* 1676, *caramel* 1725; *citizen* um 1314 < agn. *citeseyn*, *Saracen* (schon ae., dann me. um 1330 < afz. *Sar(r)azin*; *săcrament* um 1175 < afz. *sacrement*, mit Anpassung an das lat. Quellwort *sacramentum*

im 16. Jh., vgl. zweisilbig *săcred*), *element* vor 1300, *tenement* vor 1325, *diligent* 1340, *president* um 1374 < fz. *président*, *penitent* um 1375, *prĕcedent* Präzedenzfall 1427, dagegen *precĕdent* vorhergehend um 1391, *eloquent* 1393, *detriment* vor 1440, *document* um 1450, *feculent* 1471, *sediment* 1547, *flatulent* 1599, *prèscient* vor 1626 (nach Jones jetzt nur noch mit unregelmäfsigem *prĕ*, früher auch *prē*, vgl. *rècreant* § 135), *dĕcadent* (*decādent*) 1837; *reverent* um 1380 geht teils auf afz. *reverent*, teils auf lat. *reverént-em* zurück; *habergeon* um 1340 < fz. *haubergeon* (*au* > *ā* > *ă* vor Lippenlaut); *mariner* um 1290 < agn. ~, *coroner* um 1325 < agn. *coruner*; *tabouret* 1656, (*flageolét*) *flăgeolet* 1659, das nur zum Teil anglisierte Fremdwort *ricochet* 1769; *paraclete* um 1450 < fz. ~*clet*; (*amateúr*) *ămateur* 1784; *Devereux*.

§ 137. *Syrian* um 1400 < afz. *sirien* (angeglichen an *Syria*); *cockatrice* 1382 < afz. *cocatris*; *liquorice licorice* um 1205 < agn. *lycorys* (*qu* unter Einflufs von *liquor*); *Roderick* < fz. *Roderic*; *currier* um 1380, teils < afz. *corier*, teils < afz. *coureur*, später vermischt mit fz. *courier* > ne. *courier* (*ŭ*) 1382; *Ramillies*; *Jăcobin* um 1325 neben *Jācob*, (*capuchín*) *căpuchin* 1599; *philistine* 1382 < fz. ~*in*, *feminine* 1384, *columbine* um 1386 < fz. ~*in*, *palatine* 1436; *chariot* um 1325 < afz. ~, mit unregelmäfsigem *ă* vor Hiatus-*i* unter dem Einflufs des jetzt veralteten *charet* seit dem 17. Jh.; *syphilis* 1718, *abatis* 1766; *paradise* vor 1175 < fz. ~*is*; *appetite* 1303 < afz. *apetit*, *preterite* 1340, *aconite* 1578; *positive* vor 1300 < fz. ~*if*, *primitive* um 1400.

§ 138. *domino* 1719; *quatrefoil* um 1420; das Fremdwort *reservoir* 1690 < fz. *réservoir*; *maladroit* 1685 < fz. *mal adroit* (*parasól*) *părasol* 1616; *garrison* 1297 < afz. *gar(e)ison*; *chaperon* um 1380, *paragon* vor 1548, *celadon* 1768, *Alison*; *vagabond* 1426 (das NED hält auch eine unmittelbare Ableitung < l. *vagābúndus* für möglich; Fowler behauptet ausschliefslich lat. Herkunft; aber die ne. Wortform macht doch fz. *vagabond* als unmittelbare Quelle wahrscheinlicher) *bachelor* 1297 < afz. *bacheler*, *heritor* 1475; *wărrior* 1297 < afz. *guerreiur* (vgl. *wār*); *orator* um 1374 < agn. *oratour*; die noch nicht ganz eingebürgerten Fremdwörter *haricot* 1653 und *cachalot* 1747, *galipot* 1791; *marabou* 1823; *paramount* 1531

< afz. *par amont*; *paramour* vor 1300 < fz. *par amour*, *vavasour* 13..: *Agincourt*; *amorous* 1303, *treacherous* um 1330 < afz. *trecheros*, *dŏlorous* um 1400 < afz. *doleros* (daneben *dōlour*); *ravenous* um 1412 < afz. *ravineux* (zugleich nach dem Zeitwort *raven*); *timorous* um 1450 < afz. *temero(u)s* (*i* Angleichung an lat. *timor*), *generous* 1588 < fz. *généreux*, *acetous* 1714 < fz. *acéteux*; *saveloy* 1837, Entstellung < fz. *cervelat*.

§ 139. *residue* 1362 < fz. *résidu*, *rĕvenue* (*revĕ́nue*) 1422 < afz. *revenu*; *azimuth* um 1391 < fz. *azimut*.

§ 140. *canopy* 1382 < fz. *canapé*, *deputy* 1405 < fz. *député*; *majesty* und *honesty* vor 1300 (vgl. *honest*), *liberty* um 1374, *faculty* 1382, alle nach fz. Abstrakten auf *-té*; über *poverty* s. § 132; *enemy* < afz. *enemi* und *jeopardy* < afz. *iu parti* vor 1300 (> me. *jeuparti*, mit Verlust des *u* vor Lippenlaut); *travesty* um 1662, *celery* 1664, *Bellamy* < fz. *bel ami*; *charity* 1154 < afz. *∼ité*, *privity* (zu *privy*) und *trinity* vor 1225, *vanity* um 1230, *quality* um 1290, *equity* um 1314, *verity* um 1375, *sanity* um 1432, *gravity* und *brevity* 1509, *cavity* 1541, *levity* 1574; *emery* um 1481 < fz. *émeri(l)*.

§ 141. Doppelte Möglichkeit der Ableitung liegt vor be. *vitriol* um 1386 < afz. ∼ oder unmittelbar < ml. *vĭtrĭ́olum*.

§ 142. Aus dem lat. Typus ×××́× entsteht bei ne. Dreisilbigkeit ebenfalls ́⏑××; NED (oder Fowler) lassen daher die Frage offen, ob fz. ××× ́ oder lat. ××́×× zugrunde liegt, bei folgenden Wörtern: *nătural* 13.. < afz. ∼ oder < l. *nātūrālis* (neben *nāture*), *visual* um 1412; *veteran* 1509; *celebrant* 1839; *secular* um 1290 in der Bedeutung „weltgeistlich“ geht auf fz. *seculer*, in der Bedeutung „weltlich“ auf lat. *saeculā́ris* zurück. — *reverend* 1449; *negligent* um 1380, *redolent* um 1400, *deferent* 1413, über *reverent* s. § 136; *aliment* 1477; *register* als Zeitwort 1377, zugleich Analogiebildung nach dem gleichlautenden Hauptwort. — *volatile* vor 1300; *Valentine* um 1381; *negative* um 1380, *vocative* 14.., *sedative* um 1425. Es ist aber sehr wohl möglich, daſs auch für andere oben (§§ 135—140) vorgeführte Wörter eher ein lat. Quellwort des Typus ××́×× als unmittelbare Quelle in Betracht kommt. *parapet* 1590 kann auf fz. ∼ oder auf it. *∼etto* beruhen.

§ 143. Analogiebildungen sind: (*precĕ́dence*) *prĕcedence* 1484 nach (*precĕ́dent*) *prĕcedent, deputize* um 1730 < *deputy* + *-ize*. Über *ravenous* s. § 138, *register* als Zeitwort s. § 142.

d) ◡́×× < ×××́×.

§ 144. Fz. ×××́× > ne. ◡́××. Die Beispiele sind ebenfalls sehr zahlreich: *parable* vor 1325 < fz. *~bole*; *populace* 1572, *boniface* Gastwirt 1707; *săbretache* 1812 neben *sābre*; *cataract* 1430 < fz. *~e*; *heritage* vor 1225, *pătronage* 1412 neben *pătron* (vgl. *pātriarch* mit *ā* vor Hiatus-*i*), *average* 1491, dunkler Herkunft (vgl. fz. *avarie*), *equipage* 1579, *appanage* 1602 < fz. *apanage*; *quatorzain* 1583 < fz. *~e*; *emerald* um 1300 < afz. *~aude*; *catafalque* 1641; *epigram* 1538 < fz. *épigramme*; *oriflamme* 1475, *kilogram*(*me*) 1810; *tolerance* um 1412 < fz. *tolérance*, *elegance* um 1510, *petulance* 1610, zugleich nach *tolerant*, *elegant*, *petulant*; *provenance* 1861; *avalanche* 1789; *sắraband* (*sarabánd*) 1616 < fz. *~e*, *reprimand* 1636; *corybant* um 1374 < fz. *~e*; *amaranth* 1581 < fz. *~ante* (*th* anknüpfend an gr. *ἄνθος*); *paragraph* 1525 < fz. *~e*, *telegraph* 1794; *paraphrase* 1548; *calabash* 1655 < fz. *calebasse*; *democrat* 1790 < fz. *démocrate*, *diplomat* 1813, *acrobat* 1825; *parallax* 1594 < fz. *~e*.

§ 145. *cochineal* 1586 < fz. *~ille*; *filigree* 1693 < fz. *~grane*; *Galilee* 1593; *sacrilege* vor 1300; *philomel* um 1385 < fz. *~mèle*, *parallel* 1549, *citadel* vor 1586, *Isabel*; *stratagem* 1489 < fz. *~ème*; *penitence* um 1200 < afz. *pénitence*, *evidence* vor 1300, *providence* 13.., *diligence* 1340, *residence* um 1380, *eloquence* 1382, *redolence* um 1420, *dĕcadence* (*decắdence*) 1549, *prevalence* 1592, *preference* 1603, *deference* 1647; zu den meisten dieser Wörter gehören Eigenschaftswörter auf *-ent*, von denen die Abstrakta auf *-ence* analogisch abhängig sind; *dividend* vor 1477 < fz. *~e*; *recompense* Belohnung um 1420; *character* um 1315 < fz. *caractere* (*ch* ist gelehrte Schreibung); *pachyderm* 1838 < fz. *~e*; *manifest* als Hauptwort 1561 < fz. *~e*, als Eigenschaftswort um 1374 < l. *~us*; *coronet* 1494 < afz. *~et*(*t*)*e*, *epaulet* 1783. *Harriet* < fz. *Henriette* entspricht *Harry* < fz. *Henri*.

§ 146. *biliary* 1731 < fz. *biliaire* (Jones: *biljəri*, daneben viersilbig *biliəri*); *heretic* um 1330 < fz. *hérétique*, *politic* um

1420; über *catholic* s. § 175; *sacrifice* um 1250, *prejudice* um 1290, *avarice* vor 1300, *benefice* 1340, *edifice* um 1386, *cicatrice* um 1450, *orifice* 1541, *precipice* 1598; *homicide* Mörder um 1375, = Menschenmord um 1386; *paradigm* 1483 < fz. *~e*; *reverie* vor 1386; *domicile* um 1477; *camomile* um 1265 < fz. *~ille*, *crocodile* um 1300 < afz. *cocodrille*; *origin* 1503 < fz. *~e*, *paladin* 1592; *gălantine* (*galantíne*) vor 1400, *eglantine* um 1400, *brigantine* um 1456, *găberdine* (*gaberdíne*) 1520 *pelerine* 1744, (*gelatíne*) *gĕlatīne* 1800, (*nicotíne*) *nícotīne* 1819, *caffeine* und (*crinolíne*) *crínolīne* 1830, *Adeline*; *celandine* vor 1310 < afz. *~oine*; *aquatint* 1782 < fz. *~e*; *terebinth* 1382 < afz. *~e*; *făbulist* 1593 < fz. *~e* (neben *fāble*), *casuist* 1609, *oculist* 1615, *egoist* 1785, (*progréssist*) *prógressist* 1848 neben *prŏgress*; *hypocrite* vor 1225 < afz. *ypocrite* (*h* gelehrter Einfluſs seit dem 16. Jh.), *chrysolite* um 1300 < afz. *crisolite* (*ch* seit dem 16. Jh.), *malachite* 1398, *satellite* vor 1548, *plebiscite* 1553, *dolomite* 1794, *melinite* 1886; *recognize* 1456 < afz. *reconuíss* . . .

§ 147. *decapod* 1835 < fz. *décapode*; *decalogue* 1382 < fz. *décalogue*, *pedagogue* 1387, *catalogue* 1460, *apologue* um 1552, *epilogue* 1564, *monologue* 1625[1]), *analogue* 1826, *homologue* 1848; *demijohn* 1769 mit volksetymologischer Entstellung < fz. *dame-jeanne*; *hǣmorrhoids* 1398 < afz. *emoroyde* (seit dem 16. Jh. angeglichen an lat. *haemorrhoida*); *capitol* 1375 < anfz. *capitólįe*; *caracole* 1614, *girandole* 1634, *camisole* 1848; *catacomb* (schon ae., dann me. 1483) < fz. *~e*; *Ratisbon* < fz. *~nne*; *baritone*, *~ytone* 1609; *horoscope* (schon ae. in der lat. Form, dann me. um 1391) < afz. *~e*, *stethoscope* 1820; *monochord*[1]) um 1407 < fz. *~corde* (seit dem 17. Jh. mit gelehrtem *ch*); *metaphor* 1533 < fz. *métaphore*; *sycamore* 13.. < afz. *sicamor* (*y* durch gelehrten Einfluſs seit dem 14. Jh.); *galliot* 1352 < fz. *galiote* (mit unregelmäſsigem *ă* vor Hiatus-*i*, wohl nach *gălley*); *aliquot* 1570, nach der ältesten engl. Form des Wortes (*~e*) nicht unmittelbar aus dem Lat., sondern aus dem Fz. entlehnt; *filemot* 1647, volksetymologische Entstellung < fz. *feuille morte*.

---

[1]) Zugleich analogisch abhängig von den übrigen Wörtern mit *mŏno-*.

§ 148. *solitude* um 1374, *habitude* um 1400, zugleich in etymologischer Abhängigkeit von *habit*, *plenitude* um 1432, *gratitude* um 1500, *platitude* 1812; *retinue* 1375 < afz. *retenue*, *avenue* 1600; *febrifuge* 1686 < fz. *fébrifuge*; *cáruncle* (*carúncle*) 1615 < fz. ∼*ule*; *sepulture* 1297, *manicure* 1880; (*parachúte*) *pắrachute* 1785.

§ 149. *chicory* vor 1450 < fz. *cichorée*; *robbery* um 1200 < afz. *roberie* (zugleich nach *robber*), *heresy*, *treachery* < afz. *trecherie* und *prophecy* < afz. *profecie* vor 1225, *lechery* um 1230, *malady* und *bigamy* um 1250, *melody* um 1290, *progeny* vor 1300, *tragedy* und *comedy* um 1374, *legacy* 1382, zugleich nach *legate*, *galaxy* um 1384, *homily*, *policy* Politik und *tў̆́ranny* um 1386 neben *tȳrant*, *dynasty* 1460, *gallery* vor 1500 < fz. *galerie*, *elegy* 1514, *polity* 1538, *equerry* 1552 < fz. *écurie*, *frippery* 1568 < afz. *freperie*, *tiffany* 1601 < afz. *tiphanie*, *atrophy* 1620, *sacristy* 1656, *strategy* 1688, *Italy*; *peristyle* 1612 < fz. *péristyle*; *amethyst* um 1290 < afz. *ametiste* (seit dem 16. Jh. mit *th* durch gelehrten Einfluſs), *analyst* 1656 < fz. ∼*e*.

§ 150. In manchen Fällen ist es auch hier schwer zu entscheiden, ob ein fz. oder ein lat. Quellwort vorauszusezten ist, so bei *holograph* 1623 < fz. ∼*e* oder < spl. *hológraphus*; *iliac* 1519 < fz. ∼*iaque* oder < spl. *īlĭ́acus*; *rhetoric* 13.. < afz. *rethorique* oder < l. *rhētŏ́rica*; *ridicule* 1673 < fz. ∼ oder < l. *rīdĭ́culum*; *parody* 1598 < fz. ∼*ie* oder < l. *părṓdia*; *anonym* 1812 < fz. ∼*e* oder < l. *anṓnymus*.

§ 151. Ebenso schwanken NED (oder Fowler) im Urteil über: *anagram* 1589 < fz. ∼*amme* oder < l. ∼*ámma*; *similar* 1611 < fz. ∼*aire* oder < ml. *∼*ā́ris*; *amulet* 1601 < fz. ∼*ette* oder < l. ∼*ḗtum*; *synagogue* um 1175 < afz. *sinagoge* oder < spl. ∼*ṓga* (*y* seit dem 15. Jh.); *capricorn* um 1391 < fz. ∼*e* oder < l. ∼*córnus*; *catapult* 1577 < fz. ∼*e* oder < l. *cătapúlta*; *sắtrapy* 1603 < fz. ∼*ie* oder < l. *sătrăpī́a* (zugleich nach *satrap*).

Die folgenden dreisilbigen Wörter auf *-ence* können aus den entsprechenden fz. Wörtern oder aus deren lat. Quellwörtern auf *-éntia* abgeleitet werden: *reverence* um 1290, *negligence* vor 1340, *opulence* um 1510, *prominence* 1598, *reticence* 1603, zugleich in analogischer Abhängigkeit von *reverent*, *negligent*, *opulent*, *prominent*, *reticent*.

Da lat. ××́× (und lat. ××́××) ebenso wie fz. ××́× im Ne. bei Dreisilbigkeit ◡́×× ergibt, mufs die Möglichkeit zugegeben werden, dafs auch bei manchen andern der oben (§§ 144—149) vorgeführten Wörter statt der angenommenen fz. Herkunft lat. vorliegt; eine sichere Entscheidung ist hier vielfach unmöglich.

§ 152. fz. ××́× + engl. Endung > ne. ◡́××: *bigamist* vor 1631 < *bigamy* < fz. *~ie* + *ist* richtet sich nach *bigamy*; *egotist* 1714 < *egotism* + *-ist* (vgl. *egoist* § 146), mit verbindendem *t* wie in *agiotage* gegenüber *agio*. *chemistry* vor 1600 < *chemist* < fz. *chimiste* + *-ry*.

e) ◡́×× < ×××́.

§ 153. fz. ×××́ > ne. ◡́××: *lorimer* vor 1225 < afz. *loremier*, *Oliver*; *property* 13.. < fz. *propriété* (zugleich nach *proper*), *amity* ? um 1450 < fz. *amitié*. — Ferner viele Infinitive auf *-ify* (*-efy*): *specify* vor 1300 < afz. *specifier*, *verify* vor 1325, *edify* vor 1340, *clarify* um 1340, *ratify* um 1357, *modify* um 1386, *satisfy* um 1430, *pacify* um 1460, *liquefy* 1483, *qualify* 1533, *gratify* um 1540, *ramify* 1541, *vivify* 1545, *petrify* und *vitrify* 1594, *stratify* 1661. — Auf *-ize*: *solemnize* 1382 < afz. *solem(p)niser* (vgl. *solemn*), *tyrannize* 1494 (vgl. *tyranny* und *tyrant*), *cicatrize* 1563 (vgl. *cicatrice*), *agonize* 1583 (vgl. *ăgony*), *civilize* 1601 (zugleich nach *civil*), *fraternize* 1611, *canalize* 1855. Diesen Mustern haben sich angeschlossen *analyse* 1601 < fz. *~er*, *paralyse* 1804. Ferner *prophesy* 1377 < afz. *~ecier* (vgl. das Hauptwort *prophecy*; analogische Abhängigkeit beider Formen von *prophet*). Mitunter ist das aus dem fz. Typus ×××́ hervorgegangene Zeitwort gleichlautend einem Haupt- oder einem Eigenschaftswort und wird von diesem analogisch beeinflufst. So bei *recompense* 1422, vgl. das Hauptwort § 145. Bei *manifest* als Zeitwort um 1374 kann man schwanken, ob fz. *~ér* oder l. *~āre* zugrunde liegen, entsprechend bei *remedy* um 1412, ob fz. *~iér* oder l. *~iāre* (vgl. *manifest* offenbar § 145, *remedy* Heilmittel § 132).

f) ◡́×× < ×××́×.

§ 154. fz. ×××́× > ne. ◡́××: *chivalry* 1297 < afz. *chevalerie* (ne. *š* nach *chevalier*); *pómegranate* (*pomegránate*) um

1320 < afz. *pom(m)e grenate*; *barratry* 1427 < afz. *bar(a)terie*, *tapestry* 1434 < fz. *tapisserie*, *scullery* um 1440 < afz. *(e)scuelerie*, *cavalry* 1591 < fz. *cavalerie*; *aneroid* 1849 < fz. *anéroïde*; *Adelaide* < fz. *Adelaïde*; *cinema* (nicht im NED) als Abkürzung von *cinematograph* < fz. ~*e*.

g) ×́×× < ××××́×.

§ 155. fz. ××××́× > ne. ×́××: *privilege* bevorrechten 13.. < fz. *privilégier*, zugleich beeinflufst durch das gleichlautende Hauptwort; *reconcile* 13.. kann < fz. *réconcilier* oder < l. *reconciliāre* abgeleitet werden.

2. Ne. ×́××.

§ 156. a) **Langer Tonvokal vor einem andern Vokal**: *lā́ity* ? um 1541 < fz. *lai* + *-ity* (vgl. auch *lāic*).

fz. ××́× > ne. ×́××: *diaper* vor 1350 < afz. ~*apre*; *pliable* 1483, *liable* 1542/3, *friable* 1563. Bei *triangle* 1398 kann fz. ~ oder seine Quelle, lat. *triángulum*, zugrunde liegen; *iodine* 1814 < fz. *ïode* + *-ine*.

fz. ×××́ > ne. ×́××: *fealty* um 1300 < afz. ~*te*; *diamond* < afz. ~*ant* und *piety* < afz. *piete* (beide vor 1310, *piety* zugleich beeinflufst durch *pious*), *deity* 1362 < fz. *déité*. — *violent* 13.. < afz. ~ oder < l. ~*éntus*, *vehement* 1485 < afz. ~ oder l. ~*ént-em*.

fz. ××××́ > ne. ×́××: *dialogue* vor 1225; *diadem* < fz. *dyademe* und *violence* um 1290; *diocese* < afz. *diocise* und *violet* < afz. *violet(t)e* um 1330; *amiable* (Jones: *eímjəbl*, *miə-*, um 1350) < afz. ~ < l. *amicābilis*, später vermengt mit afz. *amable* < l. *amābilis*; *deodand* 1523 < agn. ~*e*; *dowager* 1530 < afz. *douag(i)ere*; *neophyte* vor 1550 < fz. *néophyte*; *dialect* 1551 < fz. ~*e*, *diatribe* 1581, *stearin* 1817 < fz. *stéarine*. — *vehemence* 1529 < spätafz. ~ oder < l. *veheméntia*; *vehicle* 1612 < fz. *véhicule* oder < l. *vehículum*; *diagram* 1619 < fz. ~*ámme* oder < l. ~*ámma*.

fz. ××××́ > ne. ×́××: *deify* vor 1340 < fz. *déifier*.

§ 157. b) **Langer Tonvokal vor Hiatusvokal der nächsten Silbe.**

fz. ×××́ > ne. ×́××: *orient* 13.., *variant* um 1374, *oriel* 1385 < afz. ~*iol*. Bei *curious* vor 1340 < afz. ~*ius* und

furious um 1374 < afz. *∼ieux* müſste Länge des Tonvokals auch wegen des *u* < fz. *ű* eintreten. *serious* um 1440 ist entweder auf fz. *sérieux* oder unmittelbar auf lat. *seriōsus* zurückzuführen.

fz. ××́×× > ne. –́××: *patriarch* um 1175 < afz. *∼e*; *period* 1413 < fz. *période*; *sociable* 1553, zugleich beeinfluſst von ne. *social*; *Hebraist* 1755 < fz. *hébraïste*, zugleich unter Einfluſs von *Hebrew* (das *a* vor *i* wirkt anscheinend als Hiatus-Vokal).

§ 158. c) Langer Tonvokal < fz. *u* = *ű*: *mutiny* 1567 < veraltet *mutine* < fz. *mutin* + *-y*.

fz. ×́×× > ne. –́××: *durable* um 1386, *tūbercle* 1578, vgl. *tūber*.

fz. ××́× > ne. –́××: *suzerain* 1807; *funeral* als Eigenschaftswort um 1386, *humoral* 1543; *mutual* 1477 < fz. *∼uel*; *jubilee* 1382 < fz. *∼é*; *muniment* 1433; *usurer* um 1290 < agn. *∼*; *Nuremberg*; *universe* um 1374 < fz. *∼vers*; *fugitive* 1382 < fz. *∼if*, *nutritive* um 1400, *curative* 1533; *crucifix* vor 1225 < afz. *∼efix*; *Huguenot* 1565; *humorous* 1578 < veraltet fz. *∼ereux* (zugleich nach *humour*), *tuberous* 1650 nach *tuber*; *puberty* 1382 < fz. *∼té*; *frumenty* ? um 1400 < afz. *∼tée*. — Bei *unity* vor 1300, *putative* und *uterine* um 1432, *rubicund* 1503. *unison* 1574, *punitive* 1624 lassen NED und Fowler die Frage offen, ob fz. *unité*, *putatif*, *uterin*, *rubicond*, *unison*, *punitif* oder die entsprechenden lat. Grundformen als unmittelbare Quelle anzusehen seien; wahrscheinlich ist eine solche doppelte Möglichkeit der Ableitung auch bei einigen andern der oben genannten Wörter vorhanden. Über *curious*, *furious* s. § 157; *furious* ist zugleich von *fury* analogisch abhängig.

fz. ××́× + engl. Endung > ne. –́××: *unionist* (nach Jones bald drei-, bald viersilbig) < fz. *union* + *-ist*.

fz. ××́×× > ne. –́××: *mūcilage* um 1400; *funeral* Bestattung 1406 < afz. *∼aílle* (vgl. oben das gleichlautende Eigenschaftswort). *unicorn* vor 1225, *uniform* 1540 und *utricle* 1731 können < afz. *unicorne*, *uniforme*, *utricule* oder unmittelbar aus den entsprechenden lat. Formen entstanden sein.

fz. ×××́× > ne. –́××: *crucify* vor 1300 < afz. *∼fier*, *putrefy* um 1412. *stupefy* 1596, *tumefy* 1597; *utilize* 1807 < fz. *∼iser*.

§ 159. d) Fälle von gelehrtem Einfluſs der Quellsprache auf den ne. Typus $\acute{_}\times\times$: *troubadour* um 1727 < fz. ~; *chīrograph* 1483 < fz. *~e* (*ī* < gr. *χειρο-*).

§ 160. e) Länge durch Schriftaussprache beim Typus $\acute{_}\times\times$. Die einschlägigen Fälle berühren sich nahe mit den eben (§ 159) behandelten der gelehrten Aussprache, da Schriftaussprache nur bei Wörtern begegnen kann, die der Mehrzahl des Volkes nicht geläufig sind.

ócēlot 1774 < fz. ~ hat anscheinend langen Tonvokal wegen des *e* der folgenden Silbe, das sonst Länge des Vokals der vorhergehenden offenen Silbe zu bezeichnen pflegt (allerdings hat diese Funktion sonst gewöhnlich nur das stumm gewordene *e*); ähnlich *Oberon* und *coterie* 1738 als fz. Fremdwort. Auffallend ist *ō* in *cōquetry* 1656 < fz. *~etterie*, gegenüber ne. *coquét(t)e*; es ist vielleicht ähnlich zu erklären wie bei *coterie*. *Bonaparte* (Jones: *boúnəpaᵊt*) ist fz.-ital. Fremdwort mit Schriftaussprache.

§ 161. f) Länge durch Volksetymologie beim Typus $\acute{_}\times\times$. Durch die Volksetymologie sucht das Volk ein ihm fremdartig klingendes Wort einer fremden Sprache dem Lautstand der eigenen anzupassen; insofern besitzen auch Wörter dieser Art eine gewisse Ähnlichkeit mit den eben vorgeführten (§ 160). Beispiel: *savory* vor 1387 < afz. *savorée* (mit Angleichung an *savour*).

§ 162. g) Ne. $\acute{_}\times\times$ durch Analogie. Die einschlägigen Fälle sind so zahlreich, daſs es im allgemeinen genügt, nur einige Beispiele anzuführen. Es braucht gar nicht immer ein wirklicher etymologischer Zusammenhang zwischen Grundwort und Ableitung vorzuliegen; vielmehr genügt es, daſs ein solcher Zusammenhang im Sprachbewuſstsein irgendwie, mitunter irrtümlich, empfunden wird, um eine analogische Wirkung des Grundworts auf die Ableitung zu veranlassen (vgl. *savory* § 161). Vor allem aber erstreckt sich die Wirkung der Analogie auf mit noch lebendigen Ableitungssilben gebildete Wörter; ebenso sind Zusammensetzungen, deren einzelne Bestandteile ohne weiteres erkannt werden können, von den Lautverhältnissen ihres Grundworts analogisch abhängig.

§ 163. *a*) Typus $\acute{_}\times\times$ gegenüber einsilbigem Grundwort mit langem Tonvokal. Hauptwörter: *squirearehy* 1814 : *squire*; *finery* Putz 1680 : *fine*, lautlich zusammengefallen mit *finery* Frischofen 1607 < fz. *~ie*; letzteres Wort mag auch durch *refine* etymologisch beeinfluſst worden sein; *mutism* 1824 < fz. *~e* : *mute*; *chromium* 1807 : *chrome* < fz. ~ (*ō* auch wegen des Hiatus-*i* der nächsten Silbe); *prosiness* 1814 : *prosy* : *prose* < fz. ~; *purity*

vor 1225 < afz. *purte* > *purete*: *pure*, *nicety* (dreisilbig, 1303) < afz. *~eté*, *nice*. — Eine besondere Gruppe bilden Zusammensetzungen mit einer einsilbigen Vorsilbe, für die sich eine bestimmte Vokalquantität als sprachliche Gewohnheit festgesetzt hat, so Länge in: *bīcycle* 1868 < fz. ~: *bī-tricycle* 1828: *trī-*, ebenso *tricolour* 1786 < fz. *~ore*.

§ 164. Eigenschaftswörter: *notable* vor 1340 < fz. ~: *note*; als Beispiel einer Zusammensetzung: *blameworthy* 1387 : *blame* < fz. *blâmer*.

§ 165. Zeitwörter: *rārĕfy* (dreisilbig, 1398) < fz. *raréfier* oder < l. *rārefacere* : *rare*.

§ 166. β) Typus $\acute{-}\times\times$ gegenüber zweisilbigem Grundwort ($\acute{-}\times$).

Hauptwörter: *primacy* 1312 < afz. *~acie*: *primate*; *brokerage* 1466: *broker*; *urinal* um 1275 < afz. ~: *urine*; *variance* um 1340 < afz. *varia(u)nce* : (*variant*) *vary*. *bureaucrat* 1850 < fz. *~e*: *bureau*; *labourer* um 1325: *labour*; *drapery* vor 1300 < afz. *~ie*: *draper*; *prioress* um 1290 < afz. *~esse* : *prior*; *floweret* um 1400 < afz. *flour* + *-et*: *flower*; *nitrogen* 1794 < fz. *~gène* : *nitre*; *cowardice* um 1300 < afz. *couardise*: *coward*; *Josephine* < fz. *Joséphine*: *Joseph*; *favourite* 1583 < afz. *favorit*: *favour*; *easiness* 1398: *easy*; *priory* um 1290 < agn. *~ie*: *prior*; *masonry* ? vor 1366 < fz. *maçonnerie*: *mason*. *statesmanship* 1764: *statesman*; über *cruelty*: *cruel* s. § 124; *simony* vor 1225 < afz. *~ie*: *Sīmon* (nach Jones jetzt nur noch mit ī, früher auch lautgesetzlich ĭ, vgl. NED & Fowler).

Eine besondere Gruppe stellen Wörter gelehrten Gepräges dar, deren erster Bestandteil auch sonst mehr oder weniger häufig in Zusammensetzungen vorkommt, mit feststehender Länge des Tonvokals: z. B. *hydrogen* 1791 < fz. *~gène*, nach den übrigen Zusammensetzungen mit *hȳdro-* (Länge des Tonvokals auch wegen des gr. *y*).

§ 167. Eigenschaftswörter: *musical* um 1420 < fz. ~: *music*; *powerful* um 1400: *power*; *tigerish* 1573: *tiger*; *reasonless* 1398: *reason*; *statesmanlike* 1801: *statesman*; *glorious* 13.. < agn. ~: *glory*; *savoury* vor 1225 < afz. *~é*: *savour*.

§ 168. γ) Typus $\acute{-}\times\times$ gegenüber dreisilbigem Grundwort ($\acute{-}\times\times$): *variance*: *variant*, s. § 166; *mutinous* 1578: *mutiny*.

h) Schwierige Fälle des Typus $\acute{-}\times\times$.

§ 169. Es bleiben noch einige Wörter übrig, auf die keine der bisher erwähnten Ursachen für Länge des Tonvokals zutrifft, und deren Lautverhältnisse noch nicht völlig aufgeklärt sind.

fz. $\times\acute{\times}\times$ > ne. $\acute{-}\times\times$. Zunächst drei Wörter auf *-able*: *vocable* 1530 < fz. ~ oder unmittelbar < l. *vocăbulum*, *capable* 1561, *potable* 1572. Jespersen[1]) erklärt die Länge des Tonvokals aus dem Einfluſs der lat. Schulaussprache mit Länge des Vokals in der Vortonsilbe: *cāpăbilis* statt

[1]) 4. 66.

căpắbilis; es gibt aber zahlreiche Wörter des Typus ◡́××, deren lat. Grundwort den Typus ××́×× aufweist, bei denen also Jespersens Erklärung nicht zutrifft, z. B. *quắdruped* 1646 < l. *quădrŭ́ped-em*, *ĕ́pithet* 1579 < l. *ĕpĭ́theton*, *mắritime* 1550 < l. *mărĭ́timus*, *ắnecdote* 1676 < l. *ănécdota*, *fắmily* ? vor 1400 < l. *fămĭ́lia*. Sogar aus lat. –◡́×× entsteht oft ne. ◡́××, z. B. in *crĕ́dible* um 1374 < l. *crēdĭ́bilis*, *rĕ́ticle* 1656 < l. *rētĭ́culum*, *py̆́ramid* 1398 < l. *pȳrămid-em*. Luick[1]) meint, die Endung *-able* sei mit dem selbständigen Eigenschaftswort *able* in etymologischen Zusammenhang gebracht worden; daher habe sich ein Nebenton auf ihr erhalten (*-àble*), und dieser habe das Unterbleiben der Kürzung veranlaſst. Zu dieser Erklärung stimmt freilich nicht das *ŏ* in *probable* (s. § 133). Andererseits wird Luicks Vermutung dadurch gestützt, daſs die dreisilbigen Wörter auf *-ible* stets kurzen Tonvokal haben; denn die Endung *-ible* kommt als selbständiges Wort nicht vor, und kann daher niemals einen Nebenton auf dem *i* haben (nur *rĭsible* 1557 < spl. *rīsĭ́bilis* hat daneben auch die offenbar gelehrte Aussprache *rīsible*, im Anschluſs an das lat. Quellwort).

Ferner *ivory* vor 1300 < afz. *yvoire*. Jespersen[2]) weist darauf hin, daſs die ältesten Formen des Me. zweisilbig waren: *ivor yvor* im 14. Jh. Luick[3]) leitet das *ī* teils aus dem Nebenton *ī́vorỳ* ab, teils[4]) aus dem Ausfall des Mittelvokals in volkstümlicher Rede und Umgangssprache (*īvry*), wo wegen der Zweisilbigkeit kein Anlaſs zur Kürze war.

Endlich *īsolate* 1807, Rückbildung aus *isolated* < fz. *isolé* < it. *isolato* < l. *insulā́tus*; beruht *ī* hier auf ne. *isle*, oder liegt Ersatzdehnung vor (*īs-* < l. *ins-*)?

§ 170. fz. ××́×× > ne. –́××: *library* 13.. < fz. *∼airie*. Auch hier erklärt Luick[5]) das *ī* aus dem Nebenton auf der dritten Silbe (*lī́brarỳ*), der sich bei den dreisilbigen Wörtern auf *-y* < me. *∼íe* > *ìe* besonders lange gehalten habe. Diese Erklärung ist befriedigender als die von Jespersen[6]), der auch wieder Einfluſs der lat. Schulaussprache des Mittelalters annimmt (*lībrary* nach *lībrarian* < schullat. *lībrā́rius* < l. *lĭbrā́rius*). Ähnlich *napery* um 1380 < veraltet fz. *∼íe*.

¹) I, 27. ²) 4. 74. ³) I, 23. ⁴) I, 49. ⁵) I, 25. ⁶) 4. 66.

3. Schwankende Quantität des Tonvokals im dreisilbigen Wort (ne. ⏑́××, –́××).

§ 171. a) Viele Fälle sind so zu erklären: ⏑́×× ist die lautgesetzliche Form, dagegen –́×× Analogiebildung nach einem Grundwort mit langem Tonvokal.

Beispiele: *cō̆dify* um 1800 < fz. *~fier* (*ō* nach *cōde*); *chlō̆roform* 1838 < fz. *~ e* (*ō* analog den übrigen Wörtern mit *chlōr-*).

§ 172. Eine besondere Gruppe innerhalb dieser Abteilung bilden Wörter mit ursprünglich lat. Vorsilben, die, wenn sie betont sind, in der Quantität des Tonvokals schwanken[1]); Länge des Tonvokals kann dann als Analogiewirkung nach den übrigen Wörtern mit gleicher Vorsilbe gelten, in denen Länge allein üblich ist (namentlich, wenn die ursprüngliche Bedeutung der Vorsilbe noch mehr oder weniger durchblickt), während zur Erklärung der Kürze schon die Dreisilbigkeit des Typus ⏑́×× genügt. Beispiele: *dē̆ficit* 1782 < fz. *déficit*, *dē̆suetude* (*sw*) 1623 < fz. *désuétude*.

§ 173. b) In anderen Fällen ist ⏑́×× die volkstümliche Aussprache, –́×× die gelehrte. In folgenden Beispielen beruht der Typus –́×× auf dem gelehrten Einfluſs des Lat.: *sē̆minal* 1398 < fz. *séminal* (*ē* nach lat. *sēmen*); *fīnial* ? vor 1400, Nebenform zu *fīnal* (*ī* durch letzteres Wort oder durch lat. *fīnis* beeinfluſst); *lē̆nity* 1548 < afz. *lenité* oder < l. *lēnitāt-em* (*ē* wohl auch nach *lēnient*); *mō̆lècule* 1794 < fz. *molécule* < nl. *mōlĕcula*. Gr. Einfluſs macht sich geltend in der Länge des Tonvokals bei *cȳ̆nosure* 1596 < fz. ~ (*ȳ* wegen des gr. Ursprungs des Wortes < gr. *κυνόσουρα*), *sī̆nologue* 1856 < fz. ~ (*ī* als gelehrte Form aus dem gr. Namen für China). Gelehrter Einfluſs des lat. Quellworts mit einem Diphthong als Tonvokal zeigt sich in *ē̆quinox* um 1391 < fz. *~e* oder unmittelbar < l. *aequinoctium*.

§ 174. c) Es kann aber auch umgekehrt der Typus –́×× die lautgesetzliche Form darstellen und ⏑́×× daneben bestehen nach Analogie der meisten übrigen Wörter des Typus ×́××. So bei Stellung des Tonvokals vor Hiatusvokal der nächsten Silbe in *fē̆rial* 1387 < fz. *férial*; *patriot* 1596 < fz. *~e*.

§ 175. d) Sonstige Fälle von doppelter Quantität (⏑́××, –́××): Wir haben gesehen, daſs bei den dreisilbigen Wörtern auf *-able* die Quantität des Tonvokals verschieden ist: *prŏbable*, dagegen *capable*. Doppelte Quantität haben: *plā̆cable* um 1450 < afz. ~, *ā̆rable* 1576, *tē̆nable* 1579. Vgl. dazu § 169. — Ferner *catholic* um 1425 < fz. *~ique* (nach Jones: *kæþelik*, *kāþelik* und sogar zweisilbig: *-þlik*; *ā* schon bei Nares 1784, offenbar nach Wörtern mit *þ* im Silbenauslaut wie *bath*, *path*).

Anhang: Wörter mit unbetonter Vorsilbe.

§ 176. Die unbetonte Vorsilbe hat keinerlei Einfluſs auf die Quantität des Tonvokals; ein Wort mit einsilbiger Vorsilbe nach dem Typus ××́× ist also in seinem Bau dem zweisilbigen Typus ×́× gleichwertig;

[1]) Siehe § 81, Anm. 2.

entsprechend ××́×× dem dreisilbigen Typus ××́×. Da also keine neuen Lautgesetze hier in Betracht kommen, beschränke ich mich darauf, aus der Masse der einschlägigen Wörter nur einige charakteristische Beispiele herauszugreifen.

1. Ne. (×)⏑́×.

§ 177. *endeavour* als Zeitwort um 1400 < fz. *en-* + *devoir* hat heute kurzen Tonvokal, entsprechend dem einfachen ne. *devoir*; aber die Schreibung mit *ea* weist auf ursprüngliche Länge hin, die auch durch Grammatikerzeugnisse bis zum Anfang des 18. Jhs. bezeugt wird (Expert Orthographist 1704); *decrepit* um 1450 < fz. *décrépit*; *dissever* um 1250 < afz. *dissevrer*; *deliver* vor 1225 < fz. *délivrer* müſste schon wegen des *i* kurzen Tonvokal haben, ebenso *discover* vor 1300 < afz. *descovrir* wegen des *u*, auch um mit dem Tonvokal des Grundworts *cover* übereinzustimmen. Bei *companion* (*nj*) 1297 < afz. *compaignon* ist keine Längung des *ă* eingetreten, weil das *i* der nächsten Silbe kein eigentlicher Hiatus-Vokal ist, sondern *ni* fz. *ñ* ersetzt; *acquittal* um 1430 < afz. *aquiter* + *-al* ist Analogiebildung.

§ 178. *establish* um 1374 < fz. *establiss* . . . hat das jetzt veraltete Grundwort *stablish* verdrängt; *diminish* 1417 ist eine Vermischung des jetzt veralteten *minish* < afz. *menuiser* und des ebenfalls veralteten *diminue* < fz. *~uer*; *continue* vor 1340 < fz. *~uer*; *inherit* 13.. < afz. *enheriter*. Unregelmäſsig ist *ĕ* vor Hiatus-*i* in *discretion* 1303 < afz. *discrecion*.

§ 179. Bei *acquittal, continue, diminish* wurde eine Längung des Tonvokals schon durch das *i* verhindert. *ĭ* ist auch sonst bei den einschlägigen Wörtern häufig, so bei zahlreichen Wörtern < afz. *~iún, ~ión*, z. B. *religion* um 1200, *division* um 1374, *contrition* vor 1300. Ferner bei *efficient* 1398, *consider* 1375 < fz. *~érer*, *religious* vor 1225 < afz. *religius* oder < l. *religiōsus*, *propitious* 1447 < afz. *~icius*.

§ 180. Schon bei *religious* haben wir gesehen, daſs eine Entscheidung darüber schwierig ist, ob fz. oder lat. Herkunft vorliegt. Folgende Wörter werden im NED unmittelbar aus dem Lat. hergeleitet, entsprechen aber in ihrem Bau den eben vorgeführten Wörtern fz. Ursprungs so genau, daſs man ebensogut ein fz. Quellwort annehmen könnte: *attrition* um 1374 < l. *~-iōn-em* (vgl. *contrition* § 179), *collision* um 1432. Ferner *insipid* 1649 < spl. *insĭpidus* (vgl. fz. *~e*), *initial* 1526 < l. *~iā́lis* (vgl. fz. ~), *enclitic* 1656 < l. *enclĭticus* (vgl. fz. *~ique*). Bei folgenden Wörtern schwankt die Silbenzahl (×⏑́×× oder ×⏑́×): *recipient* 1558 < l. *~iént-em* (vgl. fz. *récipient*), *obsidian* 1656 < l. *~iānus*, irrtümlich für *obsiānus* (vgl. fz. *~e*).

2. Ne. (×)–́×.

§ 181. *dísciple* (schon ae. < l. *discĭpulus*, dann me. um 1200 < afz. *deciple*, mit Angleichung an das lat. Quellwort) entspricht den Wörtern des ne. Typus –́× < fz. ×́×; (*énvirons*) *envírons* Umgebung 1382 hat sich einheimischen Wörtern wie *iron* angepaſst (das gleichlautende Zeitwort 1340 < fz. *~onner*); *accoutre* 1606 hat als Fremdwort fz. *ū* behalten; der Tonvokal *ū* liegt vor in *illusion* um 1340.

§ 182. Die übrigen Fälle sind durchweg Analogiebildungen, z. B. *arrival* um 1384 < agn. *arrivaille* : *arrive*; *adhērent* ? um 1400 < fz. *adhérent* : *adhere*; *compiler* um 1330 < agn. *compilour* : *compile*; *evasion* um 1425 < fz. *évasion* : *evade*; *indictment* 1303 < agn. *enditement* : *indict* (*ct* ist gelehrte Schreibung); *provisor* 1362 < agn. *~our* : *provide*; *desirous* um 1300 < agn. *~ous* : *desire*; *en-*, *inclosure* 1538 < afz. *enclosure* : *en-*, *inclose*; *en-*, *inquiry* um 1440 < afz. *enquerre* : *en-*, *inquire*. — Neben *aspírant* 1738 kommt gelegentlich auch *áspīrant* vor (*aspīrant* : *aspire*).

3. Schwankungen zwischen (×)◡́× und (×)–́×.

§ 183. *appărent* um 1375, *ă* nach fz. *ap(p)arent*, *ā* nach lat. *appārent-em*; entsprechend *transpărent* 1413.

4. Ne. (×)◡́××.

§ 184. Beispiele mit *ĭ* als Tonvokal: *iniquity* 13.. < afz. *~ité*, *pernicious* 1521 < fz. *~ieux*. — *continual* um 1340 < fz. *~uel* und *efficiency* 1593 < fz. *efficient* + *-cy* sind zugleich Analogiebildungen zu *continue*, *efficient*. — Sonstige Fälle: *compărison* 1340 < afz. *~aison*, mit lautgesetzlicher Kürze trotz *compāre*, *compĕtitor* 1534 < fz. *~iteur* (*ĕ* trotz *compēte*).

5. Ne. (×)–́××.

§ 185. *amēnable* 1596 < agn. ~ (Tonvokallänge wie in *capable*). — Die übrigen Fälle sind Analogiebildungen: *desirable* 1382 < fz. *désirable* : *desire*; *acclimatize* 1836 < fz. *acclimater* + *-ize* : *clīmate*; *community* 1375 < afz. *com(m)uneté* : *commune*; *obscurity* 1398 < fz. *~ité* : *obscure*.

In der Silbenzahl schwanken zwischen ×–́× und ×–́×× (vgl. § 125—129) mit Länge des Tonvokals wegen des Hiatus-*i*: *obedient*, *obedience* vor 1225 < fz. *obédient*, *-ence*: *commodious* um 1420 < fz. *~ieux*; aufserdem mit dem Tonvokal *u*: *communion* 1382.

6. Vier- und mehrsilbige Wörter.

§ 186. Wenn die Vorsilbe zweisilbig ist, ergeben sich die gleichen Lautverhältnisse wie bei einsilbiger Vorsilbe, also *circumcision* um 1175 < afz. *~iun*.

Schlufsbemerkungen.

§ 187. Luick hat [1]) für das zweisilbige engl. Wort mit offener Tonsilbe als Normaltypus –́× hingestellt, für das entsprechende dreisilbige Wort ◡́××. Unsere Untersuchung hat gezeigt, dafs uneingeschränkt nur letztere Regel gilt. Die dreisilbigen Wörter stellen den Typus ◡́×× dar (aufser unter den § 6, 1—3 erwähnten Länge des Tonvokals bewirkenden Bedingungen). Beim zweisilbigen Wort ergibt sich im

[1]) Anglia 20, 336.

Ne. –́× nur, wenn kein Wechsel der Betonung eingetreten ist, wenn also auch schon das fz. Quellwort dem Typus ×́× angehört; nicht aber, wenigstens in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, wenn das fz. Quellwort auf der zweiten Silbe betont ist. Ebensowenig entsteht aus andern Arten des Tonwechsels, wenn das ne. Ergebnis ein zweisilbiges Wort ist, der Typus –́×; vielmehr werden fz. ××́×, ×××́, ××́×× und ××××́ im Ne. im Falle der Zweisilbigkeit (immer mit den § 6, 1—3 dargestellten Ausnahmen) zu ◡́×.

§ 188. Eine zweite Beobachtung drängt sich beim Rückblick auf meine Arbeit auf, daſs nämlich an der Gestaltung der Quantität eines Tonvokals oft mehrere Faktoren gleichzeitig beteiligt sind. Es wäre z. B. verkehrt zu behaupten, daſs an der Länge des *u* in *union* allein das *u*, oder allein das Hiatus-*i* der zweiten Silbe schuld sei; vielmehr hat beides zusammengewirkt. Diese Doppelheit der Faktoren gilt besonders für viele Analogiebildungen, die andererseits oft auch die regelmäſsige Lautentwicklung stören: wenn z. B. bei ne. *hăzard* für die Kürze des Tonvokals der Ursprung aus fz. *hasárd* maſsgebend ist, geht es nicht an, bei dem gleichartig gebauten *brăggart* < fz. *bragárd* die Analogiewirkung des Grundworts *brag* als an der Quantität des Tonvokals von *braggart* mitbeteiligten Faktor auszuschlieſsen; ebenso sind an der Länge des Tonvokals von *glorious* gleichzeitig seine Stellung vor Hiatus-*i* der nächsten Silbe und die analogische Abhängigkeit von *glory* beteiligt. Während also bei *braggart* und *glorious* Analogie und Lautgesetz in gleicher Richtung wirken, stört die Analogie das Lautgesetz bei *grīēvance* < fz. *grevánce*, das lautgesetzlich kurzen, und bei *galliot*, das lautgesetzlich langen Tonvokal haben müſste. Wenn diese einander widerstrebenden Faktoren Lautgesetz und Analogie ungefähr gleichmäſsig stark sind, dann ergeben sich Wörter mit doppelter Quantität des Tonvokals; z. B. ist *cŏdify* lautgesetzlich, *cōdify* Analogiebildung nach *cōde* (dagegen *mŏdify* nur mit *ŏ*).

Verzeichnis der benutzten Werke und Aufsätze.

Eckhardt, Eduard: *Die ne. Verkürzung langer Tonsilbenvokale in abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern.* Engl. Stud. 50 (1916), S. 199—299 (zitiert als VT).

Fowler, H. W. & F. G.: *The Concise Oxford Dictionary of Current English.* New Ed. by H. W. Fowler, Oxford 1929.

Gill, Alexander: *Logonomia Anglica.* Hrsg. von O. L. Jiriczek, Strafsburg 1903.

Hart, John: *Pronunciation of English* (1569 & 1570). By O. Jespersen. Heidelberg 1907.

Heck, Kasimir C.: *Die Quantitäten der Akzentvokale in ne. offenen Silben mehrsilbiger nichtgerman. Lehnwörter.* Anglia 29 (1906), S. 55—119, S. 205—255, S. 347—377.

Horn, Wilhelm: *Historische ne. Grammatik.* Teil 1: Lautlehre. Strafsburg 1908.

Jespersen, Otto: *A Modern English Grammar on Historical Principles.* Part I. Heidelberg 1909.

Jones, Daniel: *An English Pronouncing Dictionary.* London, Toronto & Paris 1922.

Jordan, Richard: *Handbuch der me. Grammatik.* Heidelberg 1925.

Kaluza, Max: *Historische Grammatik der engl. Sprache*[2]. Teil II. Berlin 1907.

Keller, Wolfgang: *Me. lange Vokale und die fz. Quantität.* Engl. Stud. 54 (1920), S. 111—116.

Luick, Karl: *Zur Quantitierung der roman. Lehnwörter und den Quantitätsgesetzen überhaupt.* Anglia 30 (1907), S. 1—55 (zitiert als Luick I).

Luick, Karl: *Historische Grammatik der engl. Sprache.* Leipzig 1921 ff. (zitiert als Luick II).

Murray, James u. a.: *A New English Dictionary on Historical Principles.* Vol. 1—10. Oxford 1888 ff. (zitiert als NED).

Sweet, Henry: *A New English Grammar Logical and Historical.* Part. I, II. Oxford 1900. 1898.

Sweet, Henry: *A Short Historical English Grammar.* Oxford 1892.

ten Brink, Bernhard: *Chaucers Sprache und Verskunst*[3]. Bearbeitet von Ed. Eckhardt, Leipzig 1920.

Western, August: *Engl. Lautlehre*[3]. Leipzig 1912.

Wright, Joseph & Elizabeth Mary: *An Elementary Middle English Grammar.* Oxford 1923.

Wright, Joseph & Elizabeth Mary: *An Elementary Historical New English Grammar.* Oxford 1924.

Abkürzungen.

afz. = altfranzösisch, agn. = anglonormannisch, anfz. = altnordfranzösisch, fz. = französisch, l. oder lat. = lateinisch, ml. = mittellateinisch, nl. = neulateinisch, spl. = spätlateinisch, vl. = vulgärlateinisch, VT, s. Eckhardt. Die übrigen Abkürzungen sind ohne weiteres verständlich. ~ bedeutet, dafs die fremdsprachliche Form mit der zuvor genannten engl. übereinstimmt.

Wortverzeichnis.

(Die Zahlen beziehen sich auf die §§)

Inhaltsverzeichnis.

FREIBURG I. BR. EDUARD ECKHARDT.

BEOBACHTUNGEN ZUR SYNTAX UND STILISTIK DES ADVERBS IM NEUENGLISCHEN.

Lautgeschichtliche Gründe (Flexionsschwund) haben bereits auf früher Stufe der englischen Schrift- und Gemeinsprache einen Zustand formaler Angleichung und syntaktischer Funktionsüberschneidungen zwischen Adjektiv und Adverb herbeigeführt. Oft ist im Mittelenglischen, wie ich[1]) nachgewiesen habe, durch den Sachverhalt formaler Unterscheidungsunmöglichkeit die syntaktische Beurteilung erschwert oder unmöglich gemacht. Nicht selten ergeben sich Einblicke in die Natur dieser Erscheinungen erst unter Zuhilfenahme der textlichen und stilistischen Einzelinterpretation.

Im Neuenglischen hat sich lautgestaltlich hinsichtlich der Adverbverhältnisse wenig geändert. Vielfach ist der Zustand der syntaktischen Undurchsichtigkeit und Unsicherheit geblieben. Der Anwendungsbereich des Adverbs erfährt eine noch stärkere Einengung. Besonders der moderne Stil bevorzugt offenbar die mit dem Adverb wetteifernden Fügungen[2]) und spannt die syntaktischen Möglichkeiten seiner Vermeidung bis zur äußersten Belastungsgrenze an. Die stilistischen Gebrauchsweisen des Adverbs und seiner Umgehungen treten dabei um so auffälliger in Erscheinung, als im neuzeitlichen Schrifttum sich oft das Streben nach ungewöhnlicher Auswertung der Darstellungsmittel bekundet.

Im folgenden seien eine Reihe von Beobachtungen zu diesem Fragenkreis mitgeteilt, die sich mir bei der Lektüre moderner Literatur ergeben haben. Das Gradadverb ist vorläufig außer Betracht gelassen. Meine Belege entstammen, soweit nicht ausdrücklich anders vermerkt, meiner eigenen Sammlung. Ich werde die Erscheinungen der poetischen Sprache getrennt von denen der Prosa behandeln, da beide Bereiche ihre eigengesetzlichen Bedingungen aufweisen, wenngleich sich ihre Wesensverschiedenheit nicht so tiefgreifend auswirkt, wie oft angenommen wird.

---

[1]) *Studien zur syntaktischen und stilistischen Funktion des Adverbs bei Chaucer und im Rosenroman*; weiterhin zitiert *Studien*.

[2]) Vgl. M. Deutschbein, *Neuengl. Stilistik* §§ 69/70.

I. Die Verhältnisse in der Dichtung.

Es drängt sich die Beobachtung auf, daſs sich die gebundene und gehobene Sprache der Dichter oft gerne der halbprädikativen Bestimmung[1]) bedient, wo Prosa und Sprachnorm üblicherweise das Adverb bevorzugen. Die Gründe werden mehrfacher Natur sein. Die kunsttechnisch auferlegten Beschränkungen verbannen nicht selten das zu umfängliche Wort. Ferner ist häufig den Eigenschaftswörtern ein höherer Grad der Anschaulichkeit und sinnhaften Beziehung eigen.

1. Es ist unverkennbar, daſs mit dem Gebrauch der genannten Fügung des öfteren bestimmte Kunstabsichten und Stilwirkungen verbunden sind. Der motivisch bedingte Ausdruckswert dieser prädikativen Adjektiva besteht vielfach darin, daſs sie in ihrer unvermittelt sich heraushebenden Eindringlichkeit und Schlagkraft überraschen und besonders bei erhabenen Themen den Eindruck von Wucht und Weihe vermitteln. Den prädikativen Fügungen mit ihrer Doppelverhaftung teilen sich darüber hinaus, worauf Ammann[2]) feinsinnig hinweist, Spannungen und „schwebende Beziehungen" mit, die sich aus der Zwischenstellung zwischen attributivem und adverbialem Charakter der Prädikatsergänzungen erklären.

Beispiele aus dem poetischen Zeitraum von Milton bis zur Gegenwart: Milton PL III 203/4 *Man disobeying, Disloyal breaks his fealtie, ...* 250 *But I shall rise Victorious*; 252/3 *Death... shall ... stoop Inglorious*; 267 ... *but his meek aspect Silent yet spake.* Thomson, Rule Britannia: *Still more majestic shalt thou rise, More dreadful.* Coleridge, Hymn before Sunrise:

Till the dilating Soul, enwrapt, transfused,
Into the mighty vision passing ......
.... swelled vast to Heaven!

---

[1]) „nominale Bestimmungen, die zugleich zur Bestimmung des Subjekts und des Verbs dienen": Behaghel, *Deutsche Syntax* III, 1149.

[2]) *Adjektiv und Eigenschaftswort*: Blätter f. Deutsche Philosophie IV/1 (1930), 78 ff., bes. 81 ff. über das Adverb.

Das Englische steht hier dem Deutschen nicht nach. Ammanns Beispielen *Rot ging die Abendsonne unter, Blau blüht ein Blümelein* entsprechen im Ne. etwa *Soft fell the plash of the oars; Golden lie the meadows, Golden run the streams* (Meredith zit. bei Deutschbein *Neuengl. Stilistik* 173).

Browning, Sordello II, 530:
Sinner the other flared portentous by A greedy people.

ib. III, 400: *Nor faltered voice, nor seemed her heart grow weak*
When i'the midst abrupt she ceased to speak
— Dead, as to serve a purpose, mark!

Aus Schückings 'Anthology of Mod. Engl. Poetry':
Rupert Brooke, The Old Vicarage: . . . *and green and deep*
The stream mysterious glides beneath.

Lawrence, Snap-Dragon: *And she settled soft.*

Turner, Soliloquy: *The swan solitary Singing her tune.*

Weitere Beispiele sind allenthalben zahlreich zu finden. Natürlich braucht diese Spracherscheinung nicht immer stilistisch hochwertig zu sein. Oft ist sie nur technisch bedingte Routine, vgl. etwa den gespreizten Vers:

With dying eyes I do prophetic speak

in Hill, Christ. Columbus, zit. bei M. H. Schöfer, *Brit. Imperialismus im engl. Spiegel des histor. Bühnenstücks* 1934, S. 21.

Besondere Erwähnung verdient noch die der genannten Erscheinung ähnliche, welche Jespersen mit Extraposition (Ausgliederung des Attributs)[1] bezeichnet. Eine scharfe Grenzlinie ist oft nicht zu ziehen.

Beispiele: Shelley, Mont Blanc: *Mont Blanc appears, — still, snowy, and serene* — (Jesp.)

Browning, Master Hugues, Strophe 16 (die Stimmen einer Fuge):
One is incisive, corrosive;
Two retorts, nettled, curt, crepitant;
Three makes rejoinder, expansive, explosive;
Four overbears them all, strident and strepitant.

Browning, Ben Karshook's Wisdom: *Thus Karshook . . . struck the simple, solemn* (dem Motiv entsprechend festnagelnde, epigrammatische Kürze). — Eine dritte stilistische Möglichkeit bietet das **nachgestellte Attribut.**[2])

Redwood Anderson, The Bridge: *Three pointed lights that rush,*
Monstrous, upon the cringing dark.

2. Mit dieser Erscheinung kontrastiert die andere, die in der neueren Dichtung sehr an Boden gewinnt, dafs das Adverb als Stilmittel in überraschenden Verwendungen erscheint. Es ist dann meist weniger logisch als rhythmisch und euphonisch berechtigt. Neben der Freude am Wohlklang ist jedoch bei der Wahl des Adverbs auch eine Freude am Mifsklang je nach Thema und Motiv zu beobachten.

---

[1]) u. [2]) Vgl. unten II, 2.

Wegen seiner ungewöhnlichen oder häfslichen Bildung oder wegen seiner verzerrenden Überdeutlichkeit dient in solchen Fällen das Adverb den Zwecken des scherzhaften und ironischen Stils.

a) Das kühn bezogene Adverb wird gebraucht wie ein *épithète rare*: R. Brooke, The Old Vicarage:

Say, do the elm-clumps greatly stand,
Still guardians of that holy land?

b) Klanglich-suggestive Auswertung des Adverbs gibt es bereits im Mittelenglischen bei Chaucer.[1]) Die akustische Feintechnik der modernen Dichtung versteht noch sehr viel bewufster das Wort als Klangkörper auszunutzen.

Man beachte die malerische Wirkung, die in der nachfolgenden Stelle aus Brownings *Saul* (Str. XIX) von dem Adverb *strugglingly* ausgeht:

I know not too well how I found my way home in the night.
There were witnesses, cohorts about me, to left and to right,
Angels, powers, the unuttered, unseen, the alive, the aware —
I repressed, I got through them as hardly, as strugglingly there,
As a runner beset by the populace famished for news —

Geradezu einen Triumph der Wortklangausschöpfung stellt der Anfang des Gedichtes *The London Snow* von Robert Bridges dar. Die ersten 9 Zeilen dieses Gedichtes teilen in meisterhafter Mischung von klingenden Partizipendungen und Adverbien die Spürbarkeit des flockenweichen Niederrieselns des Schnees mit. Es kommt gar nicht so sehr auf den Sinn und die Beziehung dieser flockenhaft aufeinanderfolgenden weich verlöschenden Wörter an, sondern auf die Stimmungen, die ihrer fein abgestuften Klanglichkeit anhaften:

When men were all asleep the snow came flying,
In large white flakes falling on the city brown,
Stealthily and perpetually settling and loosely lying,
Hushing the latest traffic of the drowsy town;
Deadening, muffling, stifling its murmurs failing;
Lazily and incessantly floating down and down;
Silently sifting and veiling road, roof and railing;
Hiding difference, making unevenness even,
Into angles and crevices softly drifting and sailing.

Vielleicht ist es kein Zufall, dafs das Gedicht von Francis Thompson *To a Snow Flake* in zwar nicht realistischer, sondern mystischer Weise ein ganz ähnliches Thema behandelt und hier wiederum dem Adverb bezeichnende Ausdruckswerte mitgeteilt werden.

---

[1]) Vgl. *Studien* 143 ff.

What heart could have thought you?
Past our devisal
(O filigree petal!)
Fashioned so purely,
Fragilely, surely,
From what Paradisal
Imagineless metal, ...?
. . . .
"Thou couldst not have thought me!
So purely, so palely,
Tinily, surely,
Mightily, frailly,
Insculped and embossed,
With His hammer of wind,
And His graver of frost."

Die logischen Beziehungen sind in diesem Gedicht aufgehoben. An die Stelle des rationalen Kausaldenkens tritt die ahnende Schau (*past our devisal, passing surmisal*). Irgendwie werden das Kreatürliche und Göttliche, der Wirkende, das Wirken und das Gewirkte verquickt. Es ist nicht so, daſs die Flocke *rein, blass, winzig, sicher, mächtig, gebrechlich* ist, sondern einige dieser Attribute wie *pure, sure* und *mighty* weisen mindestens auf den Schöpfer zurück, keines kann aber im strengen logischen Sinn auf die wirkende Handlung bezogen sein. Indem dies letztere jedoch sprachlich der Fall ist, spiegelt diese Beziehungsvertauschung die Aufhebung von Logik und Kausalität in der contemplatio mystica. Gleichzeitig bekundet sich die filigranhafte, blumenblätterzarte Kostbarkeit des Schneeflockenerlebnisses in der Wortwahl dieser Adverbien. Ihre beredte Häufung und Gegensätzlichkeit zum Schluſs spricht mit religiöser Inbrunst die Sprache des Mystikers.

Wortmusikalische Auswertung gedämpft klingender Adverbien zeigen zwei Gedichte von John Freeman *Music Comes* und *It Was the Lovely Moon*. Es würde zu weit führen, die mit allen Mitteln bewuſst gestaltete Klangtechnik beider Gedichte hier zu analysieren. Uns interessiert das auskostende Verweilen bei den volltönenden Adverbien, die geradezu die melodietragenden Elemente sind. *Music Comes* ist eine Variation über die sich in fast regelmäſsigen Intervallen ablösenden Akkorde *sweetly — strangely — sweetly — strangely.* In ähnlicher Weise sind in dem anderen Gedicht die gleichfalls jeweilig an den Versanfang gestellten Adverbien *slowly — faintly — lightly* leitmotivisch herausgehoben mit echoartiger Wiederholung des Verses *faintly, faintlier afar.* Der klangbetonte Charakter des Adverbs ist z. B. ganz deutlich erkennbar in der Ausdrucksfolge *her soft light falling Lightly on roof and poplar and pine.*

c) Hinsichtlich der ironisch-humoristischen Stilwirkung auffällig gebrauchter Adverbien werde ich mich mit Beispielen aus der Kunst Robert Brownings begnügen.

Es handelt sich dabei in zwei Fällen um Bildungen, vor der der normale Sprachgebrauch zurückschreckt, nämlich die Adverbialisierung von Adjektiven auf *-ly*, welche dann die etwas gespreizte und komische Endung *-lily* (vgl. unten II, 1) bekommen. Der dritte Fall ist die Adverbialisierung eines ungewöhnlichen Partizips.

Sordello II, 846 *His will swayed sicklily from side to side.* Wenn man nach einer Stelle Ausschau halten wollte, die für das Gedicht Sordello als Motto dienen könnte, so dürfte es kaum eine treffendere geben als diese Zeile. In diesem Werk, das eine bewuſste Kritik der Romantik in ihrer pathologischen Form darstellt[1]), wird das Willensproblem des romantischen Menschen aufgeworfen. Mit dem romantischen Makel der Willenslähmung (*the mark of leprosy* Sordello I, 568) behaftet, ist Sordello schon von vornherein, wie der Dichter in einer Stelle subjektiven Hervortretens (Sordello I, 483—571) ausplaudert, dem sicheren Untergang geweiht. Solche Stellen persönlichen Hervortretens Brownings sind in dem Gedicht sonst selten. Ist nun nicht hier in Gestalt des Adverbs *sicklily* ein in dieselbe Richtung weisendes Hervortreten des Dichters erkennbar? Das Wort enthält ein ironisch wertendes Urteilselement, es spiegelt ein wenig die Ironie des Dichters und läſst damit die Grundabsicht des gesamten Werkes dem aufmerksamen Leser plötzlich aufblitzen.

Eine Neuschöpfung[2]) Brownings ist das Wort *overwilily*, das im NED nicht verzeichnet ist. The Ring and the Book VIII, 831:

Nimis dolose, overwilily,
Fuisse operatum, did they work,
Pronounced the law.

Die schwülstig-überladene Rhetorik des durchaus satirisch gesehenen Advokaten Dominus Hyacinthus De Archangelis läſst das Wort stilgerecht erscheinen.[3])

Gleichfalls Neologismus[4]) scheint das Wort *starchedly* zu sein. Im NED wird nur die nachfolgende Stelle von Browning angeführt Red Cotton-Night-Cap Country 379:

..... See, the church ....
Perks as it were the night-cap of the town,
Starchedly warrants all beneath is matched
By all above, one snowy innocence!

(Hier wird humoristisch die allzu behäbige Würde einer Kleinstadtkirche beschrieben.)

---

[1]) Vgl. Verf., *Browning und die englische Romantik*: Zs. f. neuspr. Unterricht 34, 212 ff.

[2]) u. [4]) Vgl. P. De Reul, *L'Art et la Pensée de R. Br.* (1929) 121.

[3]) '(Br.) represents these quibblings and counter-quibblings as equally beside the mark' bemerkt Mrs. Orr (*Handbook to R. Browning's Works* 103) kommentierend zu den juristischen Plaidoyers des Werkes. Louise Snitslaar, *Sidelights on R. Browning's 'The Ring and the Book'*, Amsterdam 1934, 108 ff. spricht im gleichen Zusammenhang von *stilted language, far-fetched comparisons, high-flown style.*

3. Von besonderem Interesse sind Doppel- und Parallelformen in ähnlichem oder gleichem Zusammenhang, wobei Adjektiva oder Scheinadjektiva mit Adverbien in Wettbewerb stehen. Es ist in solchen Fällen oft schwierig, den Grund oder die Berechtigung dieser Erscheinungen schlüssig zu erweisen. Einer schablonenhaften Registrierung müssen die Feinheiten solcher Verwendungsweisen notwendig entgehen. Die vielberufenen "metrischen Bedürfnisse" spielen fraglos eine Rolle, sie dürfen aber nicht überschätzt werden und die Universalauskunft für alle Auffälligkeiten dichterischen Sprachgebrauchs abgeben.

Ein Fall, der vorwiegend verstechnischer Begründung zu unterliegen scheint, ist Browning, Pauline 980/84:

... Seek
My England, and, again there, calm approach
All I once fled from, calmly look on those
The works of my past weakness, as one views
Some scene where danger met him long before.

Shelley, Prometheus Unbound Akt I, 353/54:

To thee unwilling, most unwillingly
I come, by the great Father's will driven down,

(beachte indes die mit der Steigerung erfolgende Ausdehnung des Wortumfangs). Ähnlich dürften verstechnische Gründe wesentlich beim Gebrauch der Wörter *sudden* und *suddenly*, die je zweimal in engerem Zusammenhang des nachfolgenden gleichen Berichtes begegnen, beteiligt sein. Indessen lassen sich noch andere Erwägungen anstellen. Zunächst der notwendigste Textzusammenhang, Browning "(Christmas Eve and) Easter Day" XIV/XV (der Gedanke an das Jüngste Gericht und eine plötzliche Vision desselben):

The skylark, taken by surprise
As we ourselves, shall recognize
Sudden the end. For suddenly
It comes; the dreadfulness must be
In that; all warrants the belief
"At night it cometh like a thief." ....
And as I said
This nonsense, throwing back my head
With light complacent laugh, I found
Suddenly all the midnight round
One fire. The dome of heaven had stood
As made up of a multitude
Of handbreadth cloudlets, one vast rack
Of ripples infinite and black,

From sky to sky. Sudden there went,
Like horror and astonishment
A fierce vindictive scribble of red
Quick flame across, ...

Wir haben also in verschränkter Anordnung innerhalb desselben Verses zunächst die beiden Formen *sudden* und *suddenly*. An sich ist es sprachlich möglich, dafs *sudden*, sei es nun Adjektiv oder Adverb, mit einem Bewegungsverbum in Verbindung gebracht wird. Das beweist einige Zeilen weiter in gleichem Zusammenhang die besonders wuchtige, abrupte Wendung *Sudden there went* . . . . Sehen wir uns nun die drei Vorkommen genauer an, so scheint doch eine feine Unterscheidung möglich zu sein. *Suddenly* steht in einem argumentierenden Zusammenhang, während die endungslose Form Gewifsheit und Tatsächlichkeit, den unvermittelten Eintritt eines Gedankens und eines Geschehens ohne Brücken zum reflektierenden Ich darstellt. *Suddenly* beurteilt, *sudden* beschreibt.[1]) Ohne die Ausdeutung überspitzen zu wollen, ist man wohl zu der Feststellung berechtigt, dafs hier im Kleinen etwas von der eigenartigen Technik Brownings, Sachbericht und Selbstgespräch dramatisch zu mischen, zum Ausdruck kommt. Gegen unsere Deutung spricht auch nicht die Tatsache, dafs an einer vierten Stelle im gleichen Zusammenhange noch einmal *suddenly* begegnet: *I found suddenly* . . . . . Der Sinn dieses *suddenly* ist nicht ganz derselbe wie in den drei andern Fällen, es handelt sich hier um temporale, nicht um modale Verwendung, d. h. die Bedeutung ist 'mit einem Mal', während sie vorhin war 'mit Plötzlichkeit', 'von plötzlichem Charakter', *abrupt, rapid.*

Ferner beobachten wir die Erscheinung der Doppelformen etwa in den drei Gedichten von John Davidson (1857—1909)[2]), betitelt "Piper Play", "A Cinque Port", "In Romney Marsh".

a) In "Piper Play" heifst die vierte Strophe:

We are of the humblest grade;
Yet we dare to dance our fill:
Male and female were we made —
Fathers, mothers, lovers still!
Piper — softly; soft and low;
Pipe of love in mellow notes,
Till the tears begin to flow
And our hearts are in our throats.

Wie erklärt sich in der fünften Zeile das Nebeneinander von *softly* und *soft*? Die beiden Wörter sind in ihrer Beziehung nicht verschieden, aus dem Zusammenhang heraus gehören sie beide als Ergänzung zu einer (wenigstens gedachten) Aufforderung: *pipe!* Wo kein grammatischer Unterschied sichtbar wird, kann vielleicht die Metrik Aufschlufs geben?

[1]) Vgl. Deutschbein, *Ne. Stilistik* § 69: klassifizierendes und deskriptives Adverb.

[2]) An Anthology of Modern Verse (Methuen's English Classics) [26]1930.

Auf den ersten Blick scheint dies möglich zu sein. In dem taktierenden Tanzrhytmus der vierfüfsigen Trochäen fällt die Zeile immerhin nicht hinkend auf. Diese negative Feststellung genügt jedoch noch nicht. Wie liegen die Dinge bei schärferem Zusehen? Wir beobachten, dafs dieser fünften Zeile in allen übrigen Strophen eine wenn auch geringfügig geänderte Taktfülle entspricht: in der 1., 2. und 6. Strophe "*Piper, play! Piper play!*"; in der 3. Strophe "*Piper rest, piper rest*" und in der 5. Strophe '*Night and day! Night and day!*' Unsere Zeile ist also die einzige, die in dem sehr symmetrisch aufgebauten Gedicht eine überschiefsende Senkung in der Mitte, sogenannte klingende Zäsur gegenüber der stumpfen in den andern Fällen, hat. Schema:

a) –́ ◡ –́ ◡   –́ ◡ –́
statt
b) –́ ◡ –́   –́ ◡ –́

Rein metrisch wäre der Typ b, etwa *piper soft; soft and low* zu erwarten gewesen. Die Form *softly* ist also keineswegs im Sinn metrischer Regelmäfsigkeit und Symmetrie bedingt. Wir müssen nach anderen Gründen Umschau halten: 1. Ein Sinnunterschied zwischen *softly* und *soft* ist nach Ausweis des NED nicht gegeben. Will man einem der Wörter etwa den Sinn „sachte!, gemach!" beilegen, so ist man berechtigt, auch dem zweiten Worte gegebenenfalls eine solche Bedeutung zuzumessen. 2. Geschichtlich gesehen gibt es ein Adverb *soft* < ae. und me. *sōfte*, das besonders in der Formel *soft and fair* (im NED von 1390—1736 belegt) begegnet, vgl. das Sprichwort *soft and fair goeth far* 'festina lente'. Offenbar geht von dem Adverb *low* eine vorwirkende Anziehungskraft aus, die das Wort *soft* in die Klammer eines Gruppenausdrucks hineinzwingt. Es liegt hier also Formelhaftigkeit vor. Bei Shakespeare finden sich[1]) die Wendungen *soft and fair* (Ado V, 72) sowie *soft and low* (Meas. IV, 1, 69). Bei Browning, Master Hugues of Saxe-Gotha, Z. 1 begegnet: '*Hist, but a word, fair and soft*'. Jespersen zitiert ein *he spoke soft and low* (Alden W 76), wo er *soft* als Adjektiv bezeichnet.[2]) Ferner mag irgendwie im Sprachbewufstsein des Dichters der schon fast formelhaft gewordene Ausdruck *sweet and low* . . . (*breathe and blow*) in der bekannten lyrischen Einlage von Tennysons Gedicht "The Princess" angeklungen haben. 3. Vor allem ist aber offenbar die Berücksichtigung des Wohlklangs mafsgebend gewesen. Eine wortgetreue Wiederholung etwa von *soft* wäre von klapperdürrer Eintönigkeit gewesen. Ferner liegt es in der Kunstabsicht dieser Strophe, nach dem tänzerisch beflügelten Allegro der übrigen Strophen ein Ritardando herbeizuführen. Der einzige Gedankenstrich des Gedichtes ist nicht zufällig gerade hier vor dem Worte *softly* zu finden: Stimmungswechsel des Gedichts, Sostenuto. Gleichzeitig schwelgt die Sprache in gedämpften, schmelzenden Lauten. Neben der Fülle dunkler (*o*-)Vokale und weicher Nasale geht diese Wirkung (ob bewufst oder unbewufst, bleibt gleichgültig) von der reichlich verwandten Liquida aus: *softly, low, love, mellow, flow.* Es empfahl sich also

[1]) Nach Ausweis von Alex. Schmidt, *Lexikon.*

[2]) *Mod. E. Grammar* III, 362.

die Wahl von *softly* wegen seiner klanglichen Einfügung in diese Umgebung. Im Verein mit dieser Klangauswertung erfordert die veränderte Rhythmisierung statt der einschneidenden Klarheit der regelmäſsigen Zäsur die flieſsendere verhaltenere Bewegung durch ein silbenreicheres Wort.

b) "In Romney Marsh". Auch in diesem Gedicht gelingt es nicht, mit dem mechanischen Erklärungsprinzip rein verstechnischer Begründung eine beachtenswerte Abstufung des Sprachgebrauchs zu deuten. In der zweiten und der zweitletzten Strophe des 7-strophigen Gedichtes begegnen in fast wörtlich gleichem Zusammenhang einmal *shrilly*, das andere Mal *shrill*. Zum besseren Verständnis seien die beiden Strophen vollständig hier angeführt:

I. *And ringing shrilly, taut and lithe,*
Within the wind a core of sound,
The wire from Romney town to Hythe
Alone its airy journey wound.

II. *Night sank: like flakes of silver fire*
The stars in one great shower came down;
Shrill blew the wind; and shrill the wire
Rang out from Hythe to Romney town.

Es ist kaum denkbar, daſs die beobachtete Verschiedenheit das zufällige Ergebnis metrischer Korrektheit ist. (Bei der sonst in diesem Gedichte so berechnend gehandhabten Technik regelmäſsiger Entsprechungen und wörtlicher Wiederholungen hätte sich wohl durch verhältnismäſsig geringfügige Änderungen eine auch metrisch befriedigende Gleichförmigkeit erzielen lassen.)

Shrilly wird man schon als eine einigermaſsen überraschende Bildung ansprechen dürfen. Poutsma[1]) erklärt, daſs Wörter wie *still, dull, shrill* 'are seldom or never used as the base of adverbs', wenngleich er auch Ausnahmen verzeichnet. Es soll indessen nicht verschwiegen werden, daſs das NED gerade das Adv. *shrill* für selten erklärt und für *shrilly* von 1582 ab 6 Belege (darunter Shakesp.; Coleridge; Keats: *the pipes go shrilly*) anführt, selber das Vb. *shrill* durch *sound shrilly* definiert, und daſs auch sonst diese Bildung begegnet.[2])

Wie dem auch sei, *shrilly* ist mindestens klangkräftiger als *shrill*, und in dieser Eigenschaft dient es offenbar der künstlerischen Absicht, den "Klangkern" (*core of sound*) auffällig herauszuheben. Es handelt sich motivisch darum, in der Einsamkeit des Marschlandes die eintönige Wiederkehr und schrille Herbheit der wenigen Gehörseindrücke auszumalen. Es entspricht dann der bewuſsten Symmetrie des Gedichtes, welches in oft wörtlichen, echoartigen Wiederholungen ganzer Ausdrücke und Verse[3]) die Monotonie der Naturstimmung heraufbeschwören will, daſs nun auch

---

[1]) *Gr. of Late Mod. Engl.* II, 2, 622.

[2]) Vgl. Galsworthy, Swan Song 117: *Somebody called out shrilly at the top of his voice.*

[3]) Vgl. etwa *prolong the roar* (zweimal).

dieser Ausdruck in der Form *and shrill the wire rang out* im Ausklang des Gedichtes seinen Widerhall findet. Der kräftige Akzent *shrilly* war in der gleichen Stärke nicht mehr angebracht. Man kann also sagen, dafs durch *shrilly* gleich eins der wesentlichen Stichworte mit Nachdruck eingeführt wird.

c) "A Cinque Port." Dies Gedicht atmet eine ganz ähnliche Stimmung wie das vorige. Die Melancholie der alten, von historischen Erinnerungen umwobenen Hafenstadt[1]), die durch Meeresanspülung allmählich landeinwärts gewandert und verödet ist, ist hier das Thema. Schwermütig harrende Einsamkeit ist das Leitmotiv. Dem *alone* des ersten Gedichtes entspricht hier *forlorn* = verlassen, verödet. Dieses Wort kommt zweimal vor, das eine Mal mit der Adverbendung *-ly*. Wieder handelt es sich in auffälliger Weise wie im vorigen Gedicht um symmetrisch sich genau entsprechende Strophen, die erste und die letzte.

I. *Below the down the stranded town*
What may betide forlornly waits,
With memories of smoky skies
When Gallic navies crossed the straits;
When waves with fire and blood grew bright,
And cannon thundered through the night.

II. *Below the down the stranded town*
Hears far away the rollers beat;
About the wall the seabirds call;
The salt wind murmurs through the street;
Forlorn the sea's forsaken bride
Awaits the end that shall betide.

Die ersten Verse sind identisch, und die uns beschäftigenden Ausdrücke begegnen wiederum in zum Teil wörtlich entsprechender Umgebung. *Forlornly* findet sich ungefähr am Ende der zweiten Zeile des Gedichtes, *forlorn* in wirkungsvoller Umstellung am Anfang der zweitletzten Zeile. An einen Zufall ist also nicht zu denken, es handelt sich um eine bewufste künstlerische Anordnung und Abstimmung. Wie erklärt sich die Verschiedenheit? Das mechanische Walten eines metrischen Schemas ist in dieser bewufsten Stilisierung wieder ausgeschlossen, denn offenbar wäre es dem Dichter ein Leichtes gewesen, formengleiche Übereinstimmung mit einem kleinen Federstrich herbeizuführen; er hätte nur in der zweiten Zeile *forlorn awaits* statt *forlornly waits* zu setzen brauchen und hätte damit allen "metrischen Bedürfnissen" Genüge geleistet.

Sprachlich fällt offenbar *forlornly* als Klangkörper stärker ins Gewicht. Einen eigentlichen Seltenheitswert hat das Wort jedoch nicht. Es ist im NED oft genug belegt und begegnet auch sonst häufiger. Vgl. E. Garrett (1879): *She found the girl sitting ~ on her low bed* (NED); Sheila Kaye-Smith, The Village Doctor 241 '*Don't forget me*', *she whispered so ~, that...*; Shaw,

[1]) Nach meiner Kenntnis dieser Landschaft müfste es sich um Winchelsea oder Rye handeln.

Scraps and Shavings 16: *made her look ~ up at their common little beds;* Sinclair Lewis, Mantrap 65 *W. ~ dragged in his trolling line.* Syntaktisch ist es angesichts solcher Verwendung kaum sehr auffällig, dafs hier formal die Eigenschaft des Verlassenseins der Handlung des Wartens, nicht ihrem Träger, nämlich der Hafenstadt, zugeordnet wird.

Die Bedeutung von *forlornly* besteht darin, dafs in ihm, wie oben in *shrilly*, gleich eingangs das Thema angeschlagen wird. Klanglich gewichtiger als das gekürzte *forlorn*, findet es in jenem nach Art ähnlicher suggestionskräftiger Echowörter, wie wir sie etwa bei E. A. Poe oder Tennyson kennen (vgl. übrigens auch das doppelte *prolong the roar* im vorigen Gedicht!), seinen Widerhall. *Forlorn* ist auf die nachhallende Wirkung abgestimmt. Das Entscheidende ist hier wie im zeitgenössischen französischen Symbolismus *De la musique avant toute chose!* und *Rien que la nuance!* (Verlaine). Die Nuance ist Stilprinzip. Sie äufsert sich in der Nuancierung der sprachlichen Form.

II. Die Verhältnisse in der Prosa.

1. Der in der Poesie gefundene Ausdruckswert und Stilcharakter des Adverbs ist auch in der Prosa wahrzunehmen. Dem Charakter der Prosa entsprechend, tritt die lyrisch-musikalische Auswertung gewöhnlich hinter den realistischeren Kunstabsichten der eindrücklichen Herausstellung, der Ironie oder des Humors zurück. Immerhin sei auf solche Stellen verwiesen, die, wie in Compton Mackenzies *Sinister Street* "realistische Romantik" und einen gewissen Lyrismus zeigen[1]): *From time to time this lonely human figure struck his instruments to test their pitch, and the low boom sounded hollowly above the murmurous audience* und *She paused, while the orchestra took up their part, and then again the rills began to flow, gently, fiercely, madly, sadly, wildly.* Stilistisch auffällig ist die Adverbialisierung von Farbbezeichnungen. Das NED bringt unter den gebräuchlicheren Farbbezeichnungen (*greenly, redly, bluely*) Belege seit dem Ende des 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts bis in die Neuzeit, aus denen besonders poetische Verwendungen bei den Romantikern hervorstechen, etwa Byron: (*blood*) *which runs all redly* oder *walls where Ruin greenly dwells.* Jedoch finden sich auch Belege aus der modernen Prosa

[1]) Vgl. Fehr, *Englische Prosa* 165.

(Stevenson). Im allgemeinen werden diese Farbadverbien gemieden, vgl. etwa

V. Woolf, Orlando 219: *(feather) that came tumbling blue through the beechwoods* oder Walpole, The Cathedral 59: *when it's flaming red with all the windows shining* ... Dagegen Stevenson, Treasure Island 40: *A full moon ..... peered redly through the upper edges of the fog* ...; Masefield, Sard Harker 311: (Glühen einer Zündschnur, Erwartung der Explosion) *It glowed rather redly, and the glow showed a black mark which at once began to creep, though very, very slowly, along the unburned fuse*; Joyce, Dubliners 129: *he halted and looked along the river towards Dublin, the lights of which burned redly and hospitably in the cold night.* Das begleitende Adverb in diesem letzten Beispiel erhärtet klar die adverbiale Funktion. An sich verzeichnet das NED einen einzigen unsicheren Beleg für obsoletes Adjektiv *redly.*

Für die drastische oder komische Stilwirkung sind besonders die auf *-lily* auffällig gebildeten Adverbien von Wichtigkeit. Wie aus den Darlegungen von Kruisinga und Poutsma hervorgeht, werden diese Bildungen im allgemeinen gemieden.

Das Normale ist etwa Nicolson, Public Faces 143: *the papers were there, displayed orderly beside his plate.* Sprachhumoristischen Wert hat das Wort *lonelily* bei der Beschreibung eines sorgenvollen Diplomaten in dem gleichen Roman 40: *She thought: 'How pathetic, how lonely, he looked against that western window! He drooped. He was drooping lonelily when I came into the room. How like him to straighten upwards when he heard my voice!'* Drastische Verwertung des Mifsklangs in The Tales of D. H. Lawrence (1934) 465: *You've come at last, said Banford uglily.* Ironische Charakterisierung in Masefield, Sard Harker 269: *Sard hoped at first, ... that the drunkards were foreigners; but they were two English reefers, both sillily drunk,* ... Hierher gehören auch Fälle, wie sie Poutsma[1]) anführt: Galsw., Fraternity Ch. VII: *As a rule, with practical good sense, she kept her doubting eyes fixed friendlily on every little phase in turn* (Vertreterin selbstzufriedener respectability); — Old Wives' Tale, II, Ch. V, § 1 "*I'll fetch Harrop*", *she said melancholily to his cousin* (Tragikomisches Slum-Elend); — Lytton, My Novel, I, 2, Ch. VII, 106 "*The Padrone jests*", *said Jackeymo, statelily*" (Gravitätisches Gebahren eines Dieners).

Neben der auffälligen Bildung dient auch die auffällige Beziehung eines Adverbs den Zwecken der Stilkomik.[2]) Es handelt sich um Zustandsadverbien, die oft aufser ihrer

[1]) *A Grammar of Late Mod. Engl.* II, 622; z. T. nach Kruisinga III, 1714.

[2]) Über Subjekt-, Objekt- und Satzbeziehung des Adv. vgl. *Studien* 121 ff.

formalen Beziehung zum Verb einer Sinnbeziehung zum Subjekt (gelegentlich auch Objekt) fähig sind. Aus dieser schillernden Doppelbindung und dem Widerstreit zwischen grammatischer und logischer Beziehung ergeben sich verschiedentlich humoristische Wirkungen.

Nichthumoristisch sind zunächst etwa Conrad, Nostromo 387: *he remained stretched lifelessly*[1]) *on the floor*; Sincl. Lewis, Mantrap 9: *He felt like the small boy in prep school ...., who is glowingly flattered by his* (= *the football captain's*) *friendliness*; ib. 227: *the bow, which sickeningly rose to the abrupt waves.* — —. Von deutlicher Komik sind ib. 8: *He halted his car on the curving gravel road hedged with rhododendrons, and dropped flabbily over the wheel*; Nicolson, Publ. Faces 91: *He* (der persische Gesandte) *walked tubbily to the verandah, rubbing his palms upon the seat of his trousers.* Humoristische Objektbeziehung bei Mackenzie, Extraordinary Women 45: *The Countess collapsed wretchedly on a seat*; Ders., Sinister Street 503: *The loneliness came back triumphant, and plunged him dejectedly down into a surprisingly deep wicker-chair* (Textzusammenhang: der erste Tag eines Studenten in Oxford).

2. Funktionsüberschneidungen und Schwankungen entstehen dadurch, dafs die Sprache über verschiedene Möglichkeiten neben der Adverbialkonstruktion verfügt, um einen Sachverhalt mit kaum nennenswerten Sinnesabweichungen zu bezeichnen. Folgende Fügungen, die sich der endungslosen Form bzw. des Adjektivs bedienen, begegnen häufig als Umgehungen des Adverbs: 1. die "halbprädikative Ergänzung"[2]), 2. die Ausgliederung des Attributs ["Extraposition" Jespersen[3]); "Appositive" Blatz; "mit Pause neingefügte Bestimmungen" Behaghel[4])]. 3. das nachgestellte adjektivische Attribut.

Hinsichtlich des 3. Typs sind Zweifel berechtigt, ob die Konstruktion heimischen Ursprungs ist. Jedenfalls scheinen bei Chaucer die Dinge so zu liegen, dafs sie jeweils, wie übrigens auch in einer Reihe von Fällen die halbprädiktive Ergänzung, einem lateinischen Prädikatsnomen der Vorlage entspricht.[5]) Wie fliefsend die Grenzen zwischen der abverbialen Konstruk-

---

[1]) Vgl. *lifeless and beautiful he lay* (Onions, *Adv. Syntax* 33) sowie II, 2, A, a.

[2]) Behaghel (s. o. S. 118 Fufsnote 1); Jespersen (*Essentials* 124): 'quasi-predicative'.

[3]) *Essentials of Engl. Grammar* (1933) 124.

[4]) *Deutsche Syntax* III, 1152 (B. bezeichnet sie als besonders „fremdartig").

[5]) Vgl. *Studien* S. 105ff.

tion und ihren Umgehungsmöglichkeiten sind, möge folgendes Beispiel veranschaulichen:

A) *the flag floated red and blue and languid from a tower* (Sackville-West, The Edwardians 9),

B) *the flag floated from a tower, red and blue and languid,*

C) *the flag, red and blue and languid, floated from a tower,*

D) *the flag floated languidly from a tower.*

A) Die halbprädikative Ergänzung ["predicative adnominal adjunct" Poutsma [1])] scheint in der Hauptsache die begleitende, erstrebte und erreichte Zuständlichkeit eines Handlungsgeschehens auszudrücken: *the water runs smooth*; *to arrive safe*; *the eggs are boiled hard*. Bei dem ersten Typ handelt es sich um vorwiegend imperfektive Verben, beim zweiten um perfektiv-egressive und beim dritten um resultative Wendungen; vereinzelt kommen auch punktuell-ingressive Verben in Frage, z. B. . . *cried M., starting electric* (Lawrence, Tales 474). In allen diesen Fällen liegt eine Beziehung zum Gegenstand der Aussage vor, zum Handlungsträger, meist dem Subjekt des Satzes. Bei den imperfektiven Verben läfst sich zudem eine derartige Verblassung des Verbalinhalts feststellen, dafs sie kaum mehr als den Bedeutungsgehalt des Hilfszeitworts "sein" haben. Diese *link-verbs* nähern sich dem Wert einer Kopula, ihre Ergänzungen sind "quasi-predicatives".

Wir haben es hier mit einer Zwischenfunktion zu tun.

Wie soll man etwa den Funktionscharakter von *bright* in dem Ausdruck *the sun shines bright* deuten? Ist *bright* adjektivisch oder adverbial aufzufassen? Geschichtlich gesehen, könnte man zunächst die zweite Deutung für die allein richtige halten, denn im Altenglischen heifst es meist *beorhte scīnan*. Aber schon dort findet sich *scīnan* mit halb prädikativer Ergänzung. Ae. Beispiele:

Guthlac 1258: *þa cwom leohta mæst . . . scinan beorht ofer burȝsalu*; Beowulf 994/5 *Goldfag scinon / web æfter wagum* = „Goldbunt leuchteten Gewebe an den Wänden" [2]); Phönix III, 183 [3]): *Ðonne . . hlūttor heofones gim hālig scīneð*. Im Mittelenglischen (Chaucer) ist bereits wie im Neuenglischen infolge des Lautschwunds des End-*e* Unklarheit der Funktion zu beobachten: A 3310 *Hir forheed shoon as bright as any day*; A 3352: *The moone whan it was nyght, ful brighte shoon*; A 4298 *For at an hole in shoon the moone*

[1]) *Gr. of Late Mod. Engl.* I, 223.

[2]) Hoops, Kommentar zum Beow.

[3]) Zit. Zupitza-Schipper 16.

bright. Also nebeneinander endungslose, undurchsichtige Formen und ein Beleg mit metrisch gesicherter Adverbendung. Im Neuenglischen scheint die Neigung dahin zu gehen, *bright* als Adjektiv aufzufassen. So nennt Poutsma[1]) den Typ 'adnominal', also nicht ad-verbal. Curme[2]) spricht von einem 'predicate adjective', desgl. Onions[3]) bei der parallelen Erscheinung *The flowers smell sweet*[4]); Jespersen[5]) sagt im Hinblick auf *The moon shines bright, the carpet feels soft* u. a.: 'undoubted predicative as necessary complement to the verb'.[6]) Nur die Wörterbücher (z. B. Fowler Concise O. Dict.) verzeichnen noch *bright* als Adv. Der heutige Sprachgebrauch deutet jedoch darauf hin, dafs die Form *bright* nicht mehr von Unbefangenen als Adv. empfunden wird; vgl. die folgenden, Curme und Jespersen entnommenen Beispiele *The joy shone clear and warm on her face; the eyes shone dark and wild; the lights of Chamonix shone bright and very small.*

Weitere Fälle s. u. S. 134. Man kann mindestens sagen, dafs der geschichtliche Ursprung von *shine bright* in Vergessenheit geraten ist und eine Neuwertung durch das lebende Sprachbewufstsein eingetreten ist. Nun gibt es allerdings Schwankungen mittels deutlicher Bildungen auf *-ly*: *shine brightly, brilliantly* u. dgl. Es wird dann, besonders bei übertragener Bedeutung des Verbs, die nachdrücklich hervorgehobene Handlung modifiziert: *good verse shines brightly; the jewels shone brilliantly.*

Schon eine stärkere Verbalisierung (z. B. durch die *-ing* Form) kann ein Volladverb erheischen[7]), oder aber diese Schwankungen erklären sich aus der psychologischen Tatsache, dafs es gelegentlich für das praktische Verständnis unerheblich ist, ob bei den imperfektiven Verben der Handlungsträger oder das Handlungsgeschehen bestimmt wird.

a) Die halbprädikative Ergänzung bei imperfektiven Verben. Verben, die einen Zustand bezeichnen: *stand, lie, sit, rest, live, hang, poise, float, glide, wait, brood, rule* etc.

Verben des sinnlichen Inerscheinungtretens: *appear, look, loom, bulk, show, read* im passiven Sinn, *shine, gleam, stand out, strike, smell, feel, taste, sound* etc.

Wie sehr der Unterschied zwischen echter Prädikatsergänzung (Hilfszeitwort + Adjektiv) und diesen "quasi-predicatives" (Jespersen) verblafst, geht aus folgenden Gegenüberstellungen hervor:

---

[1]) II, 624.

[2]) *Syntax* 7, Ba.

[3]) *Adv. Syntax* 33.

[4]) Vgl. hierzu Fowler, *Dict. of Mod. Engl. Usage* sub *smell*: "... completed by an adjective, not an adverb".

[5]) *Essentials of E. Gr.* 125.

[6]) Ausführlicher *Mod. E. Gr.* III, 365ff. ('real predicatives').

[7]) Vgl. Poutsma II, 625.

the sun is hot (= die Sonne scheint heifs) ←→ *the sun shines hot and bright* (Stevenson, Treasure Island 106).

His heart was hot and clamorous (Lawrence, Tales 464) ←→ *her heart beat fiery hot* (Lawrence 314); *his heart beat deep and powerful* (ib. 457); *his heart flared hot* (ib. 342).

Andererseits sind scharfe Sinnunterscheidungen zu beobachten.

The strawberries grew so thickly (Masefield, Sard Harker 250) = wuchsen in dichter Menge. *grew thick* = wurden dick.

and the low boom sounded hollowly above the murmurous audience (Mackenzie: Fehr, Englische Prosa 165). *hollow* zur Bezeichnung des Trommelklangs wäre hier nicht möglich. *The drum sounds hollow* bedeutet: die Trommel ist hohl, dem Klang nach zu urteilen.

fine-looking hat als verbale Entsprechung *to look fine; good-looking*, das neben *well-looking* besteht, dagegen nicht *to look good*, sondern *to look well.* Ersteres würde "gut" im ethischen Sinne bedeuten. *Good-looking* ist in Analogie nach substantivischem *good looks* gebildet.

smell horrible ist deutlich unterschieden von *smell horribly.* Im zweiten Falle hat *smell* die Bedeutung stinken.[1]) Im übrigen ist oft ein Schwanken festzustellen, ohne dafs immer Bedeutungsunterschiede von Belang in Erscheinung treten.

Beispiele: Fehr 165 (Mackenzie): *Stella who was sitting white and rigid at the black piano*; S. Lewis, Mantrap 56: *Ralph sat stiffly in his canoe*; Lawrence 462: *They sat for some time silent*; Michael Arlen, Young Men in Love 173: *two red splashes sat brightly on his cheek-bones*; Mackenzie, Extraordinary Women 36: *the shadow which had lain darkly and coldly upon life*; Lawrence 313: *his eyes were fixed brightly on her*; V. Woolf, The Waves 198: *(the bird) . . . sat solitary on a white stake*; Nicolson, Public Faces 69: *the car was gliding blue and heavy down Birdcage Walk*; Meredith, Richard Feverel (zit. bei Deutschbein, *Stilistik* 173): *softly the banks glided by*; Conrad, Nostromo 388: *the body . . . hung under the heavy beam perpendicular and silent*; ib. 390 (gleicher Zusammenhang): *the late Señor H., left swinging rigidly at rest*; ib. 391: *. . . . seemed to be waiting attentive, in impartial silence*; Fehr, Engl. Prosa 165 (Mackenzie): *Michael brooded unreceptive*; V. Woolf, The Waves 179: *the dragon-fly poised motionless*

---

[1]) Fowler (*DMEU* sub *smell*): *smells disgusting* und *smells disgustingly* sind beide idiomatisch, unterscheiden sich aber in folgender Weise: 1. has a disgusting smell; 2. stinks so as to disgust one.

over a reed; Lawrence 458: *saw her legs move soft within her . . . skirt*; ib. 682: *electric currents moving invisible*; Mansfield, The Garden Party 267: *the window shone pale*; ib. 169: *the sky shone pale*; Lewis, Mantrap 237: *his forehead was shining wet*; Galsworthy, Swan Song 74: *a winding river shone discreetly*; Shaw, Scraps and Shavings 18: *the houses of the heavenly street shone friendly in the sunshine*; Baring, Lost Lectures 142: *it* (= *good verse*) *shines as brightly as when it was first taken from the mine and dried and cut and polished*; Walpole, The Cathedral 80: *all the richer and handsomer gleamed the rows of volumes*; Stevenson, Treasure Island 235: *the embers of the great fire . . . now glowed so low and duskily*; ib. 220: *the Spyglass* (ein Berg) . . . *loomed*[1]) *faint and fainter*; The Celtic Element in English Literature (Velhagen & Klasing) 12: *Monday morning, October 26th, dawned gloomy*; Meredith, Richard Feverel 20: *the end of it* (= *expedition*) *frowns dubious*; Corelli, The Mighty Atom 263: *in the depths of the purple ether the great stars ruled supreme*[2]); Nicolson, Public Faces 54: *the great trees above him towered symmetrical and immense*[3]); Mansfield, The Garden Party 267: *a passion vine, that drooped sorrowful, mournful, as though it understood*; Masefield, Sard Harker 209: *with a crackling, hissing, sighing noise that sounded very terrible* (fast gleichbedeutend mit *was*); Stevenson, Treasure Island 265: *it* (= *the song*) *had sounded airily and sweetly; and the effect* (!) *on my companions was the stranger* (der Nachdruck liegt auf der Wirkung des Klingens); Stevenson, Treasure Island 119: *The air too smelt more freshly than down beside the marsh*; Aldous Huxley, Braver New World 138: *and (she) smelt too horrible, obviously never had a bath, and simply reeked of that beastly stuff . . . .*

b) Bei perfektiv-egressiven Verben soll entweder durch die Verbalhandlung ein Zustand bewirkt werden oder eine Endetappe ins Auge gefafst werden. Im ersteren Fall handelt es sich um transitive, im zweiten um intransitive Verben: *to fit tight, to wrench taut, to knit close* oder *tense, to wrap tight, to shoot dead, wipe clean, to clasp (shut, hug) tight* einerseits, andererseits *to arrive safe, the snow falls thick on the ground.*[4])

Einige Beispiele aus der Literatur: Masefield, Sard Harker 224: *it (the cliff) rose up sheer*; Nicolson, Public Faces 154: *he appeared to emerge integrate from a panathenaic festival*; Masefield, Sard Harker 272: *the swell was setting in very heavy indeed*; ib. 276: *then the wind died out and it (the disease) came on thick.* Galsw., Swan Song 15: *(I) came in useful*; Masefield, Sard Harker 326: *then instantly twisted the twitch . . and wrenched it taut*; Meredith (zit. Deutschbein *Stilistik* 173): *Soft fell the plash of*

---

[1]) Über Schwankungen vgl. G. Wendt, *Syntax des heutigen Englisch* II, 9.

[2]) [3]) Beachte die Eindruckswirkung! Vgl. I, 1.

[4]) Dagegen imperfektiv: *the snow was falling thick.*

the oars; dagegen Corelli, The Mighty Atom 197: *the moonlight fell pallidly across the bed.* Schwanken in dem Typ *to clasp tight* beziehungsweise *tightly* vgl. Poutsma II, 644. Zwischen *arrive safe* und *arrive safely* scheint sich die feine Unterscheidung zu entwickeln, daſs *to arrive safely* vorzugsweise von Personen gesagt wird, da durch das Adverb die aktive willentliche Beteiligung Ausdruck findet, so schon bei Chaucer.[1])

c) In den resultativen Wendungen bezeichnet das Adjektiv den Endfolgezustand, der sich aus Handlung oder Vorgang ergibt. Wenn sich die Vorstellung von der erreichten Wirkung einer Handlung auf die Art und Weise derselben überträgt, so treten das resultative Adjektivum und das modale Adverb syntaktisch in eine gemeinsame Funktionssphäre.[2]) Es handelt sich um Fälle wie *he is ready dressed, the river is hard frozen, the eggs are boiled hard, he is dead tired, clean-cut, ready-made, new born, modern built, foreign born to be packed tight*[3]), *the wall was built higher, the crew were rescued safe and sound*[4]); Corelli, The Mighty Atom 15: *deep set eyes.* Über Schwanken zwischen *new born* und *newly born* vgl. Jespersen l. c.

d) Das Adjektiv in Konkurrenz mit dem Adverb steht gern bei Verben des Sprechens.[5]) Einige neue Beispiele mögen genügen: Drinkwater, A. Lincoln (Velhagen) 16: *he knew you could test yourselves to your own ease, and speak the more confident for it*; Stevenson, Treasure Island 233: *you speak up plucky* (vulgäre Sprache eines Schmugglers).

Wie sehr die in den Fällen a—d besprochenen Schwankungen gleichberechtigt nebeneinander erscheinen, zeigen Zusammenhänge, in denen man dies weniger vermuten würde. Im Märchenschluſs heiſst es sowohl: *and they lived happy ever afterwards* als auch *and they lived happily ever afterwards.*[6]) Das Sprichwort kennt nach Poutsma die Formu-

[1]) *Studien* 95.

[2]) Über das Grundsätzliche und die Verhältnisse bei Chaucer vgl. *Studien* 97 ff.

[3]) Einige dieser Beispiele nach Jespersen II, 373.

[4]) Onions, *Adv. Syntax* 33.

[5]) Vgl. hierüber Jespersen III, 361 ff.

[6]) Vgl. *Grimm's Fairy Tales* (Diesterweg) 12 *happy*, 21 *happily*, 38 *they lived many years very happily*; *English Fairy Tales* (Diesterweg) 4 u. 9 (*happy*).

lierung *misfortunes never come singly* wie auch *single*. Das erstere ist üblicher. In den Bühnenanweisungen, welche die einzelnen Rollen charakterisieren, werden sowohl Adjektiva wie Adverbia gebraucht, vgl. etwa Synge, The Well of the Saints 53: Martin Doul (*rather contemptuously*), Martin Doul (*amused, but incredulous*); 73 Timmy (*laughing*), Timmy (*jeeringly*). Das Vorwiegende ist allerdings das Adverb.

In manchen Fällen handelt es sich bei den Schwankungen um Angelegenheiten der Prosodie, des Rhythmus. Unter den Beispielen für dreiteilige Satzgliederung in rhythmischer Prosa führt Deutschbein[1]) folgenden Satz aus Meredith (Richard Feverel) an:

> ***Soft** fell the plash of the oars,*
> ***softly** the moonlight curled around them*;
> ***softly** the banks glided by.*

Syntaktisch gesehen zählt solches *fall* zu den perfektiven Verben, die gerne mit einer prädikativen Ergänzung verbunden werden. *Glide* als imperfektives Verb wird sonst oft mit dem Adjektiv verknüpft. Die Steigerung und der mit ihr verbundene an- und abschwellende Rhythmus erklären offenbar die von Meredith getroffene Wahl (vgl. das Verhältnis der Silbenzahlen in den 3 Teilen: 7—9—7).

Es lassen sich bei der Fügung der halbprädikativen Ergänzung zwei widerstrebende Neigungen beobachten: eine Art syntaktischer Dissimilation und eine Art syntaktischer Assimilation. Die erste Erscheinung meidet offenbar die schwerfällige Adverbialisierung des Partizips auf *-ed*, beobachtet aber im übrigen den normalen Gebrauch; die zweite nähert sich der vulgären Ausdrucksweise, in der die Ausschaltung des *-ly*-Adverbs zu den charakteristischen Zügen gehört.

Beispiele: 1) Nicolson, Public Faces 155: *Jane . . . walked briskly and emancipated into her sitting-room*; Lawrence, Tales 165: *she spoke coldly, detached*; ib. 313: *his voice ran warily and detached*; ib. 804: *the train crept slowly, disheartened, out of town*; ib. 809: *he came triumphantly,*

---

[1]) *Neuengl. Stilistik* 173.

rather splendid . . . Man beachte die überdachende Doppelbeziehung des 2. Elements! In folgenden poetischen Belegen könnte man fast eine Art von Klammersuffix *-ly*, angefügt an ein Hendiadyoin, ansetzen: R. Brooke, The Fish (Schücking 28):

and he,
Sans providence, sans memory,
[Unconscious and direct]ly driven,
Fades to some dank sufficient heaven.

R. Browning, Easterday XVIII:

I saw instead
The common round me, and the sky
Above, stretched [drear and empti]ly
Of life.[1])

So schon Chaucer LGW 2317: *And quoke for fere, [pale and pitous]ly.*[2]) Zwingend ist jedoch diese Vermutung satzrhythmischer Vereinfachung der begriffsgepaarten Elemente nicht unbedingt.

2) Lawrence, Tales 166: '. . .', *she laughed shrill and false*; ib. *he said low and intense*; Stevenson, Treasure Island 18: *speaking clear and kind*; Synge, The Well of the Saints 64: *he runs out half foolish with joy*; Stevenson, Treasure Island 86: *he never spoke . . . and then sharp and short and dry*; ib. 53: *says he, very stately and condescending*; Lawrence, Tales 449: *soft as a shadow the fox slid up this incline*; V. Woolf, Waves 160: *now the sun burnt uncompromising, undeniable*; Lawrence, Tales 339: *her eyes resting full and inevitable on his face*: Galsworthy, Swan Song 52: *things swop around too quick for us nowadays*; Nicolson, Public Faces 69: *the car was gliding blue and heavy down Birdcage Walk*; Mansfield, The Garden Party 267: *a passion-vine, that drooped sorrowful, mournful, as though it understood.* Die Angleichung geschieht also α) durch Funktionskoppelung mit nichtadverbialisierten Wörtern, z. B. Farbbezeichnungen: *blue and heavy*, β) durch Funktionskoppelung mit ursprünglichen Adverbien wie *shrill* oder *low*, von denen eine Art vorwirkende Anziehungskraft ausgeht, γ) zur Vermeidung von umständlichen Bildungen auf *-lily* (*stately and condescending*), δ) bei Einführung von Vergleichen mit *as* oder *like*, ε) bei nachfolgender Präposition: *foolish with joy*, ζ) zur Vermeidung von Satzadverbien: *inevitable* und *undeniable* statt *inevitably* und *undeniably*, η) liegt Konstruktionsmischung in dem Beispiel aus Galsworthy vor (*things are too quick for us* + *things swop too quickly*)?

B) Die Ausgliederung des Attributs erfreut sich in der modernen Literatur zunehmender Beliebtheit. Bei dem Pionier modernster Ausdrucksgestaltung Robert Browning ist sie oft anzutreffen, s. o. I, 1. Die Prosa eines Galsworthy und

---

[1]) *emptily* ist subjektbezogen (vgl. *stretched lifelessly* II, 1). Im übrigen Kontamination? *stretched* . . *emptily* + *empty of life.*

[2]) *Studien* 157.

Lawrence bedient sich des Mittels in weitestem Umfang. Wenn man etwa den stattlichen Band der Erzählungen des letzteren durchblättert, so findet es sich dort auf Schritt und Tritt, wobei ganz offenkundig die Adverbien vermieden werden. Die statt der Adverbien gebrauchten Fügungen haben den Vorzug, knapp und dramatisch zu sein und dem haushälterischen Zuge des modernen Stilbemühens entgegenzukommen. Abrupt und unheimlich wirken sie oft in den lauernden, drohenden Wechselreden bei Lawrence. Das Kurzangebundene des Stils, die Eigenschaft der für das Neuenglische charakteristischen "terseness" findet in diesem Darstellungsmittel trefflichen Ausdruck.

Beispiele: Tales of Lawrence 458: *"Oh", she cried, "nonchalant", that's only for this dirty .... work*; ib. 472: *"Oh, I'm thankful when the thing's down, that's all", she replied, nonchalant*; ib. 473: *"Won't tumble backwards on top of us, will it?" asked the old man, sarcastic*; ib. 464: *"Don't you?" she replied, enigmatic*; ib. 1015: *"Why?" she asked, blank*; ib. 165: *"I'll break your neck the first word you speak to him", he said, tense*; Nicolson, Public Faces 134: *... continued W. B., serene and dominant*; Lewis, Mantrap 87: *and she says, so polite: "I do hope ..."* (ausgesprochen vulgärer Textzusammenhang). Nicht nur in Verbindung mit redeeinleitenden Verben des Sprechens begegnet das ausgegliederte Attribut: Galsworthy, Swan Song 184: *And suddenly her lips came round to his, vehement*; ib. 4: *with a grim humour the Briton had just "carried on", unornamental and sublime ..*; ib. 14: *Winifred again sat, placid*; Arden, Young Men in Love 267: *he hovered about, hawkish*; Stevenson, Treasure Island 40: *we slipped along the hedges, noiseless and swift*; Meredith, Richard Feverel 93: *Allan observed ... these developments ..., soberly cynical.* Die Endstellung scheint beliebter zu sein als die Frontstellung. Auch diese ist häufig: Lawrence, Tales 810: *curiously reluctant, she began ...*; ib: *silent, A. came over*; ib. 312: *dazed, the man walked along.* Wie fliefsend die Grenzen gegenüber der prädikativen Ergänzung sind, ergibt sich aus folgenden Beispielpaaren: Lawrence, Tales 340: *he only stood and stared at her, fascinated*; dagegen ib. 311: *she watched fascinated the muscles working*; Nicolson, Public Faces 180: *that scarlet smudge* (= Atombombenflugzeug) *.... had descended shrieking upon New York.* Dagegen V. Woolf, Waves 118: *On all .... they* (= birds) *descended, dry-beaked, ruthless, abrupt.*

C) Die Verwendung des postattributiven Adjektivs, das durch Stellung (und oft Intonation) sich von dem ausgegliederten Attribut unterscheidet, hat naturgemäfs sehr schwankende Grenzlinien, besonders gegenüber der vorerwähnten Erscheinung. Dies ist aus einigen der nachfolgenden Beispiele ersichtlich:

Lawrence, Tales 310: *the woman sank, faint, on to the seat against the wall*; Conrad, Nostromo 388: *Sotillo, irritable, moody, walked restlessly about*; ib. 398: *Nostromo . . . began in a changed tone, sombre, speaking to himself*; Nicolson, Public Faces 135: *B., flushed, greatful, triumphant, gathered his papers together*; Mansfield, Garden Party 67: *a cloud, small, serene, floated across the moon*; vgl. das letzte Beispiel mit Sackville-West (s. o. S. 121): *across the great courtyard the flag floated red and blue and languid from a tower.*

3. Sprachrichtigkeit und Modetorheiten auf dem Gebiet des Adverbgebrauchs bilden ein gern behandeltes Thema der praktischen Stilkunde des Englischen. Wenn es sich dabei auch im allgemeinen um die Erörterung von Einzelfragen, die Berechtigung dieses oder jenes Wortes handelt[1]), so gibt es auch Darlegungen, die auf breiterer Grundlage praktische Verhaltungsmafsregeln begründen. Onions richtet in seiner wissenschaftlich vorbildlichen *Advanced English Syntax* (1904) eine deutliche Warnungstafel auf; er erklärt, Wendungen wie *the table looks nicely, the flowers smell sweetly, on the next day the corpse looked differently* für unrichtig und empfiehlt statt des Adverbs das idiomatisch richtige "Adjektiv".[2]) Ferner hat H. W. Fowler in seinem temperamentvollen und nicht unangefochtenen *Dictionary of Modern English Usage* in mehreren grundsätzlichen Artikeln zu den Fragen der Adverbverwendung Stellung genommen.[3]) Er führt dort einen Kampf auf verschiedenen Fronten gegen die Instinktlosen und Sprachgefühllosen, gegen die "novelty-hunters" (Originalitätshascher) sowie gegen die überängstlichen Pedanten ("sticklers for grammar"). Am schärfsten wird der Originalitätshascherei die Fehde angesagt. Ihren Vertretern wird der affektierte Gebrauch von "unfamiliar adverbs" wie *embarrassedly, boredly, mystifiedly, determinedly, biassedly, painedly, awedly, informedly* und vielen anderen mehr, die mit Beispielen belegt und in Listen aufgeführt werden, vorgeworfen. Vor diesen Bildungen schrecke das normale Sprach-

---

[1]) So auch bisher in dem frisch-fröhlichen Sprachfeldzug des "Punch" ("The Word War"), z. B. 24. Juli 1935 über Modewörter wie *literally, practically, infinitely.*

[2]) 33f.

[3]) Vgl. "Novelty-hunting"; die Ausführungen über *-edly*, „Unidiomatic *-ly*" und „Quasi-Adverbs".

empfinden zurück. Novelty hunting sei es ferner, wenn nach *bulk* und *loom* nicht das idiomatische *large*, sondern das künstliche und ungewöhnliche *largely* gebraucht wird: etwa *the Monroe doctrine of late years has loomed so largely in all discussions.* Ähnlich wird als modische Manier und Sprachdummheit die unnötige Adverbialisierung von Wörtern wie *wide, late, deuced, high, hard* oder des Intensivums *mighty* angeprangert. Der novelty hunter schreibt etwa *M. Millrand has played highly, but he has lost his stake.* Er schreibt *wax vigorously* und *pale insignificantly* (zur Bedeutungslosigkeit verblassen), statt diese (imperfektiven!) Verben mit dem "Adjektiv" zu verbinden; und statt *fix our hopes high* gebraucht er das Adverb.[1]) Andererseits besteht der Fehler der "ultra-grammaticals" darin, dafs sie in blindem Übereifer "quasi-adverbs", adverbial erstarrte Ausdrücke wie *preparatory to, contrary to, preliminary to, irrespective to* u. dgl. mit dem Ballast unnötiger *ly* Formantien beschweren. Wir ersehen auch aus diesen Darlegungen, dafs neben dem vorherrschenden Triebe in der heutigen Sprache, das Adverb auf grofse Strecken zu meiden, sich der entgegengesetzte Trieb zu überdeutlicher Adverbialisierung betätigt und in effekthascherischen Modetorheiten und grammatischer Überängstlichkeit seine Blüten treibt.

[1]) Vom Standpunkt Fowlers abzulehnen wären also auch Nicolson, Publ. Faces 69: *holding the door widely open*; Mackenzie, Extraordinary Women 99: *A. had not played fairly*; Masefield, Sard Harker 133 und 244: *bitterly cold.*

GIESSEN. HERMANN HEUER.

ZUM ALTENGLISCHEN RUNENGEDICHT.

Das Runengedicht, das uns Hickes in seinem *Thesaurus* gerettet hat — der Codex ist bekanntlich im Brand der Cottoniana vernichtet worden — hat 1915 durch Bruce Dickins[1]) eine vortreffliche Ausgabe mit Übersetzung und Kommentar gefunden. Wenn ich hier noch einige Bemerkungen dazu gebe, so sind diese eigentlich veranlaſst durch den Wiederabdruck (1935) des Gedichts von H. Arntz[2]) mit einer neuen Übersetzung, die mir in manchen Punkten weniger glücklich scheint als die von Dickins. Beide Herausgeber fügen die nordischen Runengedichte bei, das norwegische und das isländische, wobei Arntz allerdings nur die Ausgabe und Übersetzung aus Wimmers klassischem Runenwerk abdruckt. Die drei Gedichte können auch nur zusammen studiert werden, denn sie ergänzen sich aufs beste. Obwohl sie ganz verschiedenen Jahrhunderten angehören und jedes die Kultur seines Volkes in dessen Eigenheit zeigt, geben sie gemeinsam erst ein Bild vom Wesen dieser Merkverse. Dabei hat das jüngste Gedicht, das isländische, das dem 15. Jh. zugeschrieben wird, die Erinnerung an die altgermanische Vorstellungswelt vielfach besser bewahrt als das 700 Jahre früher angesetzte Gedicht des Angelsachsen. Die isländischen Bischöfe waren nicht ängstlich mit dem heidnischen Volkstum ihres Landes. Der Geistliche wie der Bauer sprach ungescheut von den alten Göttern. Erst die gelehrte Justiz und die protestantische Geistlichkeit hat 1639 die Runenschrift auf Island als teuflischen Zauber verboten. So ist in den isländischen Runenversen viel Heidnisches

---

1) *Runic and Heroic Poems of the Old Teutonic Peoples,* Cambridge Univ. Press, p. 12.

2) *Runenkunde,* Halle (Niemeyer), p. 114; vgl. meine demnächst erscheinende Besprechung im Beiblatt.

stehengeblieben, das die englischen Geistlichen herausgestrichen und durch harmlosere Worte ersetzt haben. Dazwischen steht das norwegische Gedicht, ebenfalls einer verbrannten Handschrift entnommen, das dem Ende des 13. Jh. zugeschrieben wird. Dafs alle einer gemeinsamen Quelle entstammen, ist offensichtlich. Es fragt sich nur, ob man etwas über die älteste Form und das Werden der ae. Fassung erschliefsen kann.

Die Merkverse nennen und erklären die Namen der Runen. Hier wird sich die Wirkung der kulturellen Entwicklung zeigen. Zunächst fällt auf, dafs viele dieser Runennamen ungebräuchliche Wörter sind, die die Lexica mit einem Fragezeichen versehen oder mit der Bemerkung „sonst nicht belegt“. Das läfst zumeist auf alte Tradition schliefsen. Solche ungebräuchlichen, also wohl einer älteren oder fremden Sprachschicht angehörigen Wörter sind von den ae. Runennamen *ōs*, *ūr*, *cēn*, *ʒēr* (Bedeutung), *ēoh*, *peorð*, *eolh-secʒ*, *beorc* (statt *bierce*), *tīr* (Bedeutung), *ȳr*, *īar*, *ēar*. Manche dieser Wörter gehören zweifellos ursprünglich einem fremden Dialekt an; daher auch die vielen Fehlschreibungen in den alten Handschriften.[1]) Gewifs hat die magische Kraft, die Namen und Zeichen verband, zur Erhaltung der fremden Formen beigetragen. Denn die Schrift ist, wie wir es heute noch in Afrika sehen können, zunächst zum Zauberbann da, erst in zweiter Linie zur Mitteilung. Auch die Einführung des Christentums hat den Runen wohl nichts von dieser Kraft genommen, und die christlichen Priester bemühten sich, nur das Grob-Heidnische zu übermalen.

Zwei Götter werden im isländischen Gedicht noch genannt: *ōss* (für Oðinn) und *Tȳr*. Das norwegische wie das englische scheidet Oðinn aus: *ōss*, der Ase, Fürst von Asgard und Herr von Valhall, wird im englischen Merkvers umgedeutet zu gelehrt-lateinischem *ōs*, Mund, im norweg. zu *ōss*, Flufsmündung. Das ist ein schlechter Notbehelf. Nur das englische Gedicht hat auch *Tȳr* umgedeutet. Im Norw. wie im Isl. ist stehengeblieben „*Tȳr* ist ein einhändiger Ase“ — also dasselbe Wort, das Norw. vorher weggedeutet hatte.

---

[1]) Vgl. v. Friesen im *Reallexikon der germ. Altert.* IV, 43.

Auffallend ist aber, dafs Isl. dafür an dieser Stelle, wie Norw., *āss* (norw. *āsa*) mit *ā* geschrieben wird, nicht wie beim Runennamen *ōss* mit *ō*. Nun geht die lautliche Entwicklung jedoch von *ā* zu *ǭ*, so dafs also *o* an sich die jüngere Schreibung darstellt. Aber **ansuz* war im Anglofriesischen schon vor der Besiedlung Englands zu **ǭsu* geworden. Die Schreibung *ōs* ist also in England die natürliche von Anfang an. Im Altnordischen ist *ā* viel später erst zu *ō* geworden. Die letztere Stufe ist im Text der beiden Runengedichte noch nicht erreicht. Daher müssen wir annehmen, dafs die Lautung der nordischen Gedichte für die Rune englisch ist. Nur das Englische hatte Anlafs zur Teilung der *a*-Rune in *a*, *æ*, *o*, nicht das Nordische. Dabei ist die These von G. Hempl[1]) sehr beachtenswert, dafs die ags. Rune ᚪ (*āc* < **aik*) eine Ligatur von ᚨ und ᛁ, *a* und *i*, die Rune ᚩ (*ōs* < **ans*) eine solche von ᚨ und ᚾ, *a* und *n*, darstelle. Dann geht also die in den an. Gedichten festgehaltene Form des Runennamens *ōs* auf ein ae. Original zurück.

Dafs die Benennung der *þ*-Rune als *þurs*, Riese, Alp, ae. *þyrs*, in den skand. Gedichten älter ist als der ae. Name *þorn* für dieselbe Rune, ergibt sich aus der gleichen Erwägung. Der christliche Überarbeiter hat statt des mythischen Wesens das harmlose *þorn* eingesetzt, das auch durch die Form der Rune ᚦ nahegelegt wurde. Dagegen nahm der Geistliche an *Ing*, dem mythischen Stammesheros der Dänen, keinen Anstofs, wahrscheinlich weil ihm nicht mehr bekannt war, dafs er einen Sohn Wodans vor sich hatte. Wohl aber ist die Frage erlaubt, wie überhaupt dieser dänische oder schwedische Heros in das ae. Gedicht gekommen ist. Dafs der Name *Ing* für die *ŋ*-Rune gewählt wurde, weist auf Beziehungen der Runennamen zum alten Ingwäonengebiet an Nord- und Ostsee hin. In dem Merkvers heifst es ja, dafs Ing von den Ostdänen ostwärts zog, gefolgt von seinem Wagen. Allerdings kennt auch der Beowulf noch den Namen *Ingwine*. Hroðgar wird *eodor Ingwina* (1044), *frēa Ingwina* (1319) genannt. Hoops[2]) will dies als „Freunde des Ing" erklären; ich möchte lieber einen Völkernamen *Ingw-in-e* darin sehen.

[1]) Vgl. v. Friesen a. a. O. p. 25 sowie Dickins p. 21 und p. 12.
[2]) *Kommentar zum Beowulf* p. 130.

mit einer durch Neuentlehnung zu rechtfertigenden Erhaltung des *u* vor dem possessiven Adjektivsuffix *-in*. Es sieht aus, als ob die Namengebung für die Rune, die einen skandinavischen Stammesheros wählte, bei den Skandinaviern vorgenommen wurde. Warum wären die Angeln nicht auf ihren eigenen Volksnamen verfallen, der doch denselben Laut enthielt?

Andererseits dürfte die ags. Erklärung für ᚢ, *ūr* als Auerochs, Urstier, ursprünglicher sein als die alltägliche Auslegung Schlacke im norw. oder Staubregen im isl. Gedicht. Da Island keinen Auerochsen kannte, ist die Verlegenheitsdeutung dort verständlich. Auch der Ausdruck des norw. Gedichts *ūr*, Schlacke, wird als speziell südländisches Wort verzeichnet[1]. Dagegen beweist das Epitheton *oferhyrned* mit riesigen Hörnern, daß der Angelsachse diesen größte Tier der deutschen Wälder, das Caesar sogar mit dem Elefanten verglich, soweit kannte, daß er es nicht mit dem kurzhörnigen Wisent, dem deutschen Büffel, verwechselte[2]. Die vielen deutschen Ortsnamen mit *Auer-* und die Wappen (Mecklenburg) mit dem Auerochsen beweisen, daß er als eigentlich deutsches Tier galt. Als englisches Wort kommt *ūr* nicht vor. Zwar verzeichnen einige Wörterbücher seit dem 17. Jh. ein *oure*[3]. Das ist aber wohl nur eine Schriftvariante der seit dem 16. Jh. allein gebräuchlichen Form *ure*, d. h. lat. *urus* in franz. Schulaussprache.

Die *k*-Rune hat bei den Angelsachsen den vielleicht deutschen Namen *cēn*, Kien, den die Skandinavier nicht verstanden, weshalb sie das ähnlich klingende Wort *kaun*, Geschwür, dafür einsetzten. Auch dem Engländer war *cēn* ein fremdartiges Wort, dessen Bedeutung ihm aber doch so weit klar war, daß er sie richtig wiedergab. Wenn Cynewulf

---

[1]) B. Dickins p. 24.

[2]) Mein Vater (Otto Keller, *Tiere des klassischen Altertums*, Innsbruck 1887, p. 68) zitiert, außer einer Stelle bei dem als historische Quelle nicht zuverlässigen Saxo Grammaticus, Fitzstephens *Life of Becket*, wo wilde Ochsen als in der Nähe von London vorkommend erwähnt werden.

[3]) N. E. D. führt an: 1668 Charleton, Onomasticon, *Urus Jubatus, The Oure*. Vielleicht ahd. Lehnwort wie ne. *aurochs*.

an der offenbar sinnvollsten Runenstelle der *Elene* (1258) von *cen drusende* (*drowsing torch*) spricht, so bezeichnet er die herabgebrannte Kienfackel durchaus treffend. Aber das Wort selbst wird im Ae. nicht gebraucht, und im *Crist* 797 kann man das ᚳ *cwacað* nur als Verwechslung von *cēn* mit *cēne* (*Cēn-* in der Komposition der Eigennamen) erklären. „Der Kühne bebt" (Grein). *The courage-hearted quaken* (Stopford Brooke).

Beide Wörter, *ūr* wie *cēn*, weisen auf die Berührung mit deutschem Sprachgebiet hin. Aber auch *eoh*, die Eibe, der Name der Rune ᛇ, sieht nicht englisch aus. Die ae. Form ist ja *īw* für den Eibenbaum, während dieses *eoh* nur für den Buchstaben gebraucht wird. Es ist hier fest eingewurzelt und hält sich[1]) sogar im Me. als *yogh*, *yok* für den Buchstaben ȝ. Eine Form mit *h* (χ) hat aber das Ahd. als *îha* neben *îwa*. Die Brechung in ae. *ēoh* würde sich mit sehr alter Entlehnung aus dem Deutschen vereinigen lassen.[2]) Der Lautwert der sehr seltenen Rune scheint auch im Ae. *i* zu sein.[3])

Eine andere Gruppe von ae. Runennamen scheint nach Skandinavien zu führen: es sind drei Wörter auf -*r*, das sich bei zweien nur als an. -*r* auffassen läßt. Das deutlichste ist wohl *ȳr*, der Name für das erst auf britischem Boden entstandene *y*. Als um 600 der *i*-Umlaut im Englischen eintrat, wurde die alte *o*-Rune ᛟ (*ōþil*) *ǣþil* gesprochen. Da die Rune ᚨ (*ansu*) jetzt *os* lautete, brauchte man ᛟ nicht mehr für *o*, sondern für *œ*. Dagegen schuf man durch „Iota subscriptum" aus ᚢ eine neue Rune ᚣ. Diese hat denselben Namen *ȳr* wie im norw. und im isl. Gedicht die Rune ᛦ (*z* > *R*). Es ist die altnord. Form für Eibe, also der Runenname, der im Altengl. als *eoh* für ᛇ (ᛇ) erscheint, ein Zeichen, das dem ᛦ verwandt ist, also dieselbe Bedeutung gehabt haben kann wie die nordische Rune ᛦ. Dieses *ȳr* wird im Norw. als Eibe, im Isl. als Bogen (aus Eibenholz) erklärt, beides im Altnord. gebräuchliche Bedeutungen. Gewiß ist „Bogen" das bedeutungsvollere Wort und vermutlich der

---

[1]) Vgl. A. C. Paues MLR 6, 441 (Zitat bei B. Dickins p. 16).

[2]) Vgl. Bülbring, *Ae. Elementarbuch* § 147.

[3]) Vgl. Dickins p. 16.

ältere Runenname. Auch der englische Merkvers für *ȳr*, ᚣ, kann Bogen bedeuten und wird mit Recht so allgemein aufgefafst. Da in England zwar die Bogen ebenfalls aus Eibenholz verfertigt wurden — noch in Shakespeares *Richard II* (3, 2, 117) werden *bows of double-fatal yew* erwähnt —, aber ae. *īw* nicht die Bedeutung Bogen angenommen hatte, war man sich hier nicht mehr bewufst, dafs *ȳr*, der Bogen, und *īw*, die Eibe, oder gar *ēoh*, die Rune ᛇ, eigentlich dasselbe bedeuteten.

Dann aber ist es klar, dafs die Namensform des neugebildeten ae. Umlaut-*y* eine skandinavische ist, mit an. ʀ als Nominativsuffix, dafs also hier Runenname und Merkvers jünger sind als der an. Übergang von *z* zu ʀ (> *r*).

Wimmer, dessen *Runenschrift* auch heute noch, obwohl die Hauptthese fallen gelassen werden mufs, das Beste und Gründlichste auf diesem Gebiet darstellt, wollte die Priorität des ae. Runennamens retten und meinte, der an. Gebrauch sei dem Engl. entlehnt.[1] Im An. habe man erst spät den *y*-Laut bezeichnet; der Name *yr* für ᛦ im Codex Sangall. 878 (*ABCdarium Nordmannicum*) sei ein unter dem Einflufs des Ae. aufgekommenes Mifsverständnis. Aber die beiden an. Runengedichte bezeichnen die Rune doch ebenso. Wimmer mufs auch die Gleichung *ȳr* = *ēoh* = *îwa*[2]) ablehnen. Eine Erklärung für ae. *ȳr* kann er auch nicht geben. Die sprachliche Identität der drei Wortformen mit gleicher oder fast gleicher Bedeutung ist nicht zu bezweifeln. Deshalb sagt A. S. Cook[3]): Wenn ae. *ȳr* Bogen bedeutet und an. *ȳr* lautlich ae. *ēoh* gleichzusetzen ist, wenn weiter (nach Wimmer) an. *ȳr* als Runenname spät auftritt und aus dem Ae. entlehnt ist, dann mufs das ae. Runenlied, das *ȳr* in seiner an. Bedeutung neben *ēoh* in tatsächlich demselben Sinn gebraucht, entschieden ein junges Denkmal sein.

Die weitere Folgerung von Cook, dafs die Bedeutung Bogen für die Rune ᚣ also einem späten Gedicht entstamme und für das 8. Jahrhundert, Cynewulf, keine Geltung habe, wird aber doch auf Widerspruch stofsen.

---

[1]) p. 244.

[2]) Kluge, *Etym. Wörterb.* s. v. Eibe

[3]) *Cynewulf's Crist* (1899), Introd. p. 157.

Die vier Runenstellen, in denen Cynewulf seinen Namen in seine Dichtungen einflechten will, sind naturgemäfs dunkel und geben keinen klaren Sinn. In der *Juliane* kann man überhaupt keine Namen für die Runenzeichen einsetzen, in den *Fata Apostolorum*, wo die Stelle aufserdem, wie das schöne Faksimile von Max Förster ausweist, durch den Übereifer eines früheren Forschers völlig verdorben ist, gibt die Verbindung *cēn and ȳr*, Fackel und Bogen, einen schlechten Sinn, ob wir nun mit Napier das Verbum als *nēotað* (geniefsen) oder mit Sievers als *nēosað* (aufsuchen) lesen. Und noch weniger kann man an der Runenstelle des *Crist* (799) mit einer Verbindung von Bogen und Not, *ȳr and nȳd*, anfangen. Statt *ȳr* lesen die Erklärer deshalb hier meistens *yrmþ* (Elend) oder *yst* (Leidenschaft). Aber solche Abstrakta bilden, wie Cosijn[1]) gezeigt hat, neue stilistische Schwierigkeiten.

Es bleibt also nur die Stelle der *Elene* übrig (1260), wo der Ausdruck *ȳr ʒnornode*, der Bogen trauerte (weil er unbenutzt war), jedenfalls einen Sinn gibt, eine Einsetzung von *yrmþ(u)* oder *yst* aber Unsinn wäre. Auch sprachlich pafst doch das *y* von *yrmþ(u)* nicht ins 8. Jh., und *yst* heifst eben „der Sturm" und nicht „die Leidenschaft". Es ist schon so, wie Sievers[2]) erkannt hat: nur an der *Elene* Stelle ist es Cynewulf wirklich gelungen, die Runennamen sinnvoll seinem Text einzufügen — nicht umsonst ist auch im übrigen die *Elene* sein reifstes Werk.

Es ergibt sich also, dafs zwischen 600 und 800 schon der an. Runenname *ȳr*, den die Skandinavier für $z > R$ gebrauchten, durch die Angelsachsen entlehnt und für ihre neue Rune *y* verwendet wurde. Dann müfste vor 800 auch an. *z* in *R* übergegangen sein; denn es liegt kein Grund vor, etwa eine Doppelform anzunehmen. Diese ganze Datierung hängt freilich an der Auslegung des *Elene*-Passus.

Ebenso scheint auf ein skandinavisches Vorbild der ae. Name der Rune ᛏ zu weisen. Die Salzburger Hs.[3]) hat

---

[1]) *Cynewulfs Runeverzen*, zit. bei Cook p. 163.

[2]) Anglia XIII, 10. Die gewaltsamen Umdeutungen, die sogar Sievers versuchte, um einen Sinn zu retten — *ūr* als Besitz, Synonym von *feoh* u. a. — kann ich nicht mitmachen.

[3]) Wimmer, *Runenschrift* p. 71, 85.

gotisch *tyz*, das, da es die einzige Anwendung des *y* in den gotischen Runennamen ist, vielleicht auch für an. *Týr* (*Tyz*) steht [1]. Die englische Form des Wortes ist aber in derselben Liste *Ti*. Das steht wie an. *Týr* gewiß für den Namen des Kriegsgotts *Tîw*. Wenn das ae. Runengedicht dafür *tir* einsetzt, so sucht man das bald als Verschreibung *r* für *w* zu deuten, bald als christianisierende Wortvertauschung. Aber die Parallele zum norw. und isländ. Gedicht mit *Týr* ist eben zu eklatant. Wie *yr* wäre auch *Týr* mit seinem altnordischen Nominativ *-r* in die englischen Merkverse herübergenommen worden. Bosworth-Toller verweist auf eine isländische Nebenform *Týrr*, die sich auch im neudänischen *Tirsdag* für Dienstag finde. Aber dieses letztere dürfte in Analogie nach *Torsdag*, Donnerstag, gebildet sein. Die beiden altnord. Gedichte sprechen offen von dem heidnischen Gott, dem einhändigen Asen. Der englische Überarbeiter aber setzte dafür einen Stern ein, der die Schiffer leitet, vielleicht, nach W. Grimms geistreicher Vermutung, den Mars, dessen Name und astronomisches Zeichen ♂ der Rune ᛏ entsprach, vielleicht auch weil ae. *tir*, Glanz, Ehre, auf einen glänzenden Stern hinwies.

Rätselhaft ist die Rune ᛡ, die im ae. Gedicht *ior* benannt und als Aal oder ein Amphib erklärt wird. Nach Bruce Dickins kommt das Zeichen auch in skandinavischen Inschriften des 7. bis 9. Jahrhunderts gar nicht so selten vor als Variante der Rune ᛅ, die in den beiden Gedichten *ár* (Jahr) genannt ist und der Rune ae. *gēr* entspricht. Die Bedeutung dieser Rune, die bei den Angelsachsen eine abweichende Form ᛄ hatte, ist, der älteren skand. Namensform **jār* entsprechend, im Skand. wie Ags. *j*. Erst später ist dafür, der neuen Wortform gemäß, an *ā* eingesetzt. Nun bedeutet auch im Englischen die Rune ᛡ, die wohl als Ligatur von ᛁ (*i*) und ᚷ (*ʒ*) zu erklären ist, zunächst *j*. B. Dickins führt zwei Inschriften an von Dover (*Gislheard*) und Thornhill III (*Gilsuith* für *Gisluith*), wo das anlautende palatale *ʒ* (*j*) durch diese Rune ausgedrückt ist. Die Form ist der Rune *gēr* sehr ähnlich. Diese Rune *gēr* aber, im Namen

[1]) Vgl. meine Ausführungen in *Probleme der engl. Sprache u. Kultur* (Festschrift Hoops), Heidelberg 1925, p. 89.

und Bedeutung identisch mit an. *jār > ār, kommt aufser halb des Runengedichts in Inschriften nicht vor. Auch die Erklärung des Merkverses „Ernte“ ist skand., aber nicht englisch.[1]) Wir dürfen also ✱ an ihre Stelle setzen. Dann ist die Entwicklung dieselbe wie im An. Die ursprüngliche Bedeutung j hat später einer vokalischen Bedeutung Platz gemacht, die bei an. *jār > ār ganz klar ist. Im Englischen sehen wir nur das Resultat *iar*: das aber würde sich am einfachsten erklären als englische Aussprache des an. *jār, da dem ae. fallenden Diphthong im Altnord. ein steigender entsprach. Die an. Rune für j, die in Skandinavien zu ā wurde, ist dann im Englischen *īa* geworden. Die Deutung des Gedichts aber als Wasserfisch (*ēafisc* oder *ēafixa sum*), der sich auf dem Lande tummelt, wäre reine Spielerei. Es darf noch darauf hingewiesen werden, dafs auch in der insularen Schrift ✱ sich als Sigle für das Präfix ʒe (*ga*) in England und in Deutschland (Wessobrunner Gebet) gelegentlich findet, auch hier also in der ursprünglichen Bedeutung *j*.

Dann ist also *īar* ebenso wie *ȳr* nur die durch Mifsverständnis hervorgerufene Wiederholung eines skandinavischen Runennamens. *Tir* beweist durch Beibehaltung des altnord. Nominativ-*ʀ*, ebenso wie *ȳr*, die Entlehnung. Das Datum der Entlehnung würde man, nach der Cynewulf-Stelle für *ȳr* vor 800, nach dem Codex Salisburg. 140 für Tir nicht vor 900 anzusetzen haben.

Die Entstehung der englischen Runennamen aber geht, wie die Beziehungen zum deutschen Kulturkreis andeuten, in die kontinentale Zeit zurück, wo die Angelsachsen mit Altsachsen und Dänen in Nachbarschaft lebten. In diese englische Reihe sind später aus skandinavischer Quelle andere Runen und Runennamen eingefügt worden. Englische und skandinavische Runen-Merkverse haben sich gegenseitig beeinflufst.

---

[1]) Vgl. Bosworth-Toller s. v., im Gegensatz zu Kluge, *Etym. Wörterbuch.*

MÜNSTER. WOLFGANG KELLER.

EIN MITTELENGLISCHER KATHARINEN-HYMNUS VON RICHARD SPALDING.

Zu den beiden von Heuser[1]) ganz unkritisch herausgegebenen me. Hymnen auf die heil. Katharina und die fünf Freuden Marias habe ich bereits[2]) eine Anzahl von Textbesserungen gegeben. Nachdem ich inzwischen durch Herrn Dr. Matthes von der Oxforder Handschrift eine Photographie erhalten habe, die sich jetzt in der Bibliothek des Englischen Seminars der Universität Breslau befindet, ist es mir möglich geworden, das a. a. O. gegebene Versprechen, eine kritische Neuausgabe der beiden Gedichte zu liefern, nunmehr einzulösen.[3]) Es hat sich ergeben, dafs Heuser die Hs. doch recht genau wiedergegeben hat; nur in Str. 9, 1 der ersten Dichtung steht *as*, nicht *is*, ib. 3 *was*, nicht *wis*, 12, 2 steht *hir prik* da; Kleinigkeiten sind 11, 10 *gȳn* und *h. r.* 15, 4.

Die beiden Gedichte sind von zwei verschiedenen Händen auf eine Pergamentrolle geschrieben und rühren offenbar von verschiedenen Verfassern her.

Die Strophe des ersteren besteht aus 14 Zeilen, nämlich 8 Versen zu je 4 und 6 Versen zu je 2 Hebungen. Was Heuser[4]) über die Metrik des Gedichtes vorbringt, halte ich im wesentlichen für verfehlt. Der Dichter häuft die Alliterationen in den Langzeilen nach Möglichkeit: vier sind offenbar sein Ideal, doch mufs er sich gelegentlich auch mit dreien oder zweien begnügen. Zuweilen finden wir sogar zwei verschiedene Alliterationen im Verse, vgl. 5, 4 und 6, 2. Die Versfüllung in den Langversen ist oft so stark, dafs es

---

[1]) Anglia 30_{539}. [2]) Anglia 44_{58}.

[3]) Eine Ausgabe des zweiten Gedichtes findet sich bereits Anglia 59_{316} [vgl. unten S. 164]. [4]) a. a. O. 528 ff.

Mühe macht, sie zu skandieren. Der Abgesang ist in der Regel durch Wiederholung eines oder mehrerer Wörter mit dem letzten Vers des Aufgesangs verbunden (sog. *concatenatio*); häufig findet sich diese Verbindung auch noch zwischen dem Schlufs einer Strophe und dem Anfang der folgenden.

Was die Sprache des Gedichtes betrifft, so ergibt sich aus dem Übergang von auslautendem *-nd* zu *-nt* mit Sicherheit das westliche Mittelland als die Heimat des Dichters.[1]) Die beweisenden Fälle sind *hent* : *went* 18, 9 f. und *bent* : *asent* ib. 12f. Sonst ist allerdings überall *-nd* geschrieben, aber nichts hindert, hier ursprüngliches *-nt* einzusetzen, da es sich stets um Reime mit *-nd* handelt.[2]) Sonstige lautliche, durch den Reim festgelegte Dialektmerkmale sind: Übergang von *e* > *i* in *tynt* 1, 9, Reim von *ü* : *i* in *stynte* : *flynt* 1, 12, *mynne* : *gynne* 11, 6, ferner von *ǖ* : *ī* in *bȳnde* : *mȳnde* 12, 12, *pȳnde* : *mȳnde* 16, 11, *kīþ* : *swīth* 17, 13, von ae. *ā* : *o* in *lǭre* : *ibore* 3, 1, von *ǖ* : *ū*: *traytour* : *dewre* 5, 1, ae. *ēo*+ȝ : *ī* in *flȳe* : *crȳe* 15, 1, ae. *ēah* : *ī* in *hȳe* : *melodȳe* 15, 7; Akzentwechsel zeigt *trow* (zu ae. *trēowian*) : *thrǭw* 1, 5; gegenüber ne. *o* (= *ü*) finden wir die Nebenformen *mēve* : *grēve* 10, 9 und *prēve* : *lēve* ib. 13. Aus der Formenlehre hebe ich hervor den Plur. Ind. Präs. auf *-n* in *beene* : *clēne* 6, 7, während er sonst stets endungslos ist, z. B. bei *flȳe* : *crȳe* : *melodȳe* 15, 1 ff.; flektierte Infinitive erscheinen bei *to berne* : *yerne* (Adj.) 8, 7 und *to sēne* : *qwēne* 6, 1. Die 2. Sgl. und der Plur. Prät. zeigen Ausgleichung nach der 1. und 3. Sgl. in *þou wanne* 4, 1 und Pl. *schal* 20, 5 sowie *ranne* 4, 3. Das starke Part. Prät. ist meist endungslos, vgl. *ibore* : *lǭre* 3, 3, *take* : *wrake* : *schake* 11, 3 ff., bei den einsilbigen *flayn* und *slayn* : *fayn* : *mayn* 14, 9 ff. ist das *-n* jedoch bewahrt. Beim schwachen Verbum hat die 2. Sgl. Prät. schon die Endung verloren, vgl. *þou stynte* : *flynt* 1, 12. Endlich gehört das Prät. *walde* mit seiner besonderen Ablautsform hierher, obgleich es nicht im Reim, sondern nur im Versinnern (1, 7) erscheint. Auch die

---

[1]) Vgl. Jordan § 200.

[2]) Fälle mit *-nt* wie *rent* 1, 14, *bent* : *sent* 2, 3 u. 5 usw. kommen natürlich nicht in Betracht, da hier Neubildungen vorliegen. Auch in *unkytt* 14, 12 dürfte Ersatz von *-d* durch *-t* anzunehmen sein.

Schreibung *qw-* für *hw-* spricht für das Mittelland. Genauer wird sich die Heimat des Gedichtes schwerlich bestimmen lassen, zumal einige wichtige Dialektmerkmale nicht im Reim auftreten. Wie weit der sorglose Schreiber das Original verändert hat, zeigen eine Anzahl grober Fehler mit erschreckender Deutlichkeit.

In dem hier folgenden kritischen Texte habe ich bloſs konsonantisches *i* durch *j* und konsonantisches *u* durch *v* ersetzt, den Wechsel von *ht* und *th* geregelt, aber sonst nur geändert, wo Sinn, Rhythmus und Reim eine Korrektur dringend verlangten. Die schon von Heuser vorgeschlagenen sind in den Fuſsnoten durch *He.* bezeichnet. Leider sind mir trotz langer und eifriger Beschäftigung mit dem schwierigen Texte noch einige Stellen dunkel geblieben.

St. Katharina.

I.

Katereyn, þe curteys⟨t⟩ of alle þat I know,
cumlyest, kepyng kaytifs fro kare!
Of lyht þou art lanterne, to leche hem be-low,
to leede hem þat þe love fro bales ful bare.
For no throng of no threte þou nolde over-throw,
bot tholyd ⟨ful⟩ thykly swink for us square.
Qwen þe tyraunt trayfoly walde turne þe, I trow,
with towchyng of turment he tynt þe to spare.
To spare þe he tynt þere,
qwen he his myht mynt þere,
to momyl on his mawment;
and for þou styfly stynte þere,
as fyre doth of flynt þere,
þi resons hym rent.

II.

Katereyn with hyre resons þat rwd þus sche rent,
sche rowht not of his rialte, hir rewle was so rihte;
and qwen þat bostful belamy þat beerd so ⟨had⟩ bent,
þat neþer bewte ne bonchif abode in þis b⟨r⟩yhte,

I, 1 curteyst *He.* 3 lyth *Hs.* || 5 woldest not *Hs.* 6 thank of us care *Hs.* 8 turnement *Hs.* || þe] not *Hs.* — II, 2 rowth *Hs.* || rithe *Hs.* 3 qwen] so *Hs.* 4 his bytho *Hs.*

þan to seke schofferes his sergauntes he sent,
to se, qwo schuld s⟨ch⟩ort hyre sawes in his syhte.
Fyfti ryue retorikes in hast þei hem hent,
of clargy in kyngdames þe hyest were hyhte.
Heyest were þei hyhte þan
and most made of myht þan,
clergi to kepe.
He⟨m⟩ þe beerde bryht þan
soche poyntes ⟨sc⟩he pyht þan,
to her lore ⟨þat⟩ þei lepe.

III.

Katereyn þus ful lufly sche lawht to here lore
lyhtly fyfty retorikes, to lede in hyr lees.
Alle þei bowed hir blely and blessed hire i-bore
and bonde hem to hire biddyng be-fore al þe prees.
Þan þat cursud caytef, was kyng þere i-core,
commaund⟨ed⟩ his commyneres cantly in rees,
to forme a fyre ferly his face þere be-fore,
alle þo fyfty felawys in fyre ⟨for⟩ to fees.
In fyre he wolde fees hem,
but al dyd hit plese hem,
for hurt hade þei none.
And þer for to les hem,
no pa⟨i⟩ryng to pres hem,
was of on here a-lone.

IV.

Katereyn, ⟨ful⟩ wyhtly ⟨wiþ⟩ wit þus þou wanne,
qwen þo wyȝhtes at þi wyl here wordes had blonne;
to þi rial resons to ryht so þei ranne:
y ⟨k⟩now, þe⟨i⟩ reygn rially, þat rewly haf ronne.
In mankynde so myhty was neuer ⟨no⟩ mane,
haþ fyfty wyȝhtes be his worde so wittily wonne.

II, 6 sythe *Hs.* 7 ryue] fyue *Hs.* 8 hythe *Hs.* 9 hythe *Hs.* 10 myth *Hs.* 12 bryth *Hs.* 13 sche] hem *Hs.* || pyth *Hs.* — III, 1 lawth *Hs.* 2 lythly *Hs.* 5 caytef] cayfte *Hs.* 8 fesawntys *Hs.* 12 þer for] for þei *Hs.* les]ches *Hs.* 13 pres] ples *Hs.* — IV, 1 wyttilly þus þou wit *Hs.* 2 wyȝthes *Hs.* || blonne] wonne *Hs.* 3 to] þo *Hs.* 4 know *Hs.* || haf ronne *undeutlich.* 5 mytthyly *Hs.* 6 wyȝthes *Hs.*

Qwere-fore þat thef thankles thrysted þe þanẹ
and bad throw þe in a t⟨h⟩rowe thyk fro þe sonne.
Thyk in a t⟨h⟩rowe þus
he made his vow þus,
þe twelf dayes to sitte;
to hym þe to bow þus,
no mete he wil a-low þus,
to turne ⟨so⟩ þi witte.

V.

To turne þi witte hym tarying þe tretyd þat traytour,
qwen þou were throw⟨n in a⟩ throghe, but trewþe [þer þe tente,
qwen a de⟨i⟩ntyows dowf made þe to dewre,
and dyht þe fro derknes and solace þe sente.
Solace sohte þe soþly of oure savyour,
qwen he saw þe in sorowes, to save þin entent,
and shewd þe þe salf of his ⟨saving⟩ sokour,
qwen he seyed seemly: ,,For me þou schalt be schente.
For me þou schalt be blamyd,
be not þer-fore a-schamyd
þe deth for to take!
And for þou schalt be famyd,
fayre have I framyd
a crowne for þi sake.“

VI.

Katereyn, for þi sake þan þe sothe for to sene,
þe solas of þat savyour þat schop þe to schame,
þan pertly to Porfiri pres⟨t⟩ed þe qwene
and prayed hym prese þe porter, to se Katereyn fame.
Þere þei com to Katereyn comly and clene,
to commun with þat curtays and knowen of hyre game.
Al bemus of briȝtnes abowt hyre þer beene,
and with hire bodyng of blis þo briddus sche broght [tame.

IV, 7 thyrsted *Hs.* 10 wow *Hs.* 11 twelf *He.*] too *Hs.* 12 bow] low *Hs.* — V, 1 tredyd *Hs.* 3 déntywos *Hs.* 4 dyth *Hs.* 5 sothe *Hs.* — VI, 1 þe sothe þan *Hs.* 2 schop] schap *Hs.* 3 þan] qwen. *Hs.* 4 prese] plese *Hs.* 6 commun] commen *Hs.* 8 bodyng] bawmyng *Hs.* || brogth *Hs.*

Þo briddes broght sche tame so,
bothe quene and knyȝt be name so,
to cristen beleve.
Qwen grace was hir game so,
no grymme myht hem grame so,
so dethe was hem leve.

VII.

Þat deth þat is derve here to dye not þei dowte:
qwen þei departe fro þat dere, sche drof hem fro drede.
No lenger sche, þat was lost, to hire lorde þan wold [sche lowte,
bot longly labourid him with al his gret lede.
Þan stode he a-stonyd, sturdy and stowte,
he stranglyd hym selve, so he strof, nigh in dede,
and for his qwene schortly schamed not to schowte,
he schope hir to schrynk, qwen ⟨her⟩ blood sche [schuld schede.
Her blod sche did schede þo,
qwen þei unwrapped hir wede þo,
hir pappes for to kerf;
here mynd was on hir mede þo,
þe swerde sche myht not fre⟨de⟩ þo,
þat hir nede schuld sterf.

VIII.

Þus sterved þe qwene strongly of hym þat was sterne,
and now stir may sche not, so styfly sche stod.
Þan Porphyri lihtly, os love ganẹ hym lerne,
he wonde hire in a wed and grof hire ful goode.
Þere dredles þe develes lym wax wondur-ȝerne
and dispised dedly to deern þer hys mode:
„Qwat bachilere was so bolde a-wey hir to berẹne,
eyþer to beryen hir bones or hyr blode?

VI, 9 brogth *Hs.* 13 myth *Hs.* — VII, 2 hem] þe *Hs.* 3 lowe *Hs.* || sche] þei *Hs.* 4 lagowrid *Hs.* 6 nigh] almost *Hs.* 7 to] his *Hs.* 8 sche schuld blood *Hs.* 12 mynd] myth *Hs.* 13 myth *Hs.* || fredo *He.* 14 hede *Hs.* — VIII, 2 stir] stif *Hs.* 3 litthly *Hs.* 4 hire wowndyd in a wed *Hs.* 5 ȝerne] derne *Hs.* 6 deern] deel *Hs.*

Hir bones and hir ⟨blod⟩ als
with myhtynes of mode als?“
Porphiri sayde:
„þat dede dyd I good als,
for I schuld feel þis fode als,
in grave I hir layede.“

IX.

Þan sprong þat cursed kaysere as ⟨wiþ⟩ spere in hert
[stunge,
he spared no speche to þe pepul fast for to spende,
he seyde his tene wiþ him for to tempure and to tellen
[with tunge,
al þat his trw tutor wold no⟨t⟩ entende.
„Allas“, sayd þat caytyf, „qwat woo hath þe wrunge?
To wirkyn a-ȝens me never I þe weende.
Þou schalt for þi traytury to turment be slounge,
to teechen alle þi ferys, fro foly hem to fende.“
Fro foly þere he fende hym,
with mekenes to mende hym,
to þe deth qwen he went.
Ever Porphiri wende hym
goddys merci to tende hym,
for his heed was him rent.

X.

Þan was lufly Katereyn lyft up o-loft
and laȝght fro þat low lake, þat lurdeyn to pref.
He sayd to þat semly, her sorowes for to soft:
„And ⟨þou⟩ send our syre þi sacrifice, no schame
[schal þe gref,
and I schal crowne þe in þe court of our goddesse croft,
and after my first chosyn I chese þe þe chef.
Bot þou folow þis fast, faynt schalt þou oft,
qwyles any fresch freye may fail þe to mef.

VIII, 9 blod *He.* 10 mytthynes *Hs.* 13 þis] hir *Hs.* — IX, 1 stunge *He.*] sprunge. 3 wiþ him] was hir *Hs.* 6 weende] reende *Hs.* 8 teechen] feechen *Hs.* 13 tende] mende *Hs.* 14 him] his *Hs.* — X, 2 laȝgth || pref] lef *Hs.* 7 And. bot *Hs.* 8 fail] feel *Hs.*

Qwyles þat þou meve mayst
and feel any greve mayst
with punchyng of eles,
siþ my god þou not leve mayst,
prestly þou preve mayst
turnyng of qweles."

XI.

With wrenchis and wylys þus wroght he his wrake,
with a wondurful cast þat wiȝht ⟨for⟩ to wynne;
al here vertuus werk for wychcraft was take,
for sche wroght not his wille for sleyȝt ne for gynne.
Þan made he þat mayden his mynde for to ⟨s⟩make,
to medyl hire with mischef, hir myȝht for to mynne.
So slely þat sleyȝht ⟨and⟩ so deuly was schake,
þat four thowsand of þat thref thryst were ful thynne.
Qwan þat throng was thyn þan,
disjoyned was þat gyn þan,
selcouth in syȝht.
Matrones more and myn þan
with maydens wold not blyn þan
to wepe for þat wyȝht.

XII.

Þan þat beerde briȝhtest brast on a breyd:
to þo buntiful beerdes a boone sche hir bilde,
to have no pyte on hir peyne, prestly sche preyd;
so al his pert pouste in vayne hit was ⟨s⟩pilde.
Þan þat sory senatour sodanly seyd,
for sche so þo feres freschely had stylde,
liȝhtly with a swerd hire lyf schuld be leyd.
To lawnch þat lym lusty, hir nek was ful milde.
As feythful ⟨hire⟩ to fynde here
and con hire ful kynd here,

X, 11 eles] peles *Hs.* 12 not my god þou *Hs.* — XI, 1 wrogth *Hs.* 2 wiȝth *Hs.* 4 wrogth *Hs.* 6 myȝth *Hs.* 7 sleyȝth *Hs.* 8 thyrst *Hs.* 11 selcouyth *Hs.* || syȝth *Hs.* 12 myn *He.*] many *Hs.* 14 wyȝth *Hs.* — XII, 1 briȝthest *Hs.* 2 booue *Hs.* || hir] hem *Hs.* 4 his] hir *Hs.* || payne *Hs.* 7 liȝthly *Hs.* 10 con hire] comly *Hs.*

sche prayed for hir frendys,
þat qwo-so wold hem bynde here
to have hire in mynde here,
to fende hem fro fendys.

XIII.

An heylyng ful hendly Katereyn þer hente,
qwen he þat was hyȝest, hyr orisoun herde
and seyd: ,,My dere derlyng, to trewth take entent,
for þei schal lif at þi lust, on þi lore ⟨þat⟩ haf lerẹdẹ.
To save þe ful sone I am at a-sent,
to fende þe fro fyendys, wald make þe a-ferde,
for alle þe meyne of myrþe lely have mente,
to myrthe þe with melody, qwen myht hath þe merde.
Qwan merde haþ þe myȝht þus,
þe schal I lyȝht þus
ful hyȝe up in heven.
As semly in oure siȝht þus
schalt þou rest o-riȝht þus
þour stiffenes of steven.“

XIV.

Þan prestly þat prisonere hir nek forth sche pytte
and prevyd hir self purly, qwen peyne did hir prik.
Fersly with a faulchoun þat comly was kitte,
þat milk fro þat mayden throng þere ful thik.
Þus was þe cors kytt of a kaytyf unkytt,
qwen fayntly sche foundy⟨r⟩ed as a flayn flik;
and fresch as ⟨a⟩ fesaunt to hire fere þan sche flytt,
qwen sche was woundid un-worthi as woful and wik.
Þan as a flik flayn newe
angeles ful fayn newe
hir body þei fett;
with myȝht and with mayn newe
hir þat was slayn newe,
in Syna þei sett.

XIII, 4 lore] loue *Hs.* 7 hely *Hs.* 9 myȝth *Hs.* 10 lyȝth *Hs.* 12 siȝth *Hs.* 13 riȝth *Hs.* — XIV, 3 faunchoun *Hs.* 5 knytt *Hs.* || vnknytt *Hs.* 7 as fresch fesaunt *Hs.* 9 as a] þat *Hs.* 12 myȝth *Hs.*

XV.

To Syna ful scherply sothly þei flye,
qwen þei hadd fet þat feiþful farly to feel.
To Crist for þat curteys comly þei crye,
for þei knew wele þat Katereyn our karis schuld here [keel.
Myȝhttily o þat mount with ⟨sweet⟩ melodye
þei mynt for to myrthe us at euere-ilk a meel,
þere-fore ⟨we⟩ thanke hyre to herborgh ⟨on⟩ hye,
qwer fro hire realy oyl-riveres reel.
Oyl releþ oft so
fro hir up o-loft so,
sekenes to socure;
þus salf fro hir soft so
commeth fro hir croft so,
hir to honoure.

XVI.

Þis peyne þat sche prevyd, I rede þou it pondur,
þat sche put þe fro prisoun, qwere peyne is ful prest,
for alle þat hire worschipe, sche wardeþ hem with [wondur
and reuleþ hem be resoun, þat ⟨st⟩recheþ hem to rest.
Qwen þou tretest in tempest of hayl or of thondur,
sche koveres þe kyndly, fro kares þe to kest,
and sendys þe surauns, þi sorowes for to sondur,
and brynges þe to bonchef, þi bales to brest.
Fro balys to blysse þor
wytt⟨il⟩y sche wysse þor
þat have hire in mynde!
No myȝht may sche misse þor,
for Crist graunt hir þisse þor,
qwere sche was pynde.

XVII.

Kepe kem here, Katereyn, al þat þe calle,
and kache hem fro kares, qwen þei krepen in klay;
and hem þat are ⟨ofspring⟩ of Adam here alle,
fro þe ⟨pr⟩anges of angwysch þou twtor hem ay!

XV, 2 feþiful *Hs.* 8 riueres reueres *Hs.* — XVI, 3 worschipes *Hs.* 12 myȝth *Hs.* — XVII, 4 pranges] aungeles *Hs.* || twtor] awtor *Hs.*

Turne a-way al traytures, turtyl so talle,
þat towchyn us with turmentys of tene and of tray!
Ever entrik þou our enmyes to falle,
entyr þou oure erandys to Crist every day!
Reche us blyss, blyth, þer,
jentyl in love, liþ, þer,
oure foos for to fende!
Now swynk þou for us, swith, þere,
ay kyndnes to kiþ þere,
oure myrthys for to mende!

XVIII.

Ryal þou reyngnest, qwere ryalte is ryf,
and rewlyst hem þat be red and redyn on þe rent.
Carpyng of þi curtesy us kep fro þat cnyf,
þat cursudly karveth us, qwen to synne we ⟨a⟩sent.
Dyntes of develys dere fro us dryve,
þat dolvyn ben in derckenesse, deply a-dent!
Us wi⟨s⟩ch of his vertues, qwere þou art, wyffe,
þat wyȝhtly wroȝght al with qwom þou art went.
With qwom þou art went now,
heel þou us, hent, now,
virgyn so cleen!
Her bales mayst þou bent now;
to lerne þe a-sent now,
son-beem so scheen!

XIX.

Schere a-way ⟨s⟩charp schowres, þat schap us to schrik,
and schuf a-wey ⟨our⟩ ⟨s⟩chames, þat schrunk be in [schenchip!
Pales us with pyte and pride fro us pik,
pul us fro þis povert and put us to henchip!
Draw us to þi dyngnit fro þis depe dyk
and to þi de⟨i⟩ntiows dool, qwere deieþ ever fenchip!

XVII 8 erandys] heraudys *Hs.* || euere I day *Hs.* 13 hiþ *Hs.* — XVIII, 2 rwd. 3 kep us *Hs.* 4 cursurdly *Hs.* 4 we to synne *Hs.* 7 qwich *Hs.* 8 wyȝthly *Hs.* || wroȝgth *Hs.* 12 blent *Hs.* — XIX, 2 schuf] schaf *Hs.* 4 pul] put *Hs.* henchip] wirchip *Hs.* 6 deintiows] dentiwos *Hs.* || fenchip] demschip *Hs.*

Joyne us to Jesu, þat ches us þym lyk!
Chef of our jornay, we chees ever þi frenchip.
Now þi frenchip to fynde ay,
god on þe make our mynde ay,
oure mede to encresse!
Þe pynchurs, us haf pynd ay,
þou kille hem, Kateryn kynd, ay,
and profer us þi pesse!

XX.

I grete þe, most gracyous, to governe hem al
þat geder to her giyd, hem for to gyde.
Feed us, feer fayful, þat us no foly ⟨be⟩fal,
for feynthed and freelte we feel us be-syde!
Save þou our sawles, qwen þei synful a-pere schal,
and wis us to þi wonnyng fro þis woo ⟨þat is⟩ wyde!
To þat kyng þat is kyndest, Katereyne, us cal,
þat born was our broþur, we in blis to a-byde!
Katereyne, to þat kyng ⟨þ⟩us,
þat on crosse for ⟨us⟩ hyng ⟨þ⟩us,
us alle mut þou wysse!
To þat blisse he ⟨us⟩ bryng ⟨þ⟩us,
qwere aungeles schul syng ⟨þ⟩us
with joye and with blysse!

XX, 2 geder to] geder þe to *Hs.* || her giyd] her giyld *Hs.* 4 feynthed] seynthed *Hs.* 5 synful qwen þei *Hs.* 6 wis] with *Hs.* 8 in blis we *Hs.* || 12 bilsse *Hs.*

Anmerkungen.[1]

I. Inhalt: Der Kaiser Maxentius verlangt, daſs Katharina, eine vornehme und gelehrte christliche Jungfrau zu Alexandria, den Göttern opfere. Sie weigert sich und verspottet den Götterglauben. — 4. *bare* ist hier Adverb, 'thoroughly, completely', vgl. NED unter *bare* 1, 4 mit einem Beispiel aus *Sir Gawain.* — 5. *overthrow* ist hier intrans. — 6. Die Überlieferung ist sinnlos. Ich fasse *square* als Adverb mit der Bedeutung 'tüchtig'. — 8. *towching* ist hier 'Erwähnung', *tynt* Prät. von *tend* = *intend* mit Übergang von *e* > *i*. — 10. *mind* kann das Prät. von *mend*, von *ment* und

[1]) Vgl. hierzu Anglia 30, 539 ff. In einer Anzahl von Punkten habe ich meine Ansicht jedoch geändert.

von *mint* sein. Was ist gemeint? — 11. Bedeutet wohl: „seinen Gott anzubeten". Es liegt dann ein absoluter Infinitiv vor. — 13. Dieser Vers gehört offenbar zu 14.

II. Inhalt: Der Kaiser läfst 50 der gelehrtesten Rhetoren holen, um mit Katharina zu disputieren. Sie werden aber von ihr überwunden und bekehrt. — 3. *beerd* = ne. *bird* 'Mädchen'. — 4. *bonchef* 'Glück', im NED von 1340—1563 belegt; *bryht* würde sich auf Kath. beziehen. — 5. *schoffer* = *scoffer*. — 8. konstruiere: (*þat*) *were hyhte þe hyest of clargy.*

III. Inhalt: Der Kaiser läfst die 50 Rhetoren ins Feuer werfen, das ihnen aber nicht schadet. — 3. *blely* ist = *bleþly*. — 6. *cantly* 'briskly, eagerly, energetically'; *rees* ist = ae. *rǣs* 'Hast'. — 8. *fesawntys* ist gewifs ein Fehler für *felawys* 'fellows'. — 12. *ches* wird für *les* 'erlösen' stehen. — 13. *paryng* nehme ich als ne. *impairing*. — 14. Ich fasse dies als „war Sache von einer allein hier".

IV. Inhalt: Max. läfst Kath. 12 Tage ohne Speise in einen dunklen Kerker sperren. — 1. Auch andere Besserungen wären möglich. — 3. *to ryht* „in a proper manner", vgl. NED unter *right* sb.[1] 14. — 4. Vgl. *Bonum certamen certavi, cursum consummavi, fidem servavi. In reliquo reposita est mihi corona justitiae* etc. (2. Tim. 4, 7—8). — 8. *thyk* hier 'dicht'. — 11. *sitte* hier = *sette*, vgl. NED *sit* 32, f.

V. Inhalt: Katharina wird durch eine glänzende Taube im Kerker getröstet und Christus erscheint selbst, um ihr Mut einzuflöfsen. — 3. *dewre* = *endure*.

VI. Inhalt: Die Kaiserin bittet den Obersten Porphyrius, ihr Zutritt zu der Gefangenen zu verschaffen, der dann die Wärter besticht. In der Nacht besuchen beide die Heilige im Gefängnis, finden sie von einem Strahlenkranz umgeben und werden bekehrt. — 4. *Katereyn*: Gen. ohne Endung. — 8. *bawmyng* ist sinnlos; die *briddus* sind die Kaiserin und Porphyrius. — 10. *be name* 'den genannten', vgl. V. 3. — 13f. Vgl. die Quelle: *Iam laeti de . . . beatae virginis consolatione regina simul et Porphyrius procedunt de carcere, parati ad omnia quae tortor insanus poterit inferre . . . sustinenda.*

VII. Inhalt: Die Kaiserin macht ihrem Gemahl Vorwürfe, worauf er ihr die Brüste abreifsen und sie mit dem Schwerte hinrichten läfst. — 1. *þei*: die Kaiserin und Porphyrius. — 2. *þat dere*: Katharina. — 6. *almost* ist zu lang. — 8. Aus rhythmischen Gründen umgestellt. — 13. *frede*, ae. *frēdan* 'to feel, perceive'. — 14. Für *hede* ist gewifs *nede* 'notwendig' (Adv.) zu lesen; *sterf* hier 'töten', ae. *stierfan*.

VIII. Inhalt: Porphyrius bestattet die Kaiserin heimlich, Max. fragt nach dem Täter, Porph. bekennt sich als solchen. — 2. Was heifst das? — 3. *lerne* hier 'lehren'. — 13. *feel* ist = ae. *fēolan* 'begraben'; *fode*, ne. *food* hier 'Frau'.

IX. Inhalt: Der Kaiser macht Porph. Vorwürfe und läfst ihn hinrichten. — 8. Nach der Quelle waren auch 200 Soldaten des Porph. bekehrt worden.

X. Inhalt: Kath. wird wieder vor den Kaiser geführt, der sie vergebens umzustimmen sucht. — 2. *lef* ist mir dunkel. — 5. Vgl. die Quelle (Knust S. 271): *facio et ego tibi sceptiferae imaginis statuam in medio civitatis erigi.* — 6. Vgl. die Quelle ib.: *In hoc uno a te distet regina quod . . . legali matrimonio non fraudabitur, ceterum tu imperialibus consiliis, tu provincialibus edictis princeps et moderatrix eris.* Im Gedicht ist wie in der Fassung des Ms. Cambr. Ff. II, 38 die Reihenfolge der Begebenheiten umgestellt, in der lat. Quelle wird die Königin erst später getötet. Die Worte des Kaisers sind daher bei Spalding eigentlich sinnlos. Vgl. hierzu Heuser a. a. O. 527 unten. — 8. Heuser hat *freþe*; *freye* ist das ne. *fray* 'Schrecken'. — 11. *Eles* zu ne. *ǣl* 'Ahle, Spitze'; gemeint sind die Nägel am geplanten Marterwerkzeug, vgl. *qweles* V. 14.

XI. Inhalt: Der Kaiser läſst eine Maschine bauen, aus vier mit spitzen Nägeln besetzten Rädern bestehend, von denen Kath. zerrissen werden soll. Auf ihr Gebet hin kommt ein Engel und zerstört das Marterwerkzeug, dessen umherfliegende Stücke 4000 Zuschauer töten. Frauen und Jungfrauen klagen, als Kath. hingerichtet werden soll. — 5. *made* ist mit dem Inf. durch *to* verbunden. — 7. *sleyʒht*: die Maschine. — 8. *thref* = ne. *threave* (< an. *þrefe*) 'Schar'; *thryst ful thynne* = lat. *necarentur.* — 10. *gyn*: die Maschine. — 12 ff. Vgl. die Quelle: *Quae cum ad locum passionis praefixum properaret, respiciens vidit turbam multam virorum et mulierum sequentium se atque plangentium, inter quos praecipue virgines et matronae nobiles lamentabantur.*

XII. Inhalt: Kath. tröstet die Klagenden, der Kaiser befiehlt Kath. zu enthaupten. Sie bittet Gott um Schutz für ihre Verehrer (vgl. Knust S. 309). — 2. Was bedeutet *hem bilde*? Letzteres scheint hier 'richtete' zu bedeuten, *hem* steht wohl für ein reflexives *hir.* — 4. Diese Änderungen scheinen mir nötig für den Sinn des Verses. — 6. *feres* 'Genossen'. — 7. *leyd* hier = *aleyd.* — 10. Dieser Vers blieb mir lange dunkel; *fulkynd* ist nicht mhd. *volkünden,* wie ich früher irrtümlich angenommen habe!

XIII. Inhalt: Christus erscheint ihr, tröstet sie, verspricht ihr Erfüllung ihrer Bitte und die himmlische Seeligkeit. — 4. *lere* ist hier = *lerne.* — 7 ff. Vgl. die Quelle: *Iam in occursum tuum chorus ille virgineus sanctorum exultantibus animis cum triumphali adventat corona* (S. 311). — 14. Was bedeutet dieser Vers? Vielleicht "kraft meines Befehls"? Vgl. *steven* sb.[3] im NED.

XIV. Inhalt: Kath. wird enthauptet; aus der Wunde flieſst Milch, Engel tragen den Leichnam auf den Berg Sinai. — 5. *unkytt* = ae. *uncȳðed* 'unbekannt', vgl. *un-ked, -kid* im NED. — 6. *flik* = ne. *fleck* 'Fuchs'. Ein komisches Bild! — 8. *unworthi* ist hier Adverb, *wik* = *wicked.*

XV. Inhalt: Die Engel tragen mit Gebet und Gesang den Leichnam zum Berge; aus dem Grabe flieſst heilendes Öl. — V. 2 fasse ich *farly* jetzt als Adverb = *fērly* 'wunderbar'. — 8 ff. Vgl. die Quelle: *Quo in loco innumera ad laudem domini fiunt miracula, inter quae et hoc unum insigne constat miraculum, quod de sepulcro ipsius rivus olei indeficienter manare videtur, nam et de minutis ossibus, quae de sarcophago cum oleo effluunt, ubicunque*

asportantur. salutaris olei liquor stillare non desinit, ex quo peruncta debilium corpora celeris medicinae opem reportant. — 13. *croft* 'Gruft'. — 8. *reel* hier 'fliefsen'.

XVI. Inhalt: Ermahnung zur Verehrung der wundertätigen Heiligen. — 2. *put* ist Optativ. — 4. *recheþ* ist sinnlos. — 5. *tretest* ist = *entretest.* — 7. *surauns* = *assuraunce.* — 10. Oder l. *wyȝtly?* — 13. *graunt* = *graunted*; vgl. Str. XIII zum Inhalt.

XVII. Inhalt: Anrufung der heiligen Katharina. — 6. *aungeles* 'Engel' gibt keinen Sinn; über *pronges* vgl. das NED. unter *prong*[1]. — 5. *talle* ist hier 'schön', vgl. *tall* im NED. I, 1, b. — Man beachte das durch farbige Initialen hervorgehobene Akrostichon: *Katerina*, *Ricardus Spalding* in Str. XVII—XIX.

XVIII. Fortsetzung der Anrufung. — 2. *rwd* bessere ich zu *red*: gerettet'; aber was ist *redyn on þe rent?* Letzteres könnte hier 'Belohnung' bedeuten. — 3. *cnyf*: wohl das Gewissen. — 5. *dere* ist = ae. *dēor* 'wild'. — 6. *adent* ist 'gefesselt', Part. Prt. von *adent* < afrz. *adenter*, im NED erst seit 1708 belegt. — 7. *qwich* steht für *wisch*, die schottische Form von ae. *wissian*, vgl. *wis* in Str. 20, 6. *His* geht auf Christus. — 8. *þat*, nämlich Christus. — 12. *Her* 'hier', nämlich im Himmel; *bent* = *bend* 'abwenden'. — 13. Ich übersetze: 'erlaube nun, dich kennen zu lernen!' — *þat* 'die wir' gehört zu *our*, *schenchip* ist = *schendship* 'Schande'.

XIX. Fortsetzung der Bitten. — 3. *Pales* 'beherberge' < *palais*, ne. *palace*, ist im NED erst seit 1873 belegt! — 4. *henchip* für das reimstörende *wirchip* ist = *hendschip* 'graciousness'. — 6. *dool*: ae. *dāl*, ne. *dole* 'Anteil'; *demchip* ist Unsinn. Man lese *fenchip* = *feendship.* — 7. *ches* ist entweder Ind. Prät. oder Opt. Präs. — 12. Wer sind diese *pynchurs*?

XX. Fortsetzung der Bitten. — 2. *geder* hier reflexiv, *þe* ist zu streichen, *giyld* soll gewifs ne. *guide* 'Führer' sein. — 3. *feer* ist = ae. *gefēra* 'Gefährtin'. — 4. *for* ist entweder 'denn' oder 'wegen'; im letzteren Falle müfste *we feel* Relativsatz sein. — 6. *wis* (vgl. *wysse* V. 11) ist ae. *wissian.* — 8. *we ... to abyde* ist ein absoluter (freier) Infinitiv, wie er noch oft bei Shakespeare erscheint; ich übersetze: 'damit wir selig würden'. Durch die Umstellung von *we* wird der Rhythmus gebessert.

Zu Anglia 59, 320: Die zu Str. IV, 7 gegebene Besserung hat die unnatürliche Betonung *réceyvýd* zur Folge. Der Vers wird jedoch durch eine kleine Umstellung tadellos: *receyvyd thee that* ...

WIESBADEN. F. HOLTHAUSEN.

EMPIRISCHES UND IDEELLES ZEITERLEBEN IN DER ENGLISCHEN RENAISSANCE.

Man kann Mittelalter und Renaissance durch das verschiedene Erlebnis der Zeit voneinander abgrenzen. Für den mittelalterlichen Menschen, dem alles Seiende nur als Symbol gilt, ist die Zeit als historische Gegebenheit bedeutungslos. Die Geisteshaltung, die dem Irdischen stets nur Gleichnischarakter zuerkennt, ist unerschlossen für das Problem der Zeit. Der mittelalterliche Mensch schreitet — im Gegensatz zum antiken[1]) — unbekümmert durch sie hindurch, wie es sich literarisch vielleicht am eindrucksvollsten an der mittelalterlichen Simultanbühne erweist, die Raum und Zeit durch keine Grenzen bindet.[2]) Die Sorglosigkeit, mit der Shakespeare etwa in *Heinrich V.*[3]) oder im *Wintermärchen*[4]) mit Raum und Zeit schaltet, ist wie ein letztes Nachwirken der mittelalterlichen Auffassung. Sie wird im Klassizismus durch einen Zeitbegriff abgelöst, als dessen Folge der Realablauf unter völliger Verkennung der Bühnenmöglichkeiten in das Prokrustesbett der Einheiten geprefst wird.

Die Renaissance beginnt die Welt in ihrer Realität zu erleben. So umstritten diese Epoche für das Kulturganze auch sein mag[5]), so wenig kann doch daran gezweifelt werden. dafs der Mensch sich in einen neuen irdischen Raum hineingestellt sieht, den er jetzt mit seiner ganzen Existenz ausfüllt.

[1]) H. Fränkel, *Die Zeitauffassung in der archaischen griechischen Literatur.* Stuttgart 1931.

[2]) Vgl. etwa die Sorglosigkeit des Zeitablaufs bei der Darstellung der Sintflut in den *Chester Plays.*

[3]) Chor zum 3. Akt. [4]) Prolog zum 4. Akt.

[5]) Vgl. das Kapitel "Renaissance und Realismus" in J. Huizinga, *Wege der Kulturgeschichte.* München 1930.

Damit wird gleichzeitig im Sinne Plotins die historische Zeit zum Lebensbereich der Seele[1]), an der alles Geschehen gemessen wird, und es erhebt sich die Frage nach der inneren Beziehung zwischen dem Zeitbewufstsein und dem gesamten Lebensgefühl. Sie soll in diesem Zusammenhang wenigstens in den Grundzügen behandelt werden. Der Gegenstand wird dabei durch zwei Hauptgedanken bestimmt: durch das Wissen um das schicksalhafte Verflochtensein des Menschen mit der empirischen Zeit und durch den Versuch, den Endgültigkeitscharakter einer ideellen Zeit festzulegen und zur Grundlage einer neuen Seinsordnung zu machen. Die Auseinandersetzung mit diesen beiden Gedanken ist dabei gleichzeitig auf das engste mit entscheidenden Fragen der englischen Geistesgeschichte des 16. Jahrhunderts verbunden.

1.

Sinn und Charakter des empirischen Zeitbewufstseins im 16. Jahrhundert wird von dem Bewegungsmoment her bestimmt:

Like as the waves make towards the pebbled shore,
So do our minutes hasten to their end;
Each changing place with that which goes before,
In sequent toil all forwards do contend.[2])

Das ewig Bewegte, Ruhelose, Wandelbare der Zeit wird immer wieder von neuem dargestellt[3]), zum Teil zweifellos unter antikem Einflufs. Ovids *Metamorphosen* (namentlich Buch 15) und Senecas 24. Brief an Lucilius, der das Menschenleben in den steten Wechsel der Tages- und Jahreszeiten einspannt, haben die Dichtung der Renaissance fraglos angeregt. So wird die Zeit in John Nordens elegischem Gedicht *Vicissitudo Rerum* (1600) zu einer gewaltigen Macht:

---

[1]) W. Gent, *Das Problem der Zeit* 1934, S. 4.

[2]) Shakespeare, Sonnet LX.

[3]) Vgl. Skelton, *On Time* (*Works* ed. Henderson S. 11); ähnliche Gedichte von Thomas Watson, Giles Fletcher und namentlich später von M. Drayton, der das Thema von der ewigen Bewegung der Zeit mehrfach aufnimmt. Vgl. von ihm etwa *Robert* (*Works* ed. Hebel I, 254) oder *Of his Ladies not Coming to London* (*Works* III, 204).

Dayes, Weekes, and Months, and
Yeeres, she makes by trade:
All things doe change, none doth alike abide,
Summer, nor Winter, Autumne, or Springtide.[1])

Die Zeit bleibt nicht stehen; sie ist unbeständig wie der Mond und in ewigem Kreislauf begriffen. Leben und Tod sind zyklische Prozesse im Sinne von Spensers vielerörterten *Mutabilitie Cantos* der *Faerie Queene*. Darüber hinaus wird "Mutabilitie" zum beliebten Thema zahlreicher Gedichte, von denen Wyatts *Varium et Mutabile* eine sonst selten anzutreffende persönliche Empfindungswelt ahnen läfst. Das ganze Jahrhundert bis zu Anthony Mundays *Mirrour of Mutabilitie* (1579) steht unter dem starken Eindruck dieser Vorstellung.

Gerade auch die kosmologische Revolution im Jahrhundert eines Kopernikus liefs, so wenig weltanschaulich bestimmend sie im einzelnen zunächst noch sein mochte, den Bewegungscharakter der erlebten Zeit deutlicher erkennbar werden. Der Veränderung am Firmament entspricht genau der Wandel und Wechsel hier unten. Ob man sich dabei wie Norden in der Vorrede zu *Vicissitudo Rerum* für Kopernikus oder wie Lord Brooke in seinem Gedichte *Change* für Ptolemäus entscheidet, bleibt für das Kernproblem bedeutungslos. Das Blickfeld ist auf jeden Fall für die Erkenntnis von Zusammenhängen freigeworden, in denen das Wesen der Zeit aus dem Weltbild heraus eine neue Deutung erfahren soll. So gebietet die Zeit über das Schicksal der Menschen. Unerbittlich geht sie ihren Gang; unter ihrem Gesetz steht ein Friar Bacon; ihr erliegt ein Faust; vergeblich bäumt sich der starke, eigenwillige Mensch, dem sie oft als Willkür erscheint, gegen sie auf.

Mit dem Begriff des Zeitwandels ist der der Vergänglichkeit fast unlösbar verknüpft. In der Antike hat Lucrez in seiner Schrift *De Rerum Natura* diese Verbindung vollzogen, und im England des 16. Jahrhunderts ist zum Teil unter seinem Einflufs das Motiv der Vergänglichkeit immer

---

[1]) Norden (Shakespeare Association, Facsimile Nr. 4; Milford 1931) Canto 10.

wieder verwendet worden. Eine Bestandaufnahme würde ein ungemein reichhaltiges Material zutage fördern und eine Analyse der einzelnen Belege zeigen, wie mannigfach die Abwandlungen sind. Mittelalterliches Erbe lebt gerade hier in eigentümlicher Auflockerung des Renaissancegeistes weiter. Thomas Proctors Gedicht *Respice Finem* (c. 1578) mag als Beispiel für das Vergänglichkeitsmotiv dienen, das auch in zahlreichen Predigten des 16. Jahrhunderts (Fisher, More, Latimer) angeschlagen wird. Vielfach ist die Vergänglichkeitsidee auch mit der Lehre vom Fürstenfall verbunden, die seit Skeltons *Magnificence* (1515/18) immer wieder dem stolzen Menschen der Renaissance die Erkenntnis aufdrängt, ein wie unbeständiger Faktor menschliche Gröfse ist.

Aus diesen geistigen Voraussetzungen heraus erklärt es sich, dafs ein unbefangenes Erleben der Zeit fast unmöglich ist. Es bildet sich jene Zeitangst heraus, wie man sie aus den frühen anonymen Versen in Tottels *Miscellany* spürt:

The pleasant yeres that same, so swifte that runne:
The mery dayes to end, so fast that flete:
The joyful nightes, of which day daweth so soone:
The happy howers, which mo do misse, then mete,
Doe all consume: as snowe against the sunne:
And death makes end of all, that life begunne.[1])

Die Zeit ist nun nicht mehr nur eine gleichmäfsig fortschreitende Bewegung, ein streng gesetzlicher Ablauf des Geschehens, sondern ein an Schnelligkeit wachsendes Eilen und Jagen zum Ende hin. In diesem Sinne kann Samuel Daniel in seinen Sonetten von *Time's consuming rage* sprechen. Man spürt das völlige Preisgegebensein an ein Schicksal, vor dem es kein Entrinnen gibt. An der Festtafel des menschlichen Lebens sitzt *devouring Time*[2]), und hinter ihr steht der Tod *and takes the table clean away*.[3]) Die Stimmen bereiten schon langsam die Sprache des Barocks mit seinem verzweifelten Ringen um den Sinn des Daseins vor.[4])

---

[1]) Tottel S. 130. [2]) Shakespeare Sonnets XIX.

[3]) Richard Barnfield, *A Comparison of the Life of Man* in *Poems in Divers Humours*, 1598.

[4]) Vgl. hier A. Marvell: at my back I alwaies hear
Times winged Charriot hurrying near
(To his Coy Mistress)

Es ist nur eine Erweiterung des Themas, wenn der so verstandene Begriff "Zeit" mit der Fortuna-Idee verknüpft wird. Eine Verschmelzung wurde schon in der Antike vollzogen in der Verbindung von "occasio" und "fortuna" zu jener vieldeutigen καιρός-Vorstellung Hesiods. Es ist die flüchtig verrinnende Stunde, die verhängnisvoll und glückbringend zugleich sein kann, die aber, einmal entglitten, nie wiederkehrt. Auch Boëthius unternimmt in seinen *Tröstungen der Philosophie* den Einbau der unbeständigen und veränderlichen Fortuna in den Zeitgedanken, der in der Renaissance — zum Teil eben unter dem Einfluſs dieser Vorbilder — an zahlreichen Beispielen nachgewiesen werden kann.

Auf und ab treibt die Zeit den Menschen. Heute gewährt sie ihm das Höchste, um ihn morgen umso tiefer zu erniedrigen. So lacht und grollt auch Fortuna

Suddenly set up, and suddenly cast down.[1])

Drayton sieht sie an der Hand der Zeit blind und schwankend einhergehen[2]); oder Lodge stellt sich die Glücksgöttin nach alter Weise auf einem Globus stehend vor, ihre Flügel mit den Federn der Zeit geschmückt[3]), wodurch der Gedanke der Ruhelosigkeit noch eine bedeutsame Verstärkung erfährt. In Shakespeares *Rape of Lucrece* ist es die Zeit selbst, die das Rad der Fortuna in ewigem Kreise dreht.

Das unerbittliche Gesetz der Zeit tritt auch überall dort in Kraft, wo das hohe Ideal des Renaissancemenschentums sich erfüllen will, und setzt der Lebensverwirklichung und Seinsvollendung gebieterisch Grenzen. Man ist es bisher noch zu wenig gewohnt, die Wirklichkeit des 16. Jahrhunderts aus dieser Perspektive heraus zu sehen; aber gerade die nordische Renaissance ist in ihrer Struktur in hohem Grade von jener Schicksalskraft geformt worden, die in diesem Zusammenhang als Zeit bezeichnet wird. An Jugend, Schönheit, Liebe und Ruhm, jenen Idealvorstellungen, von denen jede für das 16. Jahrhundert einen obersten Wert darstellt, soll hier einmal das Wirken der Zeit aufgezeigt werden.

---

[1]) Skelton, *Magnificence* (ed. Henderson 255).

[2]) Drayton, *The Legend of Robert, Duke of Normandy*: Works II, 386.

[3]) Th. Lodge, *Rosalynd* (1592): ed. Collier 1841, S. 50.

In der Renaissance meldet die Jugend ihre Rechte an, wild und stürmisch wie Greene oder Nashe, mutig und kampffreudig wie die jungen Reformatoren, wissensdurstig wie die frühen Humanisten, strahlend wie die oft noch fast knabenhaften Höflinge. Nie zuvor ist die Jugend so leidenschaftlich besungen worden wie in der Lyrik des 16. Jahrhunderts[1]; gläubiger war kaum je ein Bekenntnis zu ihr als das Shakespeares in *Romeo und Julia*; edler hat sie niemand zuvor gezeichnet als Spenser in seinem Red Cross Knight. In dieser jugendlichen Welt hat das Alter keine Sympathie. Es ist geschwätzig wie Polonius oder kindisch wie König Lear. Wenn der Körper gebrechlich und der Geist beschwert werden, verliert das Leben Reiz und Wert; es kann höchstens noch eine Frist der Reue und ein Ende voll Bitternis sein.[2])

Aber unausweichlich kommt das Alter; kein König kann *keepe back Age, with Time it growes*[3]); das Leben des Menschen steht unter dem Gesetz des Werdens und Vergehens. Die Jugend erliegt der Zeit, wie es der junge Morus in einem seiner frühen Gedichte (*Four Things for His Pastime*, 1503) in mittelalterlich allegorischer Weise angedeutet hat, und wie die Generation des Jahrhundertendes es selbst in einer fast tragischen Symbolik an dem Altwerden der jungfräulichen Königin beobachten konnte. Aus den Erfahrungen der bitteren Wirklichkeit heraus begreift man die unzähligen Klagen über die Vergänglichkeit der Jugend, wie sie durch die ganze Renaissancedichtung gewissermaßen als Antithese zum jubelnden Hymnus auf das Jungsein hindurchklingen. Man flucht der tyrannischen Zeit, die erbarmungslos die Jugend zerstört[4]); sie ist *the eater of youth*[5]), der nicht eher ruht, als bis blühendes Leben verfallen ist.

Vergänglich wie die Jugend ist auch die Schönheit. Wohl hat sich schon im Mittelalter hier und da der Sinn für

---

[1]) Vgl. etwa das Gedicht *Youth* von B. Griffin neben vielen anderen.

[2]) Vgl. zahlreiche Beispiele bei Tottel. Die Entwicklung geht bis zu Drayton (*Works* II, 522ff.). Vgl. auch die steten Klagen über das Alter bei Greene oder Nashe.

[3]) Drayton, *Heroic Epistles* (*Works* II, 134).

[4]) Drayton, Sonett 44 (*Works* II, 332).

[5]) Shakespeare, *The Rape of Lucrece* 927.

körperliche Schönheit geregt; aber im grofsen und ganzen bedurfte es doch erst der Wirkung durch die Renaissance, um die mittelalterliche Körperfeindschaft zu überwinden. Nun aber erklingt unaufhörlich der Preis der Schönheit, wobei petrarcistisches und platonisches Erbe das Thema mafs gebend bestimmen. Aber auch hier haben wir dann wieder den Ton der Wehmut; denn flüchtig ist die Schönheit des Leibes, vergänglicher als der Frühling, so konnte man schon bei Boëthius lesen, und selbst Petrarca, der die Schönheit Lauras leidenschaftlich besingt, weist gleichzeitig auf ihre Vergänglichkeit hin.[1])

Beauty cannot last, so hört man es jetzt auch in England bei George Turberville in seinen von Italien beeinflufsten *Tragical Tales* (1587). Die Zeit

> by privy stelth
> Encroacheth on our dayes.[2])

Wie eine Blume welkt die Schönheit dahin, klagt Surrey.[3]) Die Trauer und Enttäuschung um den Verlust der Schönheit verbindet sich immer wieder mit der Klage um die Vergänglichkeit der Jugend, der das Alter folgt und das strahlende frische Antlitz mit häfslichen Runzeln bedeckt und so

> Dissolves the beauty of the fairest brow.[4])

Drayton beschwört in seinen *Sonnets to Idea* die Zeit, stehen zu bleiben, um die Schönheit der Geliebten zu schauen, die grausame Göttin aber nimmt sie an sich, entführt sie und läfst die einst Schöne beraubt zurück.[5])

Mit der Schönheit vergeht die Liebe. Diesen Wandel empfindet man besonders schmerzlich in einer Zeit, wo das Hohelied der Liebe in Shakespeares *Romeo* geschrieben wird. das die Inbrunst und Sehnsucht einer ganzen Generation zum Ausdruck bringt. Aber auch die Liebe, die in den Hymnen Spensers als die Urschöpferin alles Lebens gepriesen wird, die im Sinne Platons die Tochter der Schönheit ist und in ihrer höchsten Vollendung jenseits alles Sinnlichen steht,

---

[1]) Vgl. L. E. Pearson, *Elizabethan Love Conventions* (California 1933), S. 37.

[2]) Tottel S. 258. [3]) ebd. S. 10.

[4]) Samuel Daniel, *Delia*.

[5]) M. Drayton, *Sonnets to Idea*, Sonett 10.

unterliegt dem Gesetz der Zeit. Namentlich die englische Sonettdichtung des 16. Jahrhunderts wandelt diesen Gedanken in immer neuen Formen ab. Bei Shakespeare spürt man die ganze Bitterkeit eines Mannes, den die Zeit an seiner Liebe maſslos enttäuscht hat.[1])

Einen neuen Antrieb hatte schlieſslich das Lebensgefühl der Renaissance noch durch den Gedanken des Ruhmes erfahren. Der mittelalterliche Mensch hatte ihn mit Augustin als sündhaft abgelehnt und ihn mit "cupiditas" gleichgesetzt. Langsam ist dann aber mit der Renaissance die Idee des Ruhmes in den Mittelpunkt des Lebens gerückt. Verehrungswürdig wird der Mensch, der in heldenhaftem Einsatz seiner Persönlichkeit groſse Taten vollbringt und den die Geschichte mit dem Lorbeerkranz des Ruhmes krönt; noch gröſser aber ist vielleicht der, dem der Dichter Unsterblichkeit verleiht. Die Taten selbst sind nur einmalig und vergänglich; aber ewig leben sie im unsterblichen Liede.[2]) Durch den Gedanken des Ruhmes bekommt das zeitliche Dasein des Renaissancemenschen einen ganz neuen Sinn, so verschieden gerade auch in diesem Punkte die Entwicklung bei den einzelnen Völkern gewesen sein mag. Auf germanischem Boden jedenfalls ist der Ruhm seinem tiefstem Gehalte nach eine erhabene sittliche Kraft, die das Dasein heroisch steigert.

Entscheidend ist aber wieder die Tatsache, daſs dem 16. Jahrhundert der Ruhm gleichzeitig als flüchtig und nichtig erscheint. Es handelt sich hierbei nicht um die Erkenntnis der Relativität des Begriffes, die Boëthius meint, wenn er von der regionalen Begrenzung des Ruhmes spricht. Diese Auffassung kennt die Renaissance auch und hat ihr mannigfachen Ausdruck gegeben.[3]) Bedeutsam ist jedoch, daſs vor allen Dingen die Zeit als die groſse Vernichterin des Ruhmes gilt. In Italien hat Valla in seiner Abhandlung *De Vero Bono* die Nichtigkeit des Ruhmes verkündet und damit für England das Stichwort gegeben. Der junge Thomas Morus läſst in seinem Frühwerke *Four Things for His Pastime*

---

[1]) Shakespeare, Sonnet 64. [2]) ebd. Sonnet 81.

[3]) Vgl. Hamlets Worte über *the trick of fame* (IV, 4), dem sich Tausende sinnlos opfern.

(1503) die Zeit den endgültigen Sieg über den Ruhm davontragen, nachdem dieser seinerseits Alter und Tod überwunden hat, und das Jahrhundert klingt aus mit der restlosen Kapitulation vor der Zeit:

> O! what is praise, pomp, glory, joy, but so .
> As shine by fountain, bubbles, flowers, or snow?[1])

2.

Aber der Begriff "Zeit" hat für das 16. Jahrhundert noch einen anderen Inhalt als den rein empirischer Wirklichkeit; wir stoſsen überhaupt erst in die tiefste Schicht der geistigen Welt der Renaissance vor, wenn wir ihn als Ausdruck für zwei Seinsbereiche fassen: hinter dem empirischen Raum und der erfahrbaren Zeit tut sich eine raum- und zeitlose Welt auf. Sie stellt jene ideale Erscheinungsform dar, wie sie dem Humanismus zwar nicht als restlos zu verwirklichende, aber doch stets zu erstrebende Möglichkeit vorschwebt. Heiſst "Renaissance" leben in einer sinnenhaften Wirklichkeit, so bedeutet "Humanismus" ringen um ein ideelles Dasein in höchster Reinheit. Das Loslösen des Zeitbegriffes aus der flüchtigen Vergänglichkeit und sein Hineinbeziehen in ein allem Empirischen enthobenes, idealistisches Reich zeigt an entscheidender Stelle den Durchbruch zu neuen Werten, mit deren Hilfe es gelingt, alles Quälende des Zeitgedankens zu überwinden.

Dieser Prozeſs vollzieht sich deutlich in einer Wertskala, auf deren unterster Stufe der Versuch gemacht wird, den Begriff der empirischen Zeit aus all dem zu lösen, was ihm das eigentlich Niederdrückende und Schwere gibt, ihn vor allen Dingen von dem Bewegungselement zu befreien und ihm den Charakter des ruhenden Seins zuzusprechen. Die Zeit wird aus jeder Beziehung zu der Vergangenheit und der Zukunft gelöst und als isolierter Augenblick gewertet, dem der Mensch sich sorgenlos hingeben darf. Das Horazsche "Carpe Diem!" wird zur Losung für die Befreiung von allen Qualen und das wonnevolle Genieſsen der gegenwärtigen Stunde. Darum fordert Samuel Daniel *love now, whilst thou mayst*

[1]) Edmund Bolton in *England's Helicon* (1600).

be loved again[1]), oder noch deutlicher heiſst es in einem Madrigal von 1599:

Take Time while Time doth last.

Gewiſs ist dieses "Auskaufen" der Zeit oft bloſse Betäubung, der ein umso schmerzlicheres Erwachen folgt; aber die Stunde selbst vermag doch auch jene unirdische Beglückung zu geben, wie wir sie aus Shakespeares *Romeo* herausspüren, und wie sie der junge Dichter auch sonst in seiner ungebrochenen Hingabe an das Leben dargestellt hat. (Man denke etwa an die Gestalt eines Hotspur oder an die Jugendkomödien wie *The Two Gentlemen of Verona*.)

Die hier gefundene Erlösung von der Macht der Zeit ist letzten Endes allerdings nur eine schöne Illusion. Der Mensch weicht der Zeit aus, läſst sie auſser acht, um ihr nicht zu erliegen. Damit ist der Weg zu der Einbeziehung des Zeitbegriffs in den Stoizismus beschritten, der unter dem Einfluſs der antiken Philosophie im England des 16. Jahrhunderts zum neuen Lebensinhalt geworden ist. Christliche Ergebenheit in den Willen Gottes verbindet sich mit stoischer Erhabenheit über das Schicksal und gibt dem Menschen die Möglichkeit, die vergängliche Zeit zu überwinden. Allerdings darf nicht übersehen werden, daſs eine solche Einstellung weithin den Charakter des Verzichtes an sich hat. Da also Liebe vergänglich ist, sagt sich Wyatt gänzlich von ihr los:

Farewell, Love, and all thy lawes for ever.
Thy bayted hokes shall tangle me no more.[2])

Nur selten einmal begegnen wir dem männlichen Heroismus, der die Kraft findet, in dem Vergehen zugleich auch die Erfüllung zu erblicken. Shakespeares Cassius ist eine solche Persönlichkeit. Ihm rundet sich die ewige Bewegung der Zeit in einen ununterbrochenen Kreislauf des Lebens, und am Ende kann er sprechen:

This day I breathed first: time is come round,
And where I did begin, there shall I end;
My life is run his compass.[3])

---

[1]) *Delia.*
[2]) Tottel S. 70.
[3]) V, 3, 23 ff.

Hier haben wir deutlich den Vorstofs des Renaissancemenschen zu einem idealistischen Zeitbegriff. Die Bereitschaft zum Sterben wird zu einer heroischen Leistung, zu dem Versuch, über die empirische Zeit Macht zu gewinnen. Das vergängliche Leben wird dem ewigen Tode gegenübergestellt und damit die Zeit gleichsam besiegt. Als Zeichen dieses Sieges gilt das freiwillige Sterben, wie es schon Seneca in seinem 24. Briefe an Lucilius als Überwindung des ewigen Wechsels empfiehlt.[1]) Nun hat es der Mensch selbst in der Hand, wie weit er sich von der Zeit knechten lassen will; höher als sie steht sein Wille. In diesem Sinne gehen die Menschen Shakespeares von Romeo bis zu Othello wissend und wollend in den Tod. In ihrem Sterben liegt etwas ungemein Bejahendes und Triumphierendes, im Sinne von Lucrez' *Mortalem vitam mors cum immortalis ademit.*

Damit ist der Weg zur Überwindung der empirischen Zeit durch einen heroischen Willenseinsatz bereitet. Das gilt nun nicht nur im Hinblick auf das Sterben, sondern auch auf die Wirklichkeit des Lebens. Die Renaissance pflegt in Anlehnung an Machiavelli diese Wagebereitschaft mit dem Worte "virtù" zu bezeichnen.[2]) "Virtù" befähigt den Menschen, sich das von der Zeit gegebene Schicksal untertan zu machen und der Willkür Fortunas zu lachen. Shakespeare hat sich in seinem 123. Sonett zu diesem erlösenden Trotzwillen bekannt:

> No, Time, thou shalt not boast that I do change:
> Thy pyramids built up with newer might
> To me are nothing novel, nothing strange . . . . .
> . . .
> Thy registers and thee I both defy,
> Not wondering at the present nor the past,
> For thy records and what we see do lie,
> Made more or less by thy continual haste.

Aber das durch den Einsatz des Willens bewirkte Überwinden der Zeit bedeutet noch kein Erfüllen des Zeitbegriffs mit neuen Inhalten. Dazu war es erst noch nötig, das durch den Kampf wieder wertvoll gewordene Sein unter dem Aspekt

---

[1]) Vgl. zu dem Ganzen H. Daffner, *Der Selbstmord bei Shakespeare*: Sh. Jb. 64, 90.

[2]) *Principe* Kap. 25.

der Dauer zu betrachten. Durch die antike Philosophie wird dem Menschen des 16. Jahrhunderts diese neue Einstellung der Zeit gegenüber nahegebracht. Während Platon den Gegensatz von Zeit und Ewigkeit zwar nicht aufhebt, aber in seiner Ideenlehre dadurch überwindet, daſs er jene in die Ewigkeit einbaut, ist für Aristoteles die Welt ungeworden und unvergänglich und das, was wir "Zeit" nennen, von der "Zeitlosigkeit" eingeschlossen. In der Idee des vollkommenen Seins liegt nunmehr jener absolute Wert, mit dem alles Zeitliche zu messen ist. Die mit der empirischen Zeit gegebenen Werte sind nur Schein, von dem aus es zu dem wahren Sein vorzustoſsen gilt. Shakespeare hat im Kästchenmotiv des *Kaufmanns von Venedig* dieser neuen Lebenshaltung poetischen Ausdruck verliehen.

Namentlich zwei Werte sind auf diese Weise der Vergänglichkeit entrissen worden: die Schönheit und die Liebe. Der erschütternden Erkenntnis des schnellen Verblühens aller Schönheit in der Zeit steht die beglückende Gewiſsheit von ihrem unvergänglichen Sein in der zeitlosen Idee gegenüber. Spenser triumphiert in seiner *Hymne in Honour of Beautie*:

> That Beautie is not, as fond men misdeeme
> An outward shew of things that onely seeme.[1])

An der Schönheit, die in ihrer wahren Substanz erlebt wird, hat die Zeit keinen Anteil: *Time weares hir not*, drückt Raleigh die Erkenntnis aus.[2]) Ein Drayton kann die Zeit jetzt auffordern, stehen zu bleiben, um das Wunder zeitloser Schönheit zu schauen[3]), und Ben Jonsons Maske *Love Freed from Ignorance and Folly* (1611) klingt jubelnd aus:

> For beauty hath a living name,
> And will to heaven, from whence it came.

Auch die Liebe wird in den Ewigkeitsbegriff einbezogen. In ihrer irdischen Erscheinungsform ist sie dem Gesetz des Vergehens unterworfen; aber als unversiegbare Quelle im Universum, wie Spenser sie in seinen Liebeshymnen sieht,

---

[1]) V. 90 ff.

[2]) Sir Walter Raleigh, *Praisd be Dianas Faire and Harmles Light* (*Poems* ed. A. M. C. Latham, Constable 1929, S. 111).

[3]) *Ideas Mirrour* (Works 101).

ist sie an kein Gestern und kein Morgen mehr gebunden, als zeugende Kraft ist sie ewig:

Ages and times cannot thy power outrun.[1])

Die Zeit wird gleichsam an dieser Liebe erst orientiert, etwa am Begriff der Generation. Wenn Shakespeare in seinen Sonetten dem Freunde zur Vermählung rät, damit sein Wesen sich fortpflanze, dann offenbart sich hier der durch Schönheit getragene Ewigkeitscharakter der Liebe, durch die eine Steigerung des Seins über das zeitgebundene Einmalige hinaus überhaupt erst möglich wird.[2])

Wir sind damit zu der tiefsten Schicht vorgedrungen, von der aus das 16. Jahrhundert Lösung und Erlösung aus den durch die "Zeit" verursachten inneren Konflikten finden konnte. Es handelt sich um den Versuch, allen irdischen Wechsel in eine kosmisch bedingte Ordnung einzubeziehen. In der Antike haben Lucrez und Vergil diesen Weg beschritten, während die christliche Welt von der Herrschaft eines ewigen Gottes weiſs, dessen Schöpfung diese Zeitlichkeit ist. Nicht von Willkür, sondern von einer weltgesetzlichen Notwendigkeit kann hinfort mehr die Rede sein.

Die Renaissance setzt diese Ordnungsmacht vielfach in Anlehnung an die antike Mythologie und an mittelalterliche Vorstellungen mit der "Göttin Natur" gleich:

That mighty god that made eche creature
As wel in heven as other place erthly.[3])

Alles Geschehen, alles Werden und Vergehen ist unter ihr strenges Gesetz gestellt; auch das sinnlos Erscheinende hat eine tiefe Bedeutung. Die Natur, die alles Leben in ihren Bann zwingt, ist gröſser und schöner als die anderen Götter: diese neue Rangordnung wird in Spensers Kosmologie — in den *Cantos of Mutabilitie* — verkündigt[4]); aber auch bei Shakespeare ist sie es, die dem chaotischen Universum erst

---

[1]) Raleigh, *The 11th: And Last Booke of the Ocean to Scinthia* (Poems a. a. O. 92).

[2]) Vgl. ähnliche Ideen: *Venus and Adonis* V. 1129; 162ff., 751ff.! *Romeo* I, 1, 218ff.; *All's Well that Ends Well* I, 1, 132ff.; *Twelfth Night* I, 5, 248ff.

[3]) H. Medwall, *Nature* S. 75.

[4]) Namentlich im 7. Gesang. Vgl. etwa Canto 13.

die rechte Form gibt.[1]) Sie ist jener Geist der grofsen Weltordnung[2]), der zwar oft unbegreiflich, aber nie willkürlich ist. Der Mensch, der sich ihr anvertraut, braucht nicht mehr die Launen Fortunas zu fürchten, denn auch sie hat hier ihre Meisterin gefunden.

Die "Zeit", die somit ihre Aufgabe im geordneten Weltgefüge zugewiesen bekommen hat, ist im christlichen Denken auch unter die göttliche Vorsehung gestellt. Naturbedingte Ordnung wird hier zur gottgewollten Gerechtigkeit. Die Vorsehung gibt einem jeden seinen Platz. Sie bedient sich gleichsam der Zeit, um dem Menschen die Vergänglichkeit seines Wesens vor Augen zu führen; in der Erkenntnis dieser göttlichen Mahnung liegt für diesen aber gleichzeitig auch der Sieg über die Zeit. Wo der Mensch sich von der Vorsehung geleitet weifs, findet er in allem Wechsel des Lebens eine grofse innere Sicherheit. Thomas Morus hat kurz vor seinem Martyrertode seinem Jugendgedichte *Fortune* noch einige Zeilen hinzugefügt; es sind Gedanken, zu denen er durch die Erfahrungen seines Lebens gekommen ist:

Eye-flattering Fortune, look thou never so fair
Nor never so pleasantly begin to smile,
As though thou wouldst my ruin all repair,
During my life thou shalt not me beguile.
Trust shall I God, to enter in a while
His haven of Heaven, sure and uniform;
Ever after thy calm look I for a storm.[3])

In J. Nordens Dichtung *Vicissitudo Rerum* heifst es: *This time once gone, a timeless time shall be*[4]), eben jene eigentliche Wirklichkeit, die in Gottes Vorsehung beschlossen liegt. Ohne sie wäre der Kosmos ewiger Selbstzerfleischung ausgeliefert[5]); da aber Gott die Zeit geschaffen hat, befiehlt er ihr auch, wie sie gehen soll.[6])

---

[1]) *Cymbelin* V, 4, 48 oder *Venus and Adonis* 744.

[2]) *Henry IV B* I, 1, 153 u. a. Vgl. dazu R. K. Root, *Classical Mythology in Shakespeare* (Yale Studies in English) S. 89.

[3]) Vgl. R. W. Chambers, *Thomas More* (Cape 1935), S. 326 ff.

[4]) Norden a. a. O. *Epistle Dedicatory*.

[5]) Norden, Cantos 88, 89.

[6]) ibid. Cantos 3, 5. Vgl. den Vorsehungsgedanken in bezug auf die Zeit auch bei M. Drayton *Noah's Flood* (*Works* III, 327).

Hier mündet das Zeitproblem in die Religionsphilosophie der Renaissance ein, und erst auf dieser Ebene sind letzte, befriedigende Lösungen möglich. Es ist einem Thomas Morus zur Gewiſsheit geworden (*Four Things for His Pastime*, 1503), daſs die Zeit zwar über den Ruhm triumphiert, aber dann doch von der Ewigkeit überwunden wird. Je mehr das Diesseitsempfinden der Renaissance schwindet, und je stärker dem Menschen die Problematik des Daseins in der Zeit bewuſst wird, desto brennender wird das Verlangen, aus der Krisensituation zu absoluten Werten emporzusteigen. Das Barockzeitalter, das unter dem Gedanken der Vergänglichkeit unendlich viel qualvoller litt als die Renaissance, hat umso leidenschaftlicher die Bindung an überzeitliche Werte gesucht und gefunden. Lord Brooke (1554—1628), der Dichter und Politiker, in dem sich Renaissance- und Barockgeist vereinigen, hat in seiner 1633 veröffentlichten Dichtung *Mustapha* noch einmal das Zeit- und Ewigkeitsproblem behandelt. Alle Unruhe der Zeit wird durch die Ruhe in der Ewigkeit abgelöst. Da spricht die Zeit und weist auf ihre Leistungen hin:

Could Pleasure live? Could Worth have reverence?
Lawes, Arts, or Sects (meere probabilities)
Kepe up their reputation in Mans sense,
If Noveltie did not renew his eyes?

Sie bringt die Wahrheit ans Licht; sie offenbart das Böse; sie stellt die höchste Macht des Lebens dar; aber — und damit wird das ganze Gebäude der Zeit vernichtet — vor der Ewigkeit und ihrer gewaltigen Ruhe muſs sie vergehen:

Time is the weakest worke of my Creation;

sie kann mit der Ewigkeit nicht in Wettbewerb treten, und so wird sie in ihre Schranken zurückverwiesen:

Time! therefore know thy limits, and strive not
To make thy selfe, or thy works infinite.

Mag sie noch so sicher auftreten, die Ewigkeit ruft ihr zu:

Time but the servant is of Power Divine.

Die Zeit, die unter dem Gesetz der Ewigkeit steht, wird zu einer Gabe für den Menschen. In ihrer unaufhörlichen Bewegtheit, die letzten Endes in die Ruhe die Zeitlosigkeit

ausmünden wird, liegt nun auch etwas Tröstendes, eine heilende Kraft für alle Kümmernisse und alles Leid:

Time shall devoure my sorrow,
And to affliction minister reliefe,
When as there never shall succeed a morrow,
Whose labouring houres shall lengthen out my griefe,
Nor in my brest, Care sit againe so deepe:
Tyring the sad Night with distemp'red sleepe.[1])

Das Unvollkommene wird einbezogen in das Vollkommene, und dem Leben des Menschen in der Zeit ist ein neuer Sinn gegeben.

---

[1]) Drayton, *Pastorals* (*Works* II, 520).

Breslau. Paul Meissner.

"THUS CONSCIENCE DOES MAKE COWARDS OF US ALL" (*HAMLET* III, 1).

I.

Das angeführte Wort aus dem Hamletmonolog III, 1 und die damit zusammenhängenden Monologteile fasse ich folgendermafsen auf.[1])

Hamlet hat zu Anfang seines Selbstgesprächs die Frage aufgeworfen, ob es nicht etwa einer vornehmeren Gesinnung entspreche, das Leben durch Selbstmord zu enden, als die unvermeidlichen Mühsale dieses Daseins geduldig zu ertragen. Er hat diese Frage nicht beantwortet, aber gerade dadurch den Gedanken nahegelegt, dafs der Selbstmord vielleicht doch in der Tat die vornehmere Lösung sei. Mit einem Gedankensprung ist er dann zu der anderen Frage übergegangen, ob es überhaupt sinnvoll sei, das Leben freiwillig mit dem Tod zu vertauschen, und diese Frage beantwortet er eindeutig dahin, dafs ein solcher Tausch mit Rücksicht auf die Furcht, die wir als denkende Menschen vor weiteren Leiden im Jenseits haben müssen, unvernünftig sei. "Schon unsere blofse Vernunft, ohne alle Rücksicht auf göttliche Verbote, mufs uns demnach vom Selbstmord abhalten", so können wir aus Hamlets Ausführungen bis zu diesem Punkt des Monologs (*that we know not of*) folgern. Bis zu einem gewissen Grad wird diese Folgerung auch in der Tat zum Ausdruck gebracht in den Worten:

> *And thus the native hue of resolution*
> *Is sicklied o'er with the pale cast of thought.*

---

[1]) Die im folgenden verwendeten gekürzten Verweise wie Bradley 98, Werder 166 beziehen sich auf die bei E. Weigelin, *Hamlet Studien, Beiträge zur Hamletkritik* (Stuttgart 1934), S. 112f. genauer bezeichneten Werke.

Aber vorher und nachher führt Hamlet den Gedanken in einer anderen Richtung weiter. Die vernünftige Betrachtung hat ihn dazu geführt, die Furcht vor Jenseitsleiden als berechtigt und als ausreichenden Grund gegen den Selbstmord anzuerkennen. Diese Furcht vor dem Jenseits macht uns also, pathetisch ausgedrückt, zu feige zum Selbstmord. Da aber die Furcht vor den Leiden bzw. Strafen des Jenseits für den volkstümlich frommen Menschen mit der Stimme des Gewissens identisch ist, so kann Hamlet es als Ergebnis seiner Erörterungen aussprechen, daſs das Gewissen den Menschen zum Feigling macht, und zwar das Gewissen in einem ganz allgemeinen Sinn genommen, bei dem es nicht festliegt, ob an die sittliche Beurteilung zukünftiger Taten oder an das schmerzliche Nachgefühl bereits geschehener Handlungen gedacht ist. Die Furcht vor dem Etwas nach dem Tode (*this regard*) hält uns aber nicht nur vom Selbstmord zurück, sie bringt auch sonst groſse Unternehmungen zum Scheitern, natürlich — hier liegt wieder eine Art Gedankensprung vor — nicht wie beim Selbstmord die Furcht vor allen Strafen, die wir uns überhaupt schon durch unser Vorleben verdient haben — das wäre ja in diesem Fall gemeine Feigheit —, sondern die Furcht vor den Strafen, die wir mit der Ausführung dieser bedeutsamen Taten selbst auf uns laden können, also letzten Endes die Macht des zukunftsbezogenen Gewissens; denn Unternehmungen voll Mark und Nachdruck können, wie jedermann weiſs, vom Standpunkt sittlicher Beurteilung nur selten als vollkommen einwandfrei bezeichnet werden. Ganz besonders gilt das von der Rachetat, zu welcher sich Hamlet im ersten Akt verpflichtet hat, ohne andere Beweise für sein Recht zu haben als einen Argwohn und die Mahnung eines Gespenstes, das wohl doch teuflischen Ursprungs gewesen sein muſs, da „vom Jenseits kein Wanderer zurückkehren kann“. Der Hörer erinnert sich an diese Umstände und fühlt so, daſs Hamlet unmittelbar davorsteht, noch näher auf die Rachepläne einzugehen und dem lauschenden König alles zu verraten. Da tritt zum Glück Ophelia auf und unterbricht die Gedankengänge des Prinzen.

2.

Soweit ich sehe, unterscheidet sich die hier vorgetragene Auffassung von allen früheren Interpretationen des Monologs dadurch, daſs ich in Hamlets Gedankengängen eine allmähliche Umdeutung des Sinnes der Furcht vor den Jenseitsleiden verfolgen zu können glaube, während die übrigen Forscher, soweit sie überhaupt klare Meinungen über alle in Betracht kommenden Teile des Monologs vortragen, eine einheitlichere Linie des Gedankengangs herausarbeiten. Im Interesse einer vereinfachten Darstellung will ich davon absehen, diese Meinungen im einzelnen zu wiederholen, und bei meinen weiteren Erörterungen vielmehr von einer schematischen Zusammenfassung der wichtigsten Auffassungstypen ausgehen, die für den Versuch der Herausstellung einer solchen einheitlichen Linie überhaupt in Betracht gezogen werden können.

Man kann einerseits von der in meiner These niedergelegten Interpretation der Verse

And enterprises of great pith and moment etc.

ausgehen und rückwärtsschreitend auch bei Hamlets Ausführungen zur Selbstmordfrage die Furcht vor etwas nach dem Tode nicht als die ganz allgemeine Furcht vor Jenseitsleiden, sondern als die besondere Furcht vor den dem Selbstmord angedrohten Strafen aufzufassen suchen. Oder man kann andrerseits umgekehrt von der oben niedergelegten Interpretation der Verse

But that the dread of something after death etc.

ausgehen und vorwärtsschreitend auch bei Hamlets Ausführungen über die Unternehmungen voll Mark und Nachdruck den Gedanken an eine allgemeine Furcht vor Jenseitsleiden aller Art, d. h. also überhaupt gewöhnliche Todesfurcht, in Betracht ziehen. In beiden Fällen kann das Monologwort *conscience* in seiner gewöhnlichen Bedeutung *Gewissen* aufrechterhalten werden.

Eine ganze Gruppe von weiteren Interpretationen läſst sich aber weiterhin noch in Betracht ziehen, wenn man den Versuch macht, das Monologwort *conscience* nicht in seinem gewöhnlichen Sinn *Gewissen*, sondern im Sinn von *Bewuſstsein, Furcht vor Folgen, intimes Denken, Zartgefühl, consciousness, habit of reasoning* u. ä. aufzufassen, dementsprechend überhaupt ohne die Ansetzung eines Hinweises auf Gewissensbedenken auszukommen, und den Grund, welcher groſse Unternehmungen nach Hamlets Ansicht zum Scheitern bringt, in rein intellektuellen Schwierigkeiten irgendwelcher Art aufzuweisen.

Bei einer Umschau in der neueren Shakespeare- und Hamletliteratur ergibt sich, daſs der dritte Auffassungstypus heute schon fast allgemeine Gültigkeit zu erlangen beginnt.[1]) Und trotzdem scheint mir gerade diese

---

[1]) Die Auffassung, daſs das Wort *conscience* an unserer Hamletstelle eine der oben bezeichneten Bedeutungen habe, findet sich bereits in fast allen englischen und deutschen Shakespearewörterbüchern sowie auch im Glossar zur Hamletausgabe des New Temple Shakespeare. Von bekannteren

Art der Auffassung mit fast exakt wirkenden Beweismitteln zurückgewiesen werden zu können, während die letzte Entscheidung über die beiden anderen Interpretationen viel mehr auf intuitiver Einfühlung in den Geist des Monologs und überhaupt des *Hamlet* aufbauen mufs. Ich will deshalb mit der verhältnismäfsig einfacheren Erörterung des dritten Auffassungstypus beginnen, um dadurch zunächst einmal ein freieres Blickfeld für die Erörterung der schwieriger gelagerten Probleme zu gewinnen.

3.

Der Ausgangspunkt für die demnach an erster Stelle zu erörternde Interpretationsart ist die Feststellung, dafs das Wort *conscience* im Englischen gelegentlich eindeutig im ursprünglichen Sinn des lateinischen *conscientia*, nämlich im allgemeinen Sinn von *Bewufstsein*, belegt ist. Diese Tatsache läfst sich auch im Hinblick auf die entsprechenden Belege des NED kaum bestreiten. Aber ebensowenig läfst sich bestreiten, dafs die Bedeutung *Gewissen* von der Rezeption des Wortes bis heute die Haupt- und Grundbedeutung war, und dafs gewichtige Gründe literarischer und geistesgeschichtlicher Art vorliegen, diese Grundbedeutung auch an unserer Stelle einzusetzen.

Diese Gründe sind auch schon früher, meist allerdings nicht mit der nötigen Klarheit der Formulierungen, ins Feld geführt worden, ohne dafs, soweit ich sehe, von seiten der Vertreter der Bewufstseinstheorien jemals ein ernsthafter Versuch der Widerlegung gemacht worden wäre.

Vor allem handelt es sich dabei um die Tatsache, dafs Shakespeare die Begriffe *conscience* und *coward* nicht nur an unserer Monologstelle miteinander in Verbindung bringt, sondern auch an drei weiteren Stellen, an denen die Bedeutung *Gewissen* durch den Zusammenhang vollkommen eindeutig festgelegt ist.[1]) Ja, nicht nur Shakespeare bietet Parallelen, sondern auch die übrige englische Literatur und die Weltliteratur. Bei T. Powell findet sich die Stelle: "There is no coward to an ill conscience"[2]), und nach Stobäus hat schon Menander über die *σύνεσις*, die hier auch nur als *Gewissen* aufgefafst werden kann, gesagt:

Verfassern von Hamletabhandlungen sind als Vertreter derartiger Auffassungen u. a. zu nennen Bradley, Gundolf, Morsbach, Schücking, Werder und Weigelin (vgl. Bradley 98; Morsbach 93; Werder 166; Weigelin 89; Schücking, *Der Sinn des Hamlet* (1935), S. 82, und Gundolfs Übersetzung). Als *Gewissen* fassen das Monologwort *conscience* auf u. a. Brandl, Gervinus, Kohler, Mai-Rodegg, Ulrici, Vischer, Wihan und das NED (vgl. Weigelin 88, Fn. 18, 19 und 22, sowie Vischer 338). K. Fischer 133 fafst *conscience* als *betrachtende Vernunft* und *this regard* als *Todesfurcht*, zieht aber vorher bei der Erorterung von Hamlets Selbstmorderwägungen neben der Todesfurcht auch das göttliche Verbot mit herein.

[1]) *Richard the Third* I 4, 129ff.; V 3, 179, V 3, 309. Vgl. Loening 77, Mai-Rodegg 63.

[2]) *Tom of all Trades* (1631); zitiert NED s. v. *conscience* 4. d.

Ὁ συνιστορῶν αὑτῷ τί, κἂν ᾖ θρασύτατος
ἡ σύνεσις αὐτὸν δειλότατον εἶναι ποιεῖ.[1])

(Wer sich einer [schlechten] Sache bewuſst ist, den macht das Gewissen zum gröſsten Feigling, auch wenn er von [Natur] der Mutigste ist.)

Solange diesen Belegen keine Gegenbeispiele entgegengestellt werden können, in welchen das Bewuſstsein als Quelle der Feigheit bezeichnet ist, und solange insbesondere keine Belege dafür angeführt werden können, daſs bei einer Bezeichnung des Bewuſstseins als Quelle der Feigheit das englische Wort *conscience* Verwendung gefunden hat, wird man die hier angeführten Parallelen wohl doch als ziemlich eindeutige Beweismittel für die Einsetzung der Bedeutung *Gewissen* im Hamletmonolog werten können.

4.

Wenngleich die im vorigen Abschnitt angeführten Parallelen die Bedeutung *Gewissen* für unser Monologwort so gut wie sicherstellen, so will ich diese Ansetzung im folgenden doch durch Erörterung einiger in Betracht kommender Hemmnisse noch weiter festigen.

Eine Frage, die man entgegenzuhalten versuchen könnte, ist die, ob die Begriffe *Jenseitsleiden* und *Gewissen* für Shakespeares Zeit nicht vielleicht schon zu weit auseinander liegen, als daſs man annehmen könnte, in Hamlets Geist haben diese Gedanken so nahe beieinander gewohnt, wie das beim Vorliegen der Bedeutung *Gewissen* der Fall wäre.

Zu diesem Einwand ist zunächst festzustellen, daſs tatsächlich mit der Möglichkeit zu rechnen ist, daſs Shakespeare einen Gewissensbegriff kannte, bei welchem der Gedanke an Jenseitsvergeltung kaum noch eine Rolle spielte. In einer Reihe von Shakespearedramen ist bei der Darstellung von Gewissensbedenken nirgends vom Jenseits, sondern höchstens von Diesseitsstrafen die Rede, und mir will es scheinen, daſs selbst der Gedanke einer Vergeltung im Diesseits, so eng er mit dem Gewissensbegriff verwandt ist, nicht immer ein integrierender Bestandteil des Shakespeareschen Gewissens ist, sondern daſs Shakespeare, in manchen Charakteren wenigstens, ein Gewissen zur Darstellung bringt, welches auch ohne logisch faſsbare Überlegungen, mehr als eine Art Naturkraft, wirken kann.

---

[1]) Joannis Stobaei Florilegium ed. Th. Gaisford, Oxford 1822, S. 428 = T 24, περι συνειδοτος, Nr. 3. Vgl. hierzu auch ebd. Nr. 14.

Diese Vermutung bedürfte allerdings erst einer eingehenderen Begründung. Mit Sicherheit feststellen läſst sich dagegen schon jetzt, daſs der modernere Gewissensbegriff für Shakespeare keineswegs der allein maſsgebliche ist, daſs es vielmehr auch eine Reihe von Shakespearecharakteren gibt, bei welchen sich das Gewissen ganz vornehmlich als Furcht vor Jenseitsstrafen äuſsert, also in einer Art, welche der Lage, die sich bei Einsetzung der Bedeutung *Gewissen* im Hamletmonolog ergibt, entspricht oder zum mindesten sehr ähnlich ist.[1]) Mit besonderer Deutlichkeit liegt dieser Fall vor in der Szene vor der Ermordung des Clarence in *Richard III.* Denn dort wird in weitgehender Parallelität zu meiner Auffassung des Hamletmonologs ein Hinweis auf die Furcht vor der Jenseitsstrafe durch eine vollkommen eindeutige Erwähnung des Gewissens wieder aufgenommen.

Ich will die Stelle eingehender anführen. Der erste Mörder fragt den zweiten: "What, art thou afraid?", und der zweite antwortet: "Not to kill him, having a warrant for it, but to be damned for killing him, from which no warrant can defend us." Kurz darauf verweist der zweite Mörder auf diese Bemerkung mit den folgenden Worten zurück: "Faith, some certain dregs of conscience are yet within me."

Noch eine andere Stelle aus demselben Drama ist hier anzuführen. Der vornehme Clarence denkt — oder träumt wenigstens — kurz vor seiner Ermordung in Bildern der antiken Mythologie. Aber auch in dieser Gestaltung kommt das Gewissen, das hier nicht namentlich erwähnt wird, aber deutlich genug gekennzeichnet ist, der Furcht vor Jenseitsstrafen gleich. Clarence sagt:

O no, my dream was lengthened after life;
O, then began the tempest to my soul,
Who pass'd, methought, the melancholy flood,
With that grim ferryman which poets write of,
Unto the kingdom of perpetual night.
The first that there did greet my stranger soul,
Was my great father-in-law, renowned Warwick;

---

[1]) Soweit ich bis jetzt sehe, läſst sich die oben gekennzeichnete Verschiedenheit in der Darstellung des Gewissens zum Teil bei den verschiedenen Charakteren desselben Dramas nachweisen (z. B. in *Richard III.*); in der Hauptsache scheinen die Unterschiede aber chronologisch bedingt zu sein. Anspielungen auf das Jenseits fehlen z. B. vollständig bei der Darstellung des Gewissens in *Heinrich VIII.* und im *Tempest.* Im *Macbeth* wird die Jenseitsfurcht bei der Darstellung des Gewissens nur erwähnt, um als überwindbar zurückgewiesen zu werden (I, 7).

Who cried aloud, 'What scourge for perjury
Can this dark monarchy afford false Clarence?'
And so he vanish'd: then came wandering by
A shadow like an angel, with bright hair
Dabbled in blood; and he squeak'd out aloud,
'Clarence is come; false, fleeting, perjured Clarence,
That stabb'd me in the field by Tewksbury:
Seize on him, Furies, take him to your torments!'
Whit that, methought, a legion of foul fiends
Environ'd me about, and howled in mine ears
Such hideous cries, that with the very noise
I trembling waked, and for a season after
Could not believe but that I was in hell,
Such terrible impression made the dream.[1])

Ich glaube, daſs diese beiden Parallelen genügen können, um zu zeigen, daſs die enge Verwandtschaft zwischen dem Gedanken an eine göttliche Vergeltung im Jenseits und dem Phänomen des Gewissens, wie ich sie in meiner Hauptthese vorausgesetzt habe, durchaus in das Shakespearesche Weltbild hineinpaſst.

Eine andere Schwierigkeit scheint man gelegentlich in dem paradoxen Inhalt zu sehen, welcher in die Behauptung, daſs das Gewissen den Menschen zum Feigling macht, hineingelegt werden kann.[2]) Hierzu ist zunächst zu betonen, daſs dieser paradoxe Inhalt dem Wortlaute nach nicht unbedingt vorzuliegen braucht. Dem antiken Parallelbeleg aus Menander fehlt ein solcher Sinn z. B. noch vollkommen. Denn dort ist es letzten Endes nicht die sittliche Macht des Gewissens als solche, sondern die bereits geschehene böse Tat, welche den Täter — allerdings in Verbindung mit der Macht des Gewissens — feige und damit moralisch minderwertig macht. Entsprechend ist die Lage bei dem oben zitierten Powell-Beleg und bei dem zweiten der oben angeführten Shakespeare-Belege.[3]) Aber auch an unserer Monologstelle braucht man aus der Einsetzung der Bedeutung *Gewissen* für *conscience* an sich noch nicht unbedingt zu folgern, daſs die paradoxe

[1]) *Richard the Third* I 4, 43 ff.

[2]) v. Westenholz E. St. 34, 346 redet z. B. von dem "Notbehelf" mit dem Gewissen, das Feige aus uns macht.

[3]) *Richard the Third* V 3, 179. Der Beleg ebd. V 3, 309 ist ähnlich wie die Hamletstelle in dieser Hinsicht nicht eindeutig.

Behauptung, das Gewissen im Sinn von sittlichen Bedenken gegenüber einer erst noch auszuführenden Tat mache den Menschen zum Feigling, vorliege. Nach der in Abschnitt 2 an zweiter Stelle in Betracht gezogenen Auffassung wäre vielmehr ebenso wie bei dem Menander-Beleg im ganzen Monolog nur vom vergangenheitsbezogenen Gewissen die Rede, und auch nach meiner eigenen Auffassung denkt Hamlet an das zukunftsbezogene Gewissen jedenfalls bewufst noch nicht bei den Worten

Thus conscience does make cowards of us all,

sondern erst bei den Worten

And enterprises of great pith and moment etc.

Allerdings enthält der Monolog demnach auch nach meiner Auffassung den paradoxen Gedanken einer Herabsetzung des Wertes der Fähigkeit zur moralischen Beurteilung noch ungeschehener Taten, und im Hinblick auf dieses Endergebnis will ich die Erörterung des Einwandes der Einfachheit halber schon hier zu Ende führen.

Diese Erörterung kann von der ganz allgemeinen Feststellung ausgehen, dafs bei einem Dichter von der Geistesart Shakespeares natürlich kein Grund vorliegt, paradoxe Formulierungen wegzuinterpretieren. Speziell für unseren Fall ist dann weiterhin darauf hinzuweisen, dafs gerade der Versuch einer Abwertung der sittlichen Bedenken vorzüglich in den Geist der Renaissance pafst. Schon Wihan hat das sehr deutlich erkannt und gut formuliert; ich will ihn deshalb selbst zu Wort kommen lassen:

"Ich glaube vielmehr", so führt er bei der Erklärung unserer Monologstelle aus, "dafs Hamlet über den Kreis der bisher ausgesponnenen Gedanken hinausgeht und zu einer allgemeinen Erwägung über die Hindernisse sich erhebt, welche unsere kühnsten Entschlüsse und Taten hemmen; und diese Hemmnisse sind sittliche Bedenken (*conscience*). Hamlet will sagen, dafs wir grofse Taten, 'Unternehmungen von Wucht und Gröfse' ausführen könnten, wenn nicht unsere Entschlüsse von des 'Gedankens Blässe' angekränkelt würden. Es ist das eine Tatsache, welche die Herrenmenschen aller Zeiten und die kraftvollen Heldengestalten der Renaissance besonders schwer empfunden haben, und auch Hamlet spricht diese sittliche Erkenntnis hier aus. Er spricht hier wie ein Renaissancemensch, der nur seinen Willen als Richtschnur für seine Handlungen gelten lassen will, und doch auch wieder als ein Mensch, der sich über die sittlichen Bedenken, welche unser Handeln einengen, nicht ganz hinwegsetzen kann. Es kommt hier die

zwiespältige Natur des Helden: das Streben nach dem Heldenideal der Renaissance (Unbeugsamkeit des Willens) und sittliches Bewufstsein, zum Ausdruck." [1])

Vom Geist der Renaissance aus gesehen, steht demnach auch der paradoxen Auffassung des Wortes *Thus conscience does make cowards of us all* oder der folgenden Ausführungen über die Unternehmungen voll Mark und Nachdruck nichts im Wege. Dafs eine solche Auffassung kein „Notbehelf" ist oder wäre, geht zudem deutlich aus der Tatsache hervor, dafs die paradoxe Behauptung, dafs das zukunftsbezogene Gewissen den Menschen zum Feigling mache, an der ersten der in Abschnitt 3 erwähnten Parallelen aus *Richard III.* von Shakespeare selbst in vollkommen unzweideutiger Form zum Ausdruck gebracht ist.[2]) Von dieser Seite her kann man die Bedeutung *Gewissen* deshalb unter keinen Umständen anfechten.

Mit ganz knappen Hinweisen lassen sich drei weitere Gründe zurückweisen, die man schon gelegentlich für die Bewufstseinsthese und damit gegen die Gewissensthese ins Feld geführt hat.

Durchaus zurückzuweisen ist der Hinweis auf die angebliche Bedeutung des französischen *conscience* an einer Stelle aus Belleforest, welche verschiedene Parallelen zu unserem Monolog aufweist.[3]) Denn beim unbefangenen Lesen wird man auch dieses französische *conscience* im Zusammenhang als *Gewissen* auffassen, und aufserdem ergibt sich, dafs Shakespeare den Gedanken Belleforests in einem solchen Mafse umgeformt hat, dafs Rückschlüsse von der Bedeutung der französischen Worte auf die Hamletworte in jedem Fall aufserordentlich gewagt wären.

Als nicht viel stichhaltiger erscheint mir der Hinweis darauf, dafs das Monologwort *thought* des übernächsten Verses das vorausgehende *conscience* wieder aufnehme, und dafs dieses deshalb einen ähnlichen Sinn wie *thought* haben müsse.[4]) Denn ich glaube gerade umgekehrt, dafs man dem Stilgefühl Shakespeares viel eher gerecht wird, wenn man unter Einsetzung der Bedeutung *Gewissen* annimmt, dafs er den Gedanken vom feigmachenden Gewissen in den folgenden Versen variiert und durch Beziehung auf das ganze Denken verallgemeinert habe, als wenn man annimmt, dafs er zweimal hintereinander denselben Gedanken nur mit etwas anderen Worten zum Ausdruck gebracht habe.

---

[1]) Wihan 59f. [2]) *Richard the Third* I 4, 129ff.

[3]) Morsbach 93, Fn. 1. Anzumerken ist hier, dafs Morsbachs Hinweis auf die Parallelität der beiden Stellen an sich als äufserst wertvoll zu bezeichnen ist. [4]) Ähnlich Morsbach a. a. O.

Als etwas schwerwiegender erscheint, auf den ersten Blick wenigstens, der Hinweis auf die Lesart des Corambistextes, wo die Stelle lautet: "O this conscience makes cowardes of us all."[1]) Aber bei näherer Betrachtung ergibt sich zunächst einmal, daſs es aus textkritischen Gründen jedenfalls unter keinen Umständen angängig ist, die Lesart *this* im Sinn von *dieses* in den Haupttext einzusetzen. Denn diese Lesart würde den wundervollen Rhythmus des *thus — and thus — and ... by this regard* deutlich beeinträchtigen, und kein erfahrener Textkritiker wird sich deshalb dazu entschlieſsen können, das erste *thus* zum Druckfehler zu erklären und damit zuzugeben, daſs ein Druckfehler den Rhythmus einer Stelle in einem so augenfälligen Maſs gebessert habe. Weiterhin stellt sich heraus, daſs auch bei der Lesart *this conscience* zwei grammatische Möglichkeiten bestehen, das *conscience* als Gewissen aufzufassen, nämlich einmal die Ansetzung eines vom NED bezeugten *this* = *thus* und zum anderen die Ansetzung eines affektischen *this*, welches der Stelle den Sinn gäbe: "Oh, dieses jämmerliche Gewissen macht den Menschen zum Feigling."[2]) Darüber, daſs für den Corambistext mit einer dieser beiden Möglichkeiten gerechnet werden muſs, scheint mir, wiederum auf Grund der in Abschnitt 3 angeführten Parallelen, kein Zweifel möglich zu sein.

5.

Die Tatsache, daſs das Wort *conscience* im Hauptmonolog des *Hamlet* im Sinn des deutschen *Gewissen* und nicht im Sinn des deutschen *Bewuſstsein* aufzufassen ist, glaube ich in den beiden vorausgehenden Abschnitten in eindeutiger Weise klargestellt zu haben. Es bleibt nun noch die bedeutend schwierigere Aufgabe der Erörterung der Frage, ob die Einwirkung des Gewissens tatsächlich in der in meiner Eingangsthese beschriebenen Weise aufzufassen ist, oder ob die Ansetzung der Bedeutung *Gewissen* mit einer der beiden anderen noch unerörterten Interpretationsarten zu verbinden ist, die ich in Abschnitt 2 gekennzeichnet habe.

Der erste dieser beiden Auffassungstypen hat ja sicher sehr viel Verlockendes an sich. Denn, wenn man sich bei der Interpretation mehr vom Verstand als vom Gefühl leiten läſst, ist es ein Leichtes, Gewissensbedenken schon in die unserem Titelwort vorausgehenden Verse hineinzuinterpretieren. Man braucht nur auf den ersten Monolog Hamlets hinzuweisen (I, 2), wo er es klar ausgesprochen hat, daſs ihn

---

1) Vgl. z. B. Hebler 147; v. Westenholz E. St. 34, 346.

2) Vgl. (allerdings mit positiv affektischer Bedeutung) *O this learning, what a thing it is. Shr.* I 2, 156.

damals jedenfalls Gewissensbedenken im eigentlichen Sinn vom Selbstmord abhielten, und man braucht diese früheren Gedanken nur auf Hamlets erneute Ausführungen über das Selbstmordproblem zu übertragen. Wenn man sich aber vom Gefühl leiten läſst, wird man ebenso wie feinfühlige Shakespearekenner vom Rang eines Bradley und Sckücking zu der Überzeugung kommen, daſs jedenfalls vor der Einführung des Wortes *conscience* in unserem Monolog vom Gewissen noch nicht die Rede ist, sondern daſs es sich hier vielmehr nur um ein ganz allgemein gedankliches Gegenüberstellen der Diesseitsübel und der Jenseitsübel handelt.

In dieser Überzeugung darf man sich auch nicht durch die Textgestalt der Q_1 beirren lassen. Denn der mehrmalige deutliche Hinweis auf eine Jenseitshoffnung, die vom Selbstmord abhält, macht es zwar klar, daſs der Hauptgrund für die Unterlassung des Selbstmordes vom Standpunkt dieser Fassung die Rücksicht auf das göttliche Verbot, also ein Gewissensbedenken im eigentlichen Sinn ist, aber auf der anderen Seite muſs festgestellt werden, daſs diese Verweise auf Jenseitshoffnungen an mehreren Stellen so wenig in den Zusammenhang passen, daſs man es kaum wagen kann, sie auf eine ursprünglichere Shakespearefassung zurückzuführen, und vielmehr im höchsten Maſs damit rechnen muſs, daſs sie entweder auf bewuſste Änderungen irgendeines Dramaturgen oder auf versuchsweise Ergänzungen mangelhafter Reportage zurückgehen.

Auch der letzte noch unerörterte Auffassungstypus hat durch seine Einheitlichkeit vom Standpunkt der Logik aus gesehen viel für sich. Soweit ich sehe, kann man gegenüber Auffassungen dieser Art auch kein anderes Gegenargument anführen als nur dieses, daſs sie Hamlet einen Ausspruch in den Mund legen, der für einen einigermaſsen ehrenhaften Menschen der Renaissancezeit vollkommen auſser Betracht kommt, und daſs sie so zu einem völlig unmöglichen Hamletbild führen müssen. Dieses Gegenargument halte ich nun allerdings für gewichtig genug, und man kann an dieser Stelle auch darauf hinweisen, daſs solche oder ähnliche Auffassungen noch verhältnismäſsig selten vorgebracht worden sind.

6.

Wenn ich die Ergebnisse meiner bisherigen Erörterungen zusammenfasse, so kann ich feststellen, daſs sie zu einer ganz entschiedenen Widerlegung der Auffassung des *conscience* als *Bewuſstsein* führten, und auch zu den beiden anderen in Abschnitt 2 in Betracht gezogenen Auffassungen gewichtige Gegengründe anführten, die allerdings vorwiegend nur gefühlsmäſsig begründet werden konnten. So bleibt nun vor allem noch übrig, die Möglichkeit meiner eingangs vorangestellten eigenen Auffassung einer kurzen Kritik zu unterziehen.

Den Hauptanstoſs gegenüber dieser Auffassung dürfte die schon in Abschnitt 2 erwähnte Tatsache bilden, daſs ich mit einer allmählichen Umdeutung des Sinnes der Furcht vor den Jenseitsleiden rechne. Aber dieser Anstoſs läſst sich nach meinem Dafürhalten vollkommen durch den Hinweis darauf beseitigen, daſs der Hamletmonolog *To be or not to be* keine feingezimmerte juristische Abhandlung, sondern von leidenschaftlicher Glut eingegebene Augenblicksrede ist. Gerade Schücking sagt es ja so feinsinnig, wie es Shakespeare in diesem Monolog gelungen ist, "die letzte Möglichkeit dramatischer Kunst wahrzunehmen, Wirklichkeit vorzuzaubern", indem dieser Monolog "die Gedanken gleichsam vor uns auftauchen und sich entwickeln läſst".[1]) Es herrscht also hier ein sehr ursprüngliches, natürliches Denken vor, nicht das eingezwängte, schulmäſsige. Und dieses natürlichere Denken des Menschen ist immer stärker assoziativ und minder logisch als das schulmäſsige Denken. So scheint es mir auch durchaus zu dem Gesamtcharakter des Monologs zu passen, wenn ich im Interesse der Aufrechterhaltung der dem unbefangenen Leser nächstliegenden Interpretation der einzelnen Monologteile eine logisch nicht vollkommen einwandfreie allmähliche Umdeutung des Begriffs *dread of something after death* in Betracht ziehe.

Im übrigen ist noch darauf hinzuweisen, daſs meine These in weitestem Umfang auf dem von E. E. Stoll zutage geförderten Ergebnis aufbaut, daſs die Zweifel an der Echtheit

---

[1]) Schücking, *Sinn des Hamlet* 82.

des Geistes, die Hamlet am Schlufs des zweiten Aktes und dann noch energischer im Gespräch mit Horatio in III, 2 äufsert, vollkommen ernst zu nehmen sind.[1]) Erst auf Grund dieses Ergebnisses ist es überhaupt möglich, zukunftsbezogene Gewissensbedenken im Monolog anzusetzen, da ja die früher häufig in Betracht gezogenen Bedenken über die prinzipielle Berechtigung des Rachemordes mit der allgemeinen Weltanschauung des Hamletdramas auf keine Weise in Einklang gebracht werden können.[2])

Die Tatsache, dafs scheinbare Erscheinungen Verstorbener nach allgemeiner protestantischer Zeitansicht in der Tat Teufelswerk sind, geht aus dem von Stoll vorgelegten Material mit genügender Deutlichkeit hervor. Ich kann mich deshalb an dieser Stelle darauf beschränken, den offiziellen Charakter dieser Ansichten durch einen Parallelbeleg aus den Schmalkaldischen Artikeln zu unterstreichen, der sich allerdings nicht auf Rachegeister, sondern auf Geistererscheinungen mit kirchlichem Anliegen bezieht:

Hoc etiam inde evenit, ut cacodaemones malitiam suam exercerent, et ceu animae defunctorum apparerent, missas, vigilias, peregrinationes et eleemosynas exigerent, horrendis mendaciis et ludibriis.[3])

Als ziemlich neuartig dürfte es bei meiner Interpretation berühren, dafs ich die Stelle

The undiscover'd country from whose bourn
No traveller returns

mit in diesen Zusammenhang einbeziehe.[4]) Aber diese Einbeziehung scheint mir die einzige Möglichkeit für eine wirklich befriedigende Erklärung dieser vielumstrittenen Verse zu geben und jedenfalls den sonst üblichen Erklärungsversuchen gegenüber durchaus den Vorzug zu verdienen. Denn die

---

[1]) Vgl. E. E. Stoll, *Hamlet, an historical and comparative study* (Minnesota 1919), S. 47ff.

[2]) Vgl. z. B. Loening 68ff. Auch der Gedanke der Bella Vendetta in Mai-Rodeggs sonst vielfach vortrefflichen Ausführungen erscheint mir als störendes Überbleibsel der Kohlerschen Schule.

[3]) *Articuli Smalcaldici* II, II, 16.

[4]) Möglicherweise sind bereits in den mir leider noch unbekannten Veröffentlichungen von A. Flir (1865) und Th. A. Spalding (1880) ähnliche Ansichten vertreten worden. Vgl. Loening 166.

Ansicht, dafs hier einfach ein versehentlich unterlaufener sinnloser Widerspruch zu den eindruckvollsten Darstellungen des Dramas vorliege, mufs doch trotz allem, was schon über Widersprüche in den Werken grofser Dichter gesagt worden ist, als äufserst anfechtbar bezeichnet werden, und die übrigen Meinungen, die über diese Verse schon geäufsert worden sind, tragen den Stempel des Gesuchten meist noch deutlicher an sich.[1])

Zur positiven Begründung der von mir vorgenommenen Einbeziehung ist vor allem festzustellen, dafs sich der Monolog III, 1 in der Hamletrolle unmittelbar an den Schlufsmonolog des zweiten Aktes anschliefst, in welchem Hamlet seine Zweifel an der Echtheit des Geistes zum erstenmal zum Ausdruck bringt. Der unbefangene Hörer, der diese Zweifel einfach als Hamlets wirkliche Meinung hingenommen hat, ist deshalb beim Wiederauftreten Hamlets in III, 1 innerlich schon mit der Frage beschäftigt, wie es mit diesen Zweifeln weitergehen wird, und er mufs deshalb jede Anspielung auf die Möglichkeit des irdischen Wiedererscheinens Verstorbener mit den Schlufsworten des Monologs II, 2 in Zusammenhang bringen. Der Gedanke an das, was der unbefangene zeitgenössische Hörer gefühlt haben mag, mufs nun aber doch einmal immer das Hauptkriterium für unsere eigenen Interpretationen bilden.

7.

Wenn man den Ausführungen des vorigen Abschnittes entsprechend die Worte *from whose bourn no traveller returns* als einen erneuten Hinweis auf die Unsicherheit der Geisterbotschaft auffafst, und wenn man, meiner Eingangsthese entsprechend, weiterhin in dieser Unsicherheit die Hauptgrundlage für Hamlets Gewissensbedenken sieht, dann ergibt sich als notwendige Folgerung, dafs diese Worte jedenfalls für den letzten Teil des Monologs zentrale Bedeutung haben müssen. Ja, ich glaube, dafs sie darüber hinaus überhaupt einen Wink für das letzte Verständnis des Tiefpunkts der weltschmerzlichen Stimmung geben sollen, in

[1]) Vgl. hierzu die bei Furness *Hamlet* 1, 213f. angeführten Kritikerstellen sowie Loening 166.

der sich Hamlet in diesem Augenblick der Handlung befindet. Diese Weltschmerz- und Selbstmordstimmung hatte Hamlet vor der Erscheinung des Geistes befangen (I, 2); durch die vorübergehende Sicherheit über die Schuld des Oheims, welche ihm die Geistererscheinung gegeben hatte, war sie so weit gemildert oder wenigstens in andere Bahnen gelenkt worden, daſs vom Selbstmord nicht mehr die Rede war; sie überfällt ihn aber jetzt wieder mit doppelter Wucht, wo er sich immer deutlicher klarmacht, daſs eine solche Sicherheit durch übernatürliche Mächte nicht zu erlangen ist. Nur auf diese Weise scheint mir eine sinnvolle Erklärung dafür möglich, daſs Hamlet sich in diesem Stadium der Handlung überhaupt wieder mit dem Gedanken an den Selbstmord beschäftigt, den er übrigens nach meinem Dafürhalten nur für den Fall eines negativen Ausgangs der Schauspielprobe in Betracht zieht.

Nach meiner Auffassung befindet sich demnach eine der wichtigsten Aussagen des Monologs in einem Nebensatz. Auch das scheint mir zu dem oben gekennzeichneten Grundcharakter dieser Augenblicksrede zu passen. Denn der grammatische Ausgleich des inhaltlich Wichtigen und weniger Wichtigen auf Haupt- und Nebensätze ist zwar ein Haupterfordernis geebneten Zweckstils, für reinen Ausdrucksstil, wie er hier vorliegt, gelten aber solche Gesetze nicht.

8.

Das Hauptbedenken, welches Hamlet zur Zeit, als er den Monolog spricht, von der Rachetat abhält, ist nach den Darlegungen der vorausgehenden Abschnitte das sittliche Bedenken, ob die vorliegenden Beweise zur Ausführung der Tat berechtigen. In dieser Auffassung stimme ich mit Wihan überein, und ebenso auch in der Auffassung der Verse

is't not perfect conscience etc. (V, 2)

als Hinweis auf die inzwischen eingetretene völlige Beruhigung dieser sittlichen Bedenken.[1] Nicht folgen kann ich Wihan aber, wenn er auch den "feigen Skrupel" im Monolog IV, 4 als einen Gewissensskrupel auffaſst. Auch diese Auffassung

---

[1]) Hierzu und zum folgenden vgl. Wihan 59ff.

erscheint mir vielmehr als ein Versuch schematischer Vereinheitlichung des reichen Hamletinhalts, und ich interpretiere diese Stelle vielmehr so, daſs Hamlet zu diesem Zeitpunkt, als der Erfolg des Schauspiels seine Gewissensbedenken bereits beschwichtigt hat, den Grund für sein Nichthandeln in einem zu genauen Inbetrachtziehen des voraussichtlichen physischen Erfolges der Tat sieht, also in einem Bedenken, welches im Hinblick auf den inzwischen wach gewordenen Verdacht des Königs bei nicht affektischer Betrachtung der Lage Hamlets nicht "zu drei Vierteln in Feigheit und nur zu einem Viertel in Klugheit", sondern zum mindesten zu drei Vierteln in Klugheit (*wisdom*) begründet werden muſs.

So wichtig die Erkenntnis der Bedeutung der Rolle des Gewissens für das Verständnis des Hamletdramas ist, so darf man sie demnach doch keinesfalls zum einzigen Handlungsmotiv bzw. Verzögerungsmotiv machen.[1]) Bei genauem Studium des Hamlettextes ergibt sich vielmehr, daſs auch Gewissen und Klugheit zusammengenommen noch nicht die einzigen Faktoren sind, die bei der Handlungsverzögerung mitspielen. Die weitere Verfolgung dieser Gedanken würde aber den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten und muſs deshalb auf eine andere Gelegenheit verschoben werden.

---

[1]) Man beachte, daſs das auch Wihan nicht tut. Vgl. a. a. O. S. 62.

BRESLAU. HEINRICH CHRISTOPH MATTHES.

DIE HERKUNFT VON MANFREDS ASTARTE.

Auf die Geliebte Manfreds wird mehrfach im Drama angespielt, aber erst spät und an bedeutsamer Stelle tritt ihr Name hervor, als nämlich ihr Phantom auf Geheiſs des Zerstörungsgottes Arimanes aus dem Grabe beschworen wird; gewiſs war der Name mit besonderer Absicht gewählt. Er war ungewöhnlich in der englischen Literatur, und die Assoziationen, an die er die Zeitgenossen erinnern konnte, sollten offenbar auf die Vorstellung von der Namensträgerin abfärben.

E. H. Coleridge, der verdienstvolle Herausgeber von Byrons *Poetical Works*, bemerkt zu dieser Stelle[1]) unbedenklich, das Wort *Astarte* sei einerseits aus der klassischen Lateinliteratur hervorgeholt und erinnere andererseits an Miltons Ashtaroth, "Heaven's queen and mother both"; für die Herkunft der Form Astarte zitiert er Cicero[2]) und Lucian[3]); Miltons Ashtaroth bringt er mit der phoenizischen Astoreth zusammen, "the bride and mother of Tammuz or Adonis". Darnach hätte Astarte für eine kleinasiatische Ausgestaltung der Liebesgöttin zu gelten, die den noch unreifen Jüngling Adonis in frühzeitiger Glut umarmt[4]), was die Ausdeuter der Adonis-Sage mit dem jäh erglühenden Frühling des südlichen Kleinasien in mythischen Zusammenhang brachten. Mit dieser Erklärung scheint sich die Byron-Forschung bisher beruhigt zu haben. Ob mit Recht?

Der Hinweis auf Miltons Ashtaroth ist ganz abwegig, wie schon die Verschiedenheit der Lautform verrät; dieses Wort bedeutet im *Paradise Lost*[5]) eine ägyptische Fluſsgottheit,

---

[1]) A. II, Sz. 4, V. 83.
[2]) *De natura deorum* III, 23.
[3]) *De Syria dea*, IV.
[4]) *quam Adonidi nupsisse proditum est*: Cicero.
[5]) I, 422.

die sich bald männlich, bald weiblich zeigte und von den Juden mit Unrecht verehrt wurde. Dazu fügte Miltons Gelehrtenphantasie eine Verbindung mit Astoreth[1]), die er kühnlich mit der phoenizischen Astarte zusammenwarf und zugleich mit dem weibertollen Salomon verknüpfte. Tatsächlich war Ashtaroth für Byron ein Teufelsname und kommt als spöttischer Höllensprofs in seiner ursprünglichen Fassung des Schlufsaktes von *Manfred*[2]) vor. Niemand hat, wie es scheint, diesen mythologischen Seitensprung Miltons ernsthaft genommen.

Aber auch Ciceros Astarte gibt, wenn auf Manfreds Geliebte angewendet, keinen Sinn. Ihr haftet keine Spur von der Geschwisterliebe an, die für Byrons Heldin typisch ist. Ebenso wenig pafst die überhitzte Sinnlichkeit ihres Grundwesens zu der naturphilosophischen Kameradschaft, die das Bindeglied zwischen Manfred und seiner Schwester ist, "the sole companion of his wanderings and watchings".[3]) Ihr eignete endlich nichts von der herzenswarmen Sehnsucht, womit Manfreds Astarte den Geliebten erfüllt, so dafs er in der stillen Nacht ihre Stimme zu erhaschen sucht und die Bergeshöhlen wiederhallen macht vom Klange ihres Namens[4]); Ciceros Astarte ist ein überirdisches Wesen, aber Byrons Liebhaberin ist erdennah; sie fühlte für Manfred, gab seinem Liebesdrängen nach, sogar in verbotenem Grade; sie war in jeder Hinsicht ihm die nächste.

Wo ist nun eine passende Astarte in Byrons Literaturkreis, ihm und seinen Lesern wohl bekannt, zu finden?

Getreuer als man es erwarten möchte, begegnet eine Parallelgestalt in einer berühmten französischen Schrift, die ihm nachweislich schon in der Jugendzeit vertraut und wichtig war, in Montesquieus *Lettres Persanes* (1721).

Der Rechtsphilosoph von Bordeaux hatte mit seiner persisch getarnten Sittenkritik, die das literarische Haupterbe von Steele und Addison, den *Tatler* und *Spectator*, auf eine originelle Weise weiterführte, längst besonderen Beifall gefunden. Auf seine *Lettres Persanes* waren schon 1735 die

[1]) I, 438.
[2]) Sz. 1; *Poet. W.* ed. Coleridge IV, 122.
[3]) *Poet. W.* IV, 120. [4]) IV, 117.

Persian Letters des Lord Lyttelton gefolgt, als eine nur zu deutliche Nachbildung[1]), und bald auch Goldsmith mit dem berühmten *Citizen of the World*; durch seinen *Untergang Roms* rief er den noch gröſseren Gibbon auf den Plan; er hat der englischen Literatur einen vielseitig fühlbaren Ruck ins Orientalische gegeben; seine Schriften zu kennen gehörte in England zur allgemeinen Bildung. Früh geriet speziell der geschichtlich sehr interessierte Byron auf seine Bücher. Als Cambridger Student las er seinen *Esprit des Lois*[2]) und holte daraus in seine zweite Parlamentsrede 1812 ein Tacitus-Zitat über die alten Germanen.[3]) Aus Montesquieus *Dialogue de Sylla et D'Eucrate* stammt bekanntlich seine Vergleichung Napoleons mit Sulla in seinem Prosakommentar zur *Ode to Buonaparte*[4]), und zugleich hat er diesen Dialog für *Childe Harold*[5]) benützt. Der weltmännische Franzose gehörte zu seinen geschätztesten Lehrmeistern, und viele seltsame, ja bizarr-individualistische Aussprüche hat er mit ihm gemeinsam; ich erinnere nur an das skeptische Wort von Montesquieu, der die eigenen Ansichten von der Unsterblichkeit der Seele lediglich von seinem körperlichen Befinden abhängen läſst[6]) — Byron wechselte sie angeblich, je nachdem die Sonne schien oder nicht. Der Begriff der "sagesse orientale"[7]) war Byron fortan tief eingeprägt und hat ihn sicherlich zu seiner Orientreise mit veranlaſst. Die aristokratische Ironie, womit der französische Baron die christlichen Sitten und Unsitten des Abendlandes beurteilte, wurde für den jungen englischen Lord tonangebend. Und mitten zwischen diesen behandschuhten Satiren fand er die begeisterte Liebesgeschichte von einer edlen, adeligen Astarte mit ihrem Bruder; vielleicht gehörte sie nach der Absicht des Verfassers zu den nicht seltenen Elementen der *Let. Pers.*, die rein unterhaltend gemeint waren; aber jedenfalls warf die verklärt dargestellte orientalische Umgebung auf das Liebespaar ein verklärendes Licht, so daſs dessen Verfolger als mit Engherzigkeit behaftet erschienen.

---

1) Conant, *Orient. Tale in England* 178.
2) *Letters* I, 173.
3) Ebd. II, 436.
4) Ebd. II, 340.
5) IV, 83.
6) *Let. Pers.* 75.
7) *Let. Pers.* 98.

D'Apheridon erzählt daselbst[1]), wie er von seinem sechsten Jahre an kaum leben konnte ohne seine Schwester Astarte; seine Augen folgten ihr unaufhörlich, und wenn sie für einen Augenblick wegging, füllten sie sich mit Tränen. Von Natur aus waren die beiden für die Vereinigung geschaffen, "images si naïves de l'union déjà formée par la nature", und der Vater, erstaunt über so starke angeborene Sympathie, wollte sie auch mit einander verheiraten; denn die Familie gehörte zum Stamme der Guèbres, die eine eigene Sprache reden und die älteste Religion von Persien bekennen, einen reinen Naturkult ohne Tempel und Opfer pflegen und daher eine solche Verbindung eher für heilig als für verboten halten. Aber die Mohammedaner, unter deren Herrschaft sie leben, haben dagegen die schwersten Vorurteile, und aus Furcht davor reiste der Vater mit Astarte nach Tiflis, wo er sie in den Beiram des Königs als Dienerin einer Sultanin brachte. Durch zwei Jahre konnte der unglückliche Bruder nur von außen die Mauern dieses Hauses betrachten, immer in Gefahr, von den wachhabenden Eunuchen gefaßt und umgebracht zu werden. Nach dieser Prüfungszeit, die natürlich dem Liebespaar die wärmste Anteilnahme der Leser sichern soll, starb der Vater, und die Sultanin, eifersüchtig auf die wachsende Schönheit ihrer Dienerin, verheiratete sie an einen ihrer Eunuchen, der sie nun mit aller Leidenschaftlichkeit dieser Menschenklasse hütete. Mühsam gelang es endlich dem liebenden Bruder, sie zu sprechen; hinter Gittern und Schleiern war sie so verborgen, daß er zunächst nur ihre Stimme erkannte. Aber die gemeinsame Sondersprache der Guèbres gestattete ihm, sie an die angestammte Religion zu erinnern, ihre Liebe neu zu erwecken und sie zur Flucht zu bewegen. Er konnte die theologische Verleumdung der Mohammedaner zurückweisen, als enthielte seine Stammesreligion einen niedrigen Anbetungsdienst für Sonne, Sterne und Elemente, „unsere Vorfahren haben diesen immer nur eine bescheidene Verehrung gezollt, comme à des ouvrages et des manifestations de la Divinité". Als D'Apheridon endlich nach langen und schweren Abenteuern seine Astarte

[1]) *Let. Pers.* 67.

in den Armen hält, betont er nochmals die Rechtmäfsigkeit dieser Verbindung: "Que cette union est sainte! La nature nous avait unis, notre sainte loi va nous unir encore".

Was diese "Histoire" am deutlichsten mit der Fabel von Manfred und Astarte verbindet, ist aufser dem Namen der Geliebten ihr Schwestercharakter und die Herzensvereinigung der beiden durch den Naturdienst. Auch bei Byron ist die Geliebte auf geistigem Wege, und zwar durch kosmische Interessen, dem Helden an die Seite gewachsen, und sie hat dabei keinerlei mythologische Züge angenommen, sondern ist erweichbar, der Leidenschaft zugänglich, ein Geschöpf von Fleisch und Blut geblieben. Der ursprüngliche Erlebniskern, aus dem die Manfreddichtung unzweifelhaft hervorging, wurde durch die Einmischung der Montesquieuschen Astarte nicht aufgehoben, nicht einmal verrückt, nur einigermafsen entgiftet; neben die Schwesterliebe, und beinahe vor sie, rückte die Naturliebe; für einen Leser- und Kritikerkreis, wie das damalige England ihn bot, war dies äufserst nützlich, ja nötig. Der Elementarkult der fernen Guèbres entlastete die Liebessünde nicht wenig, sowohl für Byrons eigenes Empfinden wie für die Montesquieu-Kenner unter seinen Beurteilern.

Dennoch darf man den Einflufs der Perserin auf die ursprüngliche Gestalt von Byrons Heldin nicht überschätzen. Nur wenig Orientalisches ist in seiner Astarte-Dichtung geschont: Schlangenvergleich, Ariman, Eblis Hall. Viel stärker ist die schweizerische Umgebung, die hinzutrat: Gipfel und Lawinenhänge der Jungfrau, Staubbachfall und Alpenjäger mit dem ganzen idyllischen Anhauch des Almenlandes, vielleicht auch ein alter Baronsturm in der Nähe des Gletscherfufses. Byron hat es einmal direkt ausgesprochen, er habe dieses "mad drama" geschrieben "for the sake of introducing the Alpine scenery in description"[1]); die Hochtour vom September 1816 war für ihn ein zweites und sehr starkes Erlebnis, und Montesquieus Astarte war nur eine buchmäfsige Anregung; ins Innere von Augustas Seele, die uns doch Byron in lyrischen Bekenntnisversen eingehend

---

[1]) *Letters* IV, 80.

und treulich geschildert hat — *Stanzas to Augusta* [1]) —, leuchtet der Dramatiker niemals hinein. Er wollte, wie er selbst sagte, diese intimsten Dinge nicht real vorführen und wartete deshalb zwei Jahre mit der Darstellung des Ganzen, bis andere Eindrücke, gedankliche und bildhafte, sich darüber gelagert und eine poetische Phantasieschicht gebildet hatten. Bei Montesquieu ist die Liebe Astartes unschuldig, durch die Schweizerfahrt wird die Nachhaltigkeit von Manfreds Leidenschaft erprobt, aber in Byrons Drama wird die "Sünde" des Liebespaares immer wieder betont, und dieser Zug hat ihm die Lösung des Konfliktes wohl am meisten erschwert, wie einmal ausführlicher gezeigt werden muſs.

---

1) *Poet. W.* IV, 54 ff.

BERLIN. ALOIS BRANDL.

GRIECHENLAND IN BYRONS DICHTUNG.

Dafs Byrons erste Reise nach Griechenland (1809–1811) für sein Dichten von ausschlaggebender Bedeutung war, ist längst bekannt. Kein Biograph Byrons konnte daran vorübergehen. Seine Teilnahme am griechischen Freiheitskampf hat nur mehr für ein paar kleinere Gedichte Stoff gegeben, politische und militärische Fragen haben ihn zu sehr beschäftigt und in Anspruch genommen. Trotzdem scheint mir, dafs Byrons persönliche und dichterische Stellung zu dem, was Griechenland uns ist und seinen gebildeten Zeitgenossen war, noch nicht genügend geklärt ist. Was hat Byron in Griechenland gesehen, was hat auf ihn den tiefsten Eindruck gemacht? Ist seine Stellung zu den Eindrücken anders als die anderer englischer oder westeuropäischer Griechenlandreisender seiner Zeit? Zu diesen Fragen hoffe ich im Folgenden ein paar neue Gesichtspunkte beibringen zu können, die ein Beitrag zu unserem Verständnis Byrons werden können.

Grundlage der Untersuchung sind *Childe Harold* II, die Kleinepen *Giaour*, *Bryde of Abydos*, *Corsair*, *The Siege of Corinth*, dann *The Curse of Minerva* und die Haidee-Episode im *Don Juan*, weiter seine Briefe und als willkommene Ergänzung die Reisebeschreibung seines Freundes und Begleiters Cam Hobhouse, *A Journey through Albania and other provinces of Turkey in Europe and Asia to Constantinople* (1813). Die einschlägigen Stellen hat Harold Spender[1]) mit einer Einleitung und einigen Erläuterungen hübsch zusammengestellt. Für *Childe Harold* hat mir Hans Maier[2]) wertvolle Hilfe geleistet.

---

[1]) *Byron and Greece* (London 1924).

[2]) *Entstehungsgeschichte von Byrons "Childe Harold's Pilgrimage" Gesang I und II* (Berlin 1911).

Byron hat griechischen Boden im 22. Lebensjahre betreten, er hat also das Land mit der Empfänglichkeit der Jugend bereist. Weiter dürfen wir nicht vergessen, daſs Griechenland damals eine türkische Provinz war. Die türkische Herrschaft brachte einem Griechenlandreisenden von damals den Orient viel näher als einem von heute. Sie brachte Byron in Verbindung mit muselmanischen Sitten, mit Paschas, von denen er als englischer Lord festlich empfangen wurde. Sie brachte ihm aber auch die Leiden eines unterdrückten Volkes nahe, wenn er sich sicherlich auch schon früher, etwa in Spanien, das er in einer Kampfpause der napoleonischen Kriege besucht hatte, für alle Kämpfe Unterdrückter gegen Tyrannei empfänglich zeigte. Heute begeistert uns in Griechenland vor allem die Erinnerung an die Antike, der wir auf der Schule durch unseren Bildungsgang nahe gekommen sind. Humanistisch war auch Byrons Bildungsgang gewesen; es war auch an Büchern kein Mangel, welche alle antiken Erinnerungsstätten genau beschrieben und von denen Byron einige sicher kannte — in den Anmerkungen zum *Childe Harold* erwähnt er Pouqueville[1]), Eton[2]), Sonnini[3]), de Pauw[4]) und Thornton[5]), an einer anderen Stelle spricht er von einer neugriechischen Übersetzung von Barthélemys *Anarchasis*[6]), die ein griechischer Bekannter von ihm plante.

---

[1]) Allerdings nur im Zusammenhang mit dessen Schilderung von Ali Pascha. Gemeint ist F. C. Pouqueville, *Voyage en Morée, à Constantinople etc.* Paris 1805. Die engl. Übersetzung von H. Plumptre erschien erst 1813. Über den Inhalt des Werkes vgl. Maier S. 92. Pouqueville schildert aber auch eingehend einige klassische Erinnerungsstätten, die Byron später selbst besucht hat wie Olympia, Korinth und Mykenai.

[2]) William Eton, *A Survey of the Turkish Empire*, 1798; vgl. Maier S. 89.

[3]) C. S. Sonnini de Manoncourt, *Voyage en Grèce et en Turquie etc.* 1801; vgl. Maier S. 90.

[4]) Cornelius de Pauw, *Recherches philosophiques sur les Grecs*, Berlin 1787; vgl. Maier S. 86. Pauw hatte Griechenland nicht bereist und spricht nur vom Nationalcharakter der Griechen im Altertum.

[5]) Thomas Thornton, *The present state of Turkey etc.* 1807; ein politisches Buch, vgl. Maier S. 94.

[6]) L'Abbé Barthélemy, *Voyage du jeune Anarchasis en Grèce*, 1788, eine Beschreibung Griechenlands im 4. Jahrhundert in der Form eines Besuches des fiktiven Anarchasis, ein weitverbreitetes Schulbuch, das auch archäologische Untersuchungen verwertet: Maier S. 87.

Er dürfte aber auch die bekannten Bücher von Wheeler-Spon[1]) und Chandler[2]) gekannt haben, vielleicht auch die Beschreibung der griechischen Altertümer von Pausanias, zumindest erwähnt Hobhouse diese beiden letzteren Werke. Freilich, archäologisch gebildet war Byron kaum. Sprachunterricht, Lektüre der antiken Autoren, etwas alte Geschichte bildete den Lehrgang der englischen Schulen und Universitäten auf philologischem Gebiet.

Das zweite, das einen modernen Griechenlandreisenden entzückt, ist die griechische Landschaft in ihrer reichen Abwechslung von schneebedeckten Bergen, alpin anmutenden Hochgebirgswäldern und von Olivenhainen umsäumten Meerbusen. Es ist aber nicht zu übersehen, daſs Byron kurz vorher in den albanischen Bergen war und dort eine noch wildere Hochgebirgsnatur gesehen hatte, die auf ihn einen umso stärkeren Eindruck gemacht haben muſs, als sie die erste war, die er kennen lernte.

Von antiken Kunststätten erwähnt Byron nur Delphi, die Akropolis und den Jupitertempel von Athen und den Tempel auf Kap Sunion. Olympia, das er auch besucht hat, Mykenai oder Epidaurus, an denen er wahrscheinlich vorbeigekommen ist (er erwähnt Nauplia), andere Denkmäler Athens nennt er nicht. Byron ist also sicher nicht mit archäologischem Interesse gereist. Freilich, die antiken Ruinenstätten wirkten auch damals auf einen Besucher nicht wie heute, sie waren nur zum geringen Teil freigelegt. So fand z. B. auch Chateaubriand in Korinth fast gar keine Reste von Bauwerken, und auch in Athen war sein Eindruck wegen der weitgehenden

[1]) Jacob Spon und George Wheeler, *Voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grèce, et du Levant etc.* Amsterdam 1679, engl. Übersetzung 1682. Wheeler und Spon hatten auf vier Reisen die beschriebenen Gegenden besucht und berichten eingehend über Altertümer und sonstiges, was ihnen auffiel. Ihr Buch wird oft zitiert und von späteren Besuchern benutzt. Ihre Reiseroute durch Griechenland führte von Zante über Land, also über Delphi nach Athen, genau so wie die Byrons. Vgl. Maier S. 79f.

[2]) Richard Chandler, der Griechenland und Kleinasien im Auftrage der "Society of Dilettanti" (vgl. Hecht, *T. Percy, R. Wood und J. D. Michaelis* [Göttinger Forschungen 3] 1933) 1764—66 bereiste und darüber in *Ionian Antiquities* 1769 und *Travels in Greece* 1776 berichtete. Er gibt eine genaue Beschreibung von Athen, Epidaurus, Mykenai, Delphi in Bezug auf Altertümer. Vgl. Maier S. 84f.

Zerstörungen tief traurig. Immerhin beschreibt Chateaubriand eingehend das sog. Grab des Agamemnon in Mykenai. Auch Sir William Gell[1], der das Land nach Altertümern absuchte, fand z. B. in Olympia und Epidaurus nicht viel, alles war mit Gestrüpp überwachsen. In Delphi stand das Dorf Castri noch über den Ruinenstätten, Byron findet zwar die Lage sehr schön[2], über die Ruinen macht er aber absprechende Bemerkungen[3], Hobhouse ist selbst über die Lage enttäuscht.[4] Wirklich tiefen Eindruck scheinen auf Byron nur die Tempelsäulen auf Kap Sunion gemacht zu haben. Sie zu erwähnen wird er nicht müde, wobei freilich die herrliche Lage das ihrige dazu beigetragen haben wird.

Hingegen vergifst er Erinnerungsstätten antiker Geschichte und Sage nirgends. Schon beim Vorbeifahren an Ithaka denkt er an die nach ihrem Gemahl ausschauende Penelope[5], beim Felsen von Leukas an Sappho[6]; er besucht die Stelle der Schlacht bei Aktium gelegentlich des Aufenthaltes in Prevesa, dann das Schlachtfeld von Marathon und knüpft hieran und an die Insel Salamis die längsten Vergleiche zwischen der heroischen Vergangenheit Griechenlands und der traurigen Gegenwart. Auf der Reise nach Konstantinopel besucht er Troja, wo ihn allerdings nur der Gedanke, etwa wirklich am Grabe des Achilles gestanden zu sein, erhebt.[7] Die klassische Sage ist es jedenfalls, die ihn veranlafste, den Hellespont zu durchschwimmen. Der erste Eindruck der griechischen Landschaft war für Byron sicherlich durch den vorhergegangenen Besuch Albaniens überschattet.

> Yet in famed Attica such lovely dales
> Are rarely seen; nor can fair Tempe boast[8])
> A charm they know not; loved Parnassus fails,
> Though classic ground and consecrated most,
> To match some spots that lurk within this lowering coast.[9])

---

[1]) *Itinerary of Greece* 1810, *Itinerary of the Morea* 1817.

[2]) Brief an Henry Drury, 3. 5. 1810.

[3]) Anm. zu *Childe Harold* I, 1.

[4]) On the whole, you would I think be disappointed with the situation of the place.

[5]) *Childe Harold* II, 39.

[6]) ebd.

[7]) Brief an Henry Drury, 3. Mai 1810.

[8]) Das Tempe-Tal hat Byron allerdings nie besucht.

[9]) *Childe Harold* II, 46.

Noch ein halbes Jahr später schreibt er an Henry Drury[1]):

Albania . . . is a country rarely visited . . . though abounding in more natural beauties than the classical regions of Greece, — which, however, are still eminently beautiful, particularly Delphi and Cape Colonna in Attica. Yet these are nothing to parts of Illyria and Epirus, where places without a name, and rivers not laid down in maps, may, one day, when more known, be justly esteemed superior subjects, for the pencil and the pen, to the dry ditch of the Ilissus and the bogs of Boeotia.

Delphis jedem Besucher unvergeſsliche Lage ist also das einzige, was auf Byron von der Reise nach Athen tieferen Eindruck gemacht hat, trotz der eher absprechenden Bemerkungen im Kommentar zum *Child Harold*. Den Parnaſs hat er allerdings nicht von seiner besten Seite, dem Norden aus, gesehen. Die attische Landschaft hat er aber unbedingt lieb gewonnen. Athen war ja damals noch nicht die staubige Groſsstadt von heute mit ihren an die schlechteste Zeit der modernen Baukunst erinnernden Häusern, die sich nur in den wenigen Regierungsgebäuden und durch die systematische Freilegung der klassischen Baudenkmaler ihrer Vergangenheit erinnert. Der Landschaft hat er in den herrlichen Zeilen in der Einleitung zu *Curse of Minerva*[2]) sein dichterisches Denkmal gesetzt. Kap Sunion erklärt er aber für den schönsten Punkt Griechenlands. Hier will er sein Ende finden:

Place me on Sunion's marbled steep,
  Where nothing, save the waves and I,
May hear our mutual murmurs sweep;
  There, swan-like, let me sing and die[3]):

Hier vergiſst er am ehesten den Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart:

Save where some solitary column mourns
Above its prostrate brethren of the cave;
Save where Tritonia's airy shrine adorns
Colonna's cliff, and gleams along the wave[4]);

---

[1]) 3. 5. 1810.

[2]) Mit kleinen Änderungen in den Beginn des dritten Gesanges des *Corsair* übernommen; *Curse of Minerva* war nicht öffentlich gedruckt worden.

[3]) *The Isles of Greece*, Str. 16: *Don Juan III.*

[4]) *Childe Harold* II, 86.

Von hier bewundert er den Blick auf die Inseln des Archipelags.[1]) An das Erlebnis mit Seeräubern, die sich in der Höhle unterhalb des Vorgebirges verborgen hielten[2]), zeigen sich nicht nur Anklänge im *Giaour* (Anfang), sondern es mag kein Zufall sein, dafs die Seeräuber in der *Bride of Abydos* sich in einer Grotte treffen, wo die Waffen aufgehoben werden und in der frisches Wasser rieselt, genau so wie in der auf Sunion, obwohl es sich um eine Gegend in den Dardanellen handelt. Auch die Höhle der Kykladeninsel, in der Don Juan von Haidee verborgen gehalten wird, erinnert an die Szenerie auf Sunion. Eine griechische Insel aufser Salamis hatte Byron nie besucht; auf der Fahrt nach Smyrna und Konstantinopel und zurück war er ja an manchen vorbeigekommen, aber er erwähnt keine und konnte sie vom Schiff aus sicherlich nicht so genau beobachten. Keine andere griechische Landschaft hat Byron so genau geschildert, er gibt blofs allgemeine Stimmungsbilder, wie etwa in der bekannten Einleitung der *Bride of Abydos*. Arkadien, Argos, Nauplia hat ihn enttäuscht, blofs der Abstieg von Tripolis nach Argos gefällt ihm. Allerdings auf der Reise nach Tripolis war er nicht ins Innere Arkadiens vorgedrungen, er war mit seinem Trofs auf dem Hauptverkehrsweg geblieben, der das Gebirge südlich umgeht. Auch in *Siege of Corinth* sucht man vergebens nach Landschaftsbildern oder einem Hinweis auf die Wichtigkeit der grofsartigen Venetianerfeste für die Beherrschung Griechenlands. Diese wird einem freilich erst deutlich, wenn man von ihrer Höhe auf den Merrbusen von Korinth herabblickt. Dann erst wird einem ihre wunderbare Lage gegenwärtig, wenn von der Höhe im Nordwesten der Parnafs, im Südosten die Kylene, im Nordosten die Inseln des Golfes von Ägina erscheinen. Doch Akrokorinth war damals Christen verschlossen.[3]) Dafs oben in antiker Zeit ein Tempel der Venus stand, scheint Byron nicht gewufst zu haben.

---

[1]) Kommentar zum *Childe Harold* zu obiger Stelle; Einleitung zum *Giaour*.

[2]) Beschrieben im Kommentar zum *Childe Harold* zu obiger Stelle und in dem Brief an Hobhouse vom 5. Dezember 1810.

[3]) Pouqueville.

Zahlreich und oft genug beachtet worden sind aber Byrons Bemerkungen und Betrachtungen über die Gegenwart im Vergleich zur Vergangenheit des Landes, seine Vergleiche zwischen der Unterdrückung durch die Türken und den Freiheitskämpfen der Griechen gegen die Perser. Dabei kommen die modernen Griechen nicht besonders gut weg. Er hält sie keiner gemeinsamen Erhebung für fähig, die Türken und besonders die freiheitsliebenden Albaner imponieren ihm viel mehr. Daſs er nach seinem Entschluſs, persönlich in die Freiheitsbewegung einzugreifen, mit der Führung dieser durch die provisorische Regierung oft genug nicht einverstanden war, geht aus seinen ziemlich scharfen Briefen deutlich hervor. Er wartete ja auch lange in Kephallonia — damals britischem Schutzgebiet —, bis er selbst eingriff. Freilich die Griechen hatten ja jetzt ihre Befreiung selbst in die Hand genommen, sie hatten Byrons seinerzeitige Aufforderung

> Hereditary bondsmen! know ye not
> Who would be free themselves must strike the blow?
> By their right arms the conquest must be wrought?[1])

befolgt. Obwohl Byron inzwischen durch seine, wenn auch nicht gerade sehr tätige Anteilnahme an der italienischen Unabhängigkeitsbewegung, seine Begeisterung für die südamerikanischen Revolutionen von seiner jugendlichen Freiheitsbegeisterung durchaus nicht abgerückt war, so war es wohl nicht diese allein, die ihn nach Griechenland trieb. Goethe wird wohl recht gehabt haben: „Sein Gehen nach Griechenland war kein freiwilliger Entschluſs, sein Miſsverhältnis mit der Welt trieb ihn dazu".[2]) Und kriegerischer Ehrgeiz war sicherlich eine weitere Triebfeder.

Byron hat also Griechenland nicht als gelehriger Schüler von Lehrern an Schule und Universität besucht, denen Griechenland und klassisches Altertum ein derartiges Erlebnis waren, daſs sie Liebe und Verehrung dafür ihren Schülern übertragen hätten. Selbst seine Verherrlichung antiker griechischer Freiheit ist mehr allgemeine Tradition

---

[1]) *Childe Harold* II, 76.
[2]) Gespräche mit Eckermann, 24. Febr. 1825.

der englischen Liberalen als Schulerinnerung. Er erlebt Griechenland als angehender Politiker oppositioneller Richtung und als Dichter, der für das Wilde in der Natur und das Ungebändigte in der menschlichen Gesellschaft besonders empfänglich ist. Die ruhigen Formen der attischen Landschaft haben zwar auch auf ihn ihre Wirkung, besser gefallen ihm aber doch — wie man auch aus seinen Eindrücken in den Alpen sehen kann — Gegenden, in denen sich die Natur in ihrer Mächtigkeit zeigt. So fügt sich dann das Griechenlanderlebnis ganz in Byrons Persönlichkeit ein, wie wir diese aus seinen anderen Werken und seinem Leben kennen.

INNSBRUCK. KARL BRUNNER.

KÖNNEN WIR AUS DER ENGLISCHEN PREDIGT VOLKSTYPOLOGISCHE RÜCKSCHLÜSSE ZIEHEN?

Ich bin mir der Gefahr bewufst, die uns droht, wenn wir uns bemühen, den Typus, das Wesen eines Volkes zu erfassen. Es ist kein Zufall, dafs wir eigentlich erst aus jüngerer Zeit Studien besitzen, die auf wissenschaftlicher Grundlage den englischen Volkscharakter zu deuten versuchen. Diese Untersuchungen nahmen nur selten die Fühlung mit jener Wissenschaft auf, ohne welche sie heute kaum mehr zu neueren Ergebnissen kommen können, nämlich mit der menschlichen Genetik, mit der Lehre von den menschlichen Erbanlagen und ihrem Schicksal. Daher sind wir seit dem Versuch von Wildhagen[1]), der auf Günther fufst, noch wenig in dieser Richtung weitergekommen. Das ist verständlich, wenn man bedenkt, wie wenig wir heute noch über den Gesamtbestand der Erbanlagen eines Volkes wissen. Erst dann werden wir über sichere Grundlagen verfügen, wenn wir einmal eine Bestandaufnahme der Erbanlagen der Hauptkulturvölker nach festen wissenschaftlichen Prinzipien durchgeführt haben, wie das für Deutschland in der nächsten Zukunft angestrebt wird.

Bereits 1925 zeigte uns Scheidt in seinen methodischen Vorbemerkungen zur Rassenkunde der Britischen Inseln[2]), wie kritisch und vorsichtig dieser Zweig der Anthropologie ausgebaut wird. Zugleich wies er hin auf die Grenzen des damals wissenschaftlich Zulässigen und Möglichen im Hinblick auf „den wissenschaftlichen Unwert marktgängiger Schriften über Rassenkunde".

---

[1]) Karl Wildhagen, *Der englische Volkscharakter*, Leipzig 1925.

[2]) *Handbuch der Englandkunde*, hrsg. von P. Hartig u. W. Schellberg, Frankfurt 1928, Bd. II, S. 54—88.

Der Erforscher des englischen Geisteslebens sollte heute nicht mehr an dem Stand und den Fortschritten dieser kritischen Rassenforschung achtlos vorbeigehen, da auch er interessiert ist an den lebensgesetzlichen Grundlagen kultureller Erscheinungen.

Wenn wir auch heute noch nicht der vielen Schwierigkeiten Herr werden, die sich unseren Deutungsversuchen über die seelisch-geistigen Erbeigenschaften und Erbtypen eines Volkes entgegenstellen, so dürfen wir doch nicht alle ernsten und kritischen Bemühungen nach dieser Richtung hin als wertlos beiseite schieben. Sie sind vielmehr als Vorstudien zu werten zu einer künftigen, auf einer breiteren Grundlage aufbauenden „biologisch orientierten volkstumkundlichen und kulturgeschichtlichen Forschung" (Scheidt). Wenn wir in einer späteren Zukunft dies Ziel erreicht haben, dann klaffen Natur- und Geisteswissenschaften nicht mehr, wie noch meistens heute, auseinander. Dann werden auch die Vertreter jeder dieser beiden groſsen Hauptdisziplinen trotz der Verschiedenheit der Angriffsfelder von dem Geist beider erfüllt sein und so mit vereinten Kräften der Lösung des groſsen psychophysischen Rätsels Volk näherkommen.

Im Hinblick auf dieses groſse Ziel wissenschaftlicher Forschung können wir also heute noch wenig Endgültiges vom Typus eines Volkes sagen. Unter dem Volkstypus wollen wir in unserm Zusammenhang die Summe der seelisch-geistigen Erbanlagen verstanden wissen, die in einem Volk vergleichsweise zu anderen Völkern in gröſserer Häufung nachgewiesen werden und damit besonders charakteristisch für dieses Volk geworden sind. Wir müssen uns aber auſserdem darüber klar sein, daſs es oft schwer ist zu entscheiden, welche der kulturellen Erscheinungen in einem Volke unmittelbar auf seine seelischen Erbanlagen und welche auf Umwelteinflüsse zurückzuführen sind. Allerdings erlaubt uns sogar in diesem letzten Falle die Art und Weise, wie Umwelteinflüsse, wie fremdes Kultur- und Gedankengut von einem Volk verarbeitet und angeglichen wurde, Rückschlüsse auf seine Geistigkeit, auf seinen arteigenen Typus.

Bei meiner Frage setze ich nun aus heuristischen Gründen voraus, daſs bestimmte Charakteristika des englischen Wesens

bereits nachgewiesen sind, wobei ich auf die einschlägigen Arbeiten von Brie, Deutschbein, Dibelius, Crawford, Jespersen, Michael, Peter, Schücking und Wildhagen verweise. Wenn diese Voraussetzung richtig ist, dann müssen sich jene Charakterzüge auch in der englischen Predigt als einem wichtigen kulturellen Faktor aufzeigen lassen.

Zur Aufhellung der Literatur- und Kulturgeschichte Englands wurde die Predigt wegen ihrer allgemeinen Bedeutung zwar schon herangezogen, allerdings systematisch erst im verflossenen Jahrzehnt durch Owst, Richardson[1]) und andere Forscher. Gerade in den bedeutenden Zeiten religiöser Bewegtheit, die in der Neuzeit periodenweise in jedem Jahrhundert in England zu beobachten ist, spielt die Predigt eine oft entscheidende Rolle. Es liegt daher nahe, auch einmal zu untersuchen, ob und wieweit die Predigt uns volkstypologische Rückschlüsse erlaubt, unsere Einblicke in das englische Wesen vertieft, schon Erkanntes ergänzt und noch Strittiges klarer herausstellt. Dabei leiten mich zwei Erwägungen:

Erstens bildete die Predigt in wichtigen Abschnitten der Ausprägung des englischen Volkscharakters das überragende Mittel zur Erziehung der Masse des Volkes zu jenen Normen, die man für wünschenswert hielt. Gerade in England waren in den führenden Schichten früh nationale Ideale lebendig, nach denen man sich ausstreckte, und die letzten Endes die Erfüllung des eignen Wesens bedeuteten. Insbesondere hat der englische Theologe, mochte er nun Anglikaner oder Dissident sein, zweifellos einen bedeutenden Anteil an der Formung der englischen Volksindividualität gehabt.

Zweitens mufste die Predigt, wollte sie volkstümlich bleiben, sich selbst auf die Sonderart des englischen Volkes einstellen.[2]) Sie mufste damit bewufst oder unbewufst Konzessionen machen. Das bedeutet aber, dafs Lehren und

---

[1]) G. R. Owst, *Preaching in Medieval England*, Cambridge 1926. — C. F. Richardson, *English Preachers and Preaching 1640—1670*, New York 1928.

[2]) Bezeichnend ist die Formel Robert Brownes (1550—1633), des gewaltigen Predigers des Kongregationalismus: Alles durch das Volk und für das Volk.

Wesen des Christentums so abgeändert werden konnten, daſs sie dem englischen Wesen entsprachen. Mit anderen Worten: Jene Züge der englischen Predigt, die nicht ihre Begründung in dem katholischen oder protestantischen Christentum jenseits nationaler Gebundenheit finden, müssen mit dem Charakter des englischen Volkes zusammenhängen, und jene Züge, die bestimmte biblische Lehren oder Charakteristika in besonders eindringlicher Weise immer wieder hervorheben, derart, daſs ihre Bedeutung im Verhältnis zu anderen biblischen Lehren und Zügen ein anderes Gewicht erhält als in der Bibel, lassen ebenfalls auf Eigenarten des englischen Wesens schlieſsen.

Alle Ergebnisse, die auf diese Weise gefunden werden, müssen objektiven Wahrheitsgehalt besitzen in dem Sinne, daſs diese oder jene Eigenart charakteristisch für einen verhältnismäſsig groſsen Teil des englischen Volkes sein muſs.

Ich möchte in diesem Aufsatz lediglich zeigen, welche Ausbeute hier noch unserer harrt.

Zunächst erhebt sich angesichts der groſsen Zahl von sowohl in Handschriften wie in Drucken überlieferten Predigten die Frage, in welchen Perioden und unter welchen Bedingungen wir besonders solche Predigten finden werden, die für unser Problem von Bedeutung sind.

Die älteste Form der Predigt, die Homilie, konnte noch in ihrer leichtverständlichen, nach strenger Einfachheit hin stilisierten Art die Bedürfnisse des mittelalterlichen Volkes schlechthin widerspiegeln. Man paraphrasierte die Hl. Schrift und beleuchtete eine Tugend oder ein Laster aus dem Testament. Auch die scholastische Predigt, die seit dem 13. Jahrh. die Homilie ablöste, zeigte mit ihrer komplizierten analytischen Methode, mit ihren zahlreichen Abteilungen und Unterabteilungen einen allgemeinen abendländischen Wandel. Allenthalben verschwand die schlichte Unmittelbarkeit des älteren Stiles, und ein trockenes, didaktisches Element machte sich breit. Als mit dem Humanismus eine neue geistige Welle durch Europa ging, zeichnete sich zwar das nationale Antlitz der verschiedenen Völker immer deutlicher ab, aber die Predigt scheint an dieser Differenzierung noch wenig teilzunehmen. Allenthalben bemühen sich die von der humani-

stischen Welle erfaſsten Geistlichen, der „subtilen doktrinären Kathechese“ den Rücken zu kehren, um die Predigt in ihrer äuſseren Gestaltung den Forderungen der antiken Rhetorik anzugleichen, der sie als gesprochene Rede gattungsmäſsig ja am nächsten stand.

Da also die scholastische sowohl wie die humanistische Predigt gelehrten Neigungen entsprang und an der eigentlichen Aufgabe der Kanzel mehr oder weniger stark vorbeiging, so leuchtet es ohne weiteres ein, daſs in solchen dem Volke wesensfremden Stilformen nationale Wesenszüge sich nicht frei entfalten konnten. Nicht selten war dem humanistischen Kanzelredner die antike, sich an Cicero anlehnende Kunstform der Rede so überwertig, daſs er diese Form auch unversehens derart mit antikem Stoff anfüllte, daſs die biblische Welt bescheiden hinter die des klassischen Altertums zurücktreten muſste. So können wir auch verstehen, warum Henry Peacham in seinem *Compleat Gentleman* (1622) den Besuch gelehrter Predigten empfahl. Wie die zahlreichen rhetorischen Stilmittel derartiger Predigten jedes religiöse Gefühl, das nur in schlichter, packender Sprache von Herz zu Herz gehen konnte, im Ausdruck hemmen muſsten, so muſsten sie auch dem Hervordrängen nationaler Wesensart eine Schranke setzen.

Erst nach dem Durchbruch eines einfachen gemeinverständlichen Predigtstiles können wir erwarten, daſs sich auch das Denken und Fühlen des Volkes in seiner nationalen Eigenart ungehindert zeigt. Immer zahlreicher werden die Prediger, die nicht mehr über der Gemeinde in gelehrttheologischen Welten schweben, sondern das Sehnen, Fühlen und Denken des Kirchenvolkes aussprechen.

Allerdings hat der volkstümliche Predigtstil auch in der Zeit der Scholastik und des Humanismus bestanden und wurde von jeher mehr vertreten von den theologischen Auſsenseitern, von den Bettelmönchen des 13. und Wyclif und den Lollarden des 14. und 15. Jahrhunderts. In ihren Predigten werden wir daher am ehesten englische Eigenart antreffen können.

Obwohl nun im groſsen und ganzen volkstümliche Form und volkstümlicher Inhalt sich decken, werden wir viele

Ausnahmen erwarten dürfen, weil die Übergänge von dem einen zum andern Stil fließend waren. Selbst Puritaner, die doch in besonderem Maße englische Wesensart verkörpern, bedienten sich nicht selten des gelehrt-theologischen Stiles. So zog Adams, einer ihrer größten Kanzelredner, die scholastischen allegorischen Auslegungen und die damit verknüpften vielen Einteilungen des Predigttextes wieder heran, gegen die sich einst Tyndale gewandt hatte.

Im allgemeinen hat aber der Puritanismus der Einfachheit und Schlichtheit im Predigstil zum Durchbruch verholfen. Im Kampf um die Gunst der Massen hat auch die Staatskirche dem Beispiel der Dissidenten folgen müssen. Schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts mehren sich in England jene Kanzelredner, die weniger kompliziert gliedern und auf lateinische und griechische Zitate verzichten. Um dieselbe Zeit gewinnt die Predigt zusehends an Eigenart, da nach Sprengung der überlieferten Formen und nach dem Verzicht auf alle Künsteleien mit ihrem rhetorischen Regelkram sich jetzt typische englische Wesenszüge freier entfalten konnten. Deshalb wird uns die Zeit von rund 1600 ab die beste Ausbeute für eine volkstypologische Untersuchung liefern können.

Das erste, was uns bei einer Predigt, die doch vor allem gehörtes und nicht gelesenes Wort ist, entgegentritt, ist die Vortragsweise des Predigers. Sie ist für eine typologische und charakterologische Betrachtung bedeutungsvoll. Die stimmlichen Ausdrucksmittel, die Intonationsweise wird von einer jüngeren Richtung der naturwissenschaftlich eingestellten Experimentalphonetik als eine psychophysische Ausdruckstätigkeit gefaßt, die mit dem Körperbau und den Körperfunktionen im engsten Zusammenhang steht. Forscher wie Peter, Michael, Crawford gehen von anatomischen, physiologischen und anthropologischen Tatsachen aus und hoffen zu immer direkteren Aufzeichnungen psychischer Art zu kommen, die dann eine wissenschaftliche Klassifizierung und Bewertung dieser Vorgänge und Zuordnung zu körperlichen Formen und Funktionen gestatten würden. Dabei versucht man von Untersuchungen über sprachindividualistische Intonation zu einer Typologie nationalsprachiger Intonation fortzuschreiten.

In Anbetracht dieser exakten Forschung sind natürlich alle Zeugnisse, die wir in unserem Zusammenhang über die Vortragsweise der Prediger hören, subjektiv zu werten. Trotzdem läſst aber eine Fülle von gleichgerichteten Zeugnissen dieser Art auch auf einen objektiven Tatbestand deuten. Zweifellos empfinden ausländische Beobachter einen gemeinsamen Untergrund, aus dem die meisten englischen Predigerindividualitäten hervorgegangen sind, trotz aller bunten Fülle und verwirrenden Mannigfaltigkeit individueller Möglichkeiten.

Wir wissen, daſs sogar den besten englischen Kanzelrednern selbst bei gröſserer seelischer Bewegtheit nicht der feurige Schwung der berühmten französischen Prediger lag. Ein Stück nüchterner Gemessenheit verrät ihre nationale Eigenart. Dieser Unterschied fiel bereits Voltaire bei seinem Aufenthalt in England (1726—1729) auf.[1]) Die englische Predigt, meint er, sei eine solide und trockene Dissertation, die der Prediger seiner Gemeinde ohne rednerische Gebärden und ohne besondere stimmlichen Ausdrucksmittel vorlese, während die französische Predigt eine lange, sorgfältig in drei Teile disponierte Deklamation sei, die mit freiem Schwunge vorgetragen werde.

Voltaire spricht allerdings vom 18. Jahrhundert, von einer Zeit also, die für die englische Kanzelberedsamkeit eine Ebbe darstellte. Trotzdem trifft sein Urteil das Wesen der englischen Predigt richtig. Der nüchterne Tatsachen- und Wirklichkeitssinn des Engländers hält nicht viel von gesteigerten rhetorischen Ausdrucksmitteln. In dieser Eigenart zeigt sich unter anderem seine Achtung vor dem selbständigen Persönlichkeitswert des Volksgenossen, den es nicht mit Gefühlsüberschwang zu überreden, sondern nüchtern, klar und sachlich zu überzeugen gilt. Zugleich wird der eigene Wille aufgerufen. Hinter diesem Willen, der Gemeinde und Prediger durchpulst, steht nicht selten eine innere Bewegtheit, die zwar nach auſsen hin meist beherrscht ist, die sich aber an der Zähigkeit erkennen läſst, mit der dieser Wille bestrebt ist, sich durchzusetzen. So kommt es, daſs unermüdliche

[1]) *Lettres philosophiques sur les Anglais*, 1733.

Prediger ebenso unermüdliche Gemeinden fanden. Das gilt natürlich besonders für die Zeiten religiöser Bewegtheit. Der beliebte gelehrte puritanische Geistliche Joseph Alleine (1634—1668) hielt gewöhnlich 6—7 Predigten wöchentlich, oft 10, einmal sogar 14. Der ebenso wie Alleine körperlich schwächliche Matthew Robinson predigte jeden Sonntag zweimal, auch als er in seinen letzten 6 Lebensjahren so schwach war, daſs er nicht mehr auf der Kanzel stehen konnte. Ähnliches hören wir von dem gichtgeplagten Robert Atkins. In der Regel handelt es sich um ausgearbeitete und überlegte nüchterne Predigten, mit denen die Geistlichen ihre Hörer zu fesseln vermochten. Gelegentlich wird sogar, wie bei dem beliebten kalvinistischen Prediger John Edwards (1637 —1716), rühmend betont, daſs die Predigten einfach, praktisch und nüchtern (*temperate*) seien.

Aus der Vortragsweise der Predigt können wir also bereits die Neigung des Engländers zur Zurückdrängung des Emotionalen und zur Beherrschung seiner Gefühle ableiten. Wir können diese Haltung bis hin zu den Trauerreden nachweisen. Hier zeigt sich meistens eine starke männliche Einstellung, die auch das leidvolle Naturgeschehen mit nüchternem Tatsachen- und Wirklichkeitssinn ergreift. Man scheut sich daher, das Gefühlsmäſsige zu stark hervortreten zu lassen, nicht aus Mangel an emotioneller Begabung, sondern weil man sich in die von Gott stammende Naturgesetzlichkeit einordnen will, genau so wie man sich trotz allem Freiheitsdrang als soziales Individuum in die Gesetze der menschlichen und staatlichen Gemeinschaft aus eigener Willensbestimmung einordnet. Diese Hinwendung zum Objektiven geht gelegentlich so weit, daſs sich zunächst Trauerreden nicht immer als solche erkennen lassen. So schiebt z. B. John Bryan trotz seiner persönlichen Verbundenheit mit der Verstorbenen in seiner Leichenrede *The Vertuous Daughter* (1636)[1]) alles Gefühlsmäſsige so völlig zur Seite, daſs wir in Anlehnung an Aristoteles eine nüchterne Dissertation über die tugendhafte Frau an sich hören. Lediglich in den letzten Worten finden wir eine maſsvolle Beziehung auf den Trauerfall.

[1]) A. W. Pollard and G. R. Redgrave, *A Short-Title Catalogue of Books 1475—1640.* London 1926, Nr. 3955.

Die englische Trauerpredigt bestätigt eine von vielen Kennern englischen Wesens gemachte Beobachtung. Selbst den nächsten Verwandten der Engländer, den Amerikanern, fällt diese besondere englische Haltung auf. Wie wir von Dean Inge hören, war z. B. der amerikanische Gesandte Page sehr beeindruckt von der Würde und Selbstbeherrschung, die die Angehörigen englischer Gefallener zeigten, indem sie alle äufseren Zeichen ihres Kummers unterdrückten.[1]) Deutschbein hat diese Neigung des Engländers, subjektive Gefühle und Werturteile zu unterdrücken, an der Eigenart der englischen Sprache selbst nachgewiesen. Der Dorpater Experimentalphonetiker Peters kam von seinen sprechmelodischen Forschungen aus ebenfalls zu dem gleichen Ergebnis.

Diese starke Zügelung der Gefühle ist nur eines der vielfachen Zeichen der ausgesprochen männlichen Charakterart des englischen Volkes. Allenthalben stofsen wir in den Predigten auf Züge solcher Selbstzucht. Ja, ganze Predigten können bewufst diesen Stempel tragen wie die des grofsen Mathematikers und Geistlichen Isaac Barrow (1630—1677) mit dem typisch englischen Titel: *Of Self Confidence, Self Complacence, Self Will, and Self Interest.* In dieser nüchternen, männlichen, auf die eigenen Kräfte bauenden Art verrät sich das nordische Blut im englischen Volke.

Auf einen zweiten Wesenszug des Engländers weist uns der bekannte Gelehrte und Staatsmann Viscount Haldane in einer 1911 in Oxford über die Nationaleigentümlichkeiten Deutschlands und Englands gehaltenen Rede hin. Das praktische Leben Deutschlands, meint er, ruhe weit mehr als das Grofsbritanniens auf abstrakten und theoretischen Grundlagen.

Viele englische sowohl wie deutsche Beobachter haben denselben Unterschied auf den verschiedenen Lebensgebieten im einzelnen gezeigt. Wir wissen, wie auch die religiösen Kräfte sich in einem anderen Mafse in England auf das praktische Leben einstellen.

Kaum aber scheint beachtet worden zu sein, dafs auch die Predigt in einem erheblichen Mafse an diesem Anderssein

[1]) *Handb. der Englandkunde* a. a. O. Bd. I, 51.

Anteil hat. Das bedeutet, daſs sie nicht lediglich von ewigen Normen aus auf das praktische Leben einzuwirken versucht, sondern daſs umgekehrt bestimmte Anschauungen und Verhaltungsweisen durchaus weltlicher und praktischer Art auf die Predigt einwirken.

Es soll nun keineswegs behauptet werden, daſs dieses Übergreifen der realen und materiellen Sphäre in die ideale und immaterielle lediglich englisch sei. Aber die Art, in der dieses Übergreifen stattfindet, und die Weise, in der schlieſslich eine Predigt ganz ihre ideelle Grundlage verlieren kann, so daſs sie nichts als eine religiös verbrämte Rechtfertigung von Prinzipien ist, die auf weite Strecken hin das praktische Leben beherrschen, kann doch als eine besondere Seite des englischen Kollektivtypus erwiesen werden. Mir scheint, als ob derartige Predigten Texte aus dem Alten Testament bevorzugen. Mein Material reicht aber noch nicht aus, um hier klare Schlüsse ziehen zu können. Insbesondere fehlt mir noch ein Vergleichsmaſsstab, der sich nur durch eine Untersuchung des relativen Anteils alttestamentarischer Predigttexte in nichtenglischen Predigten gewinnen lieſse. Bei allen Vorbehalten darf aber gesagt werden, daſs die im besonderen Maſse auf das praktische Leben eingestellte Eigenart des englischen Volkes, die instinktiv der Verinnerlichung und Durchgeistigung widerstrebt, mit dem Neuen Testament, das sich von dem praktischen Leben entfernte und oft mit ihm in Widerspruch geriet, nicht soviel anfangen konnte wie mit dem Alten Testament. Es würde sich sicher verlohnen, von diesem Gesichtspunkt aus erneut die Stellung des Alten Testaments in England zu überprüfen. Wir werden dann vielleicht klarer erkennen, warum das Alte Testament, und zwar nicht nur bei den Puritanern allein, einen so maſsgebenden Einfluſs gewinnen konnte, daſs dadurch oft die Lehren des Neuen Testaments ganz ausgeschaltet wurden, Lehren, die den utilitaristischen Prinzipien ins Gesicht schlagen, während das Alte Testament dem Naturrecht nahesteht.

Hier findet sich auch die Einstellung auf den äuſseren Erfolg als das sichere Zeichen göttlicher Gnade. Diese Auffassung beschränkt sich nicht nur auf puritanische Kreise, sondern wird auch von bedeutenden Anglikanern geteilt. So

hielt der anglikanische Bischof Joseph Hall bei einer feierlichen Versammlung der maſsgebenden reichen Bürger der City im Jahre 1618 eine Predigt über den Righteous Mammon, den gerechten Mammon.[1])

Hall preist den überschwellenden äuſseren und inneren Reichtum Londons. Diese Selbstzufriedenheit lebt zwar auch aus metaphysischen Hintergründen, wird aber doch hauptsächlich getragen von der Kulturfreudigkeit eines sich seiner Kraft bewuſsten und die Herrlichkeiten dieser Welt begierig ergreifenden Volkes. Verächtlich spricht Hall von den unwissenden Asketen, den *ignorant votaries*, die im Mangel und in der Bedürfnislosigkeit etwas Heiliges sehen. Die Krone der Weisen sei ihr Reichtum. Wenn Lazarus auch arm gewesen sei, so sei Abraham doch reich gewesen, und es sei das Glück des Armen, zu dem Reichen kommen zu dürfen. Hall ruft im ernstgemeinten Ton seiner Gemeinde zu: Oh, ihr reichen Bürger, ich befürchte nicht, daſs das Paradox unserer heiligen Bettelmönche euch die Liebe zu eurem Reichtum nehmen wird!

Bedeutsam ist, daſs nicht ein beliebiger Geistlicher, sondern ein anerkannter Bischof der anglikanischen Kirche den weltentsagenden religiösen Enthusiasmus als etwas religiös Minderwertiges hinstellt mit dem Hinweis auf dessen Weltfremdheit.

Halls Predigt klingt aus in einen Hymnus auf die schöne Gegenwart mit ihrer wunderbaren Fülle an geistigen und materiellen Schätzen:

„Ihr Kaufleute von London seid die See, alle Flüsse des Landes flieſsen in euch. Des Landes? Nein, der ganzen Welt. Länder und Meere wetteifern miteinander, um euch zu bereichern. Eure Freibriefe und Rechte sind groſs und kräftig. Eure Verwaltungsform ist ausgezeichnet, und die Handhabung des Rechts ist mustergültig, so wie es der Mutterstadt der ganzen Welt wohl ansteht."

Ähnlich wie der Anglikaner Hall denkt auch der groſse puritanische Kanzelredner Thomas Adams (fl. 1612—1653). Auch er nimmt eine bejahende Haltung zu dem nach London strömenden Reichtum ein. Er vergleicht ihn in seiner Predigt *The City of Peace* mit dem Ozean von Gottes Güte.

---

[1]) *Works*, ed. P. Wynter, 1863, Bd. V.

Jene Hallsche Predigt zu Anfang des 17. Jahrhunderts, die eine religiöse Rechtfertigung des Sammelns irdischer Schätze unternahm, ist noch maſsvoll gegenüber einer Kanzelrede, die der Oxforder Theologe und spätere Kaplan der Königin Anna, Edmund Chishull, 1697/8 vor der Gesellschaft der Kaufleute hielt, die mit der Levante Handel trieb. Es ist interessant zu hören, was dieser Geistliche aus seinem Text zu machen versteht. Er legt die Worte aus dem 107. Psalm zugrunde: „Die mit Schiffen auf das Meer hinausfahren und treiben ihren Handel in groſsen Wassern, die sehen des Herrn Werke und seine Wunder in der Tiefe."

Zu Beginn gibt der Prediger seine Disposition bekannt. Er habe zu zeigen, wie sich aus dem ganzen Psalm und aus dem engeren Text ergebe, 1. daſs der Ruhm Gottes das Hauptziel all unserer Unternehmungen sein müsse, 2. daſs der Ruhm Gottes besonders durch Reisen und Auslandshandel befördert werde, und 3. welche Pflichten unmittelbar jenen obliegen, die die Vorsehung zu diesem wichtigen Dienst berufen habe.

In der Ausführung hören wir, daſs der Ruhm Gottes deshalb das Hauptziel in allen unseren Unternehmungen sein solle, weil wir so eine sichere Methode hätten, um ständig des Erfolges gewiſs zu sein. Chishull macht also die religiöse Forderung zu einem Mittel für einen höchst irdischen Zweck. Auch die weiteren Darlegungen zeigen deutlich, wie die utilitarische Gedankenwelt die religiöse sich völlig dienstbar gemacht hat. Da der Erfolg eine Belohnung für unsere Tugend und daher dem göttlichen Willen gemäſs sei, so sei der Erfolg selbst des Schöpfers Ruhm.

In dem zweiten Teil der Predigt wird das Nützlichkeitsprinzip zu einem nationalen Utilitarismus erweitert. Gott habe für Vergnügungen und für Reichtümer Vorsorge getroffen, damit wir uns selbst fördern und zugleich die Allgemeinheit bereichern. So können wir in erster Linie unserem Vaterlande nützen. Der Auſsenhandel diene in dem Maſse dem Ruhme Gottes, wie er England nütze. Diese religiös-nationalistische Einstellung zeigt sich besonders in dem nächsten Abschnitt der Predigt:

Als zuerst die göttliche Vorsehung mit ihrer Güte die verschiedenen Einwohner der Erde bedachte, gab sie diesen Früchte, jenen Metalle, anderen Edelsteine, aber ihr Lieblingsvolk begabte sie mit einem Geist und Genius, der diese Schätze der Schöpfung zu benutzen verstand. In dem eigenen Lande gab es diese natürlichen Reichtümer nicht, damit das Volk nicht durch sie zur Faulheit verleitet werde. Deswegen zeige Gott sie den Engländern aus der Ferne. So empfingen sie Kraft und Stärke aus ihrem eigenen Klima, aber Nahrung und Kleidung von anderen Klimaten. Daheim, sagt Chishull, schaffen sie Gesetze und eine Verfassung, aber drauſsen durchplündern (*ransack*) sie den Osten und Westen nach Reichtümern. Diese seien voll kostbaren Segens, wenn wir sie zu Ehren der Religion benützen. Mögen andere diese Schätze zur Tugend oder zum

Laster benutzen, den Reisenden und Kaufleuten verdanken wir diese guten Dinge der Erde.

Wunderbar seien die Wege Gottes. Jenes unwürdige Land Palästina sei jetzt eine Wüste, die von unwissendem und abergläubischem Volk bewohnt sei, während England in dem reinen Licht wandele, England, das einst von den östlichen Ländern, von den gierigen Kaufleuten aus Tyrus nach Silber und Zinn ausgebeutet wurde. "Wir", ruft der Kanzelredner aus, "die wir damals von ihnen arm gemacht und ausgesogen wurden, holen jetzt infolge einer glücklichen Wendung der Vorsehung unsere Reichtümer aus dem Land von Tyrus und Sidon."

Aus all diesen Gründen sei ein grofser Unterschied zwischen dem Landmann und dem Kaufmann. Jener werde durch den gewöhnlichen Schofs der Natur bereichert, dieser aber durch die unmittelbare Fürsorge der göttlichen Vorsehung. Der eine werde fett auf seinem eigenen Land, der andere in einem Land, das ihm nicht gehöre. Für diese Gnade und Barmherzigkeit müsse der Kaufmann Gott danken.

Mit einer Offenheit sondergleichen wird also in dieser Predigt das ausgesprochen, was manche englischen Kaufleute wohl dachten, wenn sie sich mit oft wenig rücksichtsvollen Methoden die Reichtümer anderer Länder aneigneten. Zugleich sehen wir, wieviel geringer der Bauernstand, der noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts das Rückgrat der Nation gebildet hatte, eingeschätzt wird als die immer mächtiger sich entwickelnde kaufmännische Schicht.

Hier liegt ein bedeutsamer Wandel in der Einstellung zum Kaufmann vor, der seine Entsprechung in der weltlichen Literatur findet. In der weltlichen Literatur erscheint er aber ohne weiteres verständlich, da der Schriftsteller ja mehr und mehr mit dem Kaufmannsstand als einer immer bedeutsamer werdenden Leseschicht rechnen mufste. Die einschneidenden Veränderungen der sozialen Verhältnisse, welche die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts von der ersten Hälfte schied, drängte dazu, dafs man in dem Kaufmann nicht mehr den sozialen Schädling sah, der das Bauerntum gefährdete, sondern den Förderer nationaler Wohlfahrt.

Dafs nun aber auch bedeutende Prediger entgegen ihrer eigentlichen Aufgabe den Kaufmannsstand besonders priesen und ehrten, ja sogar das Gewinnstreben und die Liebe zum Reichtum als treibende Grundkraft religiös höher bewerteten als Bedürfnislosigkeit und Entsagung, bedeutet einen Bruch mit alten christlichen Grundanschauungen, der wohl so zu erklären ist, dafs sich hier arteigne Wesenszüge durchsetzen

und eine noch verbindliche religiöse Überlieferung zwar nicht ausmerzen, aber doch abbiegen. Diese Durchdringung des christlichen Ethos mit ihm artfremden Anschauungen entspringt jenem englisch-nordischen Wesenszuge, der in der diesseitigen Welt wurzelt und in besonderem Maſse auf die Erfordernisse des praktischen Lebens eingestellt ist.

Es liegt auf der Hand, daſs sich diese Anpassung des Christentums an den englischen Kollektivtypus seit der Reformation ungehemmter als vorher vollziehen konnte. Die mittelalterliche Predigt hatte den Kaufmannsstand nicht nur nicht gepriesen, sondern ihn im Gegenteil wenig gut beurteilt. Bischof Thomas Brunton († 1389) tadelte die Falschheit der Kaufleute und legte dar, wie sehr sie vom christlichen Ideal abwichen. Besonders die Bettelmönche griffen in ihren Predigten verständlicherweise immer wieder gerade diesen Stand an.[1]) William Swinderby (c. 1380) wandte sich gegen die Kaufleute und Plutokraten und betonte wiederholt, daſs niemand die Reichtümer dieser Welt genieſsen und in den Himmel kommen könne. Die oft reichen Stiftungen wohlhabender Kaufherren ändern nichts an dieser durch das Neue Testament bestimmten, kompromiſslosen Grundhaltung der Prediger.[2]) Auch der Handel mit dem Ausland und der durch ihn hereinströmende Reichtum der Welt wurde von mittelalterlichen Predigern nicht gern gesehen. Im Ausgang des Mittelalters klagt noch Bischof John Alcock in einer um 1495 gedruckten Predigt, daſs nach England alle eitlen Handelswaren der Welt gebracht würden, auf welche die Jugend so versessen sei.

Neben all diesen Zeugnissen ist aber im Auge zu behalten, daſs sich seit dem Verfall der Bettelorden die Prediger nicht mehr immer unbedingt als die politischen und sozialen Vorkämpfer der Armen und Bedrückten fühlten. Man kann bereits eine wachsende Voreingenommenheit mancher Prediger fur die Reichen und den Reichtum feststellen. Nirgends ist aber, soweit ich sehen konnte, eine Predigt gehalten worden, die mit jenen Predigten des 17. Jahrhunderts vergleichbar wäre.

---

[1]) Viele Beispiele bringt G. R. Owst a. a. O. S. 17, 123, 264.

[2]) Owst a. a. O. S. 163.

Es erhebt sich nun die Frage: Trat dieser Wandel in der Wertschätzung irdischer Güter auch in den Predigten anderer Völker in dieser Weise zutage? Haben also mit anderen Worten führende Geistliche anderer reichgewordener Länder die Bedürfnisse, das Reisen und das Ausbeuten fremder Länder gegenüber der Bedürfnislosigkeit und dem treuen Festhalten an der Scholle religiös höher bewertet?

Solange wir Kanzelreden dieses Geistes von namhaften Geistlichen nicht auch bei anderen Völkern nachweisen können, müssen wir annehmen, daſs sich in jenen Predigten, die wohlwollend aufgenommen und im Druck verbreitet wurden, doch eine besondere Seite englischen Wesens offenbart.

Dieselbe Eigenart, die wir hier in den englischen Predigten gesehen haben, fiel auch anderen Beobachtern auf. Price Collier spricht[1] (1909) davon, daſs man in England in einem besonderen Maſse hohe Prinzipien den praktischen Bedürfnissen unterordne. Bernard Shaw läſst Napoleon sagen: Die Engländer sind eine Rasse für sich. Wenn sie etwas begehren, so geben sie es sich selbst nicht zu. Sie warten geduldig, bis sie brennend davon überzeugt sind, daſs es ihre moralische und religiöse Pflicht sei, sich der Dinge zu bemächtigen.[2]

Nach Bornhausen gehören aufgeklärte Geschäftstüchtigkeit, die Rücksichtslosigkeit nationaler und persönlicher Selbsterhaltung zu den Wesenszügen englischer Religiosität.[3]

Solche Zeugnisse von englischen und ausländischen Beobachtern lieſsen sich vermehren. Die Predigt scheint aber nirgends bei diesen Urteilen berücksichtigt worden zu sein. Und doch zeigt gerade sie, die Sinnen und Trachten auf die höchsten religiösen und ethischen Ziele lenken sollte, den richtunggebenden Einbruch der praktischen Bedürfnisse am deutlichsten. Die ganz andere Einstellung der mittelalterlichen Predigt widerspricht nicht unserer Annahme, daſs sich aus der englischen Predigt volkstypologische Rückschlüsse ziehen lassen. Denn die praktische Wesensrichtung der

---

[1]) *England and the English.* [2]) *The Man of Destiny.*
[3]) *Handbuch der Englandkunde* a. a. O., Bd. II, S. 247.

Nation hatte sich noch nicht auf den Handel eingestellt. Vor allem aber konnte sich manche nationale Eigenart erst in einer Predigt zeigen, die auf dem Boden des nach aufsen hin ungebundenen nationalen Kirchentums gewachsen war. Erst nachdem England aus der christlichen Gesamtverbundenheit des Mittelalters herausgewachsen war, konnte es sogar in Predigten auf Grund seiner Erfolge und seines wachsenden Reichtums als von Gott auserwählt hingestellt und damit hoch über die anderen Nationen erhoben werden.

Die übermäfsige Bewertung des praktischen Lebens, die sich darin zeigt, dafs der Reichtum der Wertmesser bei der Einschätzung nicht nur des eigenen Volkes gegenüber anderen Völkern, sondern auch für die Rangordnung der Stände wurde, hatte übrigens für die niedrige Geistlichkeit ganz unerwartete Folgen. Aus dem 17. Jahrhundert haben wir mannigfaltige Zeugnisse, die zeigen, wie tief das soziale Ansehen des einfachen Pfarrers gesunken war. Um die Mitte des Jahrhunderts werden die Aufnahmegebühren für Studenten der Universität Oxford nach der sozialen Stellung des Vaters in 7 Gruppen von 2 £ bis zu keiner Gebühr gestaffelt. In der 6. Gruppe erscheinen die Söhne der Pfarrer zusammen mit denen der Plebejer.[1]) Der Geistliche und Vizekanzler der Universität Cambridge, John Eachard, schreibt 1670 ein anonymes Buch über die Gründe für die Verachtung der Geistlichkeit, das viele Auflagen erlebte und sogar ins Deutsche übersetzt wurde. Der Oxforder Gelehrte Edward Chamberlayn (1616—1703) bringt in seinen *Angliae Notitiae* (1669, [5]1691) ein ganzes Kapitel über die soziale Stellung des englischen Pfarrers. Es gebe viele Engländer, hören wir, die die Geistlichen für den Abfall der Nation halten. Selbst Pepys (1633—1703), der von den einzelnen Predigern sich seine eigene Meinung bildet, billigt ihnen als Stand keinen höheren Rang zu. Chamberlayn bringt diese Geringschätzung in einen Zusammenhang mit der schlechten Bezahlung, die er für den letzten Trick des Teufels hält, um damit die Geistlichkeit in Verachtung zu bringen. Im 18. Jahrhundert werden anscheinend kaum mehr Predigten zur religiösen Verherrlichung des Strebens nach Reichtum

[1]) Vgl. darüber C. F. Richardson a. a. O. (bes. Kap. 5).

gehalten. Es ist verständlich, wenn die Pfarrer von der religiös-nationalen Verherrlichung der z. T. materialistisch entarteten Leistungsfreudigkeit wieder abrückten, die sie in völlig naiver Weise alttestamentarisch verbrämt hatten.

Daſs gerade das Alte Testament in der englischen Religiosität eine besondere Rolle spielte, ist, wie gesagt, nicht erstaunlich. Männer wie Hall und Chishull konnten sich nicht mit der Lehre des Neuen Testaments zufrieden geben, nach der sich der Reichtum dem wahren göttlichen Leben hemmend in den Weg stellt. Die Berufung auf das Alte Testament ist daher bei jenen englischen Theologen verständlich, die ihr Denken und Fühlen, soweit es sich nicht mit den Anschauungen des Neuen Testaments in Übereinstimmung bringen lieſs, religiös begründen wollten. Diese Berufung stellt aber nur einen Notbehelf dar. Wir können nun aus dieser Tatsache nicht den Schluſs ziehen, daſs bei diesen Theologen der Geist des Alten Testaments lebendig wäre. Nein, was in ihnen sich regte und irgendwo nach religiöser Begründung suchte, war das nordisch-germanische Verwurzeltsein in dieser Welt. Es war die im nordischen Menschen lebende Überzeugung, daſs nicht Bedürfnislosigkeit und Armut das Erstrebenswerte sei. Es war vielmehr der Glaube, daſs nicht in dieser verneinend orientalischen Haltung, sondern im tatkräftigen Wirken auf dieser Welt Gottes Wille geschieht. Die Beziehung zum Alten Testament ist nur äuſserlich. Der erstrebenswerte Reichtum soll ja nicht erschlichen werden, wie es Jakob tat, sondern er soll durch tapferes Regen aller Kräfte und Fähigkeiten errungen werden. Er soll auch nicht rein individualistisch verwertet werden, sondern er soll dem gesamten englischen Volk dienen. Damit wird er zum Gradmesser der Tüchtigkeit und der Befähigung dieses Volkes. Dieses „Auserwähltsein“ beruht damit auf einer ganz anderen Grundlage als das Auserwähltsein des jüdischen Volkes. Es beruht auf dem instinktsicheren Gefühl eines besonderen Adels des nordisch-englischen Volkes kraft seiner besonderen Leistungen und Erfolge. Damit ist dieses Auserwähltsein nicht willkürlich, sondern beruht auf einer selbstbewuſsten und im ganzen gerechten Selbsteinschätzung dieser Leistungen. Deshalb sagt Hall in einer 1623 vor dem Hofe gehaltenen

Predigt über „Das beste Geschäft“, es sei nur ein gerechtes Wort, daſs diese Insel schon lange als der Liebling des Himmels anerkannt sei. Hier wurzelt jener typisch englische Nationalstolz, den wir in so vielen englischen Predigten finden. Ein solches blutsgebundenes Volksbewuſstsein widerspricht ebenfalls den Lehren des Neuen Testaments. Es ist daher verständlich, daſs die englischen Prediger diesen Nationalismus religiös im Alten Testament verankern wollen. Diese religiöse Ausdeutung stellt ebenfalls nur einen theologischen Notbehelf aus einer Zeit dar, in der die Bibel im Mittelpunkt des seelischen Lebens des ganzen englischen Volkes stand. In Wirklichkeit ist der englische Nationalstolz aus dem altgermanischen Herrenstolz erwachsen, der sich auf die gröſsere Leistung des führenden Menschen gründet.

Es ist an der Zeit, daſs wir von diesen Gesichtspunkten aus die besondere Bewertung des Alten Testaments in England neu überprüfen.

Auch die politische Begabung des englischen Volkes findet in der Predigt ihren Niederschlag. Diese Veranlagung des Engländers hängt zusammen mit seiner Abneigung gegen die Vergewaltigung des praktischen Lebens durch lebensfremde Abstraktionen und Theorien. In Anbetracht unseres eigenen früheren Versagens in der Politik blicken wir voll Bewunderung auf manche englischen Kanzelreden, die uns prächtige Proben des berühmten englischen "common sense", des Sinnes für die praktischen Notwendigkeiten, geben. Manche politische Weisheit wurde von der Kanzel aus immer wieder dem Volk eingeprägt. Eine Sonderuntersuchung über den Einfluſs des Predigers auf die politische Erziehung des englischen Volkes scheint mir daher eine lohnende Aufgabe zu sein. Nur eine Probe möge die politische Einwirkung der Kanzel zeigen.

Bischof Hall führt in einer Predigt aus dem Jahre 1623 aus: Gerechtigkeit und Frieden herrschen in einem Staate, wenn Regierende und Regierte darauf bedacht seien, sich gegenseitig das zuzuerkennen, was ihnen zustehe, wenn beide Teile danach streben, zu befehlen und zu gehorchen für das Gemeinwohl, wenn man nicht aus Furcht, sondern aus dem eigenen Gewissen heraus den heilsamen Gesetzen gehorche,

wenn die Achtung vor der Gemeinschaft die Menschen abwende von der parteiischen Beachtung ihrer selbst. So seien gute Gesetze das Leben des Staates. Andernfalls müsse die Welt zu einem Chaos werden.

Von einer Anwendung dieser innenpolitischen Grundsätze auf die äufsere Politik ist noch nicht die Rede. Gerechtigkeit und Friede sind nicht absolut verpflichtende Gebote, sie sollen nur im Verkehr zwischen den Engländern selbst beachtet werden. Solange der eigene Staat ein auf diesen Grundlagen geordneter Kosmos ist, stören Ungerechtigkeit und Unfriede anderen Völkern gegenüber den Prediger nicht, da sie zur Welt der Wirklichkeit gehören. Ja, in der religiös gefärbten Überschätzung der eigenen nationalen Werte sieht man nicht ein, dafs ein Übervorteilen anderer Nationen vom christlichen Standpunkt aus zu verwerfen wäre. Gewifs ist dieser übertriebene nationale Egoismus nicht für das englische Volk allein bezeichnend. Bezeichnend aber ist, dafs er sich so stark entwickeln konnte, dafs er sogar die Religion und Ethik in einem übergebührlichen Mafse beeinflufste. Im Mittelalter dagegen waren die nationalen Egoismen noch stärker durch ein übergeordnetes Prinzip gebunden. Auch das spiegelt sich in der Predigt. Der Erzbischof Fitzralph von Armagh hatte sich 1345, ein Jahr vor der Schlacht bei Cressy, in einer zu London gehaltenen Predigt gegen diejenigen gewandt, die beteten, dafs der König seine Feinde besiege. Solche Gebete beleidigten Gott und wären gegen sein Gebot: „Du sollst deinen Nachbarn lieben wie dich selbst." Menschen, die Gott anflehten, das Blut ihrer Gegner zu vergiefsen, verletzten den Geist des Gebetes. Es hiefse: Alles was ihr wollt, dafs euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch. Wir sollten daher lieber beten, dafs der König einen gerechten Frieden erreiche.[1])

Mit der Bevorzugung der praktischen Lebensgebiete hängt wohl auch die Vorliebe der Engländer für die Naturwissenschaften zusammen, ein Gebiet, auf dem sie ebenso wie in der Politik und Wirtschaft Hervorragendes leisten. Wir können frühzeitig bei den Engländern eine instinktive Hochachtung vor der Natur und ihren Gesetzen feststellen,

---

[1]) Owst a. a. O. S. 203ff.

die auch ihre Religion beeinflufste. Trotzdem z. B. die anglikanische Kirche viel stärker traditionsgebunden ist als das Luthertum und daher in ihrer Verfassung sowohl wie in ihrem Ritus in wesentlichen Zügen katholisch geblieben ist, geht sie in ihrer Abendmahlslehre weit über Luther hinaus. Das Vertrauen auf die eigenen an der Natur und ihrer Gesetzmäfsigkeit sich schulenden Verstandeskräfte, das wir im 13. Jahrhundert bereits an Roger Bacon sehen, liefs schon Wyclif und seine Anhänger die Vernunft vor die Offenbarung stellen in ihrer Verwerfung der Altarmysterien. Der den metaphysischen Spekulationen wenig zugängliche, aber zu nüchterner Prüfung greifbarer Tatsachen immer bereite Zug im englischen Charakter führte schliefslich zu der deistischen Auffassung von Edward Herbert of Cherbury (1583—1648). Das Vorbild der sich schnell entwickelnden Physik liefs die ersten Deisten nach ähnlich sicheren Wahrheitskriterien auf dem Gebiet der Religion suchen. Benjamin Whichcote (1609—1683) und seine Nachfolger versuchten in ihren Predigten die Einheit aller Wahrheit darzutun. Die offenbarte religiöse Wahrheit durfte nicht der natürlichen Vernunftwahrheit widersprechen. Hier zeigt sich der besonders starke Wille des Engländers zur Freiheit und Unabhängigkeit, die jetzt in vollem Umfang für den Verstand der Religion gegenüber in Anspruch genommen wird.[1]) Die Aufstellung des Begriffes ,,Naturreligion" zeigt die sich auch mehr und mehr in den Predigten offenbarenden Einflüsse von seiten der Naturwissenschaften.

Wie stark diese Einflüsse waren, beweisen auch die Predigten der Gegner der Deisten, die sich oft mit den philosophischen und naturwissenschaftlichen Systemen und Erkenntnissen auseinandersetzten. Derartige Kanzelreden konnten ganz zu akademischen Abhandlungen werden. Das gilt vor allem von den Universitätspredigten. So rechnet der beliebte John Edwards in seiner 1699 zu Cambridge gehaltenen Predigt *The Eternal and Intrinsick Reasons of*

[1]) Charles Blount (1654—93) kritisierte bereits die biblischen Wunder. Bei ihm und seinen Nachfolgern, wie Thomas Woolston, Anthony Collins, Thomas Morgan, Thomas Chubb, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts alle die Orthodoxie angriffen, handelt es sich bereits um eine Art modernistischer Theologie.

Good and Evil mit Hobbes und seinem Naturbegriff ab. Danach geht er auf noch andere Theorien seiner Zeit ein, die, wie er sagt, alle Moralphilosophie auf geometrische und mechanische Prinzipien zurückführen wollen. Ohne die Namen der Verfasser anderer Schriften zu nennen, spricht er von den verschiedenen Werken und bekämpft alle Unternehmungen, die Religion und Moral mit Hilfe experimenteller Beobachtung auf die Natur zurückführen wollen. Wir sehen, wie der Konflikt zwischen Religion und den Naturwissenschaften sich anbahnt. Er zeigt sich auch in der Predigt, am schärfsten im 19. Jahrhundert, vor allem nach dem Auftreten Darwins. Mir scheint, daſs in England die Entwicklungslehre einen bedeutenderen Einfluſs auf die Prediger gewonnen hat als in Deutschland.

Wieweit man sogar an höchsten kirchlichen Stellen der naturwissenschaftlichen Auffassung von der Entwicklung alles organischen Lebens mit Einschluſs des Menschen Rechnung trägt, zeigt wohl am besten die Predigt des anglikanischen Bischofs Dr. Barnes vom 20. September 1931 anläſslich der Centenarfeier der Britischen Naturforschenden Gesellschaft. Die englische Staatskirche hielt bei dieser Gelegenheit einen offiziellen 'Service of Thanksgiving for the Advancement of Learning' ab. Bischof Barnes führte aus: Wir haben Gott zu danken, daſs die Männer der Wissenschaft, unbeirrt von Schmähungen, die oft gerade von religiösen Leuten ausgehen, der Wahrheit folgen. Darwin und seine Nachfolger die uns den anthropoiden Ursprung des Menschen überzeugend gezeigt haben, sitzen unter den Unsterblichen. Eine vollere und wahrere Erkenntnis der Natur kann Gott nicht entehren.

In dieser Predigt finden wir das entschiedene Ja-Sagen des nordisch-englischen Menschen zu der Naturgesetzlichkeit und zu den eigenen Verstandeskräften. Wir sehen hier einen religiösen Willen zur Einordnung in diese nicht geoffenbarte, sondern vom Menschen selbst erkannte Naturgesetzlichkeit. Diese Denkweise gehört offensichtlich zum seelischen Erbgut des englischen Volkes, da sie durch die Jahrhunderte hindurch als steter Antrieb zur Entwicklung der englischen Naturwissenschaft und Philosophie zu beobachten ist.

Wir legten mit unserer Fragestellung die Sonde von einer neuen Seite aus an ein Gebiet an, um das sich in den letzten Jahren schon eine Reihe von Forschern bemüht haben. Unsere kleinen Proben lassen auf eine ergiebige Ausbeute schliefsen, die um so eindeutiger und wertvoller sein wird, wenn wir entsprechendes Vergleichsmaterial von anderen Völkern heranziehen. An allgemeinen Urteilen über die Predigten dieses oder jenes Volkes fehlt es nicht. So hat z. B. schon Linsenmayer, ein älterer Historiker der deutschen Predigt, im Jahr 1886 in ihr einen treuen Spiegel des deutschen Volkes und seiner Art, zu denken und zu fühlen, mit allen Licht- und Schattenseiten gefunden.[1]) Ebenso hat bereits Rothe erklärt, dafs bei den englischen Predigern des 17. Jahrhunderts die englische Nationaleigentümlichkeit ihre individuellen Eigentümlichkeiten entschieden überwiege.[2]) Aber all diesen Behauptungen fehlt ein zuverlässiger Vergleichsmafsstab.[3]) Wenn wir die volkstypologischen Bedingtheiten der englischen Predigt von denen der deutschen abgrenzen wollten, um sie damit klarer zu erfassen, so wäre es schwierig, die festzustellenden Unterschiede rein ohne Beimischungen aus anderen Bedingtheiten herauszustellen. Das Ergebnis wäre zunächst ein Konglomerat, dessen Bestandteile verschiedenster Herkunft wären. Es läge daher die Gefahr nahe, dafs wir Unterschiede, die sich aus den verschiedenen äufseren Voraussetzungen der beiden Völker heraus naturnotwendig ergäben, ohne weiteres volkstypologisch auswerteten. Bis zu einem gewissen Grade liefsen sich diese Schwierigkeiten ausmerzen, wenn wir einen Zeitabschnitt fänden, in dem die englische und die deutsche Predigt derselben zeitbedingten Aufgabe gegenüberstände.[4])

Aus diesen Erwägungen heraus scheint mir eine ver-

---

[1]) Anton Linsenmayer, *Geschichte der Predigt in Deutschland*, München 1886.

[2]) Richard Rothe, *Geschichte der Predigt*, hrsg. von A. Trümpelmann, Bremen 1881, S. 384.

[3]) Vgl. auch Hans Haupt, *Die Eigenart der amerikanischen Predigt*, 1907.

[4]) Vgl. z. B. Fabers kleine Übersicht über die evangelischen Kriegspredigten in Deutschland, Frankreich, England und Amerika in: *Die Religion in Geschichte und Gegenwart* IV (1930), 1427.

gleichende Untersuchung der Kriegspredigten[1]) vielversprechend zu sein. Auch hier müfsten wir vorsichtig unterscheiden zwischen Predigten, die sich an verschiedene Volksschichten wenden (Front, Heimat, Dorfgemeinden, Stadtgemeinden, arme und reiche Gemeinden). Wegen der langen Dauer des Krieges und der dadurch bedingten psychologischen Unterschiede wären neben den soziologischen Gesichtspunkten auch die chronologischen nicht aufser acht zu lassen. Aber selbst bei einem so vorsichtigen Zuwerkegehen wären die äufseren Bedingungen nicht ganz gleich, da die englische Staatskirche und die protestantischen Sekten in England aus anderen Voraussetzungen erwachsen sind als der deutsche Protestantismus. Am ähnlichsten sind die Ausgangspunkte, wenn wir eine möglichst grofse Zahl römisch-katholischer Kriegspredigten von möglichst vielen englischen und deutschen Feldgeistlichen aus dem Beginn des Krieges zu einem Vergleich zugrunde legten. Die sich dann etwa ergebenden Unterschiede werden in der Hauptsache volkstypologischer Art sein. Würden wir unter den gleichen Bedingungen noch die Predigten Frankreichs[2]) und Italiens, also nichtgermanischer Länder, heranziehen, so würden die volkstypologischen Schlüsse für die englischen Predigten um so gesicherter sein. Doch dazu bedürfte es einer Gemeinschaftsarbeit von mehreren Forschern.

Gewifs können wir uns in den Geisteswissenschaften nie so günstige Untersuchungsbedingungen schaffen wie die Naturwissenschaftler mit ihrem Experiment. Trotzdem aber können auch wir die Fehlerquellen bedeutend herabmindern durch vorsichtiges methodisches Vorgehen selbst auf einem so umstrittenen und doch für jedes politische Handeln so wichtigen Gebiet wie dem der Wesenskunde eines Volkes. Aus diesem Grunde ist die Predigt, wie ich in diesem Aufsatz zeigen wollte, ein besonders geeignetes Mittel zur Durchführung solcher volkstypologischen Untersuchungen.

---

[1]) Es sei verwiesen auf die Einzeluntersuchungen von Franz Koehler, *Die deutsch-protestantische Kriegspredigt der Gegenwart* 1915 und von John Kelman, *The War and Preaching* 1919.

[2]) Zur franz. Kriegspredigt vgl. *Pendant la guerre 1914—18* mit Predigten von J. Bianquis, H. Bois, E. Gounelle, H. Monnier, W. Monod u. a.

WÜRZBURG. RUDOLF KAPP.

THORNTON WILDERS
THE BRIDGE OF SAN LUIS REY
UND PROSPER MÉRIMÉES
LE CAROSSE DU SAINT-SACREMENT.

Daſs Thornton Wilders menschlich warme Erzählung von der Brücke von San Luis Rey ihr stoffliches Vorbild zum Teil in einem Einakter Prosper Mérimées hat, der später von ihm in die Sammlung *Théâtre de Clara Gazul* aufgenommen wurde, das tat deutschen Anglisten wohl zuerst die dankenswerte Einführung kund, die uns Harry Bergholtz in das Schaffen des zeitgenössischen amerikanischen Dichters gab.[1]) Obwohl Bergholtz die Tatsache dieser Anlehnung als "belanglos" bezeichnet, sei es verstattet, hier auf einigen Seiten nicht so sehr die — wirklich belanglosen — stofflichen Berührungen der beiden Werke zu schildern, als vielmehr zu versuchen, der verschiedenen Betrachtungsweise der sich teilweise berührenden Stoffbezirke bei beiden Autoren in ihrer tieferen Beziehung gerecht zu werden.

Die Welt der Romania liegt Thornton Wilder (geb. 1897 zu Madison, Wisconsin) nahe aus seinen Schuljahren in Kalifornien, seiner Studienzeit in Rom und seiner Tätigkeit als Neusprachler an verschiedenen amerikanischen Schulen und Universitäten. Seine römischen Eindrücke nahmen in seinem Erstlingswerk, dem Roman *The Cabala* (1926), Gestalt an. Der Griff in die spanisch-koloniale Vergangenheit Perus aber, den er mit seinem zweiten Buch, *The Bridge of San Luis Rey* (1927), tat, bekundet deutlich jene Sehnsucht nach räumlichen und zeitlichen Fernzielen, die so manche Schöpfung neuromantischer amerikanischer Literatur auszeichnet. Wenn Wilder dabei eine leichte Anregung bei Mérimée fand, der in

---

[1]) ESt 65, 301—306.

der Hoch-Zeit der jungen französischen Romantik bereits einer Überwindung des überschwänglichen Gefühls und einer neuen Sachlichkeit der Darstellung den Weg bereitete, so mag darin — soweit die Anregung nicht rein zufällig war — eine bezeichnende literarische Wahlverwandtschaft erblickt werden, die einen Schlüssel zu Wilders eigenem Schaffen liefern kann.

Das Kurzschauspiel von der Sakramentskutsche spielt in Mérimées Leben eine nicht ganz unwichtige Rolle. Es ist im Stile jener farcenhaften *sainetes* geschrieben, deren Meister Ramon de la Cruz (1731—94) war, der „Goya des spanischen Theaters".[1]) Der Einakter gehört nicht der ursprünglichen Sammlung des so beifällig aufgenommenen fiktiven *Théâtre de Clara Gazul* (1825) an, sondern er wurde erst Juni 1829 in der *Revue de Paris* veröffentlicht und war ein Erfolg des Skandals. Man sah in ihm eine Verhöhnung von Thron und Altar, und noch 1850, als man das Stück, nicht ohne Bedenken Mérimées, im Théâtre Français zu geben wagte, wurde über die religiöse Lästerung gezetert. Das Bühnenglück war der Aufführung in der Tat nicht hold, und erst die Wiederholung auf dem Théâtre du Vieux Colombier im Frühjahr 1920 vermochte wenigstens einen Achtungserfolg zu erringen. Auch einer musikalischen Bearbeitung, die Lord Berners dem Mériméeschen Text angedeihen liefs (1924), war kein Erfolg beschieden.[2])

Wie Mérimée die Schauspielerin "Mademoiselle Gazul" und ihr angebliches Repertoire aus dem Nichts hervorzaubert, aber ihre "Werke" mit gelehrten Einleitungen und Anmerkungen versieht, um den Schein der Wirklichkeit zu erwecken, so teilt er auch in einer Anmerkung zu *Le Carosse du Saint-Sacrement* die "wahre" Geschichte mit, die sich im 18. Jh. in Lima angeblich zugetragen und auf der sein Stück beruht.

---

[1]) J. F. Fitzmaurice-Kelly, *Littérature Espagnole* (Paris 1904), S. 374—375.

[2]) Obiges nach dem grofsen Mérimée-Werk von P. Trahard, *La Jeunesse de Mérimée* (1803—1834), Paris 1925, 2 Bde; bes. I, 211 f., II, 107 f., 115 Anm. 1. Vgl. ferner Augustin Filon, *Mérimée* (Les Grands Érivains Français), Paris 1898, S. 23 f., 37. Weitere Literatur bei Otto Theis, *Sprache und Stil Mérimées in seinen Novellen*, Diss. Frankfurt 1929.

Eine junge Schauspielerin, La Périchole genannt, Mätresse des Vizekönigs von Peru, erbittet von ihrem vornehmen Liebhaber eine prächtige Karosse, um damit zur Kirche zu fahren. Aber kaum hat dieser — nach anfänglichem Sträuben — ihrem Wunsche entsprochen, da schenkt sie in einer Anwandlung von Frömmigkeit das kostbare Gefährt nebst einer ansehnlichen Geldsumme der Kirche mit der Bestimmung, die Priester sollten fortan die Kutsche benutzen, um den Kranken umso rascher die Tröstungen der heiligen Religion zu spenden: "Depuis ce temps, le Saint-Sacrement est porté en carosse, à Lima, et le nom de la comédienne est en grand honneur".[1]) Dieses von ihm als schlichte Tatsache berichtete Ereignis hat nun Mérimée in lustspielmäſsiger Weise ausgeschmückt. Wie die Périchole aus Übermut, um die auf sie erbosten vornehmen Damen Limas zu ärgern und ihren ältlichen, miſstrauischen, eifersüchtigen Liebhaber zu bestrafen, jene Bitte ausspricht, so übermacht sie auch aus Laune der Kirche das kostbare Geschenk. Eine schauspielernde Heuchlerin, lädt sie dann den gichtigen Vizekönig, den ehrwürdigen Bischof und einen sittlich entrüsteteten Lizenziaten zu sich zum Abendessen — in aller Heimlichkeit, versteht sich. Die Eingeladenen scheinen ihre Besserung ernst zu nehmen; aber dem Leser, der schon allzuviel von ihren Eskapaden gehört hat, ist es keine Frage, daſs sie ihren vornehmen, nun um seine Kutsche gebrachten Liebhaber zugunsten jüngerer, weniger aristokratischen Bewerber auch weiterhin betrügen wird.

Was hat nun Wilder aus diesem Lustspiel übernommen? Vor allem eins muſs festgestellt werden: Die Personen, die wir bei Mérimée in frivol-farcenhafter Weise, ohne tiefere Charakterzeichnung, wie Puppen nach des Lenkers Weisung vor uns tanzen sehen, sind nur für eine bestimmte Lage gezeichnet und für sie erdacht. Bei Wilder erhalten sie ein runderes Dasein, ein weiteres Leben in dem tiefen Gedanken, der durch den Willen des Dichters in ihnen allen schlummert: ihr mehr oder minder bedauernswertes zeitliches Sein vollendet sich als Unterpfand einer rätselhaften, metaphysischen

---

[1]) Prosper Mérimée, *Théâtre de Clara Gazul*, Paris 1925, S. 244 (Edition Calmann-Lévy).

Teilhaftigkeit, die der Dichter "Liebe" nennt. Und je nachdem das Leben — anscheinend sinnlos — den einen härter anfaſst als den anderen, ist der Wert seiner Person gegeben. Daher ereignet es sich, daſs manche komischen Nebengestalten Mérimées, Figuren, von denen wir nur hören, ohne sie auf der Bühne zu sehen, in Wilders edler Einbildungskraft zu führenden Charakteren erhöht werden. Eine knappe Andeutung des Vorbildes genügt da zu der glücklichsten Vertiefung; die kurze Episode tritt zurück, der ganze Lebenslauf wird wichtig.

Das beste Beispiel hierfür ist die Figur der Marquise von Montemayor, der fesselndsten Gestalt des amerikanischen Romans. Bei Mérimée wird eine "comtesse de Montemayor" nur einmal flüchtig erwähnt; die Périchole hat sie in dem Sainete *Die alte Schachtel* lächerlich gemacht.[1]) Die Hauptfeindin der Schauspielerin aber ist bei Mérimée die "marquise d'Altamira", die Tochter eines reichen Tuchhändlers, der die Périchole so manchen Streich spielt. Der Papagei der Schauspielerin verhöhnt sie, und in der eben geschenkten Karosse wirft die Übermütige die Kutsche der Aristokratin um. Wilder macht aus diesen beiden Gegnerinnen eine einzige Figur. Er übernimmt die bürgerliche Herkunft seiner Marquesa aus dem Tuchladen und ihre Verhöhnung auf dem Theater. Aber da für ihn "der ganze Zweck der Literatur die Beobachtung des Herzens ist"[2]), kommt es ihm auf diese farcenhafte Bestandteile nicht an. Er verleiht seiner Marquise Züge jenes rührenden, verhaltenen Humors, der unter Tränen lächeln läſst. Als eine peruanische Frau von Sévigné, als eine spanisch schreibende Lady Montague schickt sie ihrer vergötterten Tochter, die ihre Liebe zu ihrem tiefen Schmerze nicht erwidert, jene prächtigen Plauderbriefe, die dem Leser neben manchem Gesellschaftsskandal aus Lima zugleich auch ihr eigenes Seelenleben enthüllen. Und aus der bei Mérimée noch nicht angedeuteten Entschuldigungsvisite, die die Schauspielerin der Marquise abstatten muſs, wird eine er-

---

[1]) S. 217 der angeführten Ausgabe.

[2]) *The whole purport of literature . . . is the notation of the heart*: S. 34 der illustrierten Ausgabe, Grasset & Dunlap, o. O.; 17. Aufl. 1928. Der Roman ist auch als Band 29 der *Albatross Library* erschienen.

greifende Szene, in der sich die beiden Frauen — das junge, lebenslustige Mädchen und die freudlose Mutter — in ihren weiblichen Regungen offenbaren und einander achten lernen. Die Marquise gehört zu den Opfern des Brückenzusammenbruchs — zwei Tage, nachdem sie sich gelobt, ein neues Leben zu beginnen. Die Schauspielerin beschliefst ihr Leben in Einsamkeit auf einem Umwege, den auch die Périchole Mérimées mit ihr hätte antreten können. Die Liebe zum Vizekönig, dem sie drei Kinder gebar, war, so hören wir, niemals tief und echt gewesen. Ihr schmeichelte der gesellschaftliche Glanz des vornehmen Hauses, wie ihr auch jene intimen Abende schmeichelten, die sie mit dem Vizekönig, dem Erzbischof (Mérimées Kirchenfurst ist bei Wilder in der Würde gestiegen) und anderen Vertrauten verbringen durfte. Die Liebeleien mit Männern einfacher Schichten gehen dabei noch länger nebenher. Schliefslich aber sehnt sie sich nach Ehrbarkeit, gibt die Bühne auf und beträgt sich wie eine eingesessene Bürgerin. Das Brückenunglück beraubt sie ihres treuesten Freundes, des väterlichen Onkels Pio, und ihres Sohnes Jaime. Durch eine Pockenkrankheit ihrer Schönheit verlustig, zieht sie sich mifstrauisch von der Welt mehr und mehr zurück, und nach einem denkwürdigen Besuche bei der frommen Äbtissin eines Waisenhauses, der das Unglück gleichfalls zwei liebe Menschen entrissen, beschliefst sie ihr nun nutz- und freudlos gewordenes Leben auf einem kleinen, dem Verfall geweihten Bauernhof.

Und die Kutsche? Und der gichtige Vizekönig? Und die anderen Liebhaber der Périchole? Was ist aus ihnen unter Wilders Händen geworden? Die Geschichte von der Karosse, und damit das Haupthandlungsmotiv und die eigentliche Pointe des französischen Einakters, ist überhaupt nicht benutzt. Aus dieser Tatsache erhellt am besten, dafs Wilder seine Gestalten als volle Menschenfiguren, unabhängig von der Augenblickslage, in die er sie hineingestellt fand, frei ausbildete. Der Vizekönig, bei Mérimée der herkömmliche eifersüchtige Alte, den die junge Geliebte nach Belieben umstimmen oder nasführen kann, ist wohl psychologisch die schwächste der Hauptfiguren des Stückes, wenn schon in Einzelzügen mit grofser Liebe gezeichnet. Bei Wilder tritt

der Vizekönig im Rahmen des Gesamtgeschehens einigermaſsen zurück. Auch bei ihm ist Don Andres de Ribera ein übermäſsig stolzer, eingebildeter Grande, aber er entbehrt nicht der einnehmenden Züge. Er ist "the remnant of a delightful man"[1]), der es sich nicht der Mühe verdrieſsen läſst, seiner Geliebten jenen höfischen Umgangston beizubringen, der ihr dann auf der Bühne so sehr zustatten kommt. Nach der ersten Zeit fraglosen Glücks wird auch er von Eifersucht geplagt. Es kommt zu einem zeitweiligen Bruch des Verhältnisses. Seine Vorwürfe erregen die Périchole so sehr, daſs sie ihm mit einem Briefe des Verzichts alle Geschenke zurücksendet — und das ist die engste Berührung mit den derbkomischen Entrüstungsszenen des Lustspiels. Der Verdacht des Vizekönigs ist auch im Roman nicht unbegründet; auch hier ist der Stierkämpfer Ramon sein gefährlichster Nebenbuhler. Er hat der Schauspielerin einen Stier geweiht[2]); er setzt dem anerkannten Liebhaber die Hörner auf, bis er schlieſslich von der stolzen Périchole, die es nicht nötig hat, bei einem Stelldichein auf einen *cholo*[3]) warten zu müssen, den Laufpaſs erhält.

Damit dürften die wichtigsten äuſserlichen Berührungspunkte der beiden Werke erschöpft sein. Man sieht, es handelt sich um den gleichen Ausgangspunkt, die gleiche Gruppierung von drei bis vier Hauptpersonen in einer gleichen, exotischen Umwelt. Aber während Mérimée, entsprechend den Anforderungen des Theaters, die straffe Gruppe um ein einziges dialogisiertes Handlungsmotiv bewegt und in starken Schlaglichtern beleuchtet, kann Wilder, den Gesetzen der mehrgliedrigen Erzählung zu Folge, unter Verzicht auf jenes Hauptmotiv in gröſserer Gemächlichkeit die einzelnen

[1]) A. a. O. S. 170.

[2]) Das Verhalten Ramons bei einem Stiergefecht, dem die Périchole beiwohnt, wird von Mérimée genauer geschildert (a. a. O. S. 223). Die Stelle ist bezeichnend dafür, wie Wilder eine bestimmte Einzelheit des französischen Dialogs künstlerisch verwertet (vgl. amerikanische Ausgabe a. a. O. 105 f.).

[3]) Anmerkung Mérimées (a. a. O. S. 244): "Un *cholo* est le fils d'un *mulâtre*. On appelle *mulâtres* ceux qui sont nés d'une Indienne et d'un nègre, ou d'une négresse et d'un Indien". Wilder verwendet das Wort *cholo* a. a. O. S. 107.

Gestalten vor unseren Augen sich entwickeln lassen. Er kann ihre mannigfachen Beziehungen aus verschiedenen Gesichtswinkeln vorführen und es öfters dem Leser überlassen, aus nur bruchstückhaften Erwähnungen bestimmter Handlungs- und Charaktermotive in den einzelnen Teilen der Erzählung die Zusammenschau der Gruppe selbst vorzunehmen. Dazu kommt, daſs ja für Wilders kunstvolle Komposition die Geschehnisse und Charakterentwicklungen alle in Hinblick auf den Rahmen der Erzählung zu werten sind, auf den Brückeneinsturz und die Frage nach dem Sinn dieses Ereignisses. Fünf Personen verlieren in der grausamen Katastrophe ihr Leben; alle anderen sind dadurch irgendwie in Mitleidenschaft gezogen. So erreicht Wilder höchste Geschlossenheit des äuſseren Aufbaus wie des inneren Sinnzusammenhangs. In diesem klug ersonnenen und so glücklich durchgeführten Aufbau aber nicht minder wie in der aus pluralistisch-melioristischer Weltschau gewonnenen aktivistischen Lebensweisheit beruht der künstlerische und philosophische Reiz des Buches. Mérimées Einakter war für Wilder eine willkommene Motiv- und Figurensammlung, deren Ausgestaltungsmöglichkeiten er mit dem Blick des Künstlers erkannte. Was er vorfand, hat er mit solcher Meisterschaft zu seinem Eigenen gemacht, daſs die Frage nach der "Beeinflussung" Wilders durch Mérimée sich nur im Sinne höchster künstlerischer Selbständigkeit des Amerikaners beantworten läſst.

GIESSEN. WALTHER FISCHER.

DIE REDUPLIZIERENDEN VERBEN DES GERMANISCHEN (UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DES ALTENGLISCHEN).

§ 1. Seit den Anfängen der Germanistik und Indogermanistik haben die sog. reduplizierenden Verben, insbesondere das Verhältnis des got. Typus *haíhait* zum nordwestgerm. Typus *hē²t* mit „verhärtetem Ablaut“ (Grimm), die Forschung immer wieder beschäftigt. Die Sachlage bedingt diese ununterbrochene Bemühung: Oft muſs spärlichstes Material, selbst eine einzelne Form, Pfeiler einer Brücke sein. Die entscheidenden Vorgänge sind sämtlich vorhistorisch, Momente der Unsicherheit daher aus keinem Lösungsversuch fernzuhalten. Die Erforschung der red. Vbb. verspricht tiefe Einblicke in die Geschichte des germ. Verbalsystems.

Eine ausführliche, wenn auch nicht lückenlose, Geschichte der Forschung hat C. Karstien[1]) gegeben, auf die hiermit ausdrücklich verwiesen sei. Auſser Karstiens eigener Deutung[2]) seien aus den letzten Jahrzehnten namentlich die Arbeiten von J. Franck[3]), J. Janko[4]), R. Loewe[5]), und S. Feist[6]) genannt. Nach Karstien haben sich namentlich noch V. Michels[7]) und J. Sverdrup[8]) mit dem Problem beschäftigt. Genannt seien hier auch die Beiträge von H. Möller und E. Sievers.[9]) Über die Arbeiten von

[1]) *Die reduplizierten Perfekta des Nord- und Westgermanischen.* Gieſsen 1921, § 7 ff.

[2]) vgl. § 5 sowie die Besprechungen von Schatz IA 41, 28, Jellinek AfdA 41, 134 und Ekwall AB 34, 161.

[3]) ZfdA 40 (1896), 24.

[4]) IF 20 (1906), 229.

[5]) KZ 40 (1907), 266.

[6]) PBB 32 (1907), 447.

[7]) *Germanica* (1925) 82 ff.

[8]) *Festskrift til Hjalmar Falk* (1927) 299 ff., bes. 321 ff.

[9]) IF 40, 181, 41, 422 bzw. 42, 210, 43, 144.

Wood, Fay und Lotspeich vgl. § 2, ferner § 5 über W. Schulze.

Eine befriedigende Deutung liegt trotz aller Bemühungen noch nicht vor. Wenn auch hier[1]) der Anglist sich in die Erörterung einschaltet, so hat er dazu guten Grund: Auf englischem Boden finden sich kostbare Formen, die weittragende Schlüsse gestatten.

I. Teil: Die germanischen Verhältnisse.

A. Allgemeine Fragen.

§ 2. In der Beurteilung des Verhältnisses der got. zu den übrigen Formen stehen sich zwei grundsätzliche Richtungen in der Forschung gegenüber. Die eine läſst *hē̄²t* aus *haíhait* entstanden sein — die andere trennt beide Typen als idg. verschiedene Bildungen.

Die letztere ist die jüngere. Ljungstedt hat sie 1887 begründet[2]) und 1895 in F. A. Wood[3]) einen Nachfolger gefunden. Um dieselbe Zeit (1896) trennte Brugmann beide Bildungsarten.[4]) Grundsätzlich folgten ihm Hoffmann (1903), Janko (1906), z. T. auch Feist (1907).[5]) Feist hielt es nur hinsichtlich des $\bar{e}^2$-Typs mit Brugmann, und dieser Einschränkung schloſs sich Brugmann 1913 selbst an.[6]) Ähnlich urteilt Sverdrup[7]) nur über den $\bar{e}^2$-Typ. In den Bahnen Woods[8]) wandeln mit maſslosen Konstruktionen E. W. Fay[9]) und C. M. Lotspeich.[10])

Gegen diese grundsätzliche Trennung der got. von den übrigen germ. Formen sprechen die verschiedensten Gründe[11]): Die im einzelnen stark auseinander gehenden Deutungen der verschiedenen Vertreter sind nicht gerade vertrauenerweckend. — Der Typus angl. *heht*, an. *sera* spricht eindrucks-

---

[1]) vgl. Verf., *Untersuchungen über die germ. schwachen Verben III. Klasse.* 1935. [2]) vgl. Karstien 26f.

[3]) *Germanic Studies* (Chicago Univ. Press) II, 27ff.

[4]) vgl. Karstien 31f. [5]) vgl. ebd. 34f., 36.

[6]) vgl. ebd. 39.

[7]) a. a. O. 328; vgl. dagegen auch Stang NTS 2, 98.

[8]) vgl. auch ders. MPh 14 (1916), 121.

[9]) AJPh 39 (1918), 291. [10]) JEGPh 32 (1933), 281.

[11]) vgl. Karstien § 28.

voll für die Einheitlichkeit der Bildung. — Die lautliche Unmöglichkeit der These Brugmanns hat v. Helten für das Fries., Loewe für das An. dargetan. — Schon J. Grimm wies darauf hin, dafs in der Wortbildung des Nomens $\bar{e}^2$ bzw. *eo* fehle. — Methodisch endlich bedeutet dieser Weg einen *circulus vitiosus*: Die strittigen Wortgebilde werden zunächst ins Idg. projiziert und dann von diesen erschlossenen Vorformen aus wiederum abgeleitet.

So steht zu Recht die Mehrzahl der Forscher, namentlich auf Seiten der Germanistik, auf dem Boden der Anschauung, die den Typus *h$\bar{e}^2$t* aus *haíhait* hervorgehen läfst.

§ 3. Das älteste erreichbare System der reduplizierenden Verben sah also folgendermafsen aus:

a) In allen vier Stämmen galt der gleiche Wurzelsilbenvokal. Nur bei den Verben zu idg. $\bar{e}^1$-Basen bestanden gewisse Sonderheiten, vgl. got. *lētan* : *laílōt*.[1])

b) Jedenfalls aber waren 2. und 3. Stamm quantitativ nicht unterschieden. Man hat zwar vielfach Pluralformen mit reduziertem Vokalismus angenommen, so namentlich Loewe und Feist. Aber alle diese Formen lassen sich anders deuten.[2]) ,,Zu beweisen ist es allerdings nicht, dafs diese verbalwurzeln schon urgermanisch starr gewesen sind; ich halte es aber grundsätzlich für richtig, so lange als irgend angängig mit überlieferten formen zu arbeiten und nur im äufsersten notfall zu konstruierten zu greifen."[3])

c) Das System zeigte grammatischen Wechsel. Die Belege werden an anderer Stelle[4]) zur Sprache kommen.

§ 4. Zweckmäfsig finden hier zunächst einige Bemerkungen über das Formale der idg. Perfektreduplikation ihre Stelle. Sie bietet mancherlei Probleme, die noch längst nicht alle als völlig gelöst betrachtet werden können.[5])

a) Der älteste uns erreichbare Zustand des Idg. zeigt die Reduplikation in nichthauptoniger Stellung.[6]) Gr. *δέδορκα* stellt gegenüber aind. *dadárśa — dadṛśimá* eine Neuerung dar.

---

[1]) vgl. § 8a. [2]) vgl. § 32f.

[3]) Karstien 65. [4]) § 53.

[5]) vgl. Brugmann *KVG* § 709.

[6]) Über eine noch ursprünglichere Betonung **dédèrka*, wie sie Karstien 5 annimmt, vgl. § 55a.

Problematisch ist, ob Reste dieser Betonung noch im Germ. durchblicken in aisl. *sera* und got. *saízlēp.* Neben 2 *-zl-* stehen 3 *-sl-*, ebenso neben aisl. *sera* got. *saísō.* Gewiſs lassen sich die Formen mit *-s-* als jüngere Angleichungen an das Präsens wie z. B. got. *faíflōk* betrachten, aber ebensogut mag auch *-z-* auf Dissimilation beruhen.[1]) Übrigens ist mit Sverdrup[2]) die Verteilung bei *slēpan* bemerkenswert, indem *-zl-* nur bei Komposition mit *ga-*, *-sl-* nur im Simplex und Kompositum mit *ana-* begegnet.[3]) Kieckers' Meinung[4]), daſs die Ursache des *z* in einem gewissen Vorhandensein urg. Wurzelbetonung zu suchen sei, ist abwegig: Der grammatische Wechsel beruht auf der Betonung vor der urg. Akzentrevolution.

Die Annahme einer ursprünglich betonten Reduplikationssilbe machten auch die älteren Erklärungen des got. *ē* = wg. *ā* im Plural der IV. und V. Klasse wie *bēr-*, *sēt-*. In Formen, die sonst Reduktion zeigen, erscheint hier ein Langvokal. Michels und Streitberg rechneten mit einer Entwicklung wie etwa zu Wz. **ghebh*, **sed* 3. Plur. vor allen Ablauterscheinungen **ghéghebhont*, **sésedont*, woraus mit Vokalverlust der Wurzelsilbe unter Dehnstufenentwicklung **ghḗghbhn̥t*, **sḗsdn̥t.* Die weitere Entwicklung erklärte Michels durch Metathese **ghghḗbhn̥t*, **ssḗdn̥t* > **ghḗbhn̥t*, **sḗdn̥t*, Streitberg durch Erleichterung der schweren Konsonantengruppe unter Anlehnung an wurzelhaftes **ghebh* zu **ghēbhn̥t.* Während beide für den gesamten Plural Reduplikationsbetonung annahmen, schränkt Hirt[5]) diese Annahme auf die 3. Pers. ein und rechnet mit einem ursprünglichen Plural **sъzdъmé*, **sъzdé*, **sézdr̥*; daraus einerseits über *ъzd* > *azd* > *ēd* aind. *sēdimá*, *sēdá* und analog. *sēdúr*, andrerseits über *ezd* > *ēd* lat. *sēd-imus*, germ. *sēt-* usw. Wenn auch der Typus **sъzdъmé* in aind. *sēdimá* und Formen wie aind. *paptimá* zu Wz. **pet-*, *jagmimá* zu Wz. **gᵘem-*

---

[1]) Im An. fehlen sonstige Prät. zu Verben mit reinem *s*-Anlaut; *sóa* ist im Prät. nicht belegt. — Assimilation *sl* > *zl* ist mit Karstien 5[2] gegen Feist 324 unwahrscheinlich. [2]) a. a. O. 324.

[3]) „Nach Sievers erscheint *z* bei gewöhnlichem Fallton, *s* dagegen, wenn ausnahmsweise Steigton eintritt": Streitberg, *Got. Eb*[5] 148[1].

[4]) *Got. Hdb.* 207. [5]) vgl. *Idg.* IV § 119.

vorliegt, so hätte sich germ. zweifellos *sezd-* > *sest-* ergeben müssen. Ferner könnte eine Entwicklung wie **ghéghbhn̥t* nur in wenigen Wurzeln eintreten, da z. B. Wz. **klep-* zu **kekl̥p-* führen müfste. Vor allem aber steht neben *sēd-* alter Ablaut *sōd-*, der sich unmöglich auf ähnliche Weise erklären läfst. Endlich wird die Annahme einer Reduplikationsbetontheit nur zur Erklärung dieser urg. *ē*[1] gemacht, die sich viel ansprechender als Aoristformen erklären lassen.[1])

Der genaue Grad der Schwachtonigkeit der Reduplikation ist unbekannt. In Formen mit Wurzelreduktion wie *dadr̥śimá* mag sie einen gewissen Nebenton erlangt haben.[2])

b) Der charakteristische Vokal der Perfektreduplikation ist *ĕ̄* im Gegensatz zu präs. *ĭ̄*; doch begegnet *ē* fast (vgl. hom. *δηδέχαται, δήδεκτο*; wg. *dēda — dādum*) nur noch als ar. *ā*.[3])

Neben idg. *e*, > aind. *a*, stehen in den historischen Formen auch *i, u*, so lat. *didici* zu Wz. *dei̯k̑*, *tutudi* zu Wz. *teu̯d*. Ihre Auffassung ist nicht einhellig. Gewöhnlich werden solche Vokale im Hinblick auf alat. *pepugī* > klass. *pupugī* zu *pungo* als jüngere Assimilationen an den Wurzelvokal gefafst. Pisani[4]) hingegen schreibt *ĕ* nur den starken Formen des Sing. zu, ferner den schwachen Formen der Wurzeln auf Verschlufslaut wie **pe-pt-* zu Wz. *pet-*. In den Wurzeln auf Liquida oder Nasal wie *bher-* trat bei den schwachen Formen dieses *e* analogisch ein, so **bhe-bhr̥-*; dagegen in den Wurzeln auf *ei̯, eu̯* galt ursprünglich in der schwachen Formen *i, u*, also *tutud-*, *didik̑-*. Da aber viele Verben in beiden Formenreihen *e* hatten, so gewann dieses *e* in einem Teil des idg. Sprachgebiets auch bei wurzelhaftem *ei̯, eu̯* die Oberhand über *i, u*, wobei die Differenzierung gegenüber präs. *i* mitgewirkt haben mag. Im Ar. dagegen siegten *i, u* auch in den starken Formen. Für das Germ. ist es gleichgültig, ob das *e* der Reduplikation als ursprünglich oder sekundär zu betrachten ist.

---

[1]) vgl. namentlich Sverdrup a. a. O.

[2]) vgl. Sverdrup 324, Hirt *Urg.* II, 143.

[3]) vgl. Marstrander NTS 4, 251.

[4]) Reale Accad. nazionale dei Lincei. Rendiconti Ser. VI, 11 (1926), 321 ff.

c) Auch das Problem der dem Reduplikationsvokal beigegebenen Laute der Wurzel ist nicht ohne Schwierigkeit.

α) Lautet die Wurzel mit einfachem Konsonanten an, so wird dieser zugefügt, z. B. *λέ-λοιπ-α*. Wird durch Lautvorgänge zwischen dem Konsonanten der Wurzel und der Reduplikation ein zu grofser Abstand hergestellt, so wird dieser vielfach sekundär wieder beseitigt, vgl. *βέ-βα-μεν* < **δέβαμεν* zu Wz. *g*ᵘ*em-*.

β) Bei anlautender Konsonantengruppe auf Liquida oder Nasalis tritt nur das erste Element in die Reduplikation, so aind. *śu-śrāv-a*.

γ) Viel umstritten ist die Beurteilung der ursprünglichen Verhältnisse bei Konsonantengruppe auf Explosiva, d. h. bei *st, sp, sk*.[1])

Die Überlieferung zeigt die Typen aind. *test*, lat. *stet*, gr. kelt. iran. *sest*. Im Germ. belegt das Got. *staístald* und *skaískaid*. Daneben hat Osthoff den papierenen Typus *stes* in **stesánta* > ahd. *steroȥ* konstruiert[2]) und Kluge[3]) *sest* in ahd. *sestōm* sehen wollen; doch ist letzteres Wort „gelehrter Entlehnung aus dem Lat. dringend verdächtig".[4]) Einwandfrei bezeugt hingegen ist germ. *stet* in ae. *speoft*.

Als idg. gilt allgemein der Typus *stest*. Meinungsstreit herrscht aber darüber, ob dieser der ursprüngliche war[5]) und daneben erst durch ursprachliche Dissimilation *sest* trat, oder ob *sest* die ursprüngliche Bildung darstellt[6]) und *stest* sekundär durch bereits uridg. Streben nach gröfserer Übereinstimmung zwischen Reduplikation und Wurzel entstand. Aus *stest* hätten sich *test*, *stet* durch Dissimilation ergeben. Über die Auffassung des got. *stest* gehen die Meinungen auseinander: Den einen ist es unmittelbare Fortsetzung des idg. *stest*[7]), den andern[8]) erst eine junge

---

[1]) vgl. auch Loewe 279ff., Feist 471ff.

[2]) vgl. § 14. [3]) PBB 8, 513.

[4]) Streitberg *Urg.* 320.

[5]) So etwa Brugmann, Loewe, Feist, auch Hirt *Idg.* IV, 13.

[6]) So Osthoff; vgl. auch Sievers IF 42, 210[1] auf Grund der Schallanalyse.

[7]) So Brugmann, Loewe, wohl auch Janko 311.

[8]) So Osthoff, Feist 472.

Neuerung des Got., über deren Vorstufe sich nichts aussagen lasse, da die andern germ. Sprachen versagen. Feist a. a. O. scheint als Vorform **sest* anzunehmen geneigt sein, weil das Kelt. als nächster Nachbar des Germ. diesen Typus zeige. Ae. *speoft* entscheidet diese Frage dahin, daſs das got. *stest* eine Neuerung gegenüber urg. *stet* darstellt. Somit stehen in historischer Zeit nebeneinander *sest*, *stet*, *test*.

Die weitergehende Beurteilung hängt davon ab, wie man sich zu der Frage der Perfektreduplikation überhaupt stellt. Ist diese „andeutende" Reduplikation aus einer ursprünglicheren vollen Doppelung entstanden oder nicht? Bejahung erscheint schwierig; wahrscheinlich liegen verschiedene Dinge vor, einerseits die volle Doppelung zum Ausdruck der Iteration, Kontinuation usw. bzw. des Gefühlswerts — anderseits die andeutende Reduplikation, entstanden aus einer emphatischen Ausdrucksbewegung. Für letztere läſst sich nach Pisani die Anlautverstärkung im umgangssprachlichen Italienisch vergleichen: *Paolo è venuto — è vvenuto, Paolo.* Ähnlich idg. z. B. **téu̯d-a* > **ttéu̯da* > **tᵊtéu̯da* > **tetéu̯da*, **tud-é* > **ttudé* > **tᵊtudé* > **tutudé*, wobei die Umfärbung des ᵊ Anlehnung an den Wurzelsilbenvokal zeigt.[1])

Bei den *st*-Wurzeln nun kann diese Lautverstärkung sowohl im Beginn der Gruppe als *sᵊst* > *sest* wie am Ende als *stᵊt* > *stet* eintreten; aus *stet* ergab sich dann durch Silbenmetathese zur Wiederherstellung der Wurzelsilbe *test*.

Somit wird man aus Gründen der Überlieferung wie der Theorie als ursprünglich nur zu betrachten haben gr.-kelt.-iran. *sest* und lat.-germ. *stet*, aus letzteren sekundär aind. *test* und got. *stest*. Für ursprüngliches *stes* sowohl wie für *stest* bleibt kein Raum.

δ) Bei vokalischem Anlaut ist die Behandlung der Reduplikation erst recht unklar.[2]) Typen wie aind. *ā́ja*, gr. ἦχα (mit sekund. χ für γ; vgl. ἦγμαι) < **ā̆ĝ-a* zu Wz. *aĝ* oder *ā́sa*, gr. ἦσθαι < **ēs-* zu Wz. *es* mögen sowohl auf Kontraktion **e-aĝ-*, **e-es-* wie auf ursprünglicher Dehnstufe beruhen.

---

[1]) vgl. sub b. [2]) vgl. Karstien 141.

d) Das Germ. zeigt folgendes Bild:

α) Einkonsonantischer Anlaut bleibt unverändert; so auch got. *ƕaíƕōp* : *ƕōpan*.

β) Vokalischer Anlaut setzt nach konsonantischem Vorbild *e*- vor, so got. *aíauk, aíaik*.

γ) Bei zweikonsonantischem Anlaut scheiden sich Osten und Norden — Westen.

1. Im Got. gilt einerseits noch *gaígrōt, faíflōk, faífrais saíslēp*, anderseits jedoch ausgeglichenes **stet* > *stest* in *staístald, skaískaid*.

2. Im Norden und Westen ist durchweg Angleichung der Reduplikation an die Wurzel vorauszusetzen; daſs ae. *blefla* diesen Zustand noch repräsentiere, ist abzulehnen[1]); Einzelabweichung durch Dissimilation zeigt angl. *dreord*.[2]) Nur das isoliert gewordene *speoft*[3]) zeigt noch den Typus *stet*.

§ 5. Nach diesem Exkurs kann die Darstellung an das Ergebnis von § 2 wieder anknüpfen. Die Verbindung von got. *haíhait* mit wg. *hē*^{2}*t* wird auf verschiedenen Wegen versucht. Seit J. Grimm hat man immer Konsonantenschwund und nachfolgende Vokalkontraktion angenommen. Einen andern Weg beschritt Karstien.

Karstiens Grundprinzip ist der „untergang funktionslos gewordener teile der rede".[4]) In der Anwendung auf die vorliegenden Wortgebilde sind Hoffory und Holthausen in gewisser Weise Vorgänger: Die zunächst bestehende Akzentuation $\acute{\times}\grave{\times}$ wird im Lauf der Zeit umgelegt zu $\grave{\times}\acute{\times}$, und die Reduplikation schwindet, weil funktionslos geworden.[5]) Dieses Prinzip ist grundsätzlich durchaus diskutabel, auch hinsichtlich der Akzentgeschichte in diesem speziellen Fall.[6]) Die Richtigkeit hat sich in der Nutzanwendung auf die Einzelableitung zu erweisen.

a) Entstehung des *ē*^{2}-Typs auf dem Wege *héhàit* > *héhḕ*^{2}*t* > *hèhḗ*^{2}*t* > *hē*^{2}*t* bzw. *lélḕ*^{1}*t* > *lélḕ*^{2}*t* > *lèlḗ*^{2}*t* > *lē*^{2}*t* ist

---

[1]) vgl. § 23i. [2]) vgl. § 8c.

[3]) vgl. § 7b*γ*. [4]) a. a. O. IX.

[5]) a. a. O. 60.

[6]) Über schallanalytische Ablehnung jedoch vgl. Sievers IF 42, 210.

durchaus denkbar.[1]) Die Voraussetzung, dafs $\bar{e}^2$ stets geschlossen war[2]), ist allerdings kaum richtig[3]), aber unwesentlich.

b) Anders steht es um den *eo*-Typ der *au*- und *ō*-Präsentien. Nach Karstien[4]) wären *au* und *ō* zunächst im Nebenton der reduplizierten Formen zu geschlossenem *ō*, von Karstien $\bar{o}^2$ genannt, geworden und dieses dann in sekundärer Hebung zu *eu* (von mir im Folgenden eu^2 genannt) diphthongiert. Diese Diphthongierung wäre „viele jahrhunderte älter als diejenige des $\bar{e}^2$".[5])

Wie steht es um diesen Wandel $\bar{o}^2 > eu^2$? Der versuchte Nachweis von Parallelfällen aus dem Gebiet des Pronomens[6]) mufs als gescheitert angesehen werden.[7]) Grundsätzlich würde überdies der Vorgang nicht recht in das Bild des Urg. passen, da ähnliche Diphthongierungen anderer vokalischer Längen unbekannt sind.[8]) Vor allem aber fragt es sich, ob eine unmittelbare Entwicklung *ǭ* > *eu* phonetisch wahrscheinlich ist. Karstien[9]) glaubt durch engl., afrz. und nd. Parallelen „die möglichkeit des postulierten überganges . . . einigermafsen gerechtfertigt" zu haben.[10]) Aber die engl. Entwicklung me. *ǭ* > ne. nördl. Maa. *iu*, *iə* geht von der Zwischenstufe *ȳ* aus und durchläuft mannigfache Zwischenstadien im Laufe einer langen Zeit.[11]) Ebenso beginnt der afrz. Vorgang *ǭ* > *eu* bei einem *ou*. Nd. (Finkenwärder) *œu* < as. *ō* (< urg. *au*) endlich ist keine genaue Entsprechung.

Immerhin könnte man ja demgegenüber aufstellen wollen, dafs $\bar{o}^2 > eu^2$ nur auf die red. Vbb. beschränkt gewesen sei. Wie steht es bei dieser Annahme um eu^2? Die Urstufe *eu* nimmt Karstien[12]) vor allem an wegen ahd.-obd.

---

[1]) Anders Michels 84; aber an. *heit* und *hét* mögen durchaus zeitlich verschiedene Entwicklungen darstellen mit Schwund der Reduplikation vor bzw. nach der Akzentrevolution.

[2]) Karstien 52. [3]) vgl. § 9b.

[4]) a. a. O. 84ff. [5]) a. a. O. 159.

[6]) a. a. O. 86ff.

[7]) vgl. Jellinek und Ekwall a. a. O.

[8]) So schon Ekwall 163. [9]) a. a. O. 92. [10]) a. a. O. 94.

[11]) vgl. Luick § 491, ESt 65, 68, AB 45, 196, wo weitere Literatur.

[12]) a. a. O. 89ff., 157.

tiuf, das sich aus einer Kontraktion *e—ŏ* nie erklären lasse.[1]) Aber hier handelt es sich um einen Einzelgänger, der auch bei vorausgesetztem *eo* leicht erklärlich ist.[2]) Karstien aber mufs so annehmen[3]), dafs sein *eu*² der „Brechung" zu *eo*² unterlag. Dafs diese entweder durch noch erhaltene *a*, *-e* der Endung oder gar durch die Einwirkung folgender enklitischer Wörter mit velarem Vokal verursacht sei[4]), ist mehr als unwahrscheinlich. Keine der urn. Runeninschriften zeigt noch eine Endung; schon Vetteland (4. Jahrhundert) hat [*ra*]*ist* (1. oder 3. Pers.?) zu aisl. *rísta* „ritzen".[5])

*eu*² wäre also zum mindesten vor der Brechung vorhanden, d. h. im Westen im 5.—6. Jahrhundert.[6]) Dieses *eu*² sollte dann doch wohl mit *eu*¹ zusammenfallen, und in der Tat nimmt Karstien dies mehrfach ausdrücklich an.[7]) Aber diese Annahme scheitert am Fries.[8]): dort ist das Ergebnis von *eu*² in red. Vbb. afrs. *iō*, während gebrochenes *eu*¹ > *eo*¹ als *iā* und ungebrochenes *eu*¹ als *iū* erscheint.[9]) Ähnlich liegen die Dinge im An.[10]): hier wurde *eu*¹ erst seit Ende des 6. Jahrhunderts durch Folgelaute beeinflufst[11]), *hlióp*, *iók* aber stimmen nicht zu der Entwicklung von *eu*¹.

Alle Ausführungen Karstiens über diese Schwierigkeiten lassen nur immer deutlicher werden, dafs sein *eu*² in der einzelsprachlichen Entwicklung des Germ. keine Lebensmöglichkeit hat. Die Erklärung des *eo*-Typs ist also unhaltbar.[12])

c) Erst recht gilt dies für die Erklärung der *a*-Präsentien.[13]) Karstien[14]) nimmt an, dafs „diese ganze reihe nur analogisch gebildete formen des präteritums besitzt", und zwar auf *ē*². Dafs hier *ē*² die ursprüngliche Form darstellt,

---

[1]) Übrigens hätte Karstien ae. *ēo* ebenso heranholen können, da dieses wg. *eų* voraussetzt; vgl. § 12b*α*.

[2]) vgl. § 13b*α*. [3]) a. a. O. 94.

[4]) ebd. [5]) vgl. Johannesson 69.

[6]) vgl. § 12b*β*.

[7]) So 89, 94; namentlich auch 90¹: *-eu*² > ahd. *-iu*.

[8]) vgl. Karstien 95³. [9]) vgl. §§ 12b, 13b*δ*.

[10]) vgl. Karstien 97f. [11]) vgl. § 12c.

[12]) vgl. auch Hirt *Urg.* II, 145.

[13]) Karstien 118ff. [14]) a. a. O. 120.

wird richtig sein [1]); aber die Entstehungsgeschichte wird man sich unmöglich mit Karstien denken können: Als die Verben mit präs. *ai*, $\bar{e}^1$, *au*, *ō* ihre Reduplikation aufgaben, weil sie den Ablaut $\bar{e}^2$, $\bar{o}^2$ erhalten hatten, wurde auch **fèfálla* mit unverändertem *a* zu **fálla*; da dieses sich aber vom Präsens nicht abhob, wurde es analogisch umgebildet. Der Grund, warum eben diese Analogie sich vollzog, sei der, dafs die red. Vbb. nicht mit einem Male ihre Reduplikation verloren, sondern nebeneinander **lḗ^{2}ta* — **lèlḗ^{2}ta* und ebenso **fálla* — **fèfálla* bestanden. „Die beiden reihen gemeinsamen noch reduplizierten formen waren es, die sie in beziehung zueinander setzten“.[2]) Dazu mögen Anklänge in der Qualität des Präsensvokals getreten sein, denn $\bar{e}^1$ wird damals schon *ā* gewesen sein; überdies hatten die weniger zahlreichen *eo*-Präterita geringere Anziehungskraft als die $\bar{e}^2$-Präterita.

In dieser Konstruktion Karstiens wird niemand eine Erklärung finden wollen. Vor allem aber bleiben dabei die ae. *eo*-Präterita unerklärt. Karstien [3]) deutet diesen Vokal als *ĕo* < *ĕ* < $\bar{e}^2$. Die Verkürzung *ĕ* neben $\bar{e}^2$ war zweifellos vorhanden, aber von *ĕ* zu *ĕo* führt keiner der von Karstien angedeuteten Wege.[4])

Die Nutzanwendung auf die Einzelableitung spricht das Urteil über Karstiens Grundsatz; seine Erklärung der ng.-wg. Typen ist unhaltbar. So verbleibt nur die alte Deutung durch inneren Konsonantenausfall und anschliefsende Vokalkontraktion.

Diese alte Auffassung hat vor allem eine starke Stütze erfahren durch die Verhältnisse des Tocharischen, die W. Schulze [5]) behandelt hat.

Hier stehen die Formen des A-Dialekts denen des B-Dialekts ähnlich gegenüber wie die got. den ng.-wg. Formen. So heifst es z. B. zum Verbalstamm *täl-* „heben“ zu idg. **tel-* [6]) mit dem erweiterten Kausativpräsens *tl-äs-* in A *ca-cäl* (mit „Erweichung“ *t* > *c*), aber in B *cāl-a*; oder zum Stamm *läm-* „sitzen“ mit dem Präs. *lm-äs-* in A *lya-lyäm* (act.) (mit „Erweichung“ *l* > *ly*), aber in B *lyām-ate* (med.).

---

[1]) vgl. § 17b.
[2]) a. a. O. 121.
[3]) a. a. O. 128.
[4]) vgl. §§ 15d, 16e.
[5]) BSB 1924, 166ff.
[6]) Walde-Pokorny I, 738.

Ähnlich auch bei Wurzeln mit anlautenden Konsonantengruppen in A *pa pyut äk* gegenüber B *pyaut ka* zum Präs. B *pyut käṣṣäṃ* oder in A *pa prut äk* gegenüber B *praut-ka* zum Präs. B *prut käṣṣäṃ*. Es entsprechen also in B unreduplizierte Formen mit festem Wurzelvokal *ā*, *au*, *ai* in A solchen mit Reduplikation und schwacher Wurzelsilbe *ä*, *u*, *i*.

§ 6. In der Erklärung des inneren Konsonantenschwundes im Ng. wg., der wohl zu Beginn des 4. Jahrhunderts stattfand[1]), stehen sich zwei Wege gegenüber.

a) Verbreiteter ist die phonetische Deutung: der Konsonantenschwund sei ausgegangen von Fällen bestimmter lautlicher Sonderheit.

Seitdem J. Grimm den Ausfall eines *h* als leicht verständlich bezeichnete, hat man immer wieder, namentlich im Anschlufs an F. Zarncke[2]), die Verben mit ganz leichten Anlauten wie *h*, *w*, *hw*[3]), die sich intervokal leicht „verflüchtigten", in verschiedenster Weise als Ausgangspunkt betrachtet, von wo aus analogische Ausbreitung auf Verben mit anderem einkonsonantischen und schliefslich auch mit doppelkonsonantischem Anlaut stattgefunden hätte. Aber auch trotz der Ausführungen von Michels[4]) bleibt diese physiologische Deutung unbefriedigend, namentlich, wenn sie gewöhnlich — so vor Zarncke bereits Ottmann (1890) und Holz (1890) — noch die Verben mit vokalischem Anlaut für die Entstehung des $\bar{e}^2$- und *eo*-Typs verantwortlich machen will. Schon 1891 wies Sievers[5]) darauf hin, dafs diese vokalisch anlautenden Verben im Wg.-ng. so gut wie nicht mehr vorhanden sind.

Solche „lautgesetzlichen" Versuche sind die Folge einer Übersteigerung einer an und für sich richtigen Einstellung.[6]) Lautgesetze sind keine Naturgesetze; sie sind erst jeweils aus dem einschlägigen Material selbst heraus zu gewinnen. Die auf Grund andersartigen Materials gewonnenen Formeln sprachlicher Vorgänge lassen sich nicht ohne weiteres auf

---

[1]) vgl. § 31 i. [2]) PBB 15 (1891), 352 f.
[3]) Ekwall a. a. O. 163 gesellt *þ* hinzu.
[4]) a. a. O. 84 ff. [5]) PBB 16, 253.
[6]) vgl. Franck 25 f.

jedes beliebige übertragen. Das bedeutet aber nicht, daſs „unmotivierte"[1]) Erscheinungen vorliegen.

Lautmechanisch suchte auch Loewe zum Ziel zu kommen, indem er ein germ. Dissimilationsgesetz formulierte. Wie fragwürdig dieses „Gesetz" ist, hat die Kritik zur Genüge betont.[2])

b) Gegenüber diesen physiologischen Erklärungsversuchen hat schon Scherer das psychologische Moment in die Diskussion geworfen, indem er die im germ. Sprachstoff ziemlich isolierten[3]) Gebilde der reduplizierten Präterita in eine besondere Kategorie[4]) stellte.

Scherer betonte die Reduktion der ursprünglichen Stammsilbe als Folge des germ. Akzentes und zog ferner vor allem das Vorbild der gewöhnlichen starken Präterita heran, ohne indes im Einzelfalle diese Grundsätze immer konsequent durchzuführen.[5]) Sie wurden wieder aufgenommen namentlich von Franck: „nachdem ihr der verfall des urspr. wurzelteils in folge der noch dauernden nachwürkung des germ. accentgesetzes vorgearbeitet, war es die analogie des gewöhnlichen starken typus, der die weitere entwicklung verursachte ... es würkte also vornehmlich die zwingende analogie des ablaut. prät. ...[6]) der einwand, daſs man das prät. nicht zu weit vom präs. sich entfernen lassen wollte, ein moment, welches natürlich auch mitgewürkt hat, schlägt uns nicht, kommt vielmehr auf dasselbe hinaus".[7]) Das Vorbild des Präs. betonte namentlich v. Helten (1896).[8])

Schwächung der Wurzelsilbe, Vorbild des gewöhnlichen starken Präteritums, Anlehnung an das Präsens — diese

---

[1]) So Karstien 24; vgl. auch 50.

[2]) vgl. Janko 261, Feist 497, Karstien 51, Sverdrup 301 ff.

[3]) vgl. jedoch Franck 26: „Man könnte ohne sonderliche mühe zu jedem einzelnen redupl. prät. eine ungefähre parallele unter dem sprachmaterial finden."

[4]) Nicht unter besondere Lautgesetzte, wie Karstien 50 meint.

[5]) vgl. Referat bei Karstien 22.

[6]) vgl. auch Wilmanns III, 1, 37 sowie den später von Kluge aufgegebenen Versuch 1879 (Referat bei Karstien § 13).

[7]) a. a. O 26. Doch ist Franck 29 geneigt, den Verben mit *h*-Anlaut eine besondere Rolle zuzuteilen.

[8]) PBB 21, 445; ebenso IF 23, 105.

drei Faktoren geben eine genügende Erklärung für den inneren Konsonantenschwund. Namentlich auf den ersten ist nachdrücklichst hinzuweisen. Gewisse Resterscheinungen im Wg.[1]) zeigen, daſs der Konsonantenschwund zunächst im Dreisilbler des Plurals eintrat, wo die Reduktion stärker war, nicht aber im Nebenton des Sing.; vgl. namentlich die Entwicklung der *ai*-Klasse im Angl.

Diese psychologische Deutung des Konsonantenausfalls läſst sich aus Gründen der Grundanschauung wie des überlieferten Materials allein verteidigen.[2])

B. Einzeluntersuchungen.

1. Der wg.-an. Normaltypus.

a) Die konsonantisch auslautenden Verben.

§ 7. a) Den got. *laílaik*, *maímait*, *haíhait*, *faífrais*, *skaískaid*, *aíaik* entsprechen im Ng.-wg. bei betonter Reduplikation zwei Typen, von denen einer jedoch nur im Angl. vorhanden ist.

b) Der Nord-Süd-Gegensatz im Ae. wird vor allem beleuchtet durch die Verhältnisse bei *hātan*, *lācan*, *spātan*:

α) *hātan* bildet im Angl. (Ps, R^1, R^2, Ri, Li) und in der Poesie *heht*, im Ws. *hēt*; in Beda T beträgt *heht* $^5/_9$ der Belege. 1 *hœt* Li gegenüber 55 *heht* ist fehlerhaft.[3]) Nur vereinzelt verschleppt findet sich 1 *heht* aws. Chronik, während 1 *heht* Cura Past. Einleitungsgedicht sich zu andern südl. poetischen *heht* gesellt.

β) Bei *lācan* steht poet. *leolc* 6 — angl. Prosabelege fehlen — ws. *lēc* gegenüber; jedoch auch 1 *liolc* Boethius hs. C (960—70).[4]) *forlēc* Gen. B 647 entstammt wohl der as. Vorlage.

---

[1]) vgl. § 31 b.

[2]) Was Karstien 50 dawider vorgebracht hat, verdient, soweit prinzipiell, keine weitere Erörterung. Über das Lautliche wegen $\bar{e}^2$ vgl. § 9.

[3]) Loewes Vorschlag a. a. O. 338, wonach *hœt* < *hēt* × *hātan* durch Vokalmischung, ist natürlich abzulehnen.

[4]) ed. Sedgefield p. 15, 29.

γ) *spātan* ist als solches nur belegt in 1 Part. Präs. in Li; dafür erscheint sonst angl. *spittan*, ws. *spǣtan*, beides *j*-Verben.[1]) Dazu gehören die Präterita Li 2 *speaft*, 2 *speafton*, 1 *speofton*, 1 *ȝespeoftad* sowie R² 2 *speoft*, 1 *speoftun*.[2]) *ȝespeoftad* ist Neuerung, indem *speoftun* als **speoft-dun* der *j*-Klasse gefaſst wurde.[3])

Der Reduplikationstyp **spep-*[4]) war wohl für Sievers der Anlaſs, hier ein ursprüngliches schw. Vb. III, woraus später II[5]), zu sehen, dessen Plur. **spēoft-dun* als *spēoftun* aufgefaſst wurde und den Sing. *spēoft* nach sich zog. Vgl. zum Ganzen vornehmlich R. Jordan[6]) und W. Schulze[7]); Kluges Vorschlag[8]) *speoft(i)an* < **speowett(i)an* hält nicht stand.

c) Für die Vorgeschichte von *leolc*, *speoft*, *heht* zeigt der Vergleich mit got. *laílaik* usw., daſs der Diphthong nicht auf irgendwelcher Kontraktion beruhen kann und somit kurz sein muſs. Ae. *ĕo* an sich kann sowohl auf Brechung wie Velarumlaut beruhen. Aber weder *speoft* noch *leolc* können nach ae. Lautgesetzen[9]) ihr *ĕo* der Brechung verdanken.[10]) Vorstufe des *ĕo* ist also hier *ĕ* + Velarvokal. Letzteren bestimmte Weyhe[11]) im Anschluſs an Bülbring[12]) als *u* mit der Annahme **lelācun* > **lelăcun* > **lelucun* > **leolucun* > **leolcun*, wonach *leolc*. Aber die in dieser Reihe vorausgesetzte relativ späte Umformung von *a—u* > *u—u* ist wenig wahrscheinlich. Vielmehr wird man hier anzunehmen haben, daſs urg. *ai* unter dem Nebenton urе. *ō* ergab[13]); genaueres vgl. § 31 f): mithin **lélȍk* — **lélȍkun*, dann Velarumlaut und späterhin

---

[1]) vgl. Jordan, *Eigentümlichkeiten* 20.

[2]) Wegen *ea* für *eo* vgl. Luick § 228 Anm. 2.

[3]) Zu *-ad-* in der *j*-Klasse vgl. Kolbe § 152 ff.; vielleicht begünstigte der Velarumlaut die *ad*-Bildung.

[4]) vgl. § 4 c *γ*.

[5]) vgl. *Schw. Vbb. III* § 77.

[6]) ESt 38, 28.

[7]) Archiv 141, 176; hierzu vgl. G. Neckel ebd. 167, 64.

[8]) ZsfdWortf. 9, 317.

[9]) Zu *leolc* vgl. Luick § 137.

[10]) Die Annahme, daſs **leolōk* analogisch zu **heoχōt* entstanden wäre, ist durchaus unwahrscheinlich, weil in diesem Falle doch wohl auch **lelc* nach *heht* sich gerichtet hätte.

[11]) PBB 31, 48.

[12]) § 377 b.

[13]) vgl. Luick §§ 121, 323 Anm. 5, 326 Anm. 5.

Synkope, diese zunächst im Plural und dann auch im Sing.[1]) Aus dieser Entwicklung folgt weiterhin, daſs die Synkope noch nicht vorhanden war zur Zeit der Ebnung, die doch vor *lc* wie vor *lχ* zu erwarten wäre.[2])

Denselben Weg ging **spépōt* > **spèopōt* > **spèopt* > *spèoft* mit innerer Lautsubstitution *pt* > *ft*.

Ohne Diphthong erscheint das charakteristische angl. *heht*, dessen Vorgeschichte nach dem Vorausgehenden angesetzt werden muſs als **héχōt* > **hèoχōt* (Brechung) > **héχōt* (Ebnung) > *heht*: Die Synkope erfolgte also vor dem Ausfall von intervokalem *χ* > *h*.

Die zunächst im Plural erfolgende Synkope des ure. *ō* trat also ein nach der Ebnung, aber vor dem Schwund von intervokalem *χ*[3]), also wohl um 700—725. Genaueres vgl. § 31 o *α*.

d) Bei *scadan* (so Ps; aber[4]) aws. *sc(e)ādan* und 3. Sing. *sceat* < **scæt*; ebenso Ri, Li durchweg *ęā*; dagegen R² 1 *ea* : 4 *eo*, also *ęa*?; R¹ 4 *scęādeþ* : 1 *scādeþ*) liegen die Verhältnisse anders. Das Ws. bezeugt *scēd* neben *scęād*.[5]) Ps, R¹ enthalten keine Belege. Sonst sind angl. bezeugt R² 1 *sceode*, Ri 4 *scęāde*, Li 2 *scęāde*, 2 *scęādde*, 3 *scęādade* — sämtlich schwach gebildet; daher auch Part. in Li je 1 *scęādad*, *scęāded* neben *-an* 1, *-en* 2 gegenüber Ri 1 *scęāden*, R² 1 *ʒisceodne* (?).

Dieser angl. Übertritt ist im Hinblick auf *spèoft* sehr auffällig. Vielmehr sollte man voraussetzen **skékȯd*, woraus — da vor Velar kein Velarumlaut eintrat[6]) — **šekdun*, > **šektun*, und vielleicht — vgl. den Typus *þryhte*, *cnyhte* — **šeχtun*.[7]) Daſs das Angl. einst nicht den Typus **scē²d* hatte, dürfte aus dessen völligem Fehlen folgen. Die Vorstufe der Dentalformen ist zweifelhaft. Nahe liegt *scęad* wie im Ws.[8]) Aber

[1]) vgl. Luick § 335 ff.

[2]) vgl. ebd. 214. — Mezger Archiv 167, 66 setzt die Reihe *lailaik* > **leläk* > **lelok* > *leolc* an, ohne sich näher zu äuſsern. Was im übrigen dort über ae. *fleard* < **flaræd* (< **flaþ-ræd*) gesagt wird, ist unhaltbar, ja geradezu unverständlich. „Der Leser möge sich sein Urteil selbst bilden"!

[3]) vgl. Luick § 239.

[4]) vgl. ebd. § 254.

[5]) § 33 a.

[6]) vgl. Luick § 228.

[7]) Zu *χ́* vgl. ebd. § 274.

[8]) vgl. § 33 a.

auch **skékŏd* war dem Untergang leicht ausgesetzt: Der Stammauslaut *d* ergab nach der Synkope *t*; früh schieden sich *šād-* : *še-* im Anlaut; *šād-* : *šekt-*, *šeχt-* standen sich ferner als *spāt-* : *speoft*.

e) Besondere Verhältnisse zeigt auch *swāpan*. Im Angl. sind zuverlässige Belege des Prät. selten. Beda hat 1 *sweop*, das durch 1 *bisweopun* R² gestützt wird. R¹ bezeugt 1 Part. *swopen* als einzigen Beleg des Verbs; diese Form aber setzt entschieden ein **swēop* und anschliefsende Umbildung des Part. nach dem Muster der *ō*-Präsentien voraus.[1]

Auch das Ws. zeigt statt des zu erwartenden **swēp* (as. *swēp*, ahd. *swiaf*[2]) die Form *swēop*. Lautliche Erklärung ist nicht möglich. Man könnte annehmen wollen, dafs **seswaip* > **sweswaip*[3]) nach dem Vorbild von **spepait* zu **swewaip* umgestaltet worden wäre; daraus im Angl. **swéwōp* > **swĕowŏp* > **swĕoup* > **swēop*. Aber im Ndh. wäre **swowŏp* > **swōp* zu erwarten[4]), während R² *swēop* hat. Ebenso verbietet sich für das Ws. die Basis **swĕo(w)ĕ̆p* im Hinblick auf ws. *hēt*, das auch keine Brechung hat. Dafs mit v. Helten[5]) der gleiche Anlaut mit **swēoȝ** (: *swōȝan*) die Ursache der Bildung *swēop* gewesen sei, leuchtet nicht ein. Es bleibt bei der alten Deutung von Scherer (1873)[6]), dafs die Verben auf *-āwan* das Vorbild abgaben, zumal von ihnen *blāwan*, *wāwan*, auch *þrāwan* und *māwan*, bedeutungsverwandt waren.[7])

f) Hierhin gehört wohl auch *ȝerāwan* 'infindere' < **roi-ṷ-* zu Wz. *rei*[8]), zu dem nur belegt sind 2 *ȝerāwende* sowie 1 Part. *ȝerǣwen*. Letzteres ist wohl gebildet nach *sǣwan* : *sāwan*, *þrǣwen* : *þrāwan*[9]) bzw. *slǣpan*[10]) auf Grund von **rēw*.

g) Sieht man von dem besonders gelagerten *swēop* ab, so ergibt sich der charakteristische Gegensatz zwischen südlichem *hēt*, *lēc*, *scēd* mit *ē*² und nördlichem **lelōc*, **spepōt*, **heχōt*. Das Angl. zeigt einen Eigentypus, während der Süden

[1]) So auch Loewe 338.
[2]) Zu an. *sueip* vgl. § 33a.
[3]) vgl. § 4dγ2.
[4]) vgl. Luick § 156.
[5]) IF 23, 108.
[6]) So auch Janko und Karstien § 38.
[7]) So Loewe 327.
[8]) W.-P. II, 343.
[9]) vgl. § 30c.
[10]) vgl. § 8d.

mit dem üblichen $\bar{e}^2$ des Aisl., Aschwed., As., Afrs. und Ahd.[1]) geht, über dessen Entstehung vgl. § 9. Der Vergleich von *lē²k* < **lĕ́[l]ĕ̌k* und *leolc* < **lĕ́lōk* zeigt deutlich, dafs ein Akzentunterschied vorliegt, der Vokal und Konsonant zugleich betrifft.[2])

§ 8. a) Das Got. überliefert in der $\bar{e}^1$-Klasse einerseits *laílōt, taítōk, raírōþ, gaígrōt* mit Abtönung *ō*, andrerseits *saíslēp, saízlēp* ohne dieselbe. Aufserhalb des Got. ist die *ō*-Stufe vor allem erkenntlich im Norden, in aschw. *lōt*, *∼o*, mnorw. *lótom*, awn.-aon. *tók*, *-om*, *tōk*, *∼o*.[3])

Im Westen ist *ō* wohl ebenfalls vorauszusetzen für as. je 1 *griot* C, *griat* M.[4]) Das red. Vb. got. *grētan*, aon.-wn. *gráta*, *grāta* mufs nach Ausweis von schwachem mhd. *grâzen* und 1 ae. poet. Part. *beȝrett-e*[5]) einst auch im Westen vorhanden gewesen sein. Im Nordwesten aber erscheint ae. *ȝrēotan* st. Vb. II, und im As. ist das Präs. *griotan* C 3, *-eo-* C 1, *-ea-* M 1 belegt; nach E. Schröder[6]) liegt eine Kontamination mit urg. **reutan* vor. Doch stellt as. *griot*, *griat* nach Roediger[7]) letzten Rest von **gre-ōt* < *gaígrōt* dar, statt **grē²t* < **gre-ĕ̌t*. Die Erhaltung des *e-ō* ist wohl nur zu begreifen durch die inhaltliche Verbindung mit *wōp-*, *hwōp-*, *hrōp-* mit *eo*-Prät., zumal das Präs. früh Umgestaltung erlitt. Die Assoziation war bereits fest geworden, bevor bei den $\bar{e}^1$-Verben sonst die *ē*-Stufe verallgemeinert wurde.

Weitere Reste des *ō* zeigt das Angl. vornehmlich bei *lētan*, *drēdan*, vereinzelt auch bei *rēdan*, nicht dagegen bei den Verba pura.[8]) *ō* beschränkt sich also in der Überlieferung auf das Nordgerm. und das Angl.

Während bei der *ai*-Klasse die Doppelung ae. *ē* — *ō* sekundär entstand, ist bei der $\bar{e}^1$-Klasse diese ursprünglich. Dafs, wie im Got., nicht einheitlich in jedem Dialekt der eine oder andere Typ siegte, ergibt sich bezeichnend auch aus R¹ *lēt* : *(on)-dreord*, *reord*.

---

[1]) Wegen spätal. *skeoth*, *ceosun*, *hioȝ* und bayr. *hieoȝ* vgl. Baesecke § 129, 3.

[2]) vgl. Michels 84.

[3]) vgl. § 33 b.

[4]) vgl. Karstien § 52.

[5]) vgl. sub g.

[6]) Bei Roediger AfdA 20, 244.

[7]) a. a. O. 243.

[8]) vgl. § 30 b.

b) Ein ae. Nord-Süd-Gegensatz liegt deutlich vor bei ws. *lǣtan* und *ondrǣdan*; schwach blickt er auch noch durch bei ws. *rǣdan*:

α) Ws. *lǣtan* — *lēt* steht angl. *lētan* — *leort* (Ps, R², Ri, Li; 1 poet. Elene) gegenüber. Beda hat 41 *lēt*, vereinzelt 3 *leort*, 1 *leart*. Ebenso stellt sich R¹ mit 19 *lēt*: 1 *leort* zum Süden. Fehlerhaft sind 1 *lert* Li und 1 *l[e]t* R².[1])

β) Ws. *ondrǣdan* (Belege ohne neben solchen mit *on* nur in R¹) — *ondrēd* entspricht angl. *ondrēdan* — *ondreord* in Ps, R¹, R², Li[2]); Beleg in Ri fehlt. Beda hat *ondrēd*. Gegenüber aws. festem *ondred* lautet es spws. gewöhnlich *ondrǣdde* mit Dentalprät., in junger Anlehnung an *rǣdan*.[3])

Die Etymologie ist nicht gesichert. Pogatscher[4]) betrachtet es als **ond-rǣdan*. Aber bei dieser Annahme ist nicht recht verständlich, warum sowohl im Ws. wie Angl. eine so unterschiedliche flexivische Behandlung der beiden Verben statt hatte. Man wird daher wohl idg. **dhrēdh*[5]) anzusetzen haben; vgl. auch sub c.

γ) Ws. *rǣdan*, angl. *rēdan* zeigt neben gewöhnlichem Dentalprät.[6]) nur noch spärliche Reste des starken Prät. Aws. 1 *rēdon* — dazu Part. *rǣden* Blickl., *ra(e)dnæ* Cp Ef Ep — gegenüber *reord* Beda T_4 1, Elene 1, *(h)reordun* R¹ 2 läſst aber ebenfalls den ursprünglichen Gegensatz noch heraustreten.[7])

c) Der Typus *leort*, *reord*, *ondreord* setzt zweifellos Formen mit betonter Reduplikationssilbe fort. Bei den überlieferten *leort*, *reord* läſst sich aus diesen an sich nicht entscheiden, ob *ĕo* auf Brechung oder Velarumlaut zurückgeht. Nimmt man als Vorstufe **rerd*, so mag sich in *leort* die Dissimilation *l* > *r* bereits vor der Brechung vollzogen

---

1) Neubildungen sind je 1 Sing. *leorte* Bd, R².

2) Stets *ea*; vgl. Luick § 133.

3) Neubildung ist 1 Sing. *ondrearde* Li.

4) AB 14, 182.

5) W.-P. I, 484.

6) vgl. sub e.

7) R¹ hat neben 2 *(h)reordun* „lesen" je 1 *reordadun*, *-ade* sowie Plur. Präs *reordaþ* 1, *hreordeþ* 1: diese gehören zu *reordian* „sprechen"; vgl. Verf. *Schw. Vbb. III* § 34, Nr. 8.

haben[1]); vollzog sich die Dissimilation nach der Brechung, so mag innere Lautsubstitution eingetreten sein.[2]) Aber gemäſs § 7c ist sicherlich von **rĕrōd*, **lĕlōt* auszugehen. Die Dissimilation in letzterem trat vielleicht erst nach der Synkope ein. Der Gegensatz *leolc* : *leort* < **leolt* erklärt sich aus der Verschiedenheit der das *l* deckenden Konsonanten.

(*on*)*dreord* sollte als Vorstufen **dĕdrōd*, > **drĕdrōd*[3]) haben; in letzterem trat Dissimilation der drei *d* ein. Daſs für die Entstehung von **drērōd* Einfluſs von *rǣdan* vorliege, ist unwahrscheinlich; warum sollten sich nach dieser erstmaligen Berührung die Wörter späterhin so weitgehend getrennt haben?

d) Ein andrer Gegensatz zeigt sich bei ws. *slāpan*[4]) — angl. *slēpan*. Aws. gilt fast durchweg *slēp* wie *lēt*; dagegen hat das Angl. schwaches Prät. (Part. ist nicht belegt): einerseits *slēpde* Ri 1, Li 5, *slēpte* R^1 3, dazu *slypton* Ps von späterer Hand[5]); andrerseits *slēpade* R^1 1, *slēpedon* Li 1; in R^2 fehlt Beleg. Zu *slēpade* vgl. auch aws. je 1 *slāpiȝe*, *slāpian*[6]); zu *slēpde* vgl. 1 aws. *slǣpte* und gelegentlich auch ähnliche spws. Formen. Offenbar ist *slēpde* usw. die eigentlich angl. Form, die gelegentlich in den Süden übergreift. *slēpte* Beda T_1 5 ist Mischform, indem *ē* nach *slēp* beibehalten wurde.[7]) Die durch diese schwachen Formen verdrängte Vorform war wohl *slēp* — auch die Poesie bezeugt nur *slēp* —, die weichen muſste wegen des lautlichen Zusammenfalls mit präs. *ē* < *ā*.[8]) Wie im Got. galt also auch im Angl. **seslēp* > **sle*[*sl*]*ēp*.

---

[1]) Diese Hypothese kann aber nicht gestützt werden durch 1 mfrk. *anagelierzon* 'indulsere', das Loewe 349 als Kontamination von **lertum* und **lētum* betrachten möchte. Offenbar handelt es sich mit Kögel um Verschreiben *r* für *ȝ*; vgl. auch Janko 315 und Feist 489.

[2]) Daſs es sich um „Analogie" nach (*d*)*reord* handle — so Scherer und wiederum Ekwall AB 34, 165 —, leuchtet nicht recht ein. Dissimilation nahm schon Schleicher an. Daſs sie in *leolc* nicht eintrat, haben bereits Loewe 325 und Janko 282 von ihrem Standpunkt aus erklärt.

[3]) vgl. § 4 d γ 2.

[4]) Vereinzelte aws. *slǣpende*, Opt. *slǣpe* sind Neuerungen nach *lēt* : *lǣtan* = *slēp* : *x*.

[5]) vgl. Zeuner 101.

[6]) Darüber vgl. Wissmann 35.

[7]) vgl. Deutschbein PBB 26, 194.

[8]) vgl. Ähnliches im Mnd.: Lasch § 433 Anm. 1.

e) Ähnlich wird man das angl. Prät. zu *rēdan* (R^2 1 *rēddun*; Li 1 *rēdon* [*d* < *dd* korrigiert] und 2 Part. *ʒerēded*) als Umgestaltung eines älteren **rē²d* < **re[r]ēd* zu deuten haben. Im Ps fehlen Belege, ebenso in Ri.[1]) Epinal und Corpus bieten je 1 *fer-rēd* bzw. *faer-rēd*, dazu je 1 *birēdnae*, = *biraednae* Erfurt. Beda hat T_1 8, T_4 3 *rǣdde*, die sowohl Umschrift der angl. Vorlage wie südliche bodenständige Form sein mögen. Denn auch im Süden gilt durchweg schwache Flexion *rǣdde—ʒerǣdd*, und zwar schon aws. bis auf 1 *rēdon*. Diese ws. Entwicklung kann wohl nur erklärt werden als Verdrängung von urg. **rēðan* durch urg. **raiðii̯an*.[2])

f) Ws. *brǣdan* „braten" zeigt ebenfalls bis auf 1 Part. *ʒebrǣden*[3]) durchweg schwache Flexion in spws. *brǣdde—ʒebrǣd(e)d*, angl. Part. *ʒebrēded* Corpus 1, Li 2 und *ʒebrēdd-* R^2 1. Das Wort hat sich also offenbar im Süden an *rǣdan* angeschlossen, ebenso im Angl. wohl *ē*-Stufe **brēd* gehabt.

g) Auch das einmal belegte poet. Part. *beʒrette* — neben gewöhnlichem *ʒrēotan*; vgl. sub a — ist wohl ähnlich auf Grund von angl. **ʒrēt* zu deuten.

h) Für die Verteilung der Ablautstufen *ē—ō* im Ae. ergibt sich mithin, daſs im Ws. nur *ē* galt. Auf angl. Boden hatte *slēpan* ebenso nur *ē*; bei *brēdan* und *ʒrētan* ist derselbe Schluſs nicht unbedingt gesichert. Von den restlichen Wörtern hatten namentlich *lētan* [doch nicht in R^1 (Beda?)] und *drēdan* (Beda?) *ō*, während bei *rēdan* beide Vokale nebeneinander bestanden — *ē* in R^2, Li, (Beda?), *ō* in R^1, Beda und vielleicht in den ältesten Glossen.[4])

i) Der gewöhnliche Typus ist ws. *lēt*, *ondrēd*, *slēp* (*rēd*) mit $\bar{e}^2$ wie in den andern germ. Sprachen. Bemerkenswert ist wiederum[5]), daſs sich mit dem Unterschied des Vokals

---

[1]) Denn 1 *ʒerǣded* wie 1 *f'arǣden* 'propositum' (subst.) stellen sich zu *rǣdan* = got. *raidjan* „verordnen, darbieten".

[2]) Die gleiche Erklärung kommt fürs Angl. nicht in Betracht, da sowohl in Li wie R^2 durchweg *ai̯* > *ǣ* gilt; vgl. Stolz § 48, Lindelöf § 75.

[3]) *hāliʒne līchaman . . . ʒebrǣdne* 'sacrum corpusculum . . . torridum' Bosworth-Toller.

[4]) vgl. den Gegensatz *rēden* : *ʒebrēded*.

[5]) vgl. § 7g.

ein solcher im Konsonantismus verbindet: Einerseits ws. *drēd* < **dre*[*r*]*ĕ̌d*, andrerseits angl. *dreord* < **drerōd* (Formen des Typus **drēod* fehlen).[1] Zweifellos standen die Ablautvarianten unter verschiedenem Akzent.

§ 9. Nunmehr sind die Typen $l\bar{e}^2k$, $dr\bar{e}^2d$ genauer ins Auge zu fassen. Gemäſs §§ 5, 6 ist $\bar{e}^2$ entstanden durch Kontraktion von *ĕ* der Reduplikation und ursprünglichem *ai*, $\bar{e}^1$ der Wurzelsilbe.

a) Im Norden war *ĕ* zunächst sicherlich offen, [ɛ]; späterhin gilt awn. [e], ebenso agutn., hingegen aschwed. *æ* bald nach 900.[2] Man möchte vermuten, daſs [ɛ] bis c. 900 galt und sich dann spaltete.

$\bar{e}^1$ in schwachtoniger Silbe erscheint in *wurte* Tjurkö 7. Jh. und *urti* Sölvesborg Ende 8. Jh.[3]), während *w*[*u*]*rta* Etelhem kurz nach 500 vielleicht auf Einfluſs der 1. Person (vgl. ahd., as.) beruht.

Ebenso entwickelt sich *ai* in schwachtoniger — nicht nebentoniger — Silbe, wohl über *æi* wie im Hauptton, zum *ē*-Laut. Kragehul (nach 400) hat *haite*, Seeland 6. Jh. schon *haiti*.[4])

Schwachtoniges $\bar{e}^1$ und *ai* werden also ziemlich früh, spätestens um 400 (Kragehul), aber vielleicht noch zuvor[5]), zusammengefallen sein. Die Kontraktion mit *ĕ* läſst sich zeitlich nicht näher festlegen, da sich stets ein langer haupttoniger *e*-Laut ergab, der nur durch $\bar{e}^2$ aufgefangen werden konnte, da $\bar{e}^1$ schon vor 300 zu *ā* geworden war.

Dieses $\bar{e}^2$ erscheint im Awn. als [e:], dagegen im Aschwed. weithin[6]) als [æ:], das sich z. T. schon vor 1000 entwickelt haben muſs[7]), also wohl in nicht allzu weitem Abstand der Entwicklung von *ĕ* > *æ* folgte. Man wird daher annehmen dürfen, daſs $\bar{e}^2$ eine Weile den Wert [ɛ:] gehabt hat — wie im Westen.

b) Im Westen ergab idg. $\bar{e}^1$ in nichthaupttoniger Stellung ebenfalls einen *ē*-Laut und wurde nicht in die Entwicklung

---

[1]) As. *greot* ist kein Gegenzeugnis; hier erfolgte eben frühe Einreihung in die *ō*-Klasse.

[2]) Noreen II § 113.

[3]) Noreen *Geschichte*³ § 34.

[4]) vgl. ebd. § 40c.

[5]) vgl. § 31d.

[6]) vgl. § 33a.

[7]) Noreen II § 114, 1.

zu ā hineingezogen.[1]) Ebenso wurde *ai* in schwachtoniger — nicht nebentoniger: vgl. ae. ō (§ 7c) sowie ahd. *arbeit* u. ä. — Stellung zu ē monophthongiert, so dafs im Schwachton $\bar{e}^1$ und *ai* alsbald zusammenfielen. Ob dieses lange ē zunächst den Charakter [æ:] und erst späterhin [ɛ:] hatte, läfst sich nicht ausmachen. Der Prozefs *ai* > ē mag sowohl verlaufen sein *ai* > *æi* > [æ:] > [ɛ:] wie auch *ai* > *æi* > [ɛe] (> [ɛə] ?) > [ɛ:]; ebenso mag sich $\bar{e}^1$ zunächst dem haupttonigen $\bar{e}^1$ > [æ:] angeschlossen[2]) haben und dann zurückverengt worden oder gleich [ɛ:] geblieben sein.[3]) Hier sei die Schreibung [ɛ:] angenommen.[4])

ĕ blieb im gröfsten Teil des Westens zunächst [ɛ], wurde aber ae. [e], und zwar spätestens vor der 2. Hälfte des 9. Jh.[5]); genauere interne Datierung ist schwer möglich.[6])

Infolge des Konsonantenschwundes, der wegen der Teilnahme des Ae. spätestens in das 5. Jh. und wegen ws. *hēt* vor die Brechung fallen mufs, traten also ĕ und *ē zusammen.[7]) Die Kontraktion konnte als haupttoniger Vokal nur durch $\bar{e}^2$ aufgefangen werden. Demgegenüber hat

---

[1]) vgl. *Schw. Vbb. III* § 22a. [2]) So ebd.

[3]) Im Hauptton ergab idg. $\bar{e}^1$ [ɛ:] im Norden und Westen zuletzt *ā*, das im Norden vor 300, im Westen z. T. ebenso früh, wenn nicht noch früher (vgl. Luick § 95), erreicht war. Die Zwischenstufe war natürlich [æ:]. Damit wurde im Germ. das ursprüngliche Verhältnis

$\bar{e}^1$ [ɛ:] — ō [ɔ:] : $\bar{e}^2$ [e:]

umgestaltet zu

$\bar{e}^1$ [æ: > a:] : ō [ɔ:] — $\bar{e}^2$ [ɛ:],

d. h. der Vokalparallelismus verschob sich. Da aber in den lat. Lehnwörtern noch $\bar{e}^2$ z. T. zur Wiedergabe von rom. ę dient, so liegt der Antrieb doch wohl nicht bei $\bar{e}^2$. Vielmehr wurde zunächst $\bar{e}^1$ verlagert, und dann erst rückte allmählich $\bar{e}^2$ an seine Systemstelle, die also eine Weile offenblieb.

[4]) Wenn Luick 276 meint, dafs in der Entwicklung zum Ae. *ǣ* < *ai* deutlich bewahrt blieb, so tut er dies wohl wegen frühae. -*æ*; doch kann das Schriftzeichen sowohl [ɛ] wie [æ] meinen. Übrigens ist vielleicht auch *ǣ* bei Luick nur Symbol für offenen Laut schlechthin im Gegensatz zum geschlossenen ē.

[5]) vgl. Luick § 268.

[6]) Wenn jedoch die Kürzung von schwachtonigem *ai* frühae. *æ* geschrieben wird (vgl. Fufsn. 4), so vielleicht, weil *e* [e] meinte und daher zur Wiedergabe von [ɛ] das Zeichen *æ* diente. In diesem Falle wäre ae. [ɛ] > [e] für urg. ĕ schon dem 7. Jh. zuzuweisen.

[7]) Über die Quantität des zweiten Elementes vgl. § 31d.

man häufig — so zuletzt namentlich Karstien — geltend gemacht, dafs $\bar{e}^2$ geschlossen gewesen sei. Das wird auch für die ersten Jahrhunderte zutreffen.[1]) Da $\bar{e}^2$ aber auch rom. ę aufnimmt, mufs es eine Zeit lang den Charakter [ɛ:] gehabt haben und dann erst späterhin im Ae., Afrs. und As. wieder geschlossen geworden sein. Wahrscheinlich gehen die Prozesse $\bar{e}^2$ [ɛ:] > [e:] und $\bar{e}^2$ > ahd. *ie* parallel und fallen beide in das 8. Jh. Steinhauser[2]) bestimmt die Zeit der Offenheit des $\bar{e}^2$ ab 500; doch ist sie wohl mindestens schon für das 5. Jh. anzunehmen, da auch das Ae. noch Lehnwörter mit rom. ę > $\bar{e}^2$ und rom. ẹ > ī kennt. So konnte spätestens im 5. Jh. die Aufnahme des Präteritaltyps der *ai*-, $\bar{e}^1$-Klassen durch $\bar{e}^2$ statthaben, d. h. unmittelbar nach dem Konsonantenschwund. Genauere Datierung ist auf den Gebieten der monophthongischen Vertretung von $\bar{e}^2$ ebensowenig wie im Norden möglich: $\grave{e} + \breve{e}$ konnte nie anders als durch $\bar{e}^2$ aufgefangen werden, selbst wenn dieses bereits [e:] geworden war; spätestens aber wird man im Ae. den Vollzug der Emlautung der Zeit um 700 zuordnen, als die üblichen Kontraktionen bei *h*-Ausfall stattfanden.[3]) Auf hd. Gebiet erlitt $\bar{e}^2$ bekanntlich statt der Verengung eine Diphthongierung, die seit Beginn des 8. Jh. im Rheinfränk. ihren Ursprung hat.[4]) Wenn der Vokalismus der red. Vbb. dieselbe Vertretung zeigt, so mufs hier spätestens im 7. Jh. das vokalische Ergebnis des Konsonantenschwundes durch die Zweigipfligkeit von *$\bar{e}^2$ aufgenommen worden sein.

§ 10. a) Dem got. Typus *aiauk* — andere Belege zu *au*-Präsentien fehlen — entspricht im Wesentlichen im gesamten Norden und Westen derselbe einheitliche Typus mit Reduplikationsbetonung. Auch das Ae. zeigt nur noch in einem Falle eine Doppelheit, ähnlich der bei der *ai*-Klasse.

Gegenüber ws. *bēot* steht ndh. *beoft*, belegt in *beafton* 2 Li und *beoftun* 1 R², das nicht auf Brechung beruhen kann, sondern ***bebaut(a)* > ***bebōt* > ***beobōt* > ***beobt* > *beoft* dar-

[1]) vgl. S. 263 Fufsn. 3. [2]) Teuthonista 6, 99 ff.
[3]) vgl. Luick § 242 ff.
[4]) vgl. H. Brinkmann *Sprachwandel* 172 ff.

stellt.[1]) Daneben hat Li noch 1 *beftadon* für **beaftadon* als Neubildung wie *gespeoftad*.[2]) Die Form ist erhalten nördlich im Me. und Ne. als Prät. *beft* (< *beoft* oder *beoftade*?), wozu ne. dial. sekundäres Präsens *beft*.[3])

Aufserhalb dieser ndh. Belege fehlen der angl. Prosa solche für *beatan* und *hleapan* bis auf *hleop* Beda. Aber auch die Poesie kennt nur *hleop*, *beot*. Gleiches gilt für *heawan* in Poesie und Prosa, ebenso für **hēafan*.[4])

b) Den Verben auf *au* + Konsonant gesellt sich zu urg. **χauuan* mit Prät.[5]) **χeχauua* — **χeχauuum*, letzteren mit urg. Erhaltung des *u̯* vor *u* nach dem Sing.[6]).

Im Norden entwickelte sich Plur. **χeχauuum* > **hegg(u)um*[7]); der Wandel *uu* > *ggu* liegt also vor dem Übergang des nichthaupttonigen *au* > *ō*.[8])

Der Sing. **χeχauua* usw. verlor den idg. auslautenden Vokal sehr früh, wohl schon in vorchristlicher Zeit.[9]) Alsdann ergab *-*auu* frühurn. *-au*.[10])

---

[1]) vgl. dazu § 31 o β. [2]) vgl. § 7 b γ.

[3]) vgl. Jordan ESt 38, 28; Schulze Archiv 141, 176.

[4]) Belege vgl. sub d.

[5]) Über die Entstehung des Prät. vgl. § 45 a.

[6]) vgl. § 261 γ. [7]) vgl. § 18.

[8]) Da dieser, nach der Parallele *ai* > *ē* zu schliefsen (vgl. § 9 a), im 4. Jh. stattfand, so ist damit ein Terminus ante quem gegeben. Der Wandel *uu* > *ggu* ist also bereits der älteren urn. Zeit zuzuschreiben (vgl. got.!). Zur Datierung vgl. Noreen *Geschichte* § 57, *Aisl. Gr.* § 221, Heusler § 186. [9]) Noreen *Geschichte* § 50.

[10]) Vgl. Heusler § 186 und Karstien § 74. Der von Noreen *Aisl. Gr.* 134 angeführte rschw. Name *Siktriku* auf der Vedelspanger Inschrift von etwa 950 ist kein Gegenbeweis; denn dieses *triku*, aisl. *tryggr*, ist Acc. Sing. < urn. **triggu̯a* (so Noreen ebd. §§ 75 a, 226, anders ders. § 380!) mit erst später in den Auslaut tretendem *u*. — Als Gegenzeugen gegen die Entwicklung *-auu(a)* > *-au* könnte man anziehen wollen die Sing. aisl. *tygg*, *hnygg*, aschw. *brag* (vgl. § 48 b β 2). Aber diese Formen sind das Ergebnis einer Neubildung nach dem Vorbild der III. ablautenden Klasse auf Grund des Plur. (und Part.), dem auch eigentlich der *w*-Schwund nur zukam (vgl. Noreen *Geschichte* § 85, 2 b). Ebenso ist got. *blaggw* analogischen Ursprungs. Wenn bei „hauen" eine entsprechende Neubildung nicht stattfand, so wohl, weil dieses Wort mit dem Prät. **heo* — **hegg(u)um* abseits der Ablautsreihe stand und überdies an **heō* zu *bua* (vgl. § 271) eine Stütze hatte. — Übrigens darf vielleicht auch auf die Mindertonigkeit von **χeχau̯u̯a* gegenüber **tau̯u̯a* usw. verwiesen werden.

Im Westen stellte sich der Plural **heχaṷ-ṷum* natürlich zu der Gruppe **beƀaṷ-tum* usw. Der Sing. **heχaṷ* > **he-ō* konnte *-w* jederzeit analogisch zurückerhalten.[1])

c) Das ae. Material:

bēatan — ws. *bēot* (ndh. *beoft* vgl. sub a);

hlēapan — *hlēop*; aws. *hlī(e)pen* Cura Past. 215, 7 gehört zu *hlīepan* schw. I[2]); endlich 1 *hlupon*[3]);

hēawan: aws. Belege fehlen; sonst R[1] 1 *hēow*, 1 *hēu*[4]), Beda 1 *hēow*, Li 1 opt. sing. *hēawa*;

dazu als isolierter Rest *ēacen* „vermehrt usw.“ = as. *ōkan*, aschw. *ø̄kin* gegen Vollverb got. *aukan*, aisl. *auka*, afrs. *āka*, ahd. *ouhhan*[5]), endlich das in allen germ. Sprachen (vgl. as. *ōdan*, aisl. *auþenn*, aschw. *ø̄þin*) resthafte *ēaden* „gewährt“.

d) Schwierig ist die Beurteilung der ae. Entsprechungen von got. *hiufan* zu Wz. *kĕ̆u-p.*[6]) Das Präs. *hēofan* st. Vb. II ist mehrfach belegt, entsprechend as. *hioƀan*, ahd. *hiufan*, denen ebenfalls Prät. fehlt; doch wird dieses durch ae. *hōf* Gen. B 771 der as. Vorlage bezeugt. Dieselbe Ablautstufe zeigt ae. *hēofian* schw. Vb. II, entweder Deverbativum oder Denominativum zu *hēof.*[7]) Letztere Auffassung wird nahegelegt durch spws. *hēofdun*, vielleicht *j*-Denominativ; jedenfalls genügt dieses nicht, um mit Sievers ein ursprüngliches schw. Vb. III anzunehmen. Dagegen *hēofon* Sat. 344 und spws. *hēofun* gehören doch wohl zu **hēafan* zu Wz. *kău-p.*[8]) Übrigens mag auch das Nebeneinander von Präs. *hēofan* und Prät. *hēof* (: **hēafan*) die Ursache für die schwache Bildung gewesen sein.[9])

e) Hierher zu reihen ist auch angl. *ēawan*, das nur im Präs. belegt ist, < **aṷṷan* zu idg. Wz. **aṷ*. Das Prät. *ēawde* hingegen gehört zu einem parallelen schw. Vb. III **aṷṷ-*. Die Suppletion trat ein, weil **ēow* völlige Verundeutlichung des Stammes bedeutete.[10])

---

1) vgl. § 29a. 2) vgl. § 42c.
3) vgl. § 33cδ. 4) vgl. § 13bε4.
5) vgl. Schatz 294. 6) W.-P. I, 331. 7) Wissmann 105.
8) Ekwalls Deutung AB 34, 165 *ēo* für *ēa* ist unzulänglich: es handelt sich um Pluralformen und in einem Falle um westsächs. Beleg.
9) Zum Ganzen vgl. Sievers PBB 9, 278 und Karstien § 83.
10) vgl. *Schw. Vbb. III* § 31, Nr. 4.

f) In einer Reihe von Fällen sind irrig red. Vbb. mit *-ēa-* < *au* angenommen worden.[1])

onrēod 'imbuit' Corpus gehört zu *rēodan* mit dialekt. *ēo* < *ēa*, vgl. *rēod* „rot“ im gleichen Text. Ebenso ist wohl zu beurteilen *abrēot* Beow. 2931 als zu *brēotan* und *ahnēop* Guþl. 891 als zu *hnēopan* gehörig; ebenso wohl auch *ʒenēop* Ex. 475 zu **nēopan*.[2])

Isoliert steht auch *dēoʒ* Beow. 851, sicherlich zu Wz. *dheu̯*[3]) gehörig. Fraglich ist, ob das Präs. **dūʒan* < ***dheu̯-kô* oder **dēoʒan* < **dhéu̯-ĝhō* lautete. Zur Annahme eines redupl. Vb. **dēaχan* > **dēan*[4]) ist kein Grund vorhanden.

g) Die geschichtliche Deutung des *ēo*-Typs erfolgt zweckmäſsig im Zusammenhang mit den andern Sprachen.[5])

§ 11. a) Bei den *ō*-Präsentien entspricht den got. *ƕaíƕōp*, *faíflōk* im Norden und Westen derselbe einheitliche Typus; Gleiches gilt auch für die Verba pura.[6]) Auch im Ae. sind keine Doppelheiten vorhanden; es gilt nur *ēo*.[7])

Allerdings ist die Überlieferung auſserhalb des Südens sehr dürftig. In der angl. Prosa ist nur *wēop* belegt: Ps *∼un* 3, Beda 3, R^1 ∼ 1, *∼un* 1, R^2 ∼ 4, *∼un* 1; Li hat *weop* 1, *weap* 1, *woeap* 1[8]), *weœp* 1, ferner wohl als Fehlschreibungen (für *ea*) 2 *wæp* sowie 1 *waepon*, endlich 1 *wæpde*.[9]) Auch die Poesie kennt nur *wēop*, *blēot*, *hwēop*, *hrēop*.

Die Besprechung dieses *ēo*-Typs erfolgt im Zusammenhang der andern germ. Sprachen.[10])

b) Das ae. Material:

α) Hierher gehören die Verben *blōtan* „opfern“, *hrōpan* „rufen“, *hwōpan* „drohen“, *hwōsan* „husten“[11]), *swōʒan*

---

[1]) vgl. Karstien § 83.

[2]) Vielleicht *b*-Erweiterung zu *neu̯* W.-P. II, 323?

[3]) W.-P. I, 835.

[4]) So Krogmann ESt 68, 317.

[5]) vgl. § 13.

[6]) vgl. § 29.

[7]) Wegen 1 *swēʒ* Beda T_4 vgl. § 13 b *ε*.

[8]) Mit *wo* = *w*.

[9]) Vgl. dazu Kolbe § 93. Loewe 338 und Janko 289, 307 sind völlig abwegig: es steht nicht *œ*, sondern *æ*!

[10]) vgl. § 13.

[11]) Zu idg. *q*$^{u̯}$*ās* W.-P. I, 506. Die Belege 3. Sing. *hwēst* und *hwēos* geben keinen Anhalt für *j*-Präs. **hwēsan*. Nicht zu **hwǣsan* wegen *hwǣst* „Blasen“, dieses vielmehr zu idg. *k*$^{u̯}$*es* W.-P. I, 474.

„bedecken". Präteritalbelege fehlen zu *flōcan* „schlagen", *wrōtan* „aufwühlen" und *swōȝan* „rauschen", dgl. zu aws. *cnōdan* „zuteilen" neben *cnēodan* Beda.[1])

β) *j*-Präsens zeigt *wēpan* — *wēop* — *wōpen*, ebenso as. *wōpian* — *wiop* und afrs. *wēpa* — (?) — *wēpen*.[2])

§ 12. Zweckmäfsig wird der Erörterung des *eo*-Typs ein Exkurs über die Geschichte des idg. *eu̯* im Germ. vorangestellt.[3])

a) Entsprechend dem Wechsel urg. *e* — *i* stehen allenthalben nebeneinander *eu̯* — *iu̯*; im Got. ist natürlich keine Scheidung vorhanden. Der Wandel *e* > *i* ist „relativ jung", da noch rhein. Inschriften der Römerzeit bewahrtes *ei̯* zeigen.[4])

b) Der Westen:

α) Im Ae. zeigt der gröfste Teil des Gebietes *ēo*, das nachweislich erst im 7. Jh. aus *ēu* entsteht.[5]) Sekundär ist kent. *īo* < *ēo*.[6])

β) Im übrigen Westen wandelt sich *eu̯* vor folgendem *a*, *e*, *o* zu *eo̯*. Diese „Brechung" ist restlos durchgeführt im Frs., As. und Fränk.; dagegen fehlt sie im Obd. bei dazwischenstehendem Labial oder Velar — hier gilt vielmehr obd. *iu* mit einem Wandel des *eu*, der im Süden, wohl im Bair., seine Heimat hat[7]) und dessen Zeitpunkt nicht mehr genauer zu bestimmen ist.[8]) Die „Brechung" entstammt also offenbar dem nördlichen Teil des Westens. Sie mufs entstanden sein

---

[1]) Unklarer Zugehörigkeit; unmöglich darüber Janko 293 und Karstien 116.

[2]) Die anderen Sprachen sind jünger, indem

1. Vollausbildung des *j*-Verbs in got. *wōpjan* — *wōpida* und aisl.-aschw. *øpa* sowie ahd. *wuofta*; vgl. 1 *wæpde* Li mit *æ* für *ǣ*? Danach wohl auch infolge Bedeutungsnähe got. *hrōpjan* und ahd. *ruofta* gegenüber ae. *hropan* und afrs. (*h*)*rōpa* (afrs. Part. (*h*)*repen* braucht nicht Analogie zu *wēpen* zu sein; vgl. Karstien § 78).

2. Neubildung ohne *j*-Präsens in ahd. *wuofan*, 1 as. *wōpan*; vgl. 1 *wōpende* Li.

Zum Ganzen vgl. Karstien § 88.

[3]) Zum Ganzen vgl. H. Brinkmann *Sprachwandel* 69 ff.

[4]) vgl. W. Schulze ZfdA 54 (1913), 173.

[5]) vgl. Luick § 126. [6]) vgl. ebd. § 260.

[7]) vgl. Brinkmann 70. [8]) ebd. 71.

wegen des ae. Verhaltens im wesentlichen erst im 5. Jh., sogar wohl erst im 6. Jh. Entsprechend schwanken frk. Namen im 6.—7. Jh.; erst im 8. Jh. ist *eo* durchgeführt.[1])

Zur Weiterentwicklung des *eo̯* ist zu sagen:

1. Als solches erhalten und mitgenommen von den letzten insularen Eroberern, daher nndh. (kent.) *ẹ̄a*, wohl im 7. Jh. aus *ẹ̄o̯* entstanden.[2]) Sekundär ist kent. *īa* < *ẹ̄a*.

2. Afrs. *iā*; as. *ia*, vereinzelt *ea*; frk. (Weiſsenburg) *ia* scheint auf einen Wandel *eo̯* > *ea̯* > *ia̯* > *i̯ā* zu deuten, der offenbar im Nordwesten seine Heimat hat.

3. *eo* > *io* (*ie*) im Obd., Fränk., As. Die ahd. Überlieferung[3]) erweist den Süden als Ausgangspunkt; überdies ist der Wandel offensichtlich später als der von *eu̯* > *iu̯*.[4])

γ) Die phonetische Bedingtheit der „Brechung" wird nicht nur erwiesen durch die konsonantischen Besonderheiten des Obd., sondern auch durch das Verhalten vor *w* bei folgendem *a*, *e*, *o* in as. *euw*, frk. (obd.) *iuw*, afrs. *iūw*, auch nndh. *ēow*, *ēuw*[5]): In *eu̯u̯*^{a,e,o} blieb *eu̯* erhalten, woraus obd. frk. *eu* > *iu* wie sonst. Nndh., afrs. weisen ebenfalls auf *eu̯u̯* hin, woraus ae. z. T. korrektes *ēou̯*, z. T. durch erneute Hemmung der ae. Senkung unbet. *u* > *o* des 7. Jh. *ēu̯u̯*; im Afrs. wohl *eu̯* > *iu̯* > *i̯ū* wie *ea̯* > *ia̯* > *i̯ā*.

δ) Vor folgendem *u* hat das Nndh.[6]) nie *ēa*, sondern *ēo*, d. h. vor *u* unterblieb die „Brechung". Auf dem übrigen ae. Gebiet gilt natürlich, wie sonst stets, *ēo*. Das Verhalten des Afrs. ist unklar[7]), doch ist wohl historisches *iū* < **eu̯-u* wie bei *eu̯u̯a* anzunehmen. Für das Ahd. und As. ist die übliche Lehre *eu̯-u* > *iu*. Im Hinblick auf die bekannte Wandlung $e_u > i$, ähnlich der von $e_i > i$, ist diese Deutung durchaus möglich, aber darin kaum die alleinige Ursache gegeben. Im As. sind die Spuren von $e_u > i$ bekanntlich gering, und im Ahd. ist die Veränderung alles andere als

---

1) vgl. Brinkmann 76. 2) vgl. Luick § 127.

3) vgl. Braune § 48, Baesecke § 20, Schatz § 39.

4) Kent. *īo* seit 7. Jh. (Luick § 260), woneben auch *īa* (ebd. Anm. 1), für *ēo*, *ẹ̄a* ist den Prozessen sub 2 und 3 wohl fernzuhalten im Hinblick auf die Geschichte des *au* > *ēa* im Me.

5) vgl. Luick § 127. 6) vgl. Bülbring § 114 Anm. 1.

7) vgl. v. Helten § 24.

konsequent. Vermutlich blieb im Ahd. *eu̯-u* und ergab späterhin *eu̯ > iu̯* wie üblich. Auffallend wäre as. *euwa* gegen *iu-u*; doch sind wohl diese wenigen *iu*$_u$[1]) durch Analogie zu deuten und so keine Gegensätze vorhanden.

e) Zusammenfassend:

1. *eu̯*$_{a, e, o}$ (ohne *w*) > *eo̯*, zunächst im Nordteil im 5., 6. Jh.;

2. *eu̯ > iu̯*, zunächst wohl bair., wohl 7. Jh.;

3. *eo̯ > io̯*, zunächst im Süden, wohl etwas später als 2.

c) Im Norden ist das Schicksal von urg. *eu̯* nicht ganz einfach zu überschauen[2]):

α) Das Got. hat durchweg *iu* < *eu*, entstanden wohl wie im Obd. durch selbständiges „Lautgesetz".

β) Im eigentlichen Norden ist

1. *eu̯*$_u$ > *iu̯*$_u$, bezeugt durch *liubu* Opedal 600—650.

2. Vor *a*, *e*, *o* hat noch Skåäng 6. Jh. *eu̯* in *Aleuʒaʀ*. Dann erscheint in späteren Runeninschriften um 900 *iau*. In historischer Zeit hat das Agutn. *iau*, das Aschwed. und Adan. *iu*, das Awn. *ió*, jedoch *iú* vor Labial *p*, *f*, *ƀ* und Velar *k*, *ʒ*. Man wird den Prozeſs vergleichen dürfen mit der *u*-Brechung von *e*, indem *eu̯* ähnlich behandelt wurde wie *e-u*[3]): Aus **eu̯* entstand **eau* (vielleicht Anfang 7. Jh., vgl. **neʀku* Istaby c 650), woraus *iau > ięu*. Dieser Triphthong war ursprünglich fallend *íęu*. Die weiteren Entwicklungen setzen den Übergang zum steigend-fallenden *i̯ę́u̯* voraus. Dieser Akzentumschlag gehört seinem Wesen nach zu dem in urn. *iu* sowie in den kurzen Diphthongen, die als Ergebnis der urn. Brechung aus *e* entstanden waren. Da die me. Lehnwörter hier durchweg noch den fallenden Typus reflektieren[4]) und diese Entlehnungen wohl hauptsächlich der Zeit 950—1050 angehören[5]), so ergibt sich als Terminus a quo für den Tonversatz das 11. Jh., genauer wohl seine 2. Hälfte.[6])

---

[1]) vgl. Gallée[2] § 102 ff. [2]) vgl. Noreen *Geschichte* § 44.

[3]) vgl. *Geschichte* § 28c; dazu *Aisl. Gr.* § 89, *Aschwed. Gr.* § 75.

[4]) vgl. Luick §§ 382, 5; 384, 3.

[5]) vgl. Förster Archiv 162, 48.

[6]) Im Hinblick auf die Teilnahme der Vokalkontraktionen (vgl. § 13a) ist wohl erst die Zeit gegen 1200 anzunehmen.

Im Agutn. schlofs sich *i̯ǫu̯* der Entwicklung von urn. *ǫu* > *au* (vor 1200) an; im Schwed.-Dän. wurde *i̯ǫu̯* > *i̯ọu̯* > *i̯uu̯* > *i̯ū*; im Wn. fand eine zwiespältige Entwicklung statt, indem gewöhnlich *i̯ǫu̯*, *i̯ọu̯* zu gedehntem *ió* vereinfacht wurde (wie auch sonst die Dehnung von *iǫ* als *ió* erscheint)[1], jedoch bei folgendem Labial oder Velar *u̯* sich stärker geltend machte, so dafs durch Assimilation *i̯uu̯* > *i̯ū* entstand. Aufserhalb des Agutn. mag sich die Verengung *ǫ* > *ọ* bereits in *íǫu* > *íọu* vollzogen haben. Als Urbasis wird man *eu̯*, nicht *eǫ*, anzunehmen haben.

Mithin fand wohl gegen Ende 6. Jh. eine Trennung statt zwischen iu_u und $eu_{a,\,e,\,o}$. An der wg. "Brechung" zu *eǫ* aber hatte der Norden keinen Anteil; vielmehr fand hier die dem Norden eigentümliche „Brechung“ Anfang 7. Jh. statt.

§ **13.** Der *eo*-Typ, das Prät. der *au*- und *ō*-Präsentien, stellt sich in den einzelnen germ. Sprachen folgendermafsen dar:

a) Im Norden sind die einschlägigen Belege aisl. *iók—iókom*, *iós—iósom*, *hlióp—hliópom*[2]), dazu aisl. *bió* < **be[ƀ]au(e)*.[3]) Überdies hat wohl einst **bliót* wegen anorw. *lēp* bestanden.[4]) Im Aschw. ist von den zugehörigen Verben nur *lø̄pa* belegt. Doch ist die gewöhnlichste Schreibung *lop* in ihrer Lautung nicht klar: Vielleicht meint sie *lōp*, bezeugt durch 1 mschw. *loop*, entstanden aus spätmschw. vereinzelt noch belegtem *liōp* mit analogischer Beseitigung des *i̯* nach den übrigen Stammformen, woraus weiterhin *lopp*; dazu Plur. *lōpu*, *loppo*. Dann wäre die Urbasis auch des Aschw. **hliōp*.

Anzureihen ist ferner der Sing. von "hauen"[5]): wn. *hió*; seltenes rschw. *hiū*, dem seltenes aisl. *hiú* zur Seite steht. Diese *hiú*, *hiū* stehen wohl unter Einflufs des Pluralvokals.[6])

Das gewöhnliche *ió* kann nicht die Fortsetzung von urg. *eu̯* sein, das im Schwed.-Dän. stets als *iū* erschiene und zwar in aisl. *iós*, **bliót*, *hió*, *bió*, nicht aber in aisl. *iók*, *hlióp* korrekt wäre. *ió* wird also das Ergebnis einer Kontraktion sein.

---

[1]) Noreen I § 89.
[2]) Wegen *iukom* vgl. § 33cβ.
[3]) vgl. § 27f).
[4]) vgl. § 33d.
[5]) Über den Plur. vgl. § 18.
[6]) vgl. § 18bγ, δ.

Germ. ō war ursprünglich offen, wohl [ɔ:], wurde aber im Hauptton im Lauf der Zeit geschlossen und lautet in historischer Zeit im ganzen Norden [o:]. Die Entwicklung im Minderton ist schwierig zu beurteilen. *au* ergab in Nichthaupttonigkeit einen ō-Laut, zunächst wohl, über *ǫu* wie im Hauptton, offenen Charakters. Diese Entwicklung ist die Parallele zu der des *ai*, so daſs monophthongisches ō wohl spätestens um 400 erreicht war.[1])

Dieser Annahme eines urn. ō < *au* scheint rdän. *hiau* "hieb" auf dem Læborgstein c 925—930 zu widersprechen.[2]) Nimmt man indes mit Noreen[3]) die Entwicklung *e-au* > *iǫu* an, so wird ebensowenig wie bei der Voraussetzung von urg. *eu̯* die Entstehung von aisl. *hlióp*, *iók* (aschw. **liōp*) verständlich. Man wird daher in der Læborgform *hiau*, **hiǫu* eine schlechte Schreibung — wie sie ja auch sonst in Runeninschriften nicht vereinzelt sind — für **hiō* zu sehen haben, indem *íō* ∼ *íǫu*, *íǫu*.[4]) Wenn in derselben Inschrift *tufi* = aisl. *Tófi* mit der *u*-Rune für *ó*, so ist dies kein Gegenbeweis in Anbetracht der besonderen Stellung[5]) des ō in **híō*.[6])

So zeigt Læborg einerseits den dem Fries. zu vergleichenden[7]) Übergang von *e* > *i* vor folgendem Velarvokal, der durch *niąut* Nörre Nærå; *þiaurikr*, *fiaru*, *fiakura* Rök; *Suąþiauþu-* Tirsted für das 9. Jh. erwiesen wird[8]), andrerseits die Erhaltung der Länge ō bis ins 10. Jh. Daſs in den redupl. Präteritis ō über die Zeit des wohl dem Ende des 7. Jh. zuzuweisenden Wandels ŏ > *a*[9]) hinaus erhalten blieb, geht

[1]) vgl. § 9a.

[2]) Die Inschrift lautet nach Wimmer-Jacobsen *De danske Runemindesmærker* (1914) 57f.: *rhafnukatufi . hiau. runaʀ . þasi aft þurui. trutnik . sina.* Transkribierten Text und Zeitangabe verdanke ich der Güte von Wolfg. Krause.

[3]) *Geschichte* § 240b. [4]) vgl. § 12c β2.

[5]) Vielleicht auch des Lautcharakters?

[6]) Die weiteren Schreibungen *trutnik* und *þurui* stehen nicht auf derselben Ebene. Hier mag die *u*-Rune bereits die Kürze ŏ bezeichnen, vgl. aisl. *drot(t)ning*, *Þorvé* (Noreen I § 112, 1), *Þorveig* (ebd. § 317, 3a): in derartigen Fällen ist die Kürze durch ir. Lehnwörter schon bald nach 800 bezeugt (ebd. § 127, 3).

[7]) vgl. § 13b δ. [8]) vgl. Noreen *Geschichte* §§ 28c, 44b.

[9]) vgl. rschwed. *runAʀ* Istaby gegenüber *runoʀ* Järsberg (Varnum), Tjurkö, *ronoʀ* Stentofta: Noreen I § 137 Anm. 2; Jóhannesson 20, 51.

auch aus dem historischen *ió* hervor, da nach Ausweis von aisl. *ǫk(k)la* sonst *a*-Färbung zu erwarten wäre.[1])

Ob historisches *ió* unmittelbar aus *i-ō* entstand oder eine Zwischenstufe *i-ŏ* > diphthong. *ío*, wegen Læborg frühestens 2. Hälfte 10. Jh., anzunehmen ist, läfst sich schwerlich ausmachen. Denn die Kontraktion *i-ŏ* > *ìo* als langer Diphthong wäre nicht mit dem kurzen Diphthong *io* (> wn. *iǫ*, on. *io*), dem Ergebnis der Brechung von *ĕ*, zusammengefallen. Derartige Kontraktionen scheinen im allgemeinen erst der Zeit um 1050—1200 anzugehören.[2]) Da ihr Ergebnis noch in den Akzentumschlag[3]) einbezogen wurde, so gingen sie wohl diesem vorauf.

Die gesamte Entwicklung war also wohl: *e-ō* > *i-ō* (spätestens 9. Jh.) > [*i-ŏ* > *io* (um 1000)? >] *i̯ó*.

b) Auch für den Westen ist ursprünglich offenes *ō* im Hauptton anzunehmen, daher in Lehnwörtern rom. *ǭ* > *ū*.[4]) Dann trat wohl eine Spaltung ein, indem seit Ende 7. Jh. im Süden die rheinfrk. Diphthongierung zu *uo*, im Norden Verengung zu [o:] sich geltend machte. Nichthaupttoniges *au* — genauer schwachtoniges: vgl. ahd. *urlaub* — ergab einen *ō*-Laut, zunächst wohl offenen Charakters. Jedenfalls fielen so nichthaupttoniges *ō* und *au* früh zusammen.

α) Ahd. gilt die Fortsetzung von wg. *eǫ*, die in ihrem Endergebnis *ie* mit *ē*² zusammenfällt, so dafs eine einheitliche redupl. Klasse entsteht. Der Präteritalvokal ist also gleich dem Ergebnis von urg. *eu̯* vor *a*, *e*, *o*. So könnte man im Plur. eine andere Vokalisation erwarten gemäfs der Doppelheit ahd. *eo* : *iu* (< *eu-u*). Aber die ahd. Pluralbelege (T *liofun*, *riofun*; Is, M *hreofun*; O *liafun* [*liefun* VP], *riafun*, *riafi*)[5]) zeigen einen solchen Wechsel im allgemeinen nicht; vielmehr hat der Vokal des Sing. sich durchgesetzt.[6])

Nur zwei Sonderfälle bedürfen der Erörterung:

1. Obd. *liuf*—*liufun*, ebenso mhd.-obd. *liuf*-*liufen* haben nicht etwa Sieg des Pluralvokals, sondern innere Lautsubstitution, da obd. vor Labial nur *iu* bestand. Der Prozefs

---

[1]) vgl. Noreen I § 137, 2.

[2]) vgl. ders. *Geschichte* § 49; I § 130.

[3]) vgl. § 12c*β*2.

[4]) Doch vgl. auch Brinkmann 181.

[5]) Schatz § 456.

[6]) vgl. weiterhin § 14d.

trat um so eher ein, als das Wort das einzige dieser Art in der *eo*-Gruppe ist; alle übrigen *au*- und *ō*-Präsentien mit Labial oder Velar sind obd. schwach, so namentlich *uuofen*, *ruofen*.[1]) So kann *liuf* usw. in keiner Weise mit Karstien für Urbasis *eu̯* zeugen.

2. Ein zweiter Sonderfall liegt auf weiterem Gebiet vor in **heo* — **heowun*, wofür **heuwun*, > **hiuwun* auf dem gesamten Brechungsgebiet zu erwarten.[2]) Zwei Entwicklungen treten zutage: A. Das Wort unterliegt der Klassenanalogie und zeigt auch im Plur. wg. *eǫ*; B. Lautsubstitution *iuw* trat ein und zog den Sing. nach sich — auch sonst waren ja Sing. und Plur. bei den red. Vbb. im Vokalismus gleich —, um so eher, als hier ja ein konsonantischer Unterschied die Numeri trennte.[3]) Entwicklung A zeigt T *hio—hiewun*, mhd. *hie—hiewen*, Entwicklung B zeigt N *hiu—hiuwen* und mhd. *hiu—hiuwen*, welches auch auf md. Gebiet begegnet.

β) Andfrk.-mnl. gilt verallgemeinertes *ie* < **eǫ* wie im Ahd.; ebenso wie in T auch **hie* (Reflex in mnl. *hiewen*?) — **hiewon* (aonfrk. *hieuuon*) > mnl. *hieuwen*, wozu der gewöhnliche Sing. mnl. *hieu* analogisch.

γ) As.-mnd. gilt ebenso verallgemeinertes **eǫ* > *io*, *ie*, *ia*, *eo*.[4]) "hauen" zeigt wiederum zwei Formenreihen: Der Typus des ahd. T mit Fortentwicklung **eo* > md. *ē* ergibt **hē—hēwun*, > *hēuwun*; daher mnd. *heuwen* und analogisch *heeu*, *hev*. Dem ahd. Typus N entspricht as. 1 *heu* C, M sowie 1 *heuwun* Hild.; daraus eigentlich mnd. **hū̆—houwen* und durch Ausgleich Sgl. *hou*, *how* wie auch **hū̆wen*, bezeugt durch Sing. *huv*.[5])

δ) Im Afrs. fehlen Belege zu *hāwa*. Ebenso scheinen Präterita der *ō*-Klasse zu fehlen. Doch weist nofrs. *rīp* ebenso wie nwfrs. *rōp* auf **i̯ō*. Für die *au*-Klasse zeugt nur awfrs. *hliōp*, auf das auch nofrs. Formen zurückweisen. Afrs. gilt also *iō*, d. h. nicht die Fortsetzung von wg. *eǫ* > *iā*.[6]) Offenbar

[1]) vgl. Brinkmann 71f. [2]) vgl. § 12b*δ*.

[3]) Hat auch das Nebeneinander von *kneo*, > *knio* und *kniu* mitgewirkt?

[4]) 1 *wēpun* C zeigt wohl bereits die jüngere Entwicklung von **eo* > mnd. *ē*; vgl. Karstien 88, auch Janko 289.

[5]) vgl. dazu Franck 39. [6]) vgl. § 12b*β*.

hatte also bereits das durch „Brechung" entstandene *eǫ* eine Veränderung erfahren, als erst im red. Prät. ein Diphthong aus *e* + *ō* entstand. Dieser wurde dann in den Umschlag zu *io* einbezogen, als alle Diphthonge umschlugen. Die genauere Erfassung der Verhältnisse ist infolge mangelhafter Überlieferung nicht möglich. Doch werden folgende Reihen das Wesentliche wiedergeben:

wg. *eǫ* > *eǫ* > *iǫ* > *jā*
" *eųw* > *eųw*[1]) > *ių* > *jā*
" *iųį* > *iųį*[1]) > *ių* > *jā*,

endlich im Hinblick auf das An. wohl

wg. *e-ō* > *i-ō* > *iǫ* > *jō*.[2])

Der Umschlag trat wohl überall gleichzeitig ein, und zwar wohl nach dem *i*-Umlaut, da *iųį* sonst wohl *ē* ergeben hätte. Ebenso wurde zuvor, ähnlich wie im Norden, überall *e* unmittelbar vor velarem Vokalelement zu *i* gewandelt. Als im red. Prät. der *iǫ*-Diphthong entstand, war also wg. *eǫ* bereits zu *iǫ* entwickelt. Da im Hinblick auf das Ae. der Konsonantenschwund nicht so spät sein kann, blieb wohl zunächst *e-ō* > *i-ō* bestehen und wurde erst späterhin zu *i-ō* > *iǫ* verkürzt.

ε) Auch die ae. Verhältnisse bedürfen genauer Erwägung.

1. Da das An. und Afrs. die Erhaltung der Länge in **e-ō* bis über den Wandel *ǫ* > *ą* hinaus nahelegen, bestand auch wohl im Ure. zunächst die Hiatusfolge *e-o*. Diese konnte nach dem ae. Lautsystem frühestens verkürzt und als *ēǫ* aufgenommen werden, nachdem ein solcher Diphthong vorhanden war. Nun entstand *ēǫ* < **eų* erst in der 2. Hälfte des 7. Jh.[3]), zur gleichen Zeit, als unbet. *u* > *o*.[4]) Da dieser Wandel *u* > *o* aber erst mit Abstand dem von *o* > *a* folgt, welcher den frühesten Akt der ae. Vokalverschiebung dar-

[1]) Ohne Senkung *ų* > *ǫ* vor hohem *ų*, *į*; zu *eųw* vgl. das Nndh. (§ 12 b γ).

[2]) Unwesentlich ist, ob man im Afrs. die Reihe *e-ō* > *eǫ* > *iǫ* > *jō* annimmt. In diesem Fall entstand *eǫ* erst, nachdem wg. *eǫ* > *eą*. Jedenfalls aber blieb *ō* wie im An. als Länge erhalten bis nach dem Wandel *ǫ* > *ą*.

[3]) vgl. Luick § 126. [4]) ebd. § 320.

stellt und wohl spätestens der Mitte des 7. Jh. zuzuweisen ist[1]), so ergibt sich auch hier wie im Afrs. und An., daſs der Diphthong erst entstand, nachdem *o* > *a*. Mit dieser Datierung auf 2. Hälfte des 7. Jh. stimmt der **einzige** Beleg mit Möglichkeit der Ebnung (um 700): *swēȝ* Beda T_4.

2. Man könnte den vorliegenden Diphthongbildungsprozeſs in den Rahmen der allgemeinen Kontraktionen[2]) stellen wollen, die durchweg nach der Ebnung[3]) liegen. Bei diesen sind bemerkenswert die Verhältnisse im Ps als ältestem gröſseren Denkmal. Hier erscheint *ēo* < **e-u* gegenüber *ēa* < **e* $^{a}/_{ǫ}$. ähnlich verhalten sich *īo* und *īa*, je nach dem zweiten in die Kontraktion eingehenden Element, welches bereits *o* bzw. *a* war, da die Kontraktion nach 700 liegt. Die späteren Texte mit Ausnahme der ndh. kennnen einen solchen Unterschied nach dem 2. Element nicht mehr; *ēa* und *īa* sind verschwunden, weil diese Diphthongtypen im sonstigen Lautsystem nicht vorhanden waren (*ēa* ist [*ǣǫ*]). Im Ndh. hingegen begegnen auch als Kontraktionsprodukte *ēa*, *īa*, wenn auch nicht mehr mit der deutlichen Regelung des Ps. Die Ursache liegt in dem besonderen Lautstand des Ndh., wo neben *ēo* < wg. *eu̯* auch *ę̄ą* < wg. *eǫ* bestand[4]); danach wird sich neben *īo* auch ein *īa* gestellt haben.

Aber bei dieser Betrachtung ergibt sich für die Datierung nichts Neues. Denn das allein diakritische 3 *wēopun* Ps würde nur wieder zeigen können, daſs *e-ō* > *eŏ* erst entstand, nachdem *o* > *a*, da sonst wohl *ę̄a* < *eŏ* zu erwarten wäre.[5]) Jedoch ist kaum anzunehmen, daſs sich *e-ŏ* eine Weile, vom Wandel *o* > *a* (c 650) bis zur Kontraktion (c 720), als **Hiatus**folge hielt, nachdem einmal seit 2. Hälfte

[1]) vgl. Luick § 323. Zunächst wird *o* > *a*, dann *u* > *o*. Anders auf der palatalen Seite, wo *i* > *e* < *æ*; doch auch hier geht das tiefere *æ* dem höhern *i* zeitlich voran.

[2]) vgl. Luick § 247 ff. [3]) ebd. § 249.

[4]) vgl. § 12 b β.

[5]) Man könnte das *ēo* des Ps bei dieser Betrachtung auch als *e-u* < *e-ū* mit $ō_u$ > *ū* des Plur. (vgl. Luick § 294, 5) erklären wollen. Doch kommt dieser Gedanke nicht ernstlich in Betracht im Hinblick auf die Aussagen des An. und Afrs., auch des Deutschen (vgl. oben sub b α). Überdies würde wohl die zahlreiche *ō*-Klasse *ō* wiederhergestellt haben.

7. Jh. der Diphthong *eu* vorhanden war. Auch fehlen Belege poetischer Zweisilbigkeit völlig. Wollte man trotzdem diese Einreihung vornehmen, so wäre wohl geebnetes *swē̜* als Lautsubstitution zu deuten und für das ndh *ēa* dieselbe Erwägung wie sub 3) geltend zu machen.

3. Bemerkenswert ist, dafs in Li neben 1 *wēop* stehen 1 *hēawa*, 2 *wēap*, ferner 1 *weep*, 2 *waep*, 1 *waepon* — sämtlich wohl verschrieben für *ēa*. Das könnte dahin gedeutet werden, dafs hier die Verkürzung *ē-ō* > *e-ō* eher als sonst eintrat, indem *e-ō* zusammenfiel mit urndh. *eu* < wg. *eu*[1]), also vor dem Wandel *o* > *a*. Doch ist diese Deutung im Hinblick auf das benachbarte Fries., das konsequente „Brechung" von wg. *eu* hat, kaum wahrscheinlich. Vielmehr ist *ēa* wohl trotz der Belegzahlen als sekundär zu betrachten, weil ja auch sonst als Vertreter von urwg. *eu* ndh. *ēo* und *ēa* nebeneinander standen.

4. Soweit Belege reichen[2]), wurde Sing. *hēo w* nach dem Plural wiederhergestellt, weil auch sonst überall Übereinstimmung in Ablaut und Stammkonsonant herrschte. Auffallend ist in R¹ 1 *heu* neben 1 *heow*[3]). Entweder ist *heu* Schreibung für **heuw*, *heow*[4]), oder **hew* ist Analogiebildung zu der möglichen Doppelheit *sēow* : *sēw*.[5])

§ 14. An dieser Stelle erfordern die viel erörterten ahd. *r*-Formen eine kurze Behandlung, da die Belege vornehmlich Verben des *eo*-Typs betreffen.[6])

a) Belegt sind zunächst einmal in alem. Hss. um 800 *steroȥ* Jb Rd I 282, 52 (in Jb von 2. Hand korrigiert durch Zufügung von *-un* im Hinblick auf lat. *impingebant*) und *kiskerot* Jb Rd I 281, 65 zu ahd. *stōȥan*, *skrōtan*, ferner *pleruȥȥun* 'adolerent' Rb I 409, 18 und *capleruȥȥit* B Pauler Glossen I 312, 68 zu ahd. *bluoȥan*.

Doch begegnen entgegen Zarnckes Meinung Belege auch aufserhalb der Reichenau, wie Kögel (1892) betonte,

---

1) vgl. § 12 b *a*.
2) vgl. § 10 e.
3) vgl. auch Karstien 102.
4) vgl. Bülbring § 109 Anm. 2, Luick § 126.
5) vgl. unten § 30 c.
6) vgl. namentlich Loewe 343; Janko 274, 276, 291, 310, 314 f.; Feist 489 f.; Karstien § 121; Michels 87.

der auf bair. Belege in Hss. um 1000 hinwies, deren Vorlage auch nicht viel früher sein könne (??): *steraz* (nachträglich korrigiert zu *stieaz*) II 669, 50 und in derselben Hs., wenn auch nicht vom gleichen Schreiber, *farsterc* II 670, 16 sowie 2 *stiriz* II 542, 7, 19 und endlich 1 *stirz* II 444, 22 — sämtlich zu *stōzan* gehörig —, die z. T. (*stirz*, **sterz*) sicherlich degeneriert sind.

Die Versuche seit Osthoff, namentlich auch von Loewe und Janko, darin letzte Reste der Reduplikation zu sehen, sind gänzlich abwegig. Ausgangsformen wie **stesáuta* sind ebenso abzulehnen wie die vielen Zwischenstufen der Papiergrammatik.

Aber auch der Weg von Feist, Karstien und Michels, die sie an. Formen wie *snera*, *grera* parallel stellen, erscheint mir nicht gangbar. Ausgangsformen wie **rerō*, **serō* — denen Michels noch **rerōd* : **rādan* mit im Süden des Westens völlig fehlender[1]) *ō*-Stufe zugesellt — sind nirgends ahd. überkommen.

So bleibt es doch wohl bei der ältesten Deutung von Lachmann und Grimm, Müllenhoff und Scherer, daſs hier *r* Hiatustilger ist wie in ahd. *wolar ubar*, *bistur unschuldic.*[2]) Mithin ist hier noch nicht Kontraktion anzunehmen, sondern Zweisilbigkeit.

b) Entsprechend sind auch andere ahd. *r*-Formen zu verstehen.

scrirun O 2, bair. *scriri* I 600, 41, Part. *erscrirena* II 775, 6 — mhd. *schrirn*, *geschrirn* mit Nachleben in der Hochsprache bis ins 17. Jh., in den Dialekten noch länger — können weder mit Osthoff usw. zu den red. Formen gestellt werden, da alle derartigen red. Belege im Germ. fehlen, noch mit J. Schmidt[3]) und Streitberg[4]) als einziger *s*-Aorist des Germ., **sqrisy̑t* : *sq(e)rei*[5]), betrachtet werden: Letzterem widerspricht auf das entschiedenste gerade bei O *biruun*, *biruuuis*.

Diesem folgt analogisch seit *pespiren* Part. Wessobrumer Glaube (Ende 11. Jh.) ahd. *spīwan* in mhd. *spirn*, *gespirn*,

[1]) vgl. § 8a. [2]) vgl. Baesecke § 71, 3.
[3]) KZ 25, 599.
[4]) *Urg.* 281; vgl. auch Brugmann *KVG* §§ 706, 4, 798 A.
[5]) W.-P. I, 416.

wohl nachdem vom Prät. *spē* O (neben *spēo* T) aus *w*-Schwund in *spīwan* siegte, so dafs *spīan* = *scrīan*.[1])

Die Erhaltung dieser Übergangslaute *r* erklärt sich durch die besondere Bedingung des Hiats, der hier nicht wie im red. Prät. durch Kontraktion beseitigt wurde. Auch ist an Lautsymbolik zu denken.

c) In diesen Zusammenhang gehören auch noch die Präteritalbelege von *bū(w)an* bei O, *biruun* 4, 4, 59 (F *biruuan*) und *biruuuis* 2, 7, 18, die namentlich bei Kluge und Janko Anlafs zu kühnsten Spekulationen gegeben haben. Sie erklären sich aufs beste aus **bebuu̯u̯um*[2]) > **be[b]ūu̯um* > **be[r]uwum* > *biruwum*, wohl mit Übergang $e_u > i$ wie in *fihu*.

d) Denselben Prozefs $e_u > i$ zeigen vielleicht auch die entstellten Belege *stir(i)ʒ* an. Ihr Ton-*i* wurde durch *u* der ursprünglichen Stammsilbe, wie in *pleruʒʒun*, *pleruʒʒi*, veranlafst. Diese *u* sind kaum als versprengte Reste eines plur. *ŭ* < $\breve{o}_u$[3]), dann auch übertragen auf die *au*-Klasse, anzusprechen.[4]) Eher handelt es sich um eine junge Substitution *ŏ* > *ŭ* vor *u*, *i*.[5]) Diese Angleichung aber war erst möglich, nachdem *e-ō* > *e-ŏ*, welches alsbald mit *ę̄* zusammenfiel. Über dessen Verallgemeinerung im Plur. vgl. § 13 b α; daher auch nur die spärlichen und fragwürdigen Reste in *r*-Formen.

e) Völlig beiseite zu bleiben haben *anagelierzon* II 33, 1[6]) sowie auch das ganz unsichere *uuidarspirun* (: *spurnan*) 'recalcitravit' Jb Rd.[7])

§ 15. a) Den got. *faífalþ*, *staístald* entsprechen bei betonter Reduplikationssilbe im Norden und Westen zwei Typen, von denen der eine lediglich im Ae. vorliegt. Eine Scheidung nach Dialekten läfst sich im Ae. nicht feststellen.

---

[1]) Vgl. auch ähnliche gegenseitige Beeinflussung der beiden Verben in mhd. *schrê* nach *spê* neben O *screi* sowie *spei* nach *schrei*, ferner mhd. *schrı(u)wen*; dafs bereits frk. *erscriuun* (c. 900) I, 713, 41 auf solche Beeinflussung deute, ist fraglich, da *u̯* hier ähnlich *r* Übergangslaut zwischen *ĭ* und *u* sein mag. [2]) vgl. § 27 f).

[3]) vgl. v. Helten PBB 15, 463. [4]) vgl. § 13 b ε 2.

[5]) vgl. Schatz IA 41, 29 und *Gramm.* 294.

[6]) vgl. § 8 c.

[7]) Mehr als kühn Loewe 346; vgl. auch Janko 310.

b) Aufserhalb des Ae. gilt allenthalben palataler Monophthong, der zwischen $\bar{e}^2$, ĕ und auch *i* schwankt.

α) Ahd. steht durchweg $\bar{e}^2$ > *ia* usw.[1]); auch 1 *heialt* Ben. Reg. meint nur [ę*a*].[2])

β) As. wird durchweg *e* geschrieben.[3]) Da C fast durchweg *e* schreibt und V weder Akzente noch *ie* kennt, so hat man es wohl als ĕ zu fassen. Ausnahmen sind in C 1 *hieldin* und 1 *giwieldon*, denen vielleicht die Verschreibung *anuuillun* C 4073 zuzugesellen ist. Diese weisen auf $\bar{e}^2$ zurück.

γ) Andfrk. heifst es *hielt*, *hielden* mit $\bar{e}^2$. Im Mnl.[4]) stehen nebeneinander *helt—helden*, *hilt—hilden*, endlich selteneres *hielt—hielten*. ĭ neben ĕ und $\bar{e}^2$ möchten Janko und Karstien als Analogie nach der *an*-Klasse fassen; doch stellt es wohl eher mit Franck Verkürzung vor Doppelkonsonant $\bar{e}^2$ > *ie* > *i* dar.[5])

δ) Afrs. sind die Verhältnisse im einzelnen schwer zu beurteilen.[6]) Belegt sind *falla*, *halda*, *walda*.

Awfrs. bezeugt H^2 je 1 *hieldt*, *hielden*, *hielde* mit $\bar{e}^2$. Häufiger stehen daneben Formen des Typus *hild* und *held*, von denen letzterer sowohl $\bar{e}^2$ wie ĕ enthalten kann. *i* kann auf Reduktion des *ie* vor Mehrkonsonanz, vielleicht auch auf *ĕld* > *ĭld* beruhen.[7])

Aofrs. sind nur belegt[8]) 5 *hildon*, 1 *hilde*, 1 *helden* E^2 sowie 1 *wildon*, 1 *forifelle* R^1. Die nofrs. Maa. weisen auf alte Länge $\bar{e}^2$ zurück.

So läfst sich kaum mehr aussagen, als dafs Länge und Kürze ē̆ nebeneinander gestanden haben.

ε) Aisl.[9]) gilt *fell—fellom* mit ĕ, das aus dem Sing. verallgemeinert ist, da im Plur. vor *u* Brechung auftreten sollte. Reste dieser Art sind mnorw. *høldo*, *høllo* < **hioldo* mit Verlust

[1]) Wegen belanglosen spätal. *skiolten* vgl. Baesecke § 129, 3.

[2]) vgl. zuletzt Karstien PBB 51, 24.

[3]) vgl. Karstien § 97. [4]) vgl. ebd. § 95.

[5]) vgl. § 17c.

[6]) vgl. Karstien § 96 und vornehmlich Jacobs *Werkwoord* 117 ff.

[7]) Awfrs. *foel*, *foeel*, *fol* (Jacobs 119) bedeutet sicherlich ō und ist analogisch zur VI. Klasse; ebenso mnd.-westf. *vōl*, *vul* (Lasch 239). Gänzlich unhaltbar darüber Janko 297 und Karstien 140.

[8]) vgl. Jacobs und Karstien §§ 92, 93.

[9]) vgl. Karstien § 105.

des *i̯* nach dem Präs. Daſs aber einst Länge *ē*² bestanden hat, ergibt sich[1]) daraus, daſs aisl. *heilt* neben **hēlt* auf Grund der Doppelheit *hét* : *heit* entstand, falls nicht *heilt* überhaupt noch Länge des *é* in umgekehrter Schreibung *ei* zeigt.[2])

ζ) Aschwed. gilt die umgekehrte Verallgemeinerung.[3]) Die alten Singulare *fœl*, *hœlt* mit *ĕ* > *æ*[4]) sind nur noch selten vorhanden. Dafür tritt Neubildung nach dem gebrochenen Plural ein: *fiullo* (> *fyllo*) und sekundär Sing. *fiul* > *fiol* (> *fiøl*), ferner *fiollo* (> *fiøllo*) bzw. *fiul* (> *fyl*). Weiterhin mit analog. Verlust des *i̯* nach dem Präs. Formen wie *fullo*, *fol* (> *føl*) bzw. *follo* (> *føllo*), *ful*.

η) Zusammenfassend ergibt sich, daſs nebeneinander bestehen *ĕ* und *ē*², von denen letzteres zweifellos das ältere darstellt, das vor Mehrkonsonanz Verkürzung erlitt.[5]) Eine Datierung der Verkürzung ermöglicht das An.: *ĕ* war vorhanden vor der *u*-Brechung, die vielleicht schon dem 7. Jh. zugehört, spätestens aber dem 9. Jh.[6]) In die gleiche Richtung weist schwed. *æ* < *ĕ* mit einem Wandel, der bald nach 900[7]) eintritt. Demnach entstand *ĕ* spätestens im 9. Jh.

c) Wie entstand aber ursprüngliches *ē*² im Prät. der *al*-Klasse? Die Versuche, dieses *ē*² als analogisch zu deuten[8]), erscheinen nicht diskutabel. Nur eine lautliche Entstehung kann in Betracht kommen, indem nach dem Konsonantenschwund *ĕ* der Reduplikation durch Zuwachs eines vokalischen Restes der Stammsilbe gedehnt wurde. Die genauere Bezeichnung dieses schwachen Vokalismus ist gleichgiltig und nebensächlich. v. Helten[9]) schreibt *heᵃald* > *hēᵃld*, Franck[10]) nimmt in einem Körper wie *fe.ll* hinter dem *e* einen gewissen Abstand, eine Pause, an, gibt aber[11]) auch die Möglichkeit eines Restes des alten *a* in **feᵃll* zu und betont zu Recht, daſs man sich diese Typen artikulatorisch nicht zu sehr verschieden vorstellen dürfe, so daſs man wohl die

---

1) Mit Loewe a. a. O. 327; vgl. Karstien § 102.
2) vgl. § 33e α.
3) vgl. Karstien § 105.
4) vgl. § 9a.
5) vgl. § 17c.
6) Noreen *Geschichte* § 28c.
7) Noreen II § 113.
8) vgl. Janko 298, Feist 506, Karstien § 90; vgl. auch Michels 88.
9) a. a. O. 105.
10) a. a. O. 28.
11) ebd. 29.

Bezeichnung *eə* verwenden dürfe, woraus dann $\bar{e}^2$ mit offener Länge.[1]) Für die Entstehung dieses $\bar{e}^2 < \breve{e} + ə$ gilt das oben § 9 für die Datierung Bemerkte: im Westen ist es seit 5. Jh. möglich.

d) Abweichend von allen andern Gebieten zeigt das Ae. einen Diphthongen des *eo*-Typus; über *ea* in Ri, Li, vereinzelt R^2 und R^1 vgl. unten sub 3). Belegt sind *fealdan* „falten", *feallan* „fallen", *healdan* „halten", *sealtan* „salzen", *stealdan* „besitzen", *wealcan* „rollen", *wealdan* „herrschen", *weallan* „wallen". Im Auslaut erscheint natürlich Vereinfachung des *-ll* in *feol* u. ä.

Vereinzelte Ausweichungen im Vokalismus sind zweifellos Schreibfehler, so Ri 1 *ȝefæl* wohl für *ea* (so 10×), ebenso R^2 1 *hæld* (gegen 50 *eo*, 7 *ea*); zu 1 *fell* R^1 vgl. 1 *fe[o]l* Ps. Auch 1 *haldon* Li ist wohl Fehler und nicht Dentalbildung. Verwechslung mit dem Causativ zeigt wohl 2 *fællende* R^1 und wohl auch 2 Präs. *fælles* Li[2]), während 1 *ȝefælled* Li dieses selbst ist.[3])

Die Quantität des ae. *eo* kann mit internen Mitteln nicht genauer bestimmt werden. Die ae. Metrik kann ebenso wenig Auskunft geben wie die spätere Entwicklung: Metrisch sind alle diese Silben lang vor Doppelkonsonant; vorausgesetztes **ĕo* könnte vor *ld* sekundär gelängt werden, vorausgesetztes **ēo* bliebe zum Me. hin vor *ld* erhalten und würde vor *ll, lc, lt* verkürzt.

1. Die beliebteste Deutung faſst diese *eo* als Kürze, die sekundär aus *ĕ* der Nachbarsprachen entstanden wäre.[4]) Abgesehen von der Fraglichkeit des nachbarlichen *ĕ* im Afrs., As. und An.[5]) aber ist dazu zu sagen: Allgemeine Entstehung *ĕ* > *ĕo* durch ae. Brechung ist nach deren Gesetzen nicht möglich; auch die Annahme von Scherer und Sievers[6]), daſs die Brechung hier beruhe auf der Bewahrung der dunklen Farbe des *l* (*feƚƚ* < *fefaƚƚ*), hilft nicht weiter. Ebensowenig

---

[1]) Loewe 327 äuſsert sich nicht näher über die Entstehung des Kontraktions-$\bar{e}^2$ in dieser Gruppe.

[2]) Falls nicht *i*-Umlaut(?); vgl. Kolbe §§ 87, 95.

[3]) Neubildungen des Sing. sind in Li je 1 *heælde, haelde.*

[4]) So auch Karstien § 99. [5]) vgl. sub b δ, β, ε.

[6]) PBB 1, 508; vgl. auch Michels 88.

aber ist in dem speziellen Fall von *weolc* Brechung vorauszusetzen.[1]) Auch den Velarumlaut in *wĕollon*, *fĕollon* wird man nicht heranziehen können, den dann die Verben auf *ld* usw. übernommen hätten.[2]) Überdies ist der Velarumlaut eine recht späte Erscheinung, die kaum in restlosem Ausgleich zugunsten des Plur. vorläge.[3]) Auch das Vorbild der *au*-Klasse mit Präs. *ēa* — Prät. *ēo* hat beiseite zu bleiben. Der Versuch Loewes[4]), eine angl. Brechung *ĕal*] als ursprünglich zu erweisen, bedarf vom ae. Standpunkt keiner Zurückweisung. Aber auch Francks Vorschlag, *eə* mit geringer Modifikation zu *ĕo*, fehlt jede Stütze.

2. Zu ae. *ĕo* führt kein Weg. Anders liegt die Sache, wenn man Länge *ēo* annimmt. Diese Länge kann nicht anders als durch Kontraktion entstanden sein — trotz der emphatischen Ablehnung von Karstien.[5]) Das Wesentliche hat hier bereits v. Helten[6]) gesehen[7]); nur muſs und darf gegenüber v. Helten erweitert werden. v. Helten nimmt unter Berufung auf Bülbring[8]) an, daſs vor *ld*, wahrscheinlich auch *ll*, in schwachnebentoniger Silbe *a* > *o* geworden sei, das analogisch auch auf *weolc* übertragen wurde, z. B. **fe*^{a}*fo*^{a}*ld* > **fe*^{a}/*o*^{a}*ld* > *féold*. Für diesen Vorgang ist jetzt auf Luick[9]) zu verweisen: *a* in minderbetonter Silbe, namentlich vor *l*, wurde verdumpft, und zwar noch vor der Aufhellung[10]) zu dem Ergebnis ure. *o* oder *u*. So entstand zunächst die Hiatfolge ure. *e-o* bzw. *e-u*. Letztere konnte alsbald in den Diphthong *eu̯*[11]) eingehen, so wohl gemeinae. Der

---

[1]) vgl. Luick § 137.

[2]) Zum Problem des Velarumlautes vor Doppelkonsonanten vgl. Luick § 229.

[3]) So auch Ekwall 164. Dieser Einwand trifft die oben (§§ 7c, 8c) gegebene Deutung von *leolc*, *leort* usw. nicht: hier lag der Umlaut im ganzen System vor.

[4]) a. a. O. 332. [5]) a. a. O. 119.

[6]) IF 23, 112; vgl. jedoch auch schon Janko 300 und wiederum Ekwall AB 34, 164.

[7]) Kluges Vorschlag (1879) **wéw(a)ld* > **wewld* > **weuld* > *wēold*, ähnlich für *weolc*, *weoll* (wiederholt bei Feist 488, 510 ohne Rückverweis), erscheint mir nicht möglich, weil in gedeckter Silbe so früh völliger Ausfall wohl nicht angängig; vgl. Michels 83[2].

[8]) *ae. Eb.* §§ 366 Anm. 1, 367a. [9]) § 113.

[10]) ebd. § 113 Anm. 1. [11]) vgl. § 12b*α*.

Diphthong sollte also der ae. Ebnung unterliegen: Einziges einschlägiges Wort ist *wealcan*; dazu fehlen angl. Prosabelege völlig; 1 poet. *weolc* mag südlich oder durch Klassenanalogie erhalten sein.

3. Auffallend könnte sein, dafs im Nndh. Ri nur *ēa* 10 (dazu 1 *ȝefæl*) und Li *ēa* : *ēo*[1]) = 3 : 1 hat.[2]) Diese Lage könnte vielleicht auf urc. *eǫ* < *e-o* hinweisen, das urnndh. bestand.[3]) Aber wie oben § 13 b ε ist eine Entscheidung nicht möglich; eher liegen wohl wie dort sekundäre *ēa* vor.

4. Auch diese Entwicklung könnte man unter die allgemeinen ae. Kontraktionen bringen wollen.[4]) Dann würde Ps[5]) mit 28 *eo* (dazu 1 *hiolden* sowie 1 *ȝefe[o]l*) wiederum auf *e-u* hinweisen, im übrigen bei solcher Betrachtungsweise für nndh. *ēa* und *weolc* dieselbe Erklärung gelten wie oben sub 2). Jedoch ist die Hiatfolge mit kurzem 2. Element kaum von spätestens 500 bis 700 als solche bestehen geblieben.

e) Es verdient Hervorhebung, dafs auch andere wg. Sprachen eine Verdumpfung von minderbetontem *a* namentlich vor *l* kennen, so das As.[6]) und das Ahd.[7]) Trotzdem wird man vereinzeltes ahd. *skiolten*[8]) nicht den ae. Formen an die Seite stellen wollen.

f) Bei der *al*-Klasse stehen sich demnach 2 Entwicklungen gegenüber, ae. *ēo* < *e* + *u*, sonst *ē*² < *e* + *ə* mit noch stärkerer Reduktion des *a*. Sie sind also bedingt durch den Akzentbetrag der Stammsilbe. Der innere Konsonantismus aber ist in beiden Fällen geschwunden.

§ 16. a) Den got. *faífāh*, *haíhāh* in der *an*-Klasse entsprechen wiederum im Norden und Westen zwei Bildungsweisen, von denen die eine lediglich im Ae. begegnet. Eine Scheidung nach Dialekten besteht im Ae. nicht.

---

[1]) Eigentümlich ist die Verteilung *heald* 48, dazu 1 *hæald*, 1 *heælde*, 2 *hælde*, 1 *haldon* : *heold* 2 gegenüber *feall* 24 : *feoll* 23. Der Konsonantismus *ld* : *łł* scheint von Einflufs gewesen zu sein.

[2]) R² bezeugt 50 *eo* : 7 *ea*, dazu 1 *hæld*; R¹ hat 9 *eo* : 1 *feallan* : 1 *fellun*.

[3]) vgl. § 12 b β 1.

[4]) vgl. § 13 b ε 2.

[5]) vgl. Zeuner 54.

[6]) vgl. Holthausen § 127.

[7]) vgl. Braune § 25 Anm. 1; Baesecke §§ 8, 3; 29, IV; Schatz §§ 2, 105.

[8]) vgl. sub b α.

b) Abgesehen vom Ae. gilt überall ein palataler Monophthong, der zwischen $\bar{e}^2$, ĕ und *i* schwankt.

α) Ahd.[1]) gilt $\bar{e}^2$ in *spannan*, *blantan*; zu *bannan* ist erst mhd. *bien* belegt. Dagegen bei *fāhan*, *hāhan*, *gangan*[2]) zeigt sich Verschiedenheit, indem normalahd., so auch T, ebenfalls $\bar{e}^{2}$[3]) und seine Vertreter, dagegen ĕ in M (*fenc*, *fengin*, *genc*, *gengun*, *henc*; zus. 33 Belege), Is (*fenc* 7), Tγ (*geng* 4). *ĕng gilt also in einer geschlossenen rheinfrk. (und ostfrk.) Gruppe bis in den Südwesten.[4])

β) As.[5]) gilt normalerweise *e*, das wie oben (§ 15b/β) ē meint. Daneben jedoch stehen in C *fieng*, *-un* und *gieng*, *-un* in recht großer Zahl. Ob diese gegenüber der *al*-Klasse so stark vertretenen *ie* auf derselben Linie liegen, erscheint immerhin fraglich; *fieng* mag junge Analogie nach der $\bar{e}^1$ Klasse sein wegen Präs. *fāhan*, wonach auch späterhin *gieng*.[6]) *i*-Formen fehlen völlig.[7])

γ) Andfrk. Ps.[8]) haben neben *fieng* auch *fink*, welch letzteres Franck[9]) wohl zu Recht auch als $\bar{e}^2$ = *ie* betrachtet. Im Mnl. erscheint in der älteren fläm. Zeit nur *i* in *vinc*—*vinghen*, *hinc*—*hinghen*, *ghinc*—*ghinghen*, aber in der späteren brab.-holl. Periode gewinnen auch *e*-Formen daneben Raum, wie *venc*—*venghen* usw.[10]) Hingegen in *bannen*, *spannen* gilt stets *ie*.

δ) Das Afrs.[11]) ist wiederum schwer zu beurteilen.

---

[1]) vgl. Karstien § 98.

[2]) Wegen spätal. *keong*, bair. *giongen*, frk. *giongon* vgl. Baesecke § 129, 3.

[3]) Frühbair. *uenk*, *gengun*, *fengun* haben wohl noch $\bar{e}^2$.

[4]) vgl. auch H. Brinkmann 101 f. Je 1 *fiegun*, *phiegin* und danach rückgebildetes *phiec* (vgl. Karstien § 103) sind wohl auf Grund eines Sing. *$f\bar{e}^2\chi$ entstanden, der zu *$f\bar{a}\chi an$ nach dem Vorbild der $\bar{e}^1$-Klasse gebildet wurde; vgl. Michels 88.

[5]) vgl. Karstien § 97.

[6]) So Holthausen, Loewe.

[7]) 1 *geing* Ess. Gl. wird Schreibfehler sein, ebenso wohl 1 *gængun* C; über letzteres unannehmbar Janko 314 (siehe auch Karstien § 104).

[8]) vgl. Karstien § 95.

[9]) a. a. O. 34.

[10]) Seltenes späteres fläm. *fienc* mag wegen des präs. Langvokals von *vaen* analogisch nach *laen* : *liet* sein; vgl. das As.

[11]) vgl. Jacobs 117 ff. und Karstien §§ 92, 93, 96.

Ofrs. ist Kürze gesichert in *bennon*. Die übrigen Formen auf *ng* schreiben durchweg *e*, vereinzelt *i*, beides mit unsicherer Quantität.

Wfrs. sind gewöhnlich die Schreibungen mit *e*, *i* unklarer Quantität vor *ng*; daneben in H² auch Sing. *gheengh* und Optativ *feenghe*.

ε) Im An.[1]) sind nur Verben auf *nd*, *ng* belegt. Offenbar hat als älteste Lautung *ĭ* gegolten, das im Plur. erhalten blieb; dagegen im Sing. z. B. **gĭng* > **gĕng* > **genk* > *gekk*, dessen konsonantische Wandlungen noch dem 8. Jh. angehören[2]); also war *ĭ* vorhanden spätestens im 8. Jh. Ähnlich **blind* > *blett*. Der so entstandene Wechsel *gekk—gingom* wurde verschieden ausgeglichen, spätestens wohl auf der Stufe **genk*.

Aisl. dringt sing. *e* vor, daher nur *hengom* und *blendom* und späterhin auch *fengom*, *gengom*. Umgekehrter Ausgleich ist nur selten bezeugt durch anorw. Sing. *gikk*.

Aschw. siegt gewöhnlich plur. *i*, daher *fingo*, *gingo* und Sing. *fik*, *gik* (auch *hink*). Der ursprüngliche Sing. *fæk*, *gæk* (auch *hænk*) ist nur selten, der analog. Plur. *fengo*, *gengo* nur je 1× bezeugt.

ζ) Zusammenfassend ergibt sich das Nebeneinander von $\bar{e}^2$ und *ĕ* sowie nach Ausweis des An. sehr altem *ĭ*. Die Basis ist zweifellos $\bar{e}^2$.[3])

c) Zur Entstehung dieses $\bar{e}^2$ gilt das oben (§ 15c) Bemerkte: $\bar{e}^2 < e + ə$.

d) Das Ae. zeigt ein anderes Verhalten. Die Tatsachen sind zunächst diese:

α) Die einschlägigen Wörter sind die Contracta *fōn*, *hōn*, ferner *bannan*, *spannan*, *blandan*, **blanȝan*[4]), *ȝanȝan*.[5])

---

[1]) vgl. Karstien § 100.

[2]) vgl. Noreen *Geschichte* §§ 67, 69.

[3]) vgl. § 17.

[4]) Belegt durch 1 Part. *āblǫnȝen* 'indignatus' Li.

[5]) Auſserhalb der noch zu besprechenden Formen ist anzumerken an Einzelheiten: Das Part. *haꝼonȝen* ws., R¹, *ꝼaꝼonȝen* ws., R¹, Ps hat im Ndh. Nebenformen durch Neubildung nach dem Präs. in *hoen*, *ꝼoen* R², Ri, Li, die sicherlich als *hō-en* zu fassen sind. 1 *biꝼēn* Cri 1158 ist wohl falsche Umsetzung des Kopisten, der *oe* als **ǣ* > *ē* faſste. Präsensneubildungen des Typus „*ꝼangen*" fehlen; 1 *ꝼenȝende* Li fehlerhaft.

β) Genauere Darstellung verdient *ȝanȝan*.[1]) Wie im Got. fehlt im Ae. durchweg das Prät., während die übrigen germ. Sprachen Vollausbildung zeigen. Nur poetisch begegnet noch 6 *ȝeonȝ*, 3 *ȝionȝ*, bis auf 1 *ȝeonȝ* sämtlich Beow.[2]) In der Prosa steht stets *ēode* (vergleiche got. *iddja*).[3]) Der Typus *ȝonȝan—ȝonȝen* gilt ws., Ps, R¹, dagegen R² *ȝonȝa* (1 *ȝeonȝ*) —*ȝiēad* (1×).

Nndh. lautet das Präs. *ȝeonȝa* (so auch 1 R² und Beow. 2743 Imp. *ȝeonȝ*), vereinzelt *ȝionȝ*- Ri, dazu Part. *ȝiēad* Li. Offenbar ist *ȝ́* aus dem Prät. verschleppt[4]), daher *ȝ̑ęonȝa*; ebenso auch Subst. *ȝ̑ęonȝ* „Gang" Ri, Li, so auch schon Bedas Sterbespruch *hinionȝae*. 3 *ȝiunȝ*- Li beruhen vielleicht auf ähnlicher Umgestaltung von **ȝunȝan*.

Dieses tiefstufige Verbum III. Klasse **ȝunȝan* begegnet in dän. *gunge* (mit Dentalprät.) und in afrs. *gunga* (wfrs. *gonga*) neben *ganga*; dazu afrs. vereinzelte Belege des 3. Stammes in awfrs. *gung(h)e*, auch *gong(h)e*, *gong(h)*[5]); doch wurden diese wegen mangelnder Kennzeichnung gegenüber Präs. gewöhnlich durch **gēng* zu *ganga* verdrängt.

Dafs man auch im Ae. 3 *ȝanȝ* Beow. darauf zu beziehen habe[6]), ist wenig wahrscheinlich. Ebensowenig spricht Kluges Vorschlag[7]) eines augmentlosen Imperf. an; der Ansatz eines hochstufigen **gingan*[8]) wird durch aisl. *gingr* (lit. *żengiù*, *żeñgti* „schreiten") nicht gesichert. 1 poet. Plur. *ȝanȝan* legt vielmehr die Auffassung als *(*ȝe*)*ȝanȝ* näher.[9])

**gangijan* endlich (vgl. got. 1 *gaggida*, mhd. *gengen*) ist überliefert in 1 poet. *ȝenȝan*[10])—*ȝenȝde*.

---

[1]) vgl. auch Krogmann ESt 68, 155

[2]) Opt. *ȝenȝe* Gen. 834 sowie Ind. *ȝien[ȝ]* Gen. 626 entstammen der as. Vorlage; Krogmann sollte also *gīeng* fortlassen.

[3]) Zusammenhang trotz Hirt und Krogmann unmöglich.

[4]) vgl. Bülbring § 492 Anm. 1.

[5]) Jacobs 119.

[6]) So Krogmann Anglia 57, 216.

[7]) *Urg.* 168.

[8]) So z. B. Kluge, Noreen.

[9]) So auch Karstien und Horn *Behaghelfestschrift* 1924, S. 72.

[10]) Irrig darüber Karstien 137.

c) Im ae. Prät. begegnen zwei Vokalisierungen, die sich nicht nach Dialekten, sondern nach Wörtern verteilen:

α) *fenȝ*[1]), *henȝ*[2]);

β) *beon*(*n*), *speon*, dazu poet. *ȝeonȝ*, *ȝionȝ*, denen wohl **bleond* zuzugesellen wäre.

Belege: 1 *beon* Beda, 1 *beonn* Urk.; für den Kopf *bên*(*n*) hat Bosworth-Toller keinen Beleg. — *speon* poet. und pros.; *speonnon* pros., vgl. B.-T.[3]); dazu[4]) *speon* zu ae. *spanan*, so bereits awa. *speon* CP 1 und Oros. häufig; auch Beda T 1 *spon* : 1 *speon*, sonstige angl. Prosabelege fehlen. *Speon* : *spanan* beruht auf Kontamination mit *spannan*, vgl. auch Schreibungen wie *spannan*, *speonnan*, *ȝesponnen* zu *spanan* in Bedahss.[5]) sowie auch das Mnd. bzw. Mnl.[6])

**bleond* ist nicht belegt.[7])

Die Quantität des *enȝ* läſst sich nicht bestimmen, weder durch die Metrik noch durch die spätere Entwicklung. Auch die Nachbarsprachen geben kein einhelliges Zeugnis: Das Awfrs. kennt sicheres *fêng*, *gêng*; das As. hat immerhin *fieng*, *gieng*[8]) — die Möglichkeit eines *ē* ist also durchaus zuzugeben.[9])

Damit hängt die Schwierigkeit der Beurteilung des *eo*-Typs zusammen, der auch internae. in der Quantität nicht zu bestimmen ist.[10]) Gewöhnlich nimmt man Kürze *ĕo* an. Beliebt — so Janko, Feist, Karstien — ist deren Erklärung aus Velarumlaut in *beonn*, *speonn*, wozu *ȝeonȝ* analogische Bildung.[11]) Aber die Voraussetzungen eines Velarumlautes sind ebensowenig wie oben (§ 15) gegeben.

[1]) Schreibernebenformen sind einige *fenȝ* La, ferner 1 *fænȝ* La und 1 *fænȝon* Ri; Neubildung ist Sing. *fenȝe* 1 Ri.

[2]) Daſs **ȝenȝ* bestanden habe, ist in keiner Weise durch *ȝenȝde* wahrscheinlich zu machen, ob man dieses nun erklären möchte als **ȝenȝ* × *eode* (Loewe), **ȝenȝ* × **ȝanȝde* (?) (Karstien) oder als schwache Umbildung schlechthin (Feist). [3]) 1 *speun* Gen. 445 ist as.

[4]) vgl. Karstien § 108. [5]) Sievers PBB 9, 284.

[6]) vgl. Lasch §§ 434 Anm. 1, 430 Anm. 3; Franck[2] 130.

[7]) Zu '*bleond*' fehlen Belege in Bosworth T., vgl. Suppl. Je 1 *blende* Ra, *geblendan* Cп und *geblende* Cott. Vesp. A 111 gehören zum j-Verb *blendan*. Wegen *geblond* vgl. § 33f).

[8]) vgl. sub b*β*. [9]) vgl. unten § 17d.

[10]) vgl. § 15d.

[11]) Nach Janko 301 nebenbei auch Mischung von *ȝeonȝ* × **ȝenȝ*!

Loewe[1]) erklärt *beonn* usw. aus Anlehnung von **benn* an Präs. *bonnan*. Diese These widerlegt sich selbst. Überdies meint Franck[2]), auf den sich Loewe beruft, etwas ganz anderes. Nach Franck wäre der *eo* Typus der *an* Klasse nach dem Vorbild der *al* Klasse entstanden, wo Prät. **ēo* (< **ēə*) bestand, daher auch nebeneinander *en* — *eon*.[3]) Aber als bei der *al*-Klasse der *eo* Typ entstand, waren doch die Präsention schon weit entfernt: schon ganz früh *al* — *æl*: *on* — *an*, späterhin urc.-ws. *eal* : *an*, angl. *al* : *on*. Daher ist auch nicht mit v. Helten[4]) anzunehmen, daſs *eo* nach dem Vorbild der *feol(l)*-Klasse vorliege.

Vielmehr ist auch der *eo* Typ der *an* Klasse selbständig durch Contraction als Länge *eo* entstanden. Denn in Silben mit gemindertem Akzent ergab sich aus wg. *ăn* urc. *on* bzw. *ung*.[5]) So entstanden zunächst *e-u* bzw. *e-o*. *e-u* fand sofort Aufnahme bei urc. *eu* < wg. *eu*[6]), woraus ae. *ēo*.[7])

Wenn demgegenüber *henʒ*, *fenʒ* bestehen, so können diese nicht — so v. Helten und Ekwall[8]) — aus Ebnung erklärt werden, da sie auch im Süden feststehen. Hier handelt es sich vielmehr um ursprüngliche Pluralvokalisation, so daſs ein ursprüngliches Nebeneinander von urc. **ʒeunʒ* : **ʒenʒun* folgt. Gesiegt hat im Ae. gewöhnlich der Sing., wo dieser selbst verstarb, der Plural.[9]) Wenn aussterbendes **ʒenʒ* nicht folgt, so erklärt die präsentische Verschiedenheit das zur Genüge.

Zu erörtern bleibt noch *ʒeonʒ*, *ʒionʒ* in den wenigen poet. Belegen. Im Angl. sollte man *ʒenʒ* erwarten. Wenn die Ebnung fehlt, so mag das wie bei *weolc* durch Klassenanalogie zu erklären sein — diese fehlt bei *fon*, *hon* —, um

[1]) a. a. O. 333. [2]) a. a. O. 37.

[3]) vgl. auch Loewe 333, der die Ausweichung von *hōn*, *fōn* durch die fehlende Präsensgleichheit erklärt; ferner Michels 88.

[4]) IF 23; vgl. auch Ekwall AB 34, 164.

[5]) Luick § 112. [6]) vgl. § 12 b *a*.

[7]) Die oben § 15 d berührten Sonderfragen fallen hier fort, da die entsprechenden Belege fehlen.

[8]) a. a. O. 164.

[9]) Im Angl. fiel dieser natürlich historisch zusammen mit etwaigem frühen **fefanʒ* > **fēunʒ*.

so eher, als Ebnung von *gg* sonst nicht zu begegnen scheint[1]), vor allem aber mögen nördl. Schreiberformen vorliegen.[2])

f) Andere germ. Sprachgebiete scheinen eine entsprechende Verdumpfung von *an* kaum zu kennen. As. *fon*, ahd. *fona*[3]) ist entgegen Paul[4]) doch immerhin zweifelhaft.[5])

g) Bei der *an*-Klasse stehen sich also wiederum[6]) gegenüber $ē^3 < e + ə$ und $ēo < e + u$, beide mit innerem Konsonantenschwund. Die ursprüngliche Verteilung Sing. $e + u$: Plur. $e + ə$ tritt im Ae. klar zutage.

§ 17. Zusammenfassend ergibt sich für die Geschichte der *al*- und *an*-Präsentien:

a) Einblick in den ältesten Zustand gewährt die *an*-Klasse in der kolonialen Existenz des Ae. Nach diesem Ausweis standen sich zunächst gegenüber Sing. *χéχān* : Plur. *χéχən* > *χe un* > *χéən*. Das Ae. entwickelte gewöhnlich den Sing., wo dieser durch Analogieprozesse verstarb, blieb auch im Ae. der alte Plur. Besonderheiten der Wortgeschichte erklären die Doppelförmigkeit der ae. *an*-Klasse.

b) Auf dem gesamten übrigen Gebiet zeigen sich keine Spuren des Typus *χéχu*, obwohl namentlich im kontinentalen Raum der Prozeſs $\bar{a} > o, u$ — vornehmlich vor l — belegt ist. Offenbar wurde überall der Plur. *χéχə* > *χeə* verallgemeinert. *ēə* wurde durch $ē^2$ als [ɛ:] aufgenommen, was spätestens seit 6. Jh. im Westen möglich war.[7])

Daſs die Länge $ē^2$ die Urform auf dem gesamten nichtae. Gebiet war, ergibt sich durch die konsequente Fortsetzung der Länge im Ahd. und Andfrk., weiterhin durch awfrs. und nohn. *ēld* und awfrs. *ēng*, endlich aber auch durch aisl. *heilt*. Eine sekundäre Entstehung $*ē > ē^2$ wäre überdies nicht zu begreifen.

c) Das so zunächst im Plural entstandene $ē^2$ stand vor Doppelkonsonanz und damit unter andern Bedingungen wie

[1]) vgl. Luick § 235; *ʒinʒ* ebd. § 160 Anm. 4 ist anders zu deuten.

[2]) vgl. im Beowulf etwa *feah* 30 : *feh* 2, *neah* 12 : *neh* 2, *beaʒ* 30 : *beʒ* 1 (Klaeber § 10, 5), häufiges *feorh* : *ferh* 2 (ebd. § 8, 5), selbst *Weohstan* 3: *Wihstan* 5 (ebd. § 11).

[3]) vgl. Holthausen § 127, Baesecke § 29, IV.

[4]) PBB 6, 192.

[5]) vgl. Persson IF 2, 215.

[6]) vgl. § 15f).

[7]) vgl. § 9b.

derselbe Laut *ē²* in den *ē¹*- und *ai*-Klassen. Franck hat das ursprüngliche Verhältnis Sing. *ē* : Plur. *ē²* richtig erkannt.

Zeitlicher Anhalt für diese Verkürzung ergibt sich zunächst aus dem An. bei *ĕl*[1]): *ĕl* war spätestens im 9. Jh. vorhanden. Noch etwas zurück führt die *an*-Klasse, deren *ĭn* im 8. Jh. vorhanden war.[2]) In der Tat stellt *ĭn* zweifellos die ursprüngliche Reduktion von *ēn*| dar. Schon Franck[3]) betrachtete *ĭn* als urg. Das aber muſs nicht mit Loewe[4]) meinen, daſs *ĭn* schon um 100 vor Christi Geburt liege. Vielmehr handelt es sich um Lautsubstitution: Bis zum *i*-Umlaut von *ăn* gab es keine germ. *ĕn*|![5]) Leider gestattet dieser Terminus ante quem keine genauere Datierung der Verkürzung von *ē²*: im An. galt *æ* noch bis zum Ende der Wikingerzeit[6]); fläm. und fries. geben keinen Anhalt; im Ae. bestand noch im 7. Jh. *ænᵢ*.[7]) So führen wohl Norden und Westen auf Kürzung vor dem 8. Jh.; wahrscheinlich fand sie alsbald nach der Entstehung des *ē²* statt.

Die so entstandene Scheidung von *ĭn*| und *ĕl*| zeigt sauber das An. Im übrigen ist dieses alte *ĭn* nur noch in den jüngeren Sprachformen des Fries. und Mnl. vorhanden, vornehmlich fläm. und westfrs., also am Rande des Westgebietes. Seltene ofrs. *ing* sind fraglich und mögen auch *ī* – *ē²* meinen. Nicht zufällig ist wohl, daſs im Fläm. auch nur die vielgebrauchten *ng*-Verben *i*, gegen sonstiges *ien*|, zeigen.

d) Nur der Westen zeigt eine jüngere Entwicklung, daſs zum Plural *ē²* analogisch der Sing. *ēn*| neugebildet wurde, wohl nachdem wiederum *ēn*| als Umlautsprodukt vorhanden war. Daraus folgt, daſs im Ae. *fēnᵹ* erst um 700 entstehen kann, so daſs wohl mit Sicherheit *fenᵹ* zu lesen ist. Daſs dabei das Vorbild der *al*-Klasse mitgewirkt habe, ist doch sehr fraglich. Denn im Fries. standen sich *al* : *ǫn* gegenüber; überdies ist der Übergang *al* – *ol* nach Ausweis

1) vgl. § 15 b η. 2) vgl. § 16 b ε.
3) a. a. O. 32 f. 4) a. a. O. 329.
5) Daſs *i* aus den viel genotzüchtigten Optativformen stamme – so Franck 34, v. Helten PBB 21, 450, Brinkmann 102 –, ist unmöglich, wie schon v. Helten selbst IF 23, 110 gesehen hat; vgl. Karsten 124.
6) Noreen *Geschichte* § 25. 7) vgl. Luick § 186.

des *old* der Strafsb. Gll. as. schon im 10. Jh. vorhanden.[1]) Derartige *ĕn*-Formen sind vor allem charakteristisch für das As. Ebenso darf man sie wohl auch dem Ofrs. zuschreiben; hingegen erscheint das Wfrs. doch wohl fraglicher (*ēng* !). Deutlich sind sie namentlich im Brab.-holl. und Rhfrk.: offenbar stellen sie eine Eigentümlichkeit des kontinentalen Nordseeraumes dar, von wo aus sie ins Rhfrk. nach Süden stofsen. Bemerkenswert ist wiederum, dafs sie sich im Brab. und Rhfrk. auf die *ng*-Verben beschränken, bei diesen alltäglichen Wörtern also wohl zunächst entstanden.

e) Endlich kennt der Westen nur in Sprachen jüngerer Überlieferung auch *i* vor *l*]. Deutlich ist dies namentlich im Mnl. Dieses *i* ist wesentlich jünger und setzt *ē*² > *ie* voraus. Analogie nach der *an*-Klasse ist nicht ausgeschlossen, aber doch aus oben sub d) besprochenen Gründen unwahrscheinlich. Die frs. Belege sind fraglich; hier mag *i* auch *ī̆* < *ē*² meinen.[2])

f) Die Gesamtüberschau über den germ. Norden und Westen hinsichtlich plur. Länge und sing. Kürze als Grundtendenz ergibt folgendes Bild: Sieg der Länge ist charakteristisch für Ahd. und Andfrk.; Sieg der Kürze ist charakteristisch für An. und As., doch nähert sich letzteres bereits, wenn auch vielleicht sekundär (*fieng*), in C dem Längegebiet. Länge und Kürze stehen nebeneinander im Fries. und Mnl.; leider ist gerade das Afrs. wenig durchsichtig und ergiebig. Wahrscheinlich hat sich von fries.-nl. Gebiet aus die Ausgleichung nach den Rändern unterschiedlich vollzogen, indem Länge nach dem Binnenrand, Kürze an der Küste (as. > an.) siegte.

§ 18. Den Gruppen auf *a* vor Doppelkonsonanz *l*], *n*] ist der an. Plural[3]) zu **χaṷṷan* zuzugesellen.[4]) Die Voraussetzung einer „schwundstufigen" Form im Plur. **huggum*[5]) ist durch nichts zu rechtfertigen; der Ablaut zur Basis **qāṷ*[6]) kann nur **qəṷ* sein, woraus wiederum **χaṷ*.

---

[1]) vgl. Holthausen § 76 Anm. 1.

[2]) Oder ist *ē̆* > *ī̆* entwickelt? Vgl. v. Helten IF 23, 111.

[3]) Zum Sing. vgl. § 10b. [4]) vgl. Karstien § 81.

[5]) So Loewe 334, Janko 272, Feist 310.

[6]) W.-P. I, 330.

a) Der Typus *(χe)χagg(u̯)um > *haggum (mit analog. *hagg in rschw. *hak*, dal. *agg*) > *hǫggom scheint vorzuliegen in seltenem aschw. *hoggo*, sowie mit Wandel ǫ > *u* nach dem Präs.[1]) in aschw. *huggo*, rschw. *uku*, wozu wohl sekundär Sing. *hog*, rschw. *hok* bzw. *hug*, rschw. (*h*)*uk*. Wenn man auch in diesen Formen vielleicht jüngere unter Einfluſs des Präs. entstandene Fortbildungen aus den sub b zu erörternden *hioggo*, *hiog* — *hiuggu (rschw. (*h*)*iuku*), *hiug* (rschw. (*h*)*iuk*) sehen könnte, so gilt dies kaum für rschw. (*h*)*auk*, *hak* = aschw. *hǫgg (vgl. rschw. Inf. *haukua*, (*h*)*akua* = aschw. *hǫggwa).

b) Der gewöhnliche Typus ist *χéχagg(u̯)um > *heggum wie *fefallum > fellum*:

α) Daraus zunächst durch *u*-Brechung[2]) gemeinnord. *hiaggum, belegt in rschw. *hiaku*; dazu sekundärer Sing. *hiagg in rschw. (*h*)*iak*, > *hiægg in ngutn. dalek. *iægg*; weiterhin geneuerter Plur. *hiæggu in rschw. *hieku*. Endlich mit ausgeräumtem *i* *hægg in rschw. (*h*)*ik*, dal. (*h*)*ægg* und rschw. *eku*.

β) Der Plural *hiaggum selbst ergab wn. *hiǫggom*, geschr. *hioggom*. Dazu analogische Bildungen in anorw. Sing. *hiogga*, mnorw. *hiogg*; überdies *hioggiom* mit *ǵǵi* aus dem analogischen schwachen Sing. bzw. Opt.

γ) Im On. ergab *hiaggum ebenso zunächst *hioggo*, woraus weiterhin

1. mit on. Entwicklung *-iogu-* > *-iugu-* *hiuggo in rschw. (*h*)*iuku*, wozu analogischer Sing. rschw. (*h*)*iuk*, mschw. *hiug*;

2. durch Neuabspaltung des Sing. bleibt auch on. *io* erhalten, so Sing. rschw. (*h*)*iok*, aschw. *hiog* (> *hiøg*) und mit sekundärer Beseitigung des *i̯* *høg*, > *hyg*; dazu analog. Plur. *hioggo*, rschw. *iogu*; seltenes *hioggio* mit *-ggi-* wie sub β);

3. wegen *huggo*, *hug* und *hoggo*, *hog* vgl. sub a).

δ) Für wn. *hiugg*(*i*)*om* hat man an Einfluſs der ablautenden Verben II. Klasse gedacht.[3]) Aber eine Proportionsbildung *fló* : *flugom* = *iók* : †*iukom* und „in freierem An-

[1]) Noreen II § 109. [2]) vgl. *Geschichte* § 28c.

[3]) So Heusler und Karstien 107.

schluſs" *hió* : †*hiuggom* ist nur eine Notannahme. Vielmehr wird *hiuggom* zu *hió* nach dem Vorbild von *biuggom* : *bió*[1]) entstanden sein.

§ 19. Sonderstellung nehmen einige ae. Präteritalbelege ein:

a) „waschen" zu idg. *u̯ed(h)* + Präsensbildung *-skō* gehört eigentlich zu der reduplizierenden Gruppe.[2]) Im Ae. ist das Wort überhaupt selten bezeugt; Bosworth-T. belegt im Prät. 2 *wōx* sowie 1 *wēocsan*[3]), letzteres in Bedahs.[4]) Im Ahd. und As.-mnd. hat völliger Übertritt zur Klasse VI stattgefunden.[5]) Der Übertritt fand statt, weil die reduplizierenden *a*-Verben sich zu den Präsensgruppen auf *ai*, *au*, *al*, *an* zusammenschlossen, in denen *u̯ask-* keinen Raum hatte; er wurde mit fortschreitender Lautentwicklung *sk* > *š* noch erleichtert. Prät. *ēo* ist natürlich analogischen Ursprungs, da vor *sk* keine Verdumpfung des *a* eintrat. Zum Ganzen vgl. § 47.

b) Ähnlich ist auch „wachsen" zu idg. *au̯eg* + *s* > *u̯eks* zu beurteilen.[6]) Das Ae. kennt sowohl *wēox* (aws., kGl., Beda; ferner R¹ je 1 *wēox, wēxon* und Ri 1 *wēxon* mit Ebnung) wie *wōx* Li, R². Ebenso erscheint das Wort in der VI. Klasse im Got., Aisl., Afrs., Ahd., As.[7]) Angl. *wēx* < **u̯ēu̯χs* zeigt die korrekte Ebnung, weil keine Klassenanalogie, wie vielleicht bei *wēolc*, *ʒēonʒ*, hineinspielen konnte.

c) Zu *spanan* — *spēon* : *spōn* vgl. § 16e*β*.

d) Als Schreibfehler fernzuhalten ist 1 *onweocon* : *wæcnan* Sat. 476 mit in der Hs. unterpungiertem *e*.[8])

Ähnlich steht die Schreibung *hleod* : *hladan* Beow. 895 wohl unter dem Einfluſs von *heold*.[9])

---

[1]) vgl. § 27f). [2]) Das Wort fehlt bei Karstien.

[3]) Zur Metathese vgl. Weyhe ESt 39, 161ff.

[4]) Doch nicht in T; vgl. Eger § 22.

[5]) Mnd. *wēsch* in Texten nahe der frk. Grenze kann nicht als Rest der red. Bildung betrachtet werden; es ist vielmehr mit ndl. Einfluſs zu rechnen (Lasch §§ 430 Anm. 3, 434 Anm. 1), so daſs *wēsch* in dem von Franck² § 146 behandelten Zusammenhang steht: ndl. gilt auch *wiec*, *hief* usw. [6]) vgl. § 47.

[7]) Zu mnd. *wēs* = mnl. *wies* vgl. oben sub a).

[8]) Sievers PBB 9, 284; unannehmbar Loewe 302f.; vgl. auch Janko 308 und Karstien 116.

[9]) So Loewe 305; anders Janko 315; vgl. auch Karstien § 108.

§ 20. Zu den red. Verben mit präs. *a* gehört nach Ausweis des ahd. 3. Stammes *ier-* in bair. und alem. Glossen[1]) sowie mhd. *ier-—ieren* wohl ursprünglich auch ae. *erian*.[2]) Auch hier ergab sich wie sonst $\bar{e}^2 < {}^*e + ə < {}^*e + a$.[3]) Die *j*-Bildung des Präs. ahd.-mhd. *erren*, mhd. *er(e)n* hat in ae. *erian*, an. *eria*, afrs. *era* die gesamte Flexion bestimmt; das Got. belegt nur *arjand-* Part. Präs.[4])

b) Die Verba pura.

§ 21. Unberücksichtigt blieben in den Erörterungen § 7 ff. bislang die stark flektierenden Verbalbildungen zu vokalisch auslautenden Wurzeln, die sog. Verba pura. Hierher gehören zunächst einmal im Germ. Bildungen zu idg. Basen auf *-ē*, *-ā*, *-ō*, ferner zu idg. *-ū* : √*eu̯*. Aus flexionsgeschichtlichen Gründen sind in diesen Zusammenhang zu stellen die idg. Basen auf *-ēi̯* sowie auf *-ōu̯* : √*eu̯*.[5])

Über diese Sippe hat zuletzt v. Helten (1909)[6]) gehandelt, auf dessen Ausführungen hier grundsätzlich verwiesen sei. Nicht genügend berücksichtigt sind indes an dieser Stelle die Verbalbildungen zu Basen auf *-eu̯* mit den Ablautstufen *ū* und *ō(u̯)*.[7])

§ 22. Zu diesen Bildungen mit *ū*- und *ō*-Vokalismus ist folgendes zu sagen:

A. Die Stufe *ū* fehlt dem Got. völlig, ebenso dem Aschw. bis auf wenige Reste von **būa*.

1. Sie begegnet zunächst einmal bei Wz. *d(e)reu̯*[8]) in aisl. *trúa* sw. III.[9]), dem wohl auch als jüngere Entwicklung

[1]) vgl. Schatz § 454. [2]) vgl. Karstien § 106.

[3]) Über die fragliche idg. Urform vgl. oben § 4 c δ, ferner Loewe 308, Janko 305, 313, Feist 489.

[4]) Das von Kögel PBB 16, 502 (vgl. Karstien § 106a) erschlossene und als Analogiebildung *swerien* : *erien* = *swuor* : †*uor* erklärte ahd. **uor* ist abzulehnen; *ir-uorit*, *ir-uoret* ist gleich dem *ir-uuorit* anderer Hss. und gehört als Opt. Prät. ('*arassetis*') zu ahd. *ir-varan*; so Schatz IA 41, 30 und *Gramm.* 291.

[5]) Über sonstige Verbalbildungen der Wurzeln auf *-eu̯* sowie ahd. *scrījan* vgl. § 48, ferner § 39 über idg. *-ēu̯* und § 45 über idg. *-āu̯*, *-au̯*.

[6]) PBB 35, 278. [7]) Weiteres vgl. § 48.

[8]) W.-P. I, 804; vgl. *Schw. Vbb. III* § 29, Nr. 11.

[9]) Zu Nebenformen *mistrúa* sw. II vgl. ebd. § 57 A I b.

III > II gleichzuordnen ist as. *trūon.*[1]) Im Ae. finden sich nur vereinzelte Spuren eines entsprechenden **trūȝ(e)an* in Imp. *trūa*!; doch vgl. auch unten sub A 2 b ε. Gewöhnlich gilt im südl. Ae. *trūwian* < *trū-w-* II, < III wegen 1 aws. *trūwde.* Beide Stufen *ū* und *ūw* bestehen in ahd. *trū(w)ēn*, dessen *w* im Hinblick auf das Ae. nicht nur „Gleitlaut" sein kann.[2]) Es steht also neben N, W *trū-* III im W auch *trūw-* III (vgl. preuſs. *druwī-t* „glauben" < **druwēti*). Vorauszusetzendes idg. *ъu̯x́* ergäbe W *ūw*, aber N *uggw*. Germ. *ū* ist sekundär, eigentlich vorkonsonantisches *ъu̯* > *uu̯* > *ū*.

2. Starke Verbalbildungen auf *ū* zeigen sich in folgenden Fällen:

a) nur im Norden in aisl. *gnúa* (**bnúa*), *snúa* mit Prät. *gnera, gnøra* usw.; dazu wohl auch isoliertes aisl. *lúenn* = aschw. *lūin* und vielleicht auch aisl. *fúenn*[3]);

b) im Norden und Westen zu idg. *bheu̯.* Im Norden besteht aisl. *búa* — *bió* — *bioggom, biuggom* — *búenn* und rschw. *byggi* (geschr. *buki, byki*) — **byggu* (geschr. *buku, byku*) sowie rgutn. **biggui* (geschr. *bikui*).[4])

Der Westen zeigt einen auſserordentlich vielformigen Bestand.[5])

α) Reste eines st. V. purum liegen vor in ahd. Part. *būant* sowie je 1 *biruun, biruuuis* O[6]); ein Part. **gibūan* ist ahd. nicht belegt.

Im Ae. sind starke Formen nur noch sporadisch belegt. Sie beschränken sich fast völlig auf die Poesie mit Präs. *būan, būst*, Opt. *bū(a)n* und Part. *ȝebū(e)n*, wozu auch 3 *ȝebūn* Oros. Auch in der Prosa häufiger ist das isolierte (~)*būend.* Höchst fraglich ist die Zugehörigkeit einer 2. Pers. *būes* Li, das auch für **bū-as* sw. II stehen kann.

---

[1]) Je 1 *trooda* M und *troian* C wohl fehlerhaft.

[2]) Wegen mhd. Part. *getrūwen* vgl. unten sub A 2 b *δ*.

[3]) vgl. § 34 i.

[4]) Vereinzelte Spuren von sw. III bei anorw. *búa* und aisl. *snúa* sind wohl angelehnt an *trúa*; umgekehrt vielleicht auch anorw. Sing. *trý* nach *búa* (anders *Schw. Vbb. III* § 57 A II a).

[5]) vgl. schon *Schw. Vbb. III* § 36 A, Nr. 23. Das Wesentliche, daſs das Wort nicht ursprünglich sw. III war, ist dort bereits betont. Im einzelnen enthält die neue Darstellung einige Veränderungen.

[6]) vgl. § 14 c.

Ähnlich hierhin wohl as. 1 *būan* M und 1 *būœndion* C. Das Prät. fehlt also bis auf O.

β) Übertritt zu **bū-ịan* wird belegt durch
ahd. *būen* — *būta*, > mhd. *būte*; dazu wohl analog. mhd. *būwete* nach *būwen* wegen *trūwen* : *trūwete* (umgekehrt vielleicht *trūte*), auch seltenes Part. *gebūwet*;
as. *būida* 1 C, M;
ndh. *bȳa* — *by(e)de* — *byed.*

γ) Ahd. *būwen*, mhd. st. Vb. *būwen* — *gebūwen* (Nebenform bair. *bouw-*) repräsentieren ein st. Vb. *būwan*, dessen *w* im Hinblick auf § 23a nicht einfach Gleitlaut[1]) sein kann.

δ) Die mhd.-alem. Nebenformen *biuwen* — *biute* sind wohl mit Michels[2]) erst eine junge Analogie nach der Doppelheit *trūwen* III : *triuwen* I — *triu(we)te* — *getriuwet.*[3]) Umgekehrt erscheint auch ganz vereinzelt Part. *getrūwen* nach *gebūwen*[4]); vgl. auch sub *β*).

ε) *bū-ō-* II bezeugt aws. und auch späterhin südl. *būȝean*[5]), wozu wohl as. 1 *būon* C. Diese Bildung läſst sich kaum anders verstehen denn als Umgestaltung unter Einfluſs des Reimstammes *trū(w)-*. Es muſs also auch für das Ae. die Existenz eines *trū-* sw. III vorausgesetzt werden, das selbst bis auf wenige Reste[6]) verlorengegangen ist, während sich *bū-*, vielleicht unter dem Einfluſs von Subst. *bū*, gehalten hat. Die ndh. Sonderentwicklung sub *β*) ist verständlich, weil im Norden Englands *trū-* fehlt.

ζ) Ähnlich, nach dem Vorbild von *trū(w)-*, ist vielleicht auch *būwian* sw. II, bezeugt durch 1 *būwa*, zu verstehen, falls hier *w* nicht hiattilgend.

η) Eigentümlich ist die afrs. Überlieferung **būwa* (> je 1 awfrs. *bouwa, bowa*) — 1 aofrs. *būwde.* Die Formen als solche sind am einfachsten zu verstehen als zu *būw-* sw. I gehörig; doch paſst diese Bildungsweise weder in den Rahmen

---

[1]) So Michels § 100. [2]) *Mhd. Eb.* § 227.

[3]) Daher ist vielleicht auch zu verstehen *gebiuwen* neben *gebūwen*; doch mögen auch Dubletten wie *geblūwen* : *gebliuwen* (wozu Mauſser 1095) Vorbild gewesen sein.

[4]) So Michels.

[5]) Dazu höchst fragliches 1 *ȝebūed* „Gebäude“.

[6]) vgl. sub A 1.

des Wortes noch der Verba pura. Man wird wohl **bū-wa* wie frs. **grō-wa*[1]) auffassen müssen, und das Prät. ist junge Ersatzbildung einer ursprünglich starken Form.

ϑ) Auch im Mnl. gilt *bouwen* (< **ūw*), im ältesten Mnl. auch noch *buwen*[2]), mit Prät. *bieu*[3]); doch wird das Prät. Analogiebildung nach *houwen* sein.[4])

B. Der Vokalismus *ō* beruht letztlich auf DA *ōu̯* : √*eu̯*.

1. Im Westen reihen sich diese Verben den Verba pura auf -*ō* an, so ahd. *gluoen*, as. *glōian*, mnd. *glōien*, *vlōien*, mnl. *gloeien*, *vloeien*, sämtlich schw. Vbb. I; aber ae. *flōwan*, *ȝlōwan*, *snōwan* red.[5])

2. Im Nordgerm. erscheinen sie durchweg mit schwacher Flexion.

Aisl. *flóa*, *glóa* sind gewöhnlich II, nur in Nebenformen III.

Aschw. sind *bōa*, *trō(a)*, *gnō(a)*, *snō* III; Reste st. Flexion in Part. *trōin*, *bōin* — auch mit Hiat-*w*, *gh* — sowie in 1 Sing. *bør*.

Got. ist *trau-* III; ebenso kann das nur belegte Part. *bnauand-* gedeutet werden. Jedoch 3 Belege *bauiþ* 3. Pers. neben *bauaida*, *bauains*.

Die schwache Flexion ist offenbar sekundär. Der Typus ae. *flōwan* läſst vermuten, daſs das idg. Perfekt unabgestuftes *ōu̯*[6]) hatte, so daſs die Verben auf präs. *ōu̯* in der *ō*-Klasse (§ 11) erscheinen sollten. Im An. starb die *ō*-Klasse ja überhaupt so gut wie ganz aus und wurde schwach. Als späterhin *ōw* > *ō* — nach Noreen[7]) spätestens im 8. Jh. —, war diese schwache Flexion bereits gefestigt, so daſs aisl. keine Anlehnung an *róa* — *rera* statthatte.

Im Got. hätte **bōu̯an* — **beƀōu̯(e)* durchaus *bauan* — **bebau* ergeben können. Der vokalische Auslaut verhinderte den Anschluſs an die *aux*-Klasse (§10), das Präsens -*ōu̯*- > -*au*- ohne *i̯*[8]) den an den Typus *sáian*.

---

1) vgl. § 23h.
2) Franck² 61.
3) ebd. § 148 ff.
4) vgl. Karstien 103.
5) Wegen afrs. *gli̯ānde* „glühend" vgl. Bremer und Sievers PBB 17, 313 ff.
6) vgl. § 48e.
7) *Geschichte* § 85.
8) vgl. § 24c.

Man darf wohl annehmen (vgl. *bauiþ, bǿr*), daſs der Übertritt zunächst im Prät. statthatte. Für die Dentalbildung kam Klasse I nicht in Betracht. II und III werden ursprüngliche Doppelheit sein, von der das Got.-Aschw. III, das Awn. II bevorzugte.[1])

§ 23. Wie stellt sich nun diese Verbalgruppe in den germ. Sprachen hinsichtlich ihrer Flexion dar?

a) Ahd. erscheinen Prät. und Part. gewöhnlich in der *j*-Klasse[2]), so $\sqrt{\bar{e}}$: *crāta, sāta,* $\sqrt{\bar{a}}$: *hluota,* $\sqrt{\bar{o}}$: *muota,* $\sqrt{e\underset{\circ}{u}}$: (mhd.) *gluote, būta.* Reste st. Flexion sind die Part. $\sqrt{\bar{e}}$: *ziplahanner* Pa K, *ziplaner* Ra, *inbláhenen* N sowie *unsāniu* al. Gl.[3]), ähnlich mhd. *gedrān, erblān*[4]) — sämtlich auf alem. Gebiet. Im Prät. sind st. Reste lediglich O *biruun, biruuuis.*[5])

Das Präs. läſst sich nur schwierig beurteilen. Im älteren Ahd. herrscht im allgemeinen pure Bildung bzw. Gleit-*h*; jedenfalls sind Belege mit *i̯*-Biegung nicht gänzlich einwandfrei nachzuweisen.[6]) Erst seit 11. Jh. erscheint häufiger *j*, und im Mhd. ist der Typus *wæjen, sæjen, lüejen, müejen* üblich, woneben nur noch vereinzelt *wān, muon* u. ä. Diese Regelung gilt auch für *glüejen* zu $\sqrt{e\underset{\circ}{u}}$. Aber neben *būant,* ahd. *būen*[7]) besteht *būwen — gebūwen* als mhd. Normalform. Denselben Typus zeigt vielleicht auch ahd. *sāwan, bluowan* u. ä., die fast ausschlieſslich in ofrk. Quellen begegnen; doch mögen diese auch mit mhd.-md. *mēwen, sēwen, mūwen* zu vergleichen sein und schon jüngeren Übergangslaut haben.

b) As. gilt ebenso gewöhnlich *i*-Prät. in 3 *sāida* und 1 *giblōit* C (*geblōid* M), aber auch 1 *seu* C 2445.

Auch im Präs. sind die *j*-Formen herrschend, so *sāian, knēgan, glōian, blōian*; je 1 *krāent, thrāandian* Werd. Prud. Gl. sind vielleicht nicht as.

Dagegen ist auffallend, daſs neben 1 *būida* CM noch pure Bildung erscheint in 1 *būan* M und 1 *būændian* C.[8])

---

[1]) vgl. dazu *Schw. Vbb. III* § 63a4.
[2]) vgl. Krüer *Bindevocal* [Pal. CXXV] 244 ff. und Frings AfdA 40, 15.
[3]) vgl. Schatz 292.
[4]) Michels § 235, Mauſser 1157.
[5]) vgl. § 14c.
[6]) vgl. Baesecke § 137.
[7]) vgl. § 22 A 2b α, β.
[8]) Beachte auch 1 *būon* II in C: vgl. § 22 A 2b ε.

c) Mnd. gilt durchweg *j*-Flexion, so *wēien*, *sēien*, *blōien*, *glōien*, *vlōien* < *āi̯*, *ōi̯*, das auch in der Schreibung *ēy*—*ōy*, *ēg*—*ōg*, *eyg*—*oyg* erscheint. Aber *būwen* (> *bouwen*) mit schwachem Prät.[1]), das wohl mhd. *būwete* zu vergleichen ist.

d) Mnl. herrscht ebenso die *j*-Flexion, so *waeyen*, *saeyen*, *bloeien*, *gloeien*, *vloeien* < *āi̯*, *ōi̯*; nur vereinzelt pur wie *roen* < **rō-an*. Im Prät. begegnen Reste der st. Bildung in *crieu*, *wieu*, *drieu*, *sieu*; *grieu*. Pluralformen fehlen, doch steht neben *drieu* auch Opt. *drieuwe*.[2]) Aber Präs. *b(o)uwen* < **ūw*.[3])

e) Das Got. bezeugt an einschlägigen Wörtern *wáian* : *waíwōun* und *sáian* : *saísō*. *laílōun* mag zu **láian* < **lē̦-i̯ō* oder **lōjan* < **lā-i̯ō*, **lō-i̯ō* gehören.[4]) Nur präs. belegt ist *fáian* : √*ēi̯*. *bauiþ* zeigt Reste des st. Präs.; die übrigen *ōu̯*-Verben sind sw. III.[5])

f) Aschwed. ist schwache Flexion Norm; in III erscheinen *sā*; *grō(a)*, *rō(a)*; *gnō(a)*, *trō(a)*, *snō*, *bōa*. Letzte st. Reste sind die Part. *sāin*, *grō(gh)in*, *mō(gh)in*, ferner *lūin*, *trōin*, *bōin* usw.[6]) sowie 1 Präs. *bōr*. Dazu treten rschw. Reste von **būa* im st. Prät.[7])

g) Aisl. hingegen bestehen noch als st. Vbb. *sá*; *róa*, *gróa*; *gnúa*, **bnúa*, *snúa* mit *sera*, *sǿra* usw., ferner *búa*—*bió* usw. Resthaft sind der Sing. des sog. Präteritopräsens *kná* mit den Neubildungen *knegom* — *knátta* nach dem Vorbild von *má*[8]), *sóa* — *sóenn*, *lúenn*, *Þráenn*.[9]) Hingegen sind schwach geworden *flóa*, *glóa* II—III[10]), *má* II, *hlóa*[11]) „heiſs sein" II.[12])

h) Das spärliche Material des Afrs.[13]) läſst sich kaum eindeutig zusammenfügen.

---

[1]) vgl. Lasch s. v.
[2]) Franck § 150, 1.
[3]) vgl. § 22 A 2 b ϑ.
[4]) **laúan* hängt völlig in der Luft.
[5]) vgl. § 22 B 2.
[6]) vgl. § 22.
[7]) vgl. § 27 f).
[8]) vgl. Noreen I § 525, 2.
[9]) ebd. § 501 Anm. 4.
[10]) vgl. § 22 B 2.
[11]) vgl. Loewe 343.
[12]) Aber aisl. *þrá* II „sich sehnen" ist jüngere analog. Neubildung aus dem Paradigma *þreyia* — *þraþa* — *þráþr* (Noreen § 513, 5 und Anm. 5 sowie § 511) zu Wz. *t(e)reu̯* (W.-P. I, 730) und nicht unmittelbar mit ae. *þrāwan* zu verbinden, wie Loewe 343 will.
[13]) vgl. auch v. Helten PBB 19, 395.

Im Präs. scheint *w*-Bildung die Norm zu sein. So nicht nur awfrs. *flìueswerp* < **flōṷisa-*, sondern auch aofrs. *grōwinge* sowie mit Rückverdumpfung (statt **ē*) gewöhnliches awfrs. 3. Präs. **wā(w)iþ* > **wā(j)iþ* > *way(e)t, waeyt* mit anal. Inf. *wāyen*. Ebenso wohl auch 3. Präs. aofrs. *mēth* < **māwiþ* und der analog. Opt. awfrs. *wie* mit *ie* < **ē*; ähnlich wohl auch 3. Präs. aofrs. *grēth* < **grōwiþ* mit anal. Opt. awfrs. *grē*, so daſs auch wohl die gewöhnlichen awfrs. 3. Präs. *grōy(e)t, blōy(e)t*[1] < **grō(j)iþ* < **grōwiþ* mit analog. Opt. awfrs. *grōye* hierhergehören; ebenso awfrs. **būwa*.[2])

Demgegenüber wird der pure Stamm vorausgesetzt durch nofrs. *kriō* „krähen", *ziāhn* „säen", *miō* „mähen" < aofrs. **kriā(n)* < **krēan* usw.[3])

Ein *j*-Präs. **wēia* < **wāįan* läſst sich vielleicht erschlieſsen aus 1 aofrs. Prät. *wēide*; ähnlich wohl auch isoliertes aofrs.-awfrs. *glįānde* (aofrs. auch *glānde*).[4])

Im übrigen fehlen Prät. im Afrs. auſser den genannten 1 *wēide* und 1 aofrs. *būwde*[5]) bis auf 1 aofrs. *blē* „blies" und 2 awfrs. Opt. *wē*.[6])

i) Im Ae. endlich haben alle diese Verben ein *ēow*-Prät., so *blāwan, cnāwan, crāwan, māwan, sāwan, þrāwan, wāwan*; *blōwan, ȝrōwan, hlōwan, rōwan, spōwan*; *flōwan, ȝlōwan, snōwan*.[7]) Hingegen zu Wz. *bheṷ* erscheinen Reste von *būan* in Präs. und Part., namentlich poet.; ferner ndh. **būįan* sowie aws. **bū-ōįan* und *būw-* schw. II.[8])

Ausweichende Präteritalformen begegnen nicht.[9]) Zwar haben Schick—Paul—Füchsel[10]) 1 *blefla* Li 'insuflavit' als alte redupl. Form **ƀe-ƀlō* > **befla* > *blefla* deuten und somit als ältestes aller ae. red. Vbb. betrachten wollen. Aber sicherlich

---

[1]) Wozu nwfrs. *groeije* u. ä.

[2]) vgl. § 22 A 2 b η.

[3]) Beachte auch 1 aofrs. *esēn* „gesät".

[4]) vgl. Bremer PBB 17, 313, v. Helten ebd. 19, 406.

[5]) vgl. § 22 A 2 b η.

[6]) Zu nwfrs. Dentalbildungen wie *groeide* [*ūəi*] vgl. v. Helten PBB 19, 396.

[7]) Nur belegt 1 *snōweþ* (3. Präs.) Andr. 504 neben poet. Präs. *snēowan*.

[8]) vgl. § 22 A 2.

[9]) vgl. Karstien § 117.

[10]) Anglia 24, 75; ihnen folgend Loewe 321 f.

zu Recht sieht Sievers[1]) in der Glosse Joh. 20, 22 *blefla on hiæ ł ȝebleou[u]* über *insuflauit* einen Schreibfehler.[2])

§ 24. a) Das vorstehende Material der Überlieferung ordnet sich zu vier Typen:

1. Praesens purum und redupl. Präteritum: namentlich aisl.;

2. *j*-Präsens und redupl. Präteritum: namentlich got.;

3. *j*-Flexion, namentlich as.-mnd., mnl., mhd.;

4. *w*-Typ, namentlich ae. und afrs.

Von diesen Typen ist 3 sicherlich jüngere Entwicklung von 2; für sich steht der *w*-Typ.

b) Der *w*-Typ ist zwar charakteristisch für das Ae.-Afrs., hat aber auch Spuren hinterlassen in mnl. seltenen *ieu*-Prät. sowie as. *seu.*[3]) Er galt also wohl einst auf weiterem Nordwestraum; daher sind vielleicht auch namentlich ofrk. *w*-Präsentien des Ahd. in diesen Zusammenhang zu stellen. Wahrscheinlich war sogar diese *w*-Bildung einst gesamt-wg.: mhd. *būwen—gebūwen*, ferner mnd. *būwen*, mnl. *b(o)uwen*[4]) sind isolierter Rest bei dem einzigen *ū*-Verb.[5])

Wo *w* gilt, ist dies im Ae.-Afrs. in gleicher Weise der Fall für idg. Basen auf *ā, ō, ōṷ* : √*eṷ*, *ōi̯*; dazu *bū-* : √*eṷ*.

c) Das genauere Verhältnis der übrigen drei Typen ist schwieriger zu deuten. Man wird aber kaum fehlgehen, wenn man zunächst eine Doppelheit des Präsens, purum und mit *j*, zum starken Prät. annimmt. Dann erfolgte verschiedener Ausgleich:

α) Das Nordgerm. behielt das st. Prät. bei und entschied sich im Präs. verschieden:

1. Das Got. wählte *j*-Präs., belegt zu √*ē*; dagegen *ōṷ*-Stämme zu √*eṷ* blieben als Sondergruppe und bildeten das Prät. sekundär dental.

2. Das An. entschied sich für Praesens purum. Belege dieser Art finden sich für idg. √*ē* (vgl. auch *má, kná*!),

---

[1]) PBB 26, 557.

[2]) Inwiefern entwickelt sich übrigens **be-blō* „regelrecht" zu **befla*? *hona* < **χanō* ist doch kein Vergleichsfall.

[3]) vgl. § 30h. [4]) vgl. § 22 A 2.

[5]) Wie Raith 109 *ṷ*-Präs. als an. bezeichnen kann, ist mir unerfindlich.

ṑ : $\sqrt{\bar{e}}$, $\sqrt{\bar{a}}$, *ū* : $\sqrt{eu̯}$. Fraglich ist die Geschichte der *ōu̯*-Stämme mit durchweg dentalem Prät.; wahrscheinlich blieb *ōu̯* erhalten und wurde später durch Lautwandel zu *ō*. Aschw. sind kaum noch st. Präteritalformen vorhanden, doch zeigen sowohl die resthaften Part. wie die schwachen Ersatzbildungen, daſs im Präs. nicht die *j*-Bildung galt.

β) Im Westen ist das Bild vielfältiger; dabei sei von dem *w*-Gebiet (oben b) abgesehen.

1. Starke Präteritalreste zeigt nur noch *būan* in O. Etwas häufiger sind ahd.-mhd. Partizipialreste im Alem., weil auch Praes. pur. fortbestand (vgl. 3).

2. Die Existenz des *j*-Präs., wie im Got., zog zunächst die generelle Umbildung des Prät. und Part. als schw. I nach sich. Dieser Typ ist im Hochmittelalter die Norm auf dem gesamten deutschen Sprachgebiet.

3. Doch bestanden daneben noch eine Weile Praesentia pura, daher auch noch starke Part. (vgl. 1).

4. Vielleicht war ursprünglich der jüngere örtliche Ausgleich der konkurrierenden Präsentien, nachdem das *i*-Prät. entstanden war, im wesentlichen so, daſs das Obd. die pure, das Fränk. die *j*-Bildung bevorzugte. Dann wäre der mhd. Sieg des *j*-Präs. ebenso fränk. Einfluſs wie die *j*-Flexion des As. Einerseits Mainz, anderseits Köln mögen die Strahlungszentren gewesen sein.[1]) Denn daſs die mhd. Formen mit v. Helten durch Entwicklung eines Gleitlauts zu verstehen seien, ist doch mehr als unwahrscheinlich.

5. Daſs dieser Typ einst auch im Anglofries. Raum hatte, dürfte daraus hervorgehen, daſs einerseits pure Bildung vorliegt im nofrs. Präs. und selbst in ae. poet. Präs., Part. *bū-* (doch awfrs. *bū-wa*) — andrerseits *j*-Bildung bezeugt wird durch isoliertes afrs. *gl(i̯)ānde* wie ndh. *bȳa*.[2])

d) Im Westen standen also ursprünglich auf dem gesamten Gebiet die drei Bildungsweisen (purum, *w*, *j*) nebeneinander. Das Anglofries. entschied sich für *w*, der deutsche Zweig für die übrigen.

---

[1]) Zum Geschichtlichen vgl. Brinkmann 217ff.

[2]) 1 aofr. *wēide* ist vielleicht as.?

e) Bemerkenswert ist der Zeugniswert von **būan*. Als einziges Verbum purum auf *-ū* im Westen steht es isoliert, daher leicht resthaft. Erinnert sei an *w*-Typ im Hd., Mnd., Mnl.; st. Prät. bei O; purum in ae. *bū·an* und wohl auch in as. *būan*; *j*-Typ in ndh. *bȳa*. Im gleichen Zusammenhang erklären sich wohl auch die Umbildungen zu ae.-as. **bū-ōi̯an* bzw. vielleicht ae. ***būwian***.[1])

§ 25. Über die Herkunft der *j*-Präsentien sieht man ziemlich klar. *i̯*-Präsentien bei primären Verben von Wurzeln auf langen Vokal kennen auch andere idg. Sprachen, so namentlich das Baltoslav. und Lat., während sie im Ar. sehr selten und im Griech. recht unsicher sind.[2]) Sie haben wohl[3]) ihren Ausgang bei *ēi̯*-Wurzeln genommen, deren thematische Flexion *ēi̯-ō* usw. alsbald zur Auffassung als *ē-i̯ō* usw. führte.[4]) Damit war die Übertragung zunächst auf *ē*-Wurzeln, dann aber auch auf alle anderen vokalischen Basen möglich, also auch auf germ. *ō* < idg. *ō*, *ā* und *ū* sowie endlich auf germ. *ō* < *ōu̯* : √*´eu̯*. So entstand ein P r i n z i p der präsentischen Flexion der vokalisch auslautenden Basen.

Diese Ausbreitung des *i̯* scheint im Nordgerm. nur bis zu den *ē*-Basen gegangen zu sein. Jedenfalls kennt das Got. nur *waian* und *saian* < **χē-i̯ō*, wozu vielleicht **laian* ähnlich. Ein **lōjan* < **lā-i̯ō* bzw. **lō-i̯ō* ist nicht zu erweisen. Das An. versagt sein Zeugnis, weil hier durchweg Praes. pur. gesiegt hat. Doch ist soviel klar, daſs die *ōu̯*-Verben zu Wz. *eu̯* weder im Got. noch An. *j*-Präs. gehabt haben.

Im Westen hingegen ist die *j*-Bildung vorhanden nicht nur bei *ē*, sondern auch bei *ā*, *ō*, *ṑ* : √*´ē*, *ū* : √*eu̯* sowie *ōu̯* : √*´eu̯*. Wie ist letztere Übertragung zu verstehen? Doch offenbar nur so, daſs zunächst *ō* und **ōu̯* lautlich nebeneinander traten und so *ōu̯*-Verben als *ō*-Verben behandelt werden konnten. Dieser Zusammenhang ist jedenfalls nicht unwichtig für die nächste Frage.

---

[1]) vgl. § 22 A 2.

[2]) vgl. auch S p e c h t KZ 62, 109, der sie als Eigentümlichkeit der Schnurkeramiker beanspruchen möchte.

[3]) vgl. H i r t *Idg.* IV, 220; > **R a i t h** 113.

[4]) vgl. § 26 f).

§ 26. Die Herkunft des *w*-Typs ist eine wesentlich schwierigere Frage. Nach Ausweis von gemeinae. *-āw-* und afrs. Parallelen[1]) mufs die Bildung sehr alt sein; denn *w* hemmt auf dem gesamten Aufhellungsgebiet diese auf der Stufe *ǣ* und führt sie zurück zu *ā*.[2]) Es war also noch nicht angl. *ē* erreicht, als *u̯* antrat.

Fünf Erklärungen sind zu berücksichtigen:

a) Idg. *u̯o*-Präsentien schlechthin sind eine reichlich fragliche Angelegenheit.[3])

b) Lautliche Entwicklung *i̯* > *u̯*, wie sie Mahlow und J. Schmidt angenommen haben, ist mit Recht von Hirt[4]) abgelehnt worden.[5])

c) Über die Deutung des *u̯* als Gleitlaut im Präs. bzw. Prät. Pl.[6]), wie sie vornehmlich v. Helten[7]) vertritt, kann ich mir die Worte Hirts[8]) zu eigen machen: „Dafs von diesen doch immerhin undeutlichen Übergangslauten eine ganze Formkategorie ausgegangen sein soll, das werde ich so lange als unwahrscheinlich bestreiten, als mir nicht eine schlagende Parallele nachgewiesen ist.“[9])

d) Sehr kühn ist die Zusammenstellung mit dem lat. *u̯*-, *ŭ*-Perfekt, das man wiederum mit aind. Perf. wie 1. 3. Sing. *tasthā́u*, *paprā́u* zusammengebracht hat.

Die lat.-aind. Zusammenstellung hat zuerst Fick[10]), weiterhin Hirt und Meillet[11]) vorgenommen. Aber die

---

[1]) vgl. § 23h.

[2]) Anders Luick § 144f., der **ǣw* > *āw* nur als sächs. betrachtet, weil er die *āw*-Verben (wie Sievers § 57, 2a) auf **aiw* zurückführt. Aber diese Voraussetzung hat im System dieser Verben keinen Raum; vgl. auch schon Jordan ESt 48, 430.

[3]) vgl. Brugmann *KVG* § 701; Raith 117 — trotzdem ders. 109.

[4]) IF 35, 144.

[5]) Kluge *Festschrift Vietor* 108 äufsert sich reichlich unklar; vgl. auch Fehr AB 26, 49.

[6]) So schon Scherer *ZGDS*² 283; vgl. auch Bremer PBB 11, 71 und Franck a. a. O. 40.

[7]) IF 23, 106 und bes. PBB 35, 283.

[8]) IF 35, 143.

[9]) vgl. auch Baesecke 134, der zu Recht darauf hinweist, dafs gerade vor *u* *u̯* schwindet.

[10]) GGA 1883, 594. [11]) MSL 27, 324.

ai. Formen sind doch eine reichlich dunkle Angelegenheit [1]), und dasselbe gilt fürs Lat.[2]) Von ihnen aus ist kaum auf ein idg. *u̯*-Perfekt in 1., 3. Sing. zu schliefsen.[3])

An diese fragliche Gruppe hat die germ. *w*-Bildungen zuerst Möller[4]) angeschlossen mit der Annahme, dafs *w* aus dem Perf. verschleppt sei. Ihm folgten namentlich Hirt[5]), Janko[6]) und Karstien[7]), neuerdings auch Specht[8]), während Collitz[9]) nicht über ein Wahrscheinlich hinauskommt und Kluge[10]) ablehnt. Als Beweis für die Übertragung aus dem Prät. führt Hirt[11]) as. *seu—sāian* an: aber dieses Verhältnis erklärt sich vielmehr aus der oben[12]) berührten Umstellung des As. von aglfrs. auf deutsche Basis. Ebensowenig besagt ae. *sǣwan*[13]), in dem nach Hirt „wenigsten seine Spur des *j* auch im Ags. vorliegt"; über die richtige Deutung dieser Analogieform vgl. unten § 30c. 1 *rōende* Ri[14]) stelle ich den Vertretern der Hypothese gerne zur Verfügung. „Den Beweis, dafs die ae. Präsentia ... ihr *w* dem Perfekt verdanken, müfste Hirt erst noch liefern".[15]) Die von Specht[16]) aufgestellte Parallele im Baltoslav. ersetzt ihn nicht. Es bleibt bei Hirts Selbstbeurteilung[17]): „Immerhin erhebt sich dieser Gedanke nicht über den Wert einer geistreichen Vermutung." Man wird von diesen Spekulationen um so mehr absehen dürfen, als viel näher liegende Quellen zur Verfügung stehen.

e) Bereits oben[18]) wurde darauf hingewiesen, dafs die Übertragung des *j*-Präs. auf die *ōu̯*-Verben nur möglich war, weil diese zu *ō*-Verben wurden. Ebensogut konnte der um-

---

[1]) vgl. auch Hirt *Idg.* IV, 268.

[2]) Siehe Literatur bei Sommer[2, 3] 558 und Stolz-Schmalz[5] 335.

[3]) vgl. auch Hirt IF 35, 146 („nicht zwingend") und ders. *Idg.* IV, 100, 303.

[4]) ESt 3, 162; PBB 7, 469.

[5]) IF 17, 280 und bes. ebd. 35, 142.

[6]) a. a. O. 285, 292.

[7]) § 56.

[8]) KZ 62, 41; vgl. auch Marstrander NTS 4, 276.

[9]) *Schw. Prät.* 203.

[10]) a. a. O.

[11]) IF 35, 145; ebenso *Idg.* IV, 269.

[12]) § 24 c β 4.

[13]) Hirt IF 35, 144.

[14]) vgl. § 29 b.

[15]) Sommer *Erläuterungen* 163.

[16]) a. a. O.

[17]) IF 35, 144.

[18]) § 25 Ende.

gekehrte Prozeſs eintreten und dann *w* von den *ō*-Verben aus als dem *i̯* paralleles Prinzip der Präsensbildung verallgemeinert werden.[1])

f) Zusammenfassend ergibt sich mithin:

α) Am Ausgang stehen zunächst einmal idg. Basen auf *ā*, *ō*, *ē* sowie *ṑ* : √*ē*, deren Präs. pur gebildet wurde. Ihnen benachbart stehen einerseits idg. *ēi̯*-Wurzeln, auch mit *ṑi̯* (*spōwan*), anderseits idg. *eu̯*-Wurzeln mit DA *ōu̯*; die Präsentien waren *ēi̯-ō*, *ōi̯-ō*, *ōu̯-ō*. Ein Präsens *ēi̯-ō* aber wurde als *ē-i̯ō* gefaſst[2]) und gab damit Anlaſs zur *i̯o*-Bildung zunächst bei *ē*-Basen, später auch bei jedem vokalischen Auslaut. Die Verallgemeinerung auf germ. *ō*-Stämme konnte noch erleichtert werden durch *spṑi̯-ō* zu Wz. *spēi̯*. Ebenso konnte ein Präs. *ōu̯-ō* als *ō-u̯ō* gefaſst werden[3]) und Anlaſs zur *u̯o*-Bildung zunächst bei germ. *ō*-Stämmen, dann auch bei jedem andern vokalischen Auslaut geben.[4])

Schematisch lassen sich die Vorgänge so darstellen:

	√*eu̯*	√*ā*; √*ō*; *ṑ* : √*ē*	√*ē*	√*ēi̯*
I.	*ōu̯-ō*	*ō-ō*	*ē-ō*	*ēi̯-ō*
II.	*ō-u̯ō*	*ō-ō*	*ē-ō*	*ē-i̯ō*
III.	*ō-u̯ō*	*ō-ō*	*ē-ō*	*ē-i̯ō*
	†*ō-ō*	†*ō-u̯ō*	†*ē-i̯ō*	†*ē-ō*
IV.	*ō-u̯ō*	*ō-ō*	*ē-ō*	*ē-i̯ō*
	†*ō-ō*	†*ō-u̯ō*	†*ē-i̯ō*	†*ē-ō*
	†*ō-i̯ō*	†*ō-i̯ō*	†*ē-u̯ō*	†*ē-u̯ō*.

So traten nebeneinander germ. Stämme auf *-ō* bzw. *-ē* mit Präsentien auf *-ō*, *-i̯ō*, *-u̯ō*. Diesen muſste sich anschlieſsen als einziger sonstiger vokalisch auslautender Stamm *-ū* < idg. *ъu̯* : √*eu̯*.

β) Alle drei Präsensbildungen sind vorhanden im Westen, jedoch mit verschiedenem Ausgleich zwischen anglofries.

---

[1]) So schon zaghaft neben der Gleitlauttheorie (oben c) v. Helten PBB 35, 284.

[2]) Das etwaige Nebeneinander von *ēi̯-ō* und *ē(i̯)-mi* bzw. *ōi̯-ō* und *ō(i̯)-mi* konnte diesen Vorgang noch erleichtern.

[3]) Beachte wiederum *ōu̯-ō* und *ō(u̯)mi*.

[4]) Daſs mit v. Helten PBB 35, 281 vor allem der Schwund des *u̯* vor *u* der nächsten Silbe in 1. Sing. und Pl. Praes. für *ōu̯-u* > *ō-u* maſsgebend geworden sei, ist unwahrscheinlich.

und deutschem Raum, indem aglfrs. *-u̯ō* gegen deutsch *-ō*, *-i̯ō* (vielleicht eigentlich frk. *-i̯ō* : obd. *-ō*).

Im Norden hat nach Ausweis des Got. der *i̯ō*-Typ eine gewisse Rolle gespielt, da er sich auch bei *ē*-Stämmen findet, vielleicht auch bei *-ō*. Der eigentliche Norden aber entscheidet sich durchaus für die pure Bildung; auch bei den schwachen Ersatzverben findet sich keine *j*-Bildung.

Den gleichen Weg gingen die mit dem Präs. übereinstimmenden[1]) Part. Prät.

γ) Übertragung der Präsensbildung ins Präteritum fand im Nordgerm. nicht statt (got. *saísō*, *waíwōun*, *laílōun*). Im Westen hingegen wurde sowohl der *i̯ō*-Typ maſsgebend für den Übertritt zur schwachen I. Klasse wie auch das *u̯* im Aglfrs. ins Prät. übergeführt.

Hierbei sollte eigentlich *u̯* vor *u* in den Endungen des Ind. Plur. überall schwinden, während es zunächst im Sing. blieb. Offenbar wurde also zunächst *u̯* nach dem Sing. unter dem Vorbild der *ē*¹*x*- und *ōx*-Klassen verallgemeinert.[2])

§ 27. Die starken Präterita der Verba pura im An. sind mit Ausnahme von *búa* durch den Ausgang *-era* charakterisiert.

a) *rera* zu *róa* wird gewöhnlich als **rerō* angesetzt, aber die Entwicklung ist nicht ohne Schwierigkeiten. Auch im Got. ist der Typus *saisō* : *waiwōun* nicht ohne weiteres in Ordnung. Denn urg. *-ō* sollte got. *-a* geben. Naheliegend ist die Wiederherstellung nach dem mittelsilbigen *ō* des Plur.[3]), zumal ja auch sonst bei red. Prät. Identität von Sing. und Plur. bestand. Doch mag man auch eine stärkere Nebentonigkeit wie in got. *sō* erwägen.

Im An. sollte man erwarten wohl *-ō-um* > *-ŭ-um* > *-ūm* > *-um* bzw. *-ō* > *-ŭ* > —.[4]) Die tatsächlichen Vorgänge liegen im Dunkel: Es mag ursprünglich einmal nach dem

---

[1]) vgl. § 50.

[2]) Oder trat die *w*-Verallgemeinerung im Prät. erst nach dem Schwund des *u̯* vor *u* ein?

[3]) So auch Janko 280; Feist 469, 482, 485; abzulehnen ist Waldes Annahme (*Auslautgesetze* 108) von *ō*.

[4]) vgl. Janko IA 15, 249.

Vorbild andrer red. Vbb. bei den *ō*-Stämmen das präs. *ō* wiederhergestellt und dann *-ō(u)m* > *-um* bzw. *-ō* > *-a* geworden sein; danach auch analog. bei *ē*-Wurzeln **seʀō* usw. Es kann aber auch der Sing. eine jüngere Analogiebildung nach dem Vorbild der schw. Flexion zu altem *ṙerum* sein; bei dieser Annahme muſs man diese Neubildung des Sing. verlegen in die Zeit vor dem *u*-Umlaut vor erhaltenem *u*.

Denn neben *rera* besteht *røra*. Seine Erklärung bereitet Schwierigkeit. Weder Heuslers Vorschlag („artikulatorische Mischung von *ró-* und *re-*")[1] noch gar Karstiens sonderbare Deutung[2]) als Reimbildung nach dem Infinitiv *gera* : *gøra* befriedigen. Besser ist jedenfalls Noreens Auffassung, daſs *ø* durch *u*-Umlaut in *rerum* entstanden sei, wenn auch andere unzweideutige Belege für den Umlaut von starktonigem *e*, *i* fehlen.

b) *grera* zu *gróa* ist dazu offenbar als Reimbildung entstanden.

c) *søra* neben *sera* zu *sá* muſs analogisch den vorigen entstanden sein, weil nur nach *r*, *l* ein *e* Umlaut und nicht Brechung erfuhr.[3]) Dasselbe gilt für *ø* in den folgenden Verben.[4])

d) Den *r*-Typ zeigen auch *snúa* und *gnúa* sowie **bnúa*, belegt in 1 *bnere*. Daſs *gnúa*, *bnúa* erst sich analogisch in ihrem Prät. nach *snúa* gerichtet haben, ist allgemeine Annahme. Für *snúa* selbst sind mannigfache Vorschläge gemacht worden. Wenn Loewe[5]) Osthoffs Aufstellung ablehnt, so ist sein eigener Vorschlag nicht minder papieren, und doch muſs man auch hier letzten Endes die Bildung als Analogie nach *rera*, *sera* begreifen.[6]) Dasselbe gilt für v. Heltens mit vielen unbelegten Formen arbeitende Hypothese.[7]) So bleibt es doch wohl bei der gängigen Auffassung — so Zarncke, Noreen, Janko[8]), Feist[9]), Karstien[10]) —, daſs

[1]) § 312 Anm.

[2]) vgl. auch Ekwall 165 und Michels 87[1].

[3]) Noreen I § 77, 3.

[4]) Wegen langvokal. *séra*, *snéra* vgl. Sturtevant JEGPh 34, 180.

[5]) a. a. O. 341.

[6]) Loewe spricht von „Präteritalendung", „Tempuszeichen".

[7]) IF 23, 116. [8]) a. a. O. 289.

[9]) a. a. O. 486. [10]) § 119.

die bei *rera* (*grera*) und *sera* entwickelte „Endung" analogisch auf alle Verba pura ausgedehnt wurde — vgl. auch *slera* : *slá*. Nimmt man mit Loewe[1]) Dissimilation **reʀō* an, so mag diese Analogie bereits auf der Stufe ʀ, also seit spätestens 300 (vgl. sub e), eingetreten sein.

e) Als ursprünglich sind also nur anzusehen die Bildungen *sera* und *rera*. Warum blieb hier der wurzelanlautende innere Konsonant erhalten? In erster Linie war Ursache wohl die Verundeutlichung des Stammes. Als der Konsonantenschwund im 4. Jh. eintrat[2]), wären zusammengetreten **sā-an* : **se*[*z*]*ō*, **rōan* : **re*[*r*]*ō*. Anders im Westen (allerdings steht nur das *w*-Gebiet zum Vergleich zur Verfügung) **rō**w**an* : **re-ō**w**-*, **sā**w**an* : **se-ĕ̌**w**-*. Überdies mag zur Zeit des Konsonantenschwundes bereits durchaus **seʀō* gegolten haben[3]), vielleicht auch — mit Loewe — **reʀō*, so dafs Ungleichheit gegenüber dem Wortanlaut vorlag.

f) Abseits unter den Verba pura steht wiederum[4]) lediglich *búa*. Hier gelten die Formen **ƀe*[*ƀ*]*au̯*(*e*) > aisl. *bió* und **ƀe*[*ƀ*]*ugg*(*w*)*um* > aisl. *biuggom*[5]), dazu der sekundäre Sing. anorw. **biugga* bzw. *biuggia* mit *ǵǵi* aus 2., 3. Pers. bzw. umgelautetem Optativ anorw. *bygga*. Die Gleichheit *bió* = *hió* läfst nach *hiǫggom*[6]) auch aisl. *biǫgomm*, *biǫgga* usw. entstehen. Dem anorw. *bygga* entspricht rschw. *byki* — *byku* (> *byggi*, **byggu*; rgutn. *bikui*). Ob rschw. *buki* — *buku* dasselbe wie *byki* — *byku* meinen oder mit fraglichem[7]) aisl. *buggiom* auf den Typus *(*ƀe*)*ƀugg*(*w*)*um* zurückweisen, bleibt dahingestellt.

búa hält sich also insofern zunächst zu den übrigen Verba pura, als es urg. Reduplikation besitzt. Trotzdem aber bleibt das Prät. — nicht das Part. — ablautend Sing. *-au̯e* — Pl. *-uu̯u̯um*.[8]) Nach der Kontraktion der Reduplikation übernimmt *búa* nicht die *r*-Bildung. Die Ursache dieser wieder-

---

1) 319, 340 f. 2) vgl. § 31 i.

3) Schon die Zwinge von Torsbjærg um 300 kennt ʀ in *owlþuþewaʀ* und *mariʀ*.

4) vgl. § 24 d. 5) vgl. Heusler § 89.

6) vgl. § 18 b β. 7) Noreen I § 503 Anm. 1.

8) Wie die übrigen *ū*-Präsentien sich verhielten, entzieht sich der Beurteilung: die historischen Formen sind analogisch.

holten Sonderstellung wird vor allem die Häufigkeit des alltäglichen Wortes sein.[1])

§ 28. Im Westen aufserhalb des *w*-Gebietes sind die einzigen Belege st. Prät. je 1 *biruun* (F *biruuan*) und *biruuuis* O. Sie entstanden aus **ƀeƀuu̯u̯um* > **ƀeƀūu̯um* > **be[r]uwum* > *biruwum* mit Entwicklung von Hiatus-*r* und Übergang e_u > *i*.[2]) Allerdings mufs offen bleiben, ob hier prät. *uu̯u̯* wie im An. oder vielmehr präs. *ūu̯* vorliegt.

§ 29. a) Auf dem *w*-Gebiet beschränkt sich bei Verben mit präs. *ō* das Material des Prät. so gut wie restlos auf das Ae.[3]) Belegt sind Verben mit idg. *ā*, *ṑ* : √*ē*, *ṑi̯* : √*ēi̯* und *ōu̯* : √*eu̯*. Diese Verben sollten in ihrem Verhalten dem der *ōx*-Klasse (§ 11) entsprechen. Doch sind gewisse Besonderheiten in Rechnung zu stellen. Zunächst entstand[4]) Plur. **xe-ōwun* 1. Hälfte 4. Jh.[5]), wozu anal. Sing. **xe-ōw* > **xe-ō* mit Apokope von *u* < *u̯*; weiterhin mit Kontraktion im 7. Jh.[6]) *xēowun* und anal. Sing. **xēou̯* > **xēo* durch die allgemeine Kontraktion. Der ae. Sing. *xēow* ist also eine Neubildung diesseits der Kontraktionsperiode. Entsprechend ist auch wohl mnl. *grieu* zu verstehen.[7])

2 *rêon* Beow. sind wohl so zu begreifen, dafs gelegentlich auch Formen wie **rēo-un* > *rēon* gebildet wurden. Ob im Urtext **rēo-un* oder *rēowun* stand, ist nicht auszumachen.[8])

b) Die ae. Belege sind aws. *ʒrēow* 1, *spēow* 3, Opt. *spēowe* 1; *flēow* 2, Opt. *flēowe(n)* 3; Ps *blēow* 1; *flēowun* 6; Beda *spēow* 1; R[1] *spēou* 1; R[2] *rēowun* 1; Ri *ʒiflæve* 1 'affluit', doch wohl als zweite Pers. *flæve* zu fassen; Li endlich belegt zu *rōwan* die Formen 1 *hrœuun*, 1 *hrowun*, 1 *hrewun*[9]) sowie 1 Opt. *speua*.

---

[1]) Sekundär mag im zweiten Fall der von Loewe 343 und Karstien § 75 angegebene Grund mithineingespielt haben, dafs *búa* im Gegensatz zu *gróa*, *snúa* (*gnúa*) in keinem Konsonanten mit *róa* bzw. *sá* übereinstimmte.

[2]) vgl. § 14c, d.

[3]) vgl. Karstien §§ 86, 87.

[4]) vgl. § 31.

[5]) Wegen *w* vgl. § 26f*γ*.

[6]) vgl. § 13b*ε*.

[7]) vgl. auch § 30h*α*.

[8]) vgl. Luick 222.

[9]) Unverständlich dazu Loewe 339; ebenso erübrigt sich Karstien 116[7].

Die Schreibung *eow* ist also fest bis auf Ri, L1. Die Formen mit *ew*, *eu* in Li sind graphische Verkürzungen, indem *e-ō* > *ēǫ* vor *w* behandelt wurde wie sonst **euw*.[1]) Ebenso steht 1 *hrœuun* Li entweder als Verschreibung für **eaw* oder für **ew* = *eow*.[2]) Auch *flœve* Ri steht wohl für **eaw* oder **ew* = *eow*.[3]) Endlich ist 1 *hrowun* Li sicherlich Schreibfehler für *ēow*[4]) und nicht Repräsentant des Typus *(*re*)*rṓw*-.[5])

§ 30. a) Zu Verben mit präs. $\bar{e}^1$ bietet das Ae. folgende Belege:

aws.	*bleow* O1	*cnew* CH1		*cniowon* H1		*cnewon* C1
			Opt.	*bleowen* H1	Opt.	*cnewen* O1
			„	*cneowe* O1	„	*sewe* CH1
Ps.	*bleow* 1			*cneowun* 3		*cnewun* 1
	cneow 2			*seowun* 1	2.	*cnewe* 5
			Opt.	*cneowe* 2		
Beda	*cneow* 7					
	bleow 2					
	seow 2					
R[1]	*seow* 6			*bleowen* 1		*blewan* 1
	creow 1		2.	*seowe* 1	2.	*sewe* 1
R[2]	*bleow* 3			*cneowun* 5	2.	*sæwe* 2
	seow 1					
Ri			2.	*bleawe* 1		
Li	*cneow* 1	*cneu* 1		*bleou* 1		*blewun* 1
	bleuu 1	*cnœw* 1		*bleuuun* 1		*cneu ʒe* 1
	seaw 1			*seawun* 1	2.	*cneu* 1
	seaw^{u} 2			*cneawn* 3	Opt.	*cnewa* 1, *-e* 1
	seawu 3[6])			*cneaun* 4		*cnœu ʒe* 1
	cneawu 2[6])			*cneaw ʒie* 1	Opt.	*crawœ* 1
	seawde 1		2.	*seaw*^{u} 1		
2.	*saudes*(*d*) 2					

b) Den ae. Typus hat man mit Vorliebe auf ein **xe*(*x*)*ō*- zurückgeführt.[7]) Franck verweist auf die parallele Entwicklung der *ōw*-Präsentien. Aber Vergleich der Materialien zeigt, daſs gar nicht so ohne weiteres Übereinstimmung der Prät. besteht, und schlieſslich wäre das ja auch kein

---

[1]) vgl. unten § 30c. [2]) vgl. § 30c, d.
[3]) vgl. § 30d. [4]) So auch Loewe 339.
[5]) Unhaltbar Janko 288. [6]) Mit *wu* = *w*.
[7]) So Franck 40, Loewe 334, Feist 488, 511 f. (z. T. reichlich unklar), v. Helten IF 23, 106, Marstrander NTS 4, 276.

Beweis. Ebensowenig ist die von Franck angezogene got.-an. Form auf *ō* ein Beweis für die Basis des Ae.

Nun ergab sich bei der Erörterung der *ēx*-Verben[1]), dafs auf dem gesamten ae. Gebiet der Typus *xē²x* < **xexēx* vorhanden ist; entsprechend sollte man auch für die *āw*-Verben von *ē²*-Basis ausgehen. Bemerkenswert gegenüber den *ēx*-Verben ist, dafs hier Parallelen zu den wenigen angl. **xexōx*-Formen mit erhaltenem inneren Konsonanten fehlen. Diese Überlieferung kann Zufall sein, denn aufser 1 *creow* (noch dazu in R¹!) und fehlerhaftem *crawœ* Li finden sich nur Belege zu *cnāwan*, *blāwan*, *sāwan*. Aber wahrscheinlicher hat bei den *āw*-Verben sich schon früher der Ausgleich zu prät. *ē* vollzogen. Dieser frühe Ausgleich wäre besonders verständlich, wenn er bereits vor der letzten[2]) Verallgemeinerung des *u̯*-Typs stattgefunden hätte, als eben nur der Anlautkonsonant die Wurzel trug. Wenn demgegenüber das Got.-An. *ō* hat, so ist darauf nicht zuviel Gewicht zu legen. Im Got. sind nur zwei sichere *ē*-Verben (dazu **láian* ?) überkommen, und ebensowenig kennt man das ursprüngliche Verhalten des An. aufser bei *sá*. Und schliefslich brauchen ja nicht alle germ. Sprachen denselben Weg zu gehen.

So führt diese Erwägung zu der Annahme der Basis *ē²*. Wenigstens teilweise ist sie auch von Loewe, Feist und v. Helten neben *ēo* angenommen worden: wegen der ae. *ew*-Formen.

c) Deren Tragweite gilt es zunächst zu prüfen. Nach Ausweis von Cosijn[3]) kennt das Aws. keine graphische Verkürzung für *ēow*.[4]) Man könnte ja nun freilich mit Ekwall[5]) die daraus folgenden [*ēw*]-Formen als junge Analogien nach *hātan* : *hēt* usw. deuten wollen. Aber das Aws. kennt auch die Formen Inf. *sǣwan* H1, Opt. *sǣwe* C1 — natürlich 3. *sǣwþ* neben *sāweþ* — und ebenso *þrǣwen* H3 : *þrāwen* C. Diese mit Cosijn[6]) auf *i*-Umlaut des Part. und von dort erfolgte Verallgemeinerung zurückzuführen, ist nicht angängig.[7]) Viel-

[1]) § 8.
[2]) vgl. § 26f*a*.
[3]) I, 114.
[4]) vgl. auch oben § 29b.
[5]) a. a. O. 164.
[6]) I, 86.
[7]) vgl. grundsätzlich Wessén, Språkv. Sällskap. Förhandl. 1913—1915, S. 56ff.; doch ist mir dessen Bemerkung S. 67 nicht recht verständlich.

mehr sind *sǣwan* usw. ebenso zu verstehen wie *slǣpan*[1]): daraus aber folgt *cnēwon* mit [*ēw*].[2])

Im Ps begegnen graphische Verkürzungen vor *w* ebenfalls sehr selten.[3]) Es stehen an Schreibungen gegenüber 102 *eow* (davon 31 *eow* im Pronomen), 55 *iow*, 16 *eaw* < **auw*, dazu 1 *þeawde* „diente" und 1 fehlerhaftes *þieowe*, aber 5 *ew* (4 *trew* „Baum", 1 *ȝetrewlice*), 1 *sceweþ*. Wenn bei den *āw*-Verben 9 *eow* : 6 *ew*, so sind doch letztere wohl nicht restlos als graph. Verkürzung zu fassen.

In R¹ hingegen ist die Beurteilung der *āw*-Verben mit 2 *ew* : 9 *eow* unsicher. Sonst finden sich[4]) c 240 *eow* (bis auf 4 *ȝetreowe*, 2 *hreownisse* nur im Pronomen), 5 *euw* (3 *hreuwn-*, 1 *ȝetreuwe*, 1 *reuwe*), 1 *ȝetriowe*; demgegenüber 4 *ew* (1 *hrewn-*, 1 *ȝetrewe*, 1 *ewer*), 2 *eu* (*hreun-*), 1 *iu* = *ēow*.

R²[5]) schreibt durchweg *eow*, *iow* sowie 70 *eow* (: 6 *eaw* in 1 *scēawiȝa* u. ä.) < **auw*, dazu 1 *ætǣwed*. Wenn hier also 2 *sǣwe* : 9 *eow*, so sind erstere doch wohl auf [*ēw*] zu deuten, mit Fehlschreibung *æ* für [ē].[6])

Li[7]) schreibt in über 700 Belegen fast ausschliefslich **i̯uw* als *iu*, *iw* (*iv*) gegen 9 *iow*, 1 *iou*. Wg. **e̯uw* erscheint als 18 *eow*, 6 *eou*, 3 *eaw*, 1 *eauu*, 1 *eau*, zus. 29 gegen 13 *eu*, 10 *ew*, wozu gleichwertig 2 *ewu*, ferner 1 *ewo*, 1 *euo* sowie 1 *hrǣwende*: Vollschreibung und Kurzschreibung halten sich also die Waage. Wg. **a̯uw* erscheint als über 80 *eau*, 54 *eaw*, 2 *eawu*, 1 *eauu*, 2 *eou*, 1 *eow* gegen 2 *euw*, 6 *eu*, 4 *ew*, 1 *eew* und 1 *ǣwades*. Während bei **i̯uw* Kurzschreibung Regel ist, macht sie bei **e̯uw* nur etwa die Hälfte der Belege aus und ist bei **a̯uw* selten. Mithin ist die Meinung von *eu*, *ew* für die vorliegende Frage nicht zu bestimmen. 1 *bleuu*, 1 *bleuuun* sind wohl als '*ew*' zu lesen.

Mithin folgt: Das Aws., aber wohl auch Ps und R², weisen auf [ēw] hin; R¹ und Li sind unklar.

---

[1]) vgl. § 8d.

[2]) Analogisch dazu wohl 1 *ȝerǣwen* neben 2 *ȝerāwende* zu **roi̯-u̯ō*; vgl. § 7f).

[3]) vgl. Zeuner 48ff.

[4]) vgl. Brown I, passim.

[5]) vgl. Lindelöf § 32ff.

[6]) vgl. sub d.

[7]) vgl. Stolz § 13ff.

d) Zu den übrigen ae. Formen sei nur noch kurz bemerkt, daſs die Formen mit *eaw* in Ri und namentlich Li die übliche Variation *ēo/ēa* zeigen.[1])

Ferner begegnen einige Belege mit *æw*, *æu*. R² belegt 2 *sæwe* 2. Pers. Dies ist wohl nicht verschrieben für **eaw*, da gemeinae. *ēo* < *eu̯* vor *w* in R² nicht als *ea* erscheint[2]), sondern steht wohl für **ēw*, da R² auch sonst gelegentlich *æ* für *ē* < wg. *ā* hat.[3])

Li belegt je 1 *cnæw*, *cnæu*, denen 1 *hræwende* „reuend“ zu vergleichen ist. Schreibfehler für **eaw* ist denkbar[4]), ebenso auch für **ew*, **eu*, da auch Li *æ* für wg. *ā* kennt.[5]) Ebenso ist 1 *hræuun* zu *rōwan*[6]) zu beurteilen.

In denselben Zusammenhang gehört auch 2. Pers. *flæve* 1 Ri. Ri[7]) schreibt sonst bei **au̯w* zahlreiche *eaw*, *eav*; 3 *eov* < *ēo*; stets und häufig *iw*, *iv*. Verschreibung für **eaw* ist möglich (vgl. *bleawe*), ebenso aber auch für **ew*, da auch hier wg. *ā* > *æ* gelegentlich[8]); dieses **flewe* kann nach Ausweis von konstantem *iw*, *iv* für **eow* stehen. Jedenfalls liegt kein Grund vor, darin eine Analogiebildung auf *ē-w* der *ōw*-Klasse nach vorausgesetzter Doppelheit der *āw*-Klasse zu sehen.[9])

e) Zu den übrigen ae. Formen:

α) Schreibfehler sind in Li einerseits Präs. 1 *oncneawes*, 1 *creawa* opt., andrerseits 1 *ȝecrawæ* opt. prt.; doch käme für die letzteren Belege auch Tempusverwechslung in Betracht.[10])

β) Schwache Bildungen bezeugt Li in 2. Pers. *saudes*(*d*) 2 und sogar mit erhaltenem Ablaut 1 *seawde*.

---

[1]) vgl. § 13 b ε 3.
[2]) Lindelöf § 36 f.
[3]) ebd. § 26.
[4]) vgl. sub c.
[5]) Stolz § 6.
[6]) § 29 b.
[7]) vgl. Lindelöf § 38 ff.
[8]) ebd. § 17.
[9]) Bülbrings Deutung § 114 Anm. 2 als [*ǣu̯w*] (so auch Lindelöf § 38, Kolbe § 92, Karstien § 60) ist entschieden abzulehnen, vgl. auch schon Luick § 128. Loewes Erklärung 338, daſs *cnǣw* < *ē* × *ā*, ist Papiergrammatik und dazu durch *hrǣwende* widerlegt. Ebenso abwegig ist Janko 286, der in *cnǣw* Differenzierung von lautlichem **cnēw* unter Einfluſs von *cnēaw* gegen präs. *cnēwa* sieht; wo gibt es ndh. *cnēwa*?
[10]) Auch die Doppelglosse *ȝesanȝ ł ȝecrawæ* ist wohl kein Gegenbeweis, wie Kolbe § 93 will.

γ) Eigentümlich sind spws. Formen wie Inf. *cneawan*, Opt. *cneawe*, 3. Pers. *cneawþ*.[1]) Sie stehen wahrscheinlich unter dem doppelten Einfluſs der *ēax* : *ēox* Klasse (§ 10) und der präs. Neubildungen wie spws. *cnēawþ*, *þrēawþ*, indem aws. *cnǣwþ*, *sǣwþ* (neben aws. *sāweþ* und auch 1 *cnǣþ*; vgl. R[1] 3. Pers. *crœd*, *crœ̄d* je 1) mit analog. *w*[2]) nach der Lautsubstitution *ǣu̯* > *ǣa̯* nochmals analog. *w* erhielt.[3])

f) Allgemeine Erwägungen sub b) wie die ae. Überlieferung sub c) führen also auf die Annahme eines *ē²w*-Prät.

In dieselbe Richtung weisen auch die spärlichen afrs. Belege 1 aofrs. Prät. Sing. *blē* und 2 awfrs. Opt. Prät. *wē*[4]), letztere wohl Analogie zum Sing. **wē*, und dieser wie *blē* entstanden aus **blē*(*w*).[5]) Daſs hier pure Bildung[6]) vorliege, ist nicht auszumachen. Jedenfalls aber liegt kein Grund vor, mit Franck[7]) eine Analogie **blē* : *bliā* = *skē* : *skiā* „geschehen" anzunehmen, wie schon v. Helten[8]) betont hat.

g) Demnach wird man folgende Entwicklung der ae. Formen anzunehmen haben.[9]) Zunächst entstand Plur. **xē²wun* — Sing. **xēw*, woraus ae. **xē*.[10]) Daraus mit Analogiewirkung nach dem Schwund von *-u̯* > *-u* ure. **xēu̯* : *xēwun* bzw. **xēo* : *xēwun*. Dann erfolgte Systemausgleich, indem *ēo* in den Plur. und *w* in den Sing. trat. Die Überlieferung legt nahe, daſs die Verallgemeinerung von *w* der von *ēo* voranging. Ob der Sieg des Diphthongen noch auf der Stufe *ēu̯* nach dem Vorbild der *al-*, *an*-Klassen oder erst auf der Stufe *ēo̯* nach dem Vorbild der *au-*, *ō*-Klassen, speziell der *ōw*-Verben, statthatte,

---

[1]) vgl. P. Perlitz *Liber Scintillarum* Diss. Kiel 1904, § 131.

[2]) Luick 233. [3]) So Luick § 258.

[4]) Wegen 1 mnl. *wiey* < ?**wē*² + *j* vgl. sub h*a*.

[5]) So auch Jacobs 125 und Karstien 83.

[6]) v. Helten PBB 35, 284. [7]) a. a. O. 41.

[8]) PBB 21, 454.

[9]) So auch Karstien § 57; vgl. auch die im Einzelnen unhaltbaren Ausführungen von Janko 285ff.

[10]) Karstiens Lehre, daſs „urags." **sēw* > ae. **sēo*, ist nicht haltbar; ebenso trifft Ekwall 165 kaum das Richtige, wenn er meint, daſs *w* nach langem Vokal nicht „vokalisiert" sei; *brǣw*, *brīw*, *rǣw* sind bereits analog. gebildet (vgl. Luick § 257; vgl. auch Noreen I § 106). Wie denkt sich übrigens Ekwall die Entstehung von ae. *cnēow* aus nach ihm korrekten ae. *cnēw*?

läſst sich nicht ausmachen. Nur vereinzelt blieb plur. *ēw* erhalten im Aws., Ps, R², vielleicht gestützt[1]) durch *ā* : *ē* der *ai*-Klasse wie *hātan* : *hēton*; dazu sekundär 1 aws. *cnēw*.

h) Die Formen der übrigen Dialekte des *w*-Gebiets erhalten erst durch das Ae.-Afrs. Licht.

α) Die mnl. *sieu, crieu, drieu, wieu* sind doppeldeutig.[2]) Ihr *ie* kann sowohl auf **eo* < **e-ō* wie **ē²* beruhen. *-u* ist sekundär nach dem Plural: entweder — und dies ist wohl wahrscheinlicher — auf derselben Stufe wie ae. *sē-w* oder erst jünger, indem *sieu* nach Pl. *iew* > *ieuw* (belegt ist Opt. *drieuwe*[3])).[4]) Gänzlich unklar ist 1 mnl. *wiey*[5]), dessen *y* dem Präs. entstammt; aber die Vorstufe, *wieu* oder **wie*[6]), bleibt zweifelhaft.

β) Ebenso ist as. 1 *seu* doppeldeutig[7]): Entweder **se-ō*[8]) > **sęo* — **seowun* > **seuwun* — †*seu*[9]) oder *sē²*[10]) + *w* > *sēu*, *sĕu*.[11])

Im Hinblick auf das Ae.-Afrs. wird man sich wohl in beiden Fällen für *ē²* entscheiden.

§ 31. Zusammenfassend läſst sich über die in § 7ff. besprochenen Entwicklungen etwa folgendes sagen:

a) Die Beurteilung der gesamten Verhältnisse ist dadurch so auſserordentlich erschwert, daſs alle entscheidenden Vorgänge vorhistorisch sind. So bleibt in jedem Lösungsversuch ein Unsicherheitsfaktor.

b) Für das Verständnis wird man davon auszugehen haben, daſs sicherlich in der ursprünglichen Stammsilbe ein Unterschied vorhanden war je nach ihrer Stellung im Sing.

---

1) vgl. sub c.

2) vgl. v. Helten PBB 21, 454, IF 23, 107; Karstien 82f.

3) vgl. § 23d.

4) vgl. Franck 40; v. Helten PBB 20, 524, 21, 453, IF 23, 107.

5) vgl. Franck 41¹, Karstien § 61.

6) So Janko 285f., 287.

7) vgl. Loewe 335, 338.

8) So Roediger AfdA 20, 243; Franck 39, 41; vgl. auch Sievers PBB 16, 235.

9) vgl. as. *heu* oben § 13bγ.

10) So namentlich v. Helten PBB 20, 254, 21, 453, IF 23, 106 und Karstien 82; doch nimmt v. Helten an, daſs *w* als Gleitlaut im Plur. entstanden sei, da er dem As. das *w*-Präs. nicht zuerkennt, wozu oben § 24cβ4.

11) vgl. Holthausen § 108b.

oder Plur. Namentlich nach der Vokalapokope des Sing. mufste die Stammsilbe im Plur. akzentisch schwächer sein. Diese Voraussetzung wird e r w i e s e n durch das Nebeneinander von ae. *spēon(n)* : *fēnʒ* < sing. *e-u* : plur. *e-ə*.[1]) Entsprechendes wird man für die übrigen Klassen annehmen dürfen. E r - w i e s e n wird diese Annahme namentlich durch die angl. Formen der *ai*-Klasse.[2]) Von der aufsteigenden Skala 1) Plur. des *ă*-Klassen, 2) Sing. der *ă*-Klassen, 3) Plur. der Langklassen, 4) Sing. der Langklassen waren wohl 2) und 3) gleich, da sie beide Konsonantenausfall haben. Erst in Typ 4) bestand Nebenton.[3])

c) Im Prät. der *ă*-Klassen ergab die Vokalreduktion Kürze, die verschieden gefärbt, *u* oder *ə*, war. Die Auswahl fiel verschieden aus. Wenn das Ae. gerade *u* bevorzugte, so wohl, weil dort die Verdumpfung von *ȧ* besonders ausgeprägt vorhanden war.[4])

d) Langer *ē*-Laut im Prät. wurde im Dreisilbler offenbar früh verkürzt. Denn sowohl $\bar{e}^1$ wie *ai* erlagen in offener Mittelsilbe im Ae. und An. der Synkope, und zwar e^1 wohl bereits vor dem *i*-Umlaut.[5]) Also galt spätestens im 5. Jh. der Unterschied Sing. *ē* : Plur. *ĕ*. Da aber der Konsonantenausfall nicht eintrat vor langer, nebentoniger Silbe[6]), so mufs *ĕ* bereits vor diesem vorhanden gewesen sein. Wenn noch nicht eine ausgesprochene Kürze, so doch jedenfalls eine Minderung galt also wohl schon gegen Ende 3. Jh.[7])

e) Beim *ō*-Laut ist ein entsprechender Unterschied der Stellung im Zwei- oder Dreisilbler aus der historischen Überlieferung heraus nicht fafsbar. Weder das Ae. noch das An. zeigen Synkope von mittelsilbigem *ō*, sondern Erhaltung als *-a-*. Trotzdem liegt aus Gründen der Vokalparallelität[8]) die Annahme nahe, dafs *ō* Reduktion erfuhr, aber nicht synkopiert

---

1) vgl. § 16e. 2) vgl. unten sub f). 3) vgl. sub f).
4) vgl. §§ 15e, 16f). 5) vgl. *Schw. Vbb. III* §§ 3, 22.
6) vgl. unten f). 7) vgl. oben § 9b.
8) Eine Parallele dazu bietet in gewisser Weise auch das Verhalten der unbetonten Vokale in ae. Zeit (L u i c k § 322 ff. und oben § 13 b ε 1), indem *o* schon vorhistorisch zu *a*, während *u* > *o* erst schwankend in Ep, und andrerseits *æ* > *e* eher als *i* > *e*: es werden also *o*, *æ* eher angegriffen als *u*, *i*.

wurde.[1]) Denn beim *ēo*-Typ der *au*- und *ō*-Klassen hat man durchweg Konsonantenschwund bis auf ndh. *beoft.*[2]) Aus demselben Grunde wie sub d) wäre diese Entwicklung unmöglich vor *ŏ* auch im Plural; man müfste denn diesen Schwund nur als Klassenanalogie nach den übrigen Klassen deuten. Viel einfacher aber wird die Deutung, wenn man annimmt Reduktion des *ō* im Plural und Konsonantenschwund vor verkürztem *o*-Laut, also eigentlich **xexōx* : *xeŏxun*, dann gewöhnlich Sieg des Plur. Unter diesen Umständen wird auch *beoft* viel besser verständlich als Ausnahme schlechthin. Gegen diese Annahme könnte man anführen, dafs *e-ō* mit Sicherheit durch Afrs., ferner durch das An. und Ae., wohl auch durch das Ahd. vorausgesetzt wird[3]); *eō* mufs also sekundär entstanden sein. In der Tat gab es *e-ŏ* = *eǫ* in 1. Hälfte des 4. Jh. im Westen noch nicht und im Norden überhaupt nie.[4]) Mafsgeblich bei der Umgestaltung **e-ŏ* > *e-ō* war wohl der Einflufs der präs. *ō*, die auch der Eingleichung zu wg. *eu̯* entgegenstrebten. Auch die *ē*-Klasse mag Vorbild gewesen sein, wo aufserhalb des Angl. die Entwicklung wohl war **xexēx* : **xexĕxun* > **xexēx* : **xe-ĕxun* > **xe-ēx* : **xe-ĕxun*.

f) Eigentümliche Verhältnisse zeigt bei den langvokalischen Klassen das Angl.:

α) Bei der *ai*-Klasse ist der Sing. **xexōx* < **xéxàix* fortgesetzt in *leolc*, *speoft*, *heht*. Warum lediglich hier, obwohl doch auch das Ws. und Afrs.[5]) *ài* > *ō* kennen? Man wird sich mit der Annahme von Ausgleich nicht befriedigen können, sondern diesen Befund in anderem Zusammenhang sehen müssen.

β) Denn auch die *ē*-Klasse hat Fortsetzungen eines entsprechenden Typus in angl. *leort*, *dreord* und Resten von

---

[1]) Die ae. Verhältnisse scheinen sich am besten zu erklären, wenn man annimmt, dafs 1. *ē* und *ō* gleichzeitig Verkürzung erfuhren, aber 2. nur *ĕ* [wegen ae. *-ere* < *ǣre* vgl. *Schw. Vbb. III* S. 35; Ursache war der Akzent, nicht etwa die Qualität [æ] gegenüber [ɛ] (vgl. oben § 9b), da ja auch *æ* < *ă* synkopiert wurde], nicht *ŏ* vor dem *i*-Umlaut synkopiert wurde, 3. nach diesem erst die gleichzeitige (Luick § 309) Synkope von *ĭ*, *ŭ* erfolgte, dann erst 4. die Verkürzung von *ī*, *ū* eintrat, daher ae. *lōcode.*

[2]) vgl. sub f *δ*.

[3]) vgl. § 13.

[4]) vgl. § 12.

[5]) vgl. v. Helten *Gramm.* § 22 *δ*.

reord < *lélōt* usw., deren *ō* nicht auf junger Spaltung beruht, sondern auf altem Ablaut, der als solcher vom Urg. her sicherlich keinen Akzentunterschied hatte. Bei den Verba pura hat man durchweg *ē* anzunehmen[1]); angl. Restformen fehlen. Früher Sieg von *ē* wäre besonders verständlich, wenn er bereits vor der Verallgemeinerung des präs. *u̯* stattgefunden hätte, als der Anlautkonsonant allein die Wurzel trug.

γ) Beide Erscheinungen stehen sicherlich in ursächlichem Zusammenhang: Die Erhaltung der *ō*-Stufe in der *ai*-Klasse nur auf angl. Gebiet wurde gestützt durch den Bestand der *ō*-Stufe bei *ē*-Verben im Angl., nicht aber weiter südlich. Am klarsten wird dieser Zusammenhang, wenn man[2]) annehmen darf, daſs *ō*-Abtönung eigentlich nur dem Sing. zukam. Sing. *ō*: Plur. *ē* der *ē*-Klasse und Sing. *ō* : Plur. *ē* der *ai*-Klasse, alte und junge Doppelheit stützten sich gegenseitig in einer gröſseren Gruppe von Verben. Doch mag umgekehrt auch die Ausbildung von *ai* > Sing. *ō* : Plur. *ē* erst zur Regelung der *ō*/*ē*-Formen der *ē*-Klasse beigetragen haben. Wie dem auch sei, die Existenz einer gröſseren Gruppe von Prät. auf -*ō*-, -*ē*- im Angl. durch die Existenz des alten Ablauts war die Ursache der Erhaltung der Besonderheit der *ai*-Klasse.

δ) Diese Auffassung scheint auch in gewisser Weise bestätigt zu werden durch die *au*-, *ō*-Klassen. Hier ist bis auf *beoft* der Sing. völlig versunken. Warum? Hier trat kein Ablaut zwischen Sing. und Plur. ein, sondern vielmehr ein zunächst nur geringer Unterschied in der Quantität des *ō*.[3]) Es siegte daher durchweg der Konsonantenschwund des Plur. — genau wie bei den *ai*-, *ē*-Klassen auſserhalb des Angl.; der Rest *beoft* als solcher ist schwer zu begründen. An die Stelle von **e*-*ō* trat dann analogisch *e*-*ō* gemäſs e).

g) So veranschaulicht das Angl. in Fragmenten noch ein wichtiges Stück des ursprünglichen Kampfes zwischen Sing. und Plur. der langsilbigen Klassen. Hier kam offenbar der Konsonantenschwund zunächst nur dem Plural zu. Demnach werden bei dem Konsonantenausfall voraufgegangen sein die *ă*-Klassen sowie die Plurale der Langklassen. Gesiegt

---

[1]) vgl. § 30 b. [2]) So auch Bethge 356.
[3]) vgl. oben sub e).

hat gewöhnlich der Plural, weil in der Vokalqualität durchweg kein Unterschied bestand, in der Quantität zunächst nur ein geringer.

h) Wesentlich geringer an Zahl sind die Restformen des An., nur *sera* und *rera* sind ursprünglich.[1]) Der Wurzelanlautkonsonant hielt sich wohl wegen der Verundeutlichung des Stammes.

i) Für das Alter des Konsonantenschwundes ergeben sich folgende Anhaltspunkte:

α) nach Abzug der Goten, etwa um 0,

β) vor Abzug der Angelsachsen, also vor 5. Jh.,

γ) Sonderentwicklungen des Ae. zeigen doch wohl an, daſs der Vorgang nicht allzu lange vor dem Auszug der Angelsachsen liegt.

δ) *hēt* setzt Nichtvorhandensein der Brechung voraus; der Schwund liegt also vor der Brechung. Diese geht dem *i*-Umlaut voraus, doch zwischen beiden Prozessen liegt noch die Palataldiphthongierung.[2]) Letztere hat keine kontinentale Parallele[3]), die Brechung nur flüchtige. Die Brechung fällt also wohl in das Ende der kontinentalen Zeit, wohl um 400.

ε) Daraus, daſs der Konsonantenschwund im Ae. bereits den Wandel *à* > *u*/*o* voraussetzt, läſst sich nichts Rechtes gewinnen. Diese Verdumpfung liegt jedenfalls vor der Aufhellung.[4]) Die Aufhellung selbst aber läſst sich nur als vor der Brechung datieren, und diese fällt[5]) um 400. Luick[6]) setzt die Aufhellung „vielleicht“ ins 3.—4. Jh. Also war *u*, *o* zuvor erreicht.

Der Konsonantenschwund ist mithin zu datieren zwischen 0 und 5. Jh., genauer vor c 400, aber nicht allzu lange davor: 1. Hälfte des 4. Jh. wird wohl das Richtige treffen.

---

[1]) vgl. § 27. [2]) vgl. Luick § 291.

[3]) ebd. § 175.

[4]) Dem Wandel *a* > *o*, *u* liegt parallel der Wandel *ai* > *ō*, den Luick § 121 nur als vor dem *i*-Umlaut zu datieren weiſs. Im Vollton wurde *ai* > *ae*, darin *a* wegen *e* durch Dissimilation vor Aufhellung bewahrt, und wohl > *aə* > *ā* (so Jordan ESt 48, 154, der zu Recht Luicks Konstruktion § 122 ablehnt); ähnlich wohl nebentonig *ae* > *oe* > *oə* > *ō*.

[5]) vgl. *δ*. [6]) a. a. O. 266.

Über die Urheimat des Konsonantenschwundes sind nur vage Vermutungen möglich. Sie lag wohl nicht im Gebiet der Angeln. Da der Norden immerhin noch *sera*, *rera* hat, das Ws. aber konsequenten Schwund, so war der Ursprung wohl südlich der Angeln, wahrscheinlich also im kontinentaldeutschen Raum. Von dort dürfte eine eigentlich südliche Eigentümlichkeit des Germ. sich ausgebreitet haben.

k) Hervorhebung verdient nochmals die Wichtigkeit des Ae. Während auf dem gesamten übrigen Gebiet durchweg die Pluralform maſsgebend wird, siegt im Ae. allenthalben bei den *ă*-Klassen der Sing.; ebenso zeigt das Angl. Reste bei den *ai*-, *ē*-, *au*-Klassen. Späterhin wurden diese letzteren durch die Synkope im Plural reduziert. Die ae. Sonderstellung erklärt sich aus dem kolonialen Charakter der Sprache.

l) Über die einzelnen Präteritaltypen — abgesehen vom Angl. — läſst sich kurz sagen:

Bei den *ă*-Klassen hat plur. *eə* > *ē*² gewöhnlich gesiegt, das wohl alsbald, seit spätestens 5. Jh., entstand.[1]) Im Ae. hingegen gewann *e-u* des Sing. die Herrschaft, das wohl auch alsbald zu *eu̯* sich entwickelte.

m) In den palatalen Langklassen der *ai*- und *ē*-Verben wurde der Hiatus der beiden *e*-Laute von Wurzel und Reduplikation wohl auch alsbald zu *ē*² beseitigt.

n) In den velaren Langklassen der *au*- und *ō*-Verben entstand[2]) zunächst *e-ō*: Länge des 2. Elementes wird gewährleistet namentlich durch das Afrs. Abweichend von den andern Klassen hatte diese Hiatfolge *e-ō* zunächst keinen Rezeptionslaut. Im Norden fehlte jede Möglichkeit, so daſs zunächst *i-ō*, dann (*iŏ*? >) *i̯ō*, bestand. Ähnlich fehlte dem Ae. ein entsprechender Laut, da wg. *eǫ* dort nicht bestand; so wurde erst in 2. Hälfte 7. Jh. *eō* > *eŏ* > *ēǫ* = wg. **eu̯*. Auch das Afrs. weist auf längere Erhaltung von *e-ō*, obwohl dort wg. **eǫ* vorhanden war; die Lage ist wohl ähnlich der im Ae. zu beurteilen, indem auch hier die Kontraktion erst nach dem Übergang unbet. *o* > *a* eintrat.

Auf deutschem Gebiet gilt die Entsprechung von wg. *eǫ*, weil dieses keine Veränderung zu *ea̯* wie im Afrs. durchmachte.

---

1) vgl. § 9. 2) vgl. § 13.

Die genauere Chronologie der Verkürzung *e-ō* > *e-ŏ* und Diphthongbildung *eǫ* ist schwierig. *r*-Formen um 800 bezeugen wohl noch Zweisilbigkeit. Andrerseits war *eō* > *eǫ* früh genug, um noch die Wandlung *eǫ* > *io* mitzumachen: Diese beginnt im Süden wohl in 2. Hälfte des 8. Jh. und ergreift das Frk. im 9. Jh. Die Einsilbigkeit war also wohl im Süden im allgemeinen im 8. Jh. erreicht.

Die ursprüngliche Hiatusfolge *e-ō* wurde also zunächst im Anglofries. — in 2. Hälfte 7. Jh. —, etwas später — im 8. Jh. — auf deutschem Gebiet, zuletzt — frühestens im 11. Jh. — im Norden beseitigt.

o) Zur Entwicklung der angl. Sondertypen ist endlich zu bemerken:

α) Zur Chronologie wurde oben[1]) dargetan, daſs die Synkope im Plural sich vollzogen haben muſs nach Velarumlaut und Ebnung, aber vor dem Ausfall von intervok. $\chi > h$. Velarumlaut und Ebnung werden mit Luick[2]) der Zeit um 700 zuzuweisen sein und sind wohl[3]) im wesentlichen gleichzeitig.[4]) Der Schwund des *h*[5]) gehört der Zeit nach der Ebnung an, und ist, da die ältesten Aufzeichnungen noch ziemlich oft *h* schreiben[6]), wohl dem Anfang 8. Jh. zuzuweisen. Die Synkope lag also wohl um 700—725.

Sie fällt damit allgemein hinein in die noch nicht restlos aufgeklärte Synkope nach kurzer Tonsilbe.[7]) Aber diese Verbalfälle sind auffallend einerseits durch die Konsequenz, indem trotz zahlreicher Belege irgendwelche Doppelformen fehlen — andrerseits durch die Frühzeitigkeit, denn nach Weyhe[8]) wäre z. B. *-lŭk-* der Mittelsilbe sowohl im Süden wie im Angl. erst in 2. Hälfte 8. Jh. synkopiert worden. Beide Umstände lassen doch nur den Schluſs zu, daſs die Entwicklung sich auſserhalb der „Lautgesetze" vollzog, indem sich das Streben nach Silbengleichheit von Präs. und Prät. wie sonst im st. Vb. erneut[9]) geltend machte.

---

1) § 7c. 2) §§ 233, 240, 291.

3) ebd. § 240.

4) Auch aus dem Verhältnis von *heht* und *leolc* läſst sich leider nichts über die relative Chronologie ableiten.

5) ebd. § 239. 6) vgl. Bülbring § 529, Luick § 249.

7) Luick § 335ff. 8) PBB 31, 50ff. 9) vgl. § 6.

β) Der Charakter des synkopierten Vokals wird unter diesen Umständen auch zweifelhaft. Die Synkope nach kurzer Tonsilbe ergreift von den velaren Vokalen nur ure. **u*. Dieses lieſse sich bei den Verben mit *ē*-Wurzel als *ō*ᵤ > *ū* erklären, denen sich die *au*-Verben angeschlossen haben könnten, ebenso die *ō*-Formen der *ai*-Verben. Aber da auch der *ēo*-Typ der Langsilbler kein *ū* < *ō*ᵤ aufweist[1]), so ist doch wohl **ō* anzunehmen, das über *ŏ* > *ă* [2]) schwand. Sowohl der Charakter des geschwundenen Vokals wie die Synkope als solche stellen den Vorgang neben die Lautgesetze und weisen hin auf die besondere Stellung der Formen im System.

2. Der Typus ae. *scęād.*

§ 32. Neben dem bislang besprochenem Haupttypus des Nordens und Westens findet sich noch ein andrer: Das Prät. zeigt denselben Vokal wie das Präs.[3]) Hier fehlte offenbar schon vor der germ. Akzentrevolution die Reduplikationssilbe vereinzelt — die Bildung entsprach der der gewöhnlichen starken Verben.[4]) Denn daſs hier ein Schwund der bereits betonten Reduplikation stattgefunden habe — das meint wohl v. Helten[5]) mit dem Ausdruck ,,betonte Prokope" —, ist doch völlig unwahrscheinlich. Auch Horns Bemerkung[6]) vermag[7]) nicht vom Gegenteil zu überzeugen.

Belege bietet namentlich der Norden; im Westen finden sich sichere nur im Ae. (*scęād*, *ȝanȝ*, *ȝeblond*). Im An. liegen sie namentlich vor bei den *ēx*-, *aux*-, *al*-Klassen.

Die auf diese Weise entstandenen Präterita des Typus **χlaup*, **ʒalð* standen auf einer Stufe mit solchen der Klassen I ff.; sie zogen infolgedessen Analogiebildungen des Typus **χlupum*, **ʒulðum* nach sich, die sich zum Teil gröſserer Beliebtheit erfreuten als die ursprünglichen Ausgangsformen, da diese selbst dem Präs. gegenüber nicht genügend charakterisiert waren.

---

1) vgl. § 13b*ε*2. 2) vgl. § 13b*ε*1.
3) Zum Ganzen vgl. auch v. Helten IF 23, 113 ff.
4) vergleiche Karstien 64, 74. 5) a. a. O. 114.
6) *Sprachkörper* § 29.
7) Trotz des Hinweises auf ebd. § 12.

Im Einzelnen bieten die hierhergehörigen Formen des Nordens mancherlei Schwierigkeiten, und eine eindeutige Entscheidung ist nicht immer zu geben. Die folgenden Ausführungen mögen hier genügen; für weitere Einzelheiten sei auf Karstien verwiesen.

§ 33. a) In der *ai*-Klasse[1]) zeigt im Westen nur das Ae. ein Beispiel in 3 aws. *scęād* hs. H der Cura gegenüber hs. C *sced*, das auch einmal in HC 363^{7}. Die ahd. Formen *ūzsceid* und *caheiz* sind mit Schatz[2]) fernzuhalten.

Im Norden sind die Belege problematisch. Die viel bemühten aisl. *heit*, *-om* mögen mit B. Hesselmann[3]) umgekehrte Schreibungen für *é* enthalten. Aisl. *hit* mit unklarer Quantität ist, falls nicht *hít* < *hét* lautlich entstanden (?), Neubildung zu Plur. **hĭtom*, der zu **heit* oder aber auch zu *hét* analogisch gebildet wurde, in letzterem Fall auf Grund des dial. Vorbilds[4]) *bét* : *bitom*. Das konsequente *sueip* — *suipom* mag auf Kontamination von *sueipa* „fegen, wickeln" mit einem dem got. *midjasweipains* 'diluvium', as. *forswīpan* „vertreiben", mhd. *swīfen* „sich emporschwingen" entsprechenden an. **swípa* beruhen.[5])

Auch die aon. Belege sind zweifelhaft. Mschw. *lēk* und gewöhnliches *hēt* können auf dial. Entwicklung von $ē^2$ beruhen: e^2 blieb *e* in Westschweden, Dalsland, Norrland und einem Teil von Svealand.[6]) Vereinzeltes rschw. *ait* mag ebensogut wie für **hait* auch für *hit* stehen, welch letzteres ebenfalls rschw. belegt ist. Dieses *hit* mag sowohl **hīt* < *hē²t* darstellen wie auch mit agutn. *hit* sich als Neubildung zu einem plur. **hĭtu* stellen, für das die obigen Erwägungen gelten.

b) In der *ē*-Klasse finden sich Belege nur im Norden.[7])

α) Vor allem gehören hierher awn. *tók*, *-om*, aon. *tōk*, *-o* sowie häufiges aschw. *lōt*, *-o* und mnorw. *lótom*: Durch die Erhaltung bzw. Verallgemeinerung des Ablauts *ō* wurde das

---

[1]) vgl. Karstien § 35. [2]) IA 41, 29.

[3]) Arkiv 27, 360ff. [4]) vgl. Noreen § 97, 2 Anm. 1.

[5]) vgl. F. Stamm, *Denominative Verben* (Diss. Münster 1919) 34; Karstien 66.

[6]) vgl. Hesselmann, Språk och Stil (Upsala), März 1905.

[7]) vgl. Karstien § 51.

Fehlen der Reduplikation begünstigt.[1]) Wegen aisl. **lót* vgl. sub d). Diese Präteritalformen gaben Anlafs zur völligen Entgleisung von got. *tekan — taitōk* zu *taka* st. VI sowie auch zu gelegentlichem an. *lăta*.

β) Äufserst fraglich dagegen ist die Zuordnung von erst mschw. *lāt*, *-o*; *rādh*, *-o*; *grāt* als Fortsetzung von **(le)lē¹t* usw.[2])

γ) Zweifelhaft ist auch die Beurteilung von aisl. *leit*, *greit*, *reiþ*.[3]) Falls es sich nicht nur um Schreibungen für *é* handelt[4]), ist Analogiebildung nach der Doppelheit *hét* : *heit* anzunehmen. Der analog. Plural aisl. *litom*, wozu wohl sekundär Sing. *lit*, entscheidet ebensowenig wie sub a).

Auch aschw. *lēt*; *grēt*, *-o*; *reþ*, *rēdho* können *e* - *ē²* enthalten[5]); agutn. *litu* — dazu Sing. *lit* — und mschw. *litu*, *gritu* sind wie sub a) zu beurteilen.

δ) Entsprechende ahd. Formen *leiz* und *reit* sind mit Schatz[6]) abzulehnen.[7])

e) Auch in der *au*-Klasse finden sich Belege nur im Norden.

α) Hierher gehören vor allem[8]) ngutn. *laup*, anorw. *laupu*, misl. *hlaupum*, während mschw. *løp — løpo* auf **iō* - **iō*[9]) beruhen könnten. Wenn auch in der älteren Zeit Belege spärlich sind, so sind diese Formen kaum erst sekundär zu *lupu* usw., die selbst der Erklärung bedurfen.

β) Neuformen zu *α*) auf Grund des Vorbilds der st. II. Klasse sind[10]) aisl. *hlupom*, aschw. *lupu* (dazu sekundär mschw. Sing. *lup*) und aisl. **usom*, durch *ysa* Opt. bezeugt.[11])

Diese Formen sind auch die Grundlage für aisl. *j-ukom*, *j-usom*[12]); danach auch anorw. *liupum*.[13])

---

[1]) vgl. § 54. [2]) vgl. Karstien § 48.
[3]) vgl. Karstien § 43—45.
[4]) So Hesselmann Arkiv 27, 351 ff.
[5]) vgl. sub a). [6]) IA 41, 29.
[7]) vgl. auch Karstien § 43. [8]) vgl. ebd. § 79.
[9]) Noreen II § 99. [10]) vgl. Karstien § 81.
[11]) vgl. *Geschichte* § 240 b. [12]) So Loewe 334, Janko 271.
[13]) Unwahrscheinlich darüber Karstien a. a. O. im Anschlufs an Heusler.

γ) Auch bei „hauen" scheinen entsprechende Fortsetzungen von *(*he*)*hagg*(*w*)*um* im rschw. und aschw. vorzuliegen, vgl. § 18a.

δ) Wg. Reste sind problematisch. Mhd. pl. *luffen* mit Part. *geloffen* sind wohl mit Behaghel Analogie nach *suffen* : *gesoffen*.[1]) Auch die spätae.-me. Belege 1 *ūthlupon* Peterb. Chron., 3. Sing. Opt. *lupe* Orrm sowie mehrfach me. Part. *lopen* sind fraglich; sämtliche Belege finden sich im Ostmittelland und mögen aus dem An. stammen.[2])

d) In der *ō*-Klasse[3]) bildet das einzige mit Prät. belegte Wort aisl. *blóta* die Formen *blét*, *-om*, entstanden wohl auf der Grundlage **blót* nach dem Vorbild von **lót* : *lét*.[4])

Völlig verschwunden ist **blíót*.[5]) Die einstige Existenz ist wahrscheinlich wegen anorw. dalek. *lēp* „lief" : *hlióp* = *blét* : **blíót*.[6])

e) Die *al*-Klasse erfordert in diesem Zusammenhang mehr Raum:

α) aisl. *heilt*[7]) wird gewöhnlich als *hét* : *heit* = **hēlt* : †*heilt* gedeutet. Doch möchte auch[8]) *heilt* Schreibung für *hélt* sein. Die ahd. Belege *biheilt* Fuldaer Beichte A und *untarfeille* Rb sind fernzuhalten. Ersteres ist sicherlich verschrieben, letzteres gehört zum schw. Vb. *fellen*.[9])

β) Dagegen aschw. *fal*[10]) gehört mit Sicherheit hierher, ebenso die nach dem Nebeneinander von *f*(*i̯*)*ol*[11]) entstandenen sekundären aschw. *fial*, > *fiæl* (ngutn., dal. *fiæll*) und mschw. Plur. *fielle*.

γ) Ähnlich wohl **hialt* (ngutn., dal. *jælt*), dazu agutn. Plur. *hieldu*, anorw. *hiældo*.

δ) Verwickelt ist das an. Formenbild von „walten"[12]): 1) Aschw. *valt* < **vald* < **u̯alð* zu *valda* entspricht *fal*; dazu die jungen Analogiebildungen mit Übernahme von aus-

[1]) vgl. auch Karstien § 81.

[2]) vgl. Ekwall AB 21, 53, auch v. Helten IF 23, 114; die bei Karstien § 81 gegebene Deutung ist unhaltbar.

[3]) vgl. Karstien § 85.

[4]) So Janko 289.

[5]) vgl. Karstien § 82.

[6]) So Loewe 339.

[7]) vgl. Karstien § 102.

[8]) vgl. Hesselmann a. a. O. 355[1].

[9]) Schatz IA 41, 29.

[10]) vgl. Karstien § 105.

[11]) § 15b ζ.

[12]) vgl. Karstien 139f.

lautendem *lð > lt aschw. *vulto*, *volto* mit sekundärem Sing. [*v*]*ulte*, *volte*. 2) Aisl. 1 *ullom* mit Opt. *ylle* mit *ll* < **lþ* sind zu begreifen als Analogiebildungen nach st. III zu ausgestorbenem Sing. **vall* < **u̯alþ*, bezeugt durch aschw. Inf. *valla*; ebenso auch aisl. (*v*)*ollom* mit sekundärem Sing. (*v*)*olla* mit einem wohl zunächst im Sing. entstandenen *o*. 3) Ähnlich ist erst späteres aisl. (*v*)*olda*, *-om* mit Opt. *vylda* gebildet zu **u̯ald* vor dem Übergang *ld* > *lt*.[1])

f) In der *an*-Klasse bietet nur das Ae. Belege in poet. *ȝanȝ* dreimal (Beow.), *ȝanȝan* einmal[2]), sowie 1 *ȝeblondan* Andr. 33 und 1 *ȝeblond* Cott. Vesp. A III (11. Jh.). Dagegen bair. *gang* ist als junge Analogie fernzuhalten[3]) und ahd. *pheing* Fuld. Beichte A[4]) sowie as. 1 *geing* Ess. Gl. als Fehler zu betrachten.

g) Endlich sei daran erinnert, daſs auch rschw. *buki* — *buku*, wozu vielleicht aisl. *buggiom* (Schreibfehler ?), auf einen Typus *(*ƀe*)*ƀugg*(*w*)*um* hinweisen kann.[5]) Sonst fehlen bei den Verba pura entsprechende Belege; denn 1 *ʰrowun* Li ist sicherlich Schreibfehler für *ēow*.[6])

II. Teil: Historisch-vergleichende Betrachtung.

A. Die Etymologien der reduplizierenden Verben.

§ 34. Als Grundlage der historisch-vergleichenden Betrachtung seien zunächst die idg. Basen, im wesentlichen im Anschluſs an Walde-Pokorny, zusammengestellt.

a) In der *ēx*-Klasse (§ 8) gehören sämtliche Verben zu idg. *ē*-Basen: ae. *slāpan* : *slēb* II, 430[7]), got. *tēkan* : *dēg* I, 786, ahd. *bāgan* : *bhēgh* II, 130, got. *grētan* (ae. *ȝrēotan*) : *ghrēd* I, 569, ae. *lǣtan* : *lēd* II, 395, ahd. *wāȝan* „wehen, blasen“: *u̯ēd* I, 222, ahd. *farhwāȝan* „verfluchen“: *qᵘēd* I, 513, ae. *rǣdan* : *rēdh* I, 74, ae. (*on*)*drǣdan* : *dhrēdh* I, 484[8]), ae.

[1]) Noreen I § 220; zum Ganzen vgl. auch § 53f).
[2]) vgl. Karstien § 101.
[3]) So Karstien 136, 159.
[4]) vgl. Schatz IA 41, 29, auch Karstien § 102.
[5]) vgl. § 27f).
[6]) vgl. § 29b.
[7]) Diese Verweise beziehen sich auf Walde-Pokorny.
[8]) Kaum mit Pogatscher AB 14, 182, Karstien 145 **ond-rǣdan*; vgl. § 8b*β*, c.

brǣdan[1]) : *bh(e)rēt* II, 158, got. *blēsan* : *bh(e)lēs* II, 179. Davon stellen möglicherweise *rē-dh* und *bh(e)lē-s* ursprüngliche Präsensbildungen dar.

b) In der *ōx*-Klasse (§ 11) gehört der gröſste Teil zu sicheren *ā*-Basen, so ae. *hrōpan* : *q(a)rāb* I, 353, ae. *flōcan* : *plāg*[2]) II, 91, ae. *swōȝan* „rauschen" : *su̯āgh* I, 215, ae. *blōtan* : *bhlād* II, 209, ae. *hwōsan*[3]) : *qᵘ̯ās* I, 506. Ebenso sind wohl auch zu beurteilen ae. *hwōpan*[4]) und ae. *swōȝan* „ersticken, bedecken, invadere" (*ȝeswōȝen* „ohnmächtig"), wohl zu *su̯ā-gh* II, 244, 252, vielleicht auch ae. *wrōtan* : *u̯(e)rād* I, 288.[5]) Auch für ae. *wēpan* ist wohl neben *u̯ab* I, 217 auch *u̯āb* anzunehmen.

c) Die *ai*-Klasse (§ 7) enthält[6]) Wurzeln verschiedener Herkunft, von denen einige kaum oder überhaupt nicht geklärt sind.

α) *ēi*-Basen liegen vor in ae. *hātan* : *qēi-d* I, 361, got. *maitan* : *mēi-d* I, 222 und wohl auch ae. *spātan* : *spēi-d*[7]), deren *d* wohl eher Determinativ als präsensbildend war. Dazu ae. *sc(e)ādan* : *sqēi-t* II, 542 und vielleicht auch *swāpan* : *su̯ēi-b* II, 518, während entgegen Sverdrup kaum hierher[8]) got. *fraisan* : *perēi* + präs. *s*[9]) und *lācan* : *lēig*, *zeisan* : *dēis*.

β) *āi*-Basis liegt wohl vor in ahd. *zeisan* : *dāi-s* I, 763[10]) und vielleicht (so Bezzenberger) in *hātan* : *qāi-d*.

γ) *ai*-Basis liegt nur vereinzelt vor in an. *eikenn* „rasend" : *aig* I, 11 und wohl auch in got. *fraisan* < *fra* + *ais* I, 12.[11])

δ) *ei*-Basis liegt vor in ae. *lācan* : *leig* II, 399 und ae. *ȝerāwan* : *rei-u̯* II, 343. Hierhin rechnet man zum Teil auch ae. *swāpan* : *su̯eib*[12]) und ae. *scādan* : *sqeit*.[13])

ε) Unbekannt ist die Etymologie für got. *þláihan* und got. *aikan* „sprechen".

---

[1]) vgl. § 8f). [2]) vgl. Nordmeyer Lang. 11, 216ff.
[3]) vgl. § 11b*α*. [4]) vgl. Literatur bei Feist *Wtb.*² 214.
[5]) Gewöhnlich zu *u̯red* (: *u̯er-d* mit Erweiterung) gestellt, so auch W.-P. I, 287 und Wissmann 104.
[6]) vgl. Feist 477f., Sverdrup 326ff.
[7]) vgl. II, 683. [8]) vgl. § 53l.
[9]) vgl. II, 29. [10]) vgl. § 53l.
[11]) vgl. § 53l. [12]) So Stamm 34, W.-P. II, 520.
[13]) So Stamm 54, Brugmann IF 32, 180; doch vgl. § 53h.

d) Die *au*-Klasse (§ 10) enthält in der Mehrzahl *a*ͯ*u̯*-Basen:

α) *au̯* ist Grundlage in aisl. *ausa* : *au̯(e)s* I, 27, ae. **hēafan*[1]) : *kau-p* I, 331, ae. *ēacen* : *au̯(e)g* I, 22, ae. *ēaden* : *au̯-dh* I, 16, wohl auch in ae. *bēatan* : *bhau-d* II, 127 mit vielleicht ursprünglich präsensbildendem *d*; dazu ae. *ēawan*[2]) : *au̯* I, 17. Hirt[3]) bestimmt als „höchstwahrscheinlich" hierher gehörig auch got. *stautan* und ae. *hlēapan*.

β) *ou̯* ist wohl die Basis in ae. *hlēapan* : *k̂lou-b* I, 474.

γ) *eu̯*-Basis liegt vor in ahd. *scrōtan* : *(s)q(e)reu-t* I, 586[4]), ebenso wohl in got. *stautan* : *(s)teu-d* II, 618[5]); hingegen ist **kleu-b* > *hlēapan* recht fraglich.

δ) *āu̯* bildet die Basis in *hēawan* : *qāu̯* I, 330.

e) Von der *al*-Klasse (§ 15) gehören einige Wörter zu *a*- und *o*-Basen, die meisten zu *e*-Basen.

α) *a*-Basis haben *sealtan* : *sal-d* II, 452[6]), got. *alþan* : *al-t* I, 86[7]), ae. *wealdan* : *u̯al-t*, *-dh*[8]) I, 219[9]), ae. *wealcan* : *u̯al-g* I, 301, 304, *weallan* : *u̯al* + präs. *n* I, 302.

β) *o*-Basis besitzt *feallan* : *phol* II, 103[10]) mit präs. *n*.

γ) *e*-Basis liegt vor in ae. *fealdan* : *pel* + determ. (kaum präs.) *t* II, 56, ahd. *walzan* : *u̯el* + *d* I, 302, ae. *stealdan* : *st(h)el* + *dh* II, 463, ahd. *scaltan* : *sqel* + det. *t* (*dh*?) II, 594, ahd. *spaltan* : *(s)p(h)el* + *t*[11]) II, 678 sowie *healdan* : *qel* + *dh*, *t*[12]) I, 443.

f) Auch in der *an*-Klasse (§ 16) gehören die meisten Verben zu *e*-Basen; doch finden sich auch einige andere.

α) *e*-Basen haben *ʒanʒan* : *ĝhengh* I, 588, *blǫndan* : *bhlendh* II, 216, got. *staggan* : *stengh* II, 622, wohl auch got. *þraggan* : *brengh*[13]) und *blǫnʒan* : *bhlengh* II, 215, vielleicht ae. *hōn* : *kenk* I, 383.

---

1) vgl. § 10d.
2) vgl. § 10e.
3) *Idg.* II § 45.
4) Stamm 49 nimmt *-dh* an.
5) vgl. Stamm 48.
6) vgl. ebd. 56f.
7) *al-dh-* Brugmann PBB 43, 320.
8) vgl. § 53f).
9) Anders Stamm 34.
10) vgl. Brugmann IF 32, 192.
11) Kaum präs.; vgl. Stamm 53.
12) vgl. § 53e.
13) vgl. Brugmann a. a. O. 180 und II, 675.

β) *a*- oder *o*-Basis steht zur Erwägung für *hōn*, falls zu *k̂ank*[1]) oder zu *k̂onq.*[2])

γ) *fōn* gehört als **pə-n-k̂ó* zu *pāk̂* II, 2[3]); *spǫnnan* und *bǫnnan* sind *neu̯*-Präsentien[4]) zu *spē(i)* II, 655 bzw. *bhā* II, 124, also **spə-nu̯-ó, *bhə-nu̯-ó.*

g) Die Verba pura auf *ō* entsprechen

α) *ā*-Basen in *hlōwan* : *k(e)lā* I, 443 und aisl. *sóa* : *sā* II, 444,

β) *ō*-Basis in ahd. *muoen* : *mō* II, 302,

γ) *ē*-Basen mit Abtönung *ò* in ae. *blōwan* : *bh(e)lē* II, 176, *ȝrōwan* : *gh(e)rē* I, 645, *rōwan* : *(e)rē* I, 143,

δ) *ēi̯*-Basis mit Abtönung *òi̯* in ae. *spōwan* : *spēi̯* II, 656.

ε) Zu *eu̯*-Basen gehören ae. *flōwan* : *pleu̯* II, 94, *ȝlōwan* : *gh(e)leu̯* I, 627, *snōwan* : *sneu̯* II, 696, got. *bauan* : *bheu̯* II, 140, aschw. *trō(a)*[5]) : *d(e)reu̯* I, 804 sowie aschw. *gnōa*, got. *bnauan*, vgl. unten sub i).

h) Die Verba pura auf *ē*[1] entsprechen

α) durchweg idg. *ē*-Basen, so ae. *māwan* : *(a)mē* II, 529, *blāwan* : *bh(e)lē* II, 179, *wāwan* : *(a)u̯ē* I, 220, *cnāwan* : *ĝ(e)nē* I, 579, *crāwan* : *g(e)rē* I, 592, *þrāwan* : *t(e)rē* I, 729, *sāwan* : *sē* II, 459[6]), ahd. *bāen* : *bhē* II, 187, *nāen* : *nē* II, 694, wohl auch got. **láian* : *lē* II, 376.

β) *ēi̯*-Basis liegt vor in ahd. *tāen* : *dhēi̯* I, 829 und got. *fáian* : *pēi* II, 9. Doch ist die ursprüngliche Basis nicht immer mit Sicherheit festzustellen, vgl. Walde-Pokorny sub *(a)u̯ē[i]* I, 220, *nē[i]* II, 694, *sē[i]* II, 459, *dhē[i]* I, 829 sowie oben §§ 25, 26fα.

i) Verba pura auf *ū* entsprechen idg. *eu̯*-Basen, so aisl. *búa*, wg. **būan* : *bheu̯* II, 140, aisl. *snúa* : *sneu̯* II, 696, aisl. *lúenn*[7]) : *leu̯* II, 407; ebenso gehört wohl aisl. *gnúa*, **bnúa* zu einer *eu̯*-Basis[8]), vielleicht auch aisl. *fúenn* : *peu̯*[9]) und ae. *ȝeþrūen* : *t(e)reu̯* I, 731.[10])

---

[1]) vgl. W.-P. I, 383.

[2]) So Brugmann a. a. O. 192; vgl. W.-P. I, 461.

[3]) vgl. § 53b.

[4]) vgl. Raith 40 und Wissmann 159.

[5]) vgl. § 22B2.

[6]) Wegen des Got. nicht als *ēi̯*-Basis zu betrachten; vgl. § 24.

[7]) vgl. § 23g.

[8]) vgl. Feist s. v. *bnauan*, sowie W.-P. I, 585, II, 315.

[9]) vgl. W.-P. II, 82 und an. *feya* „faulen lassen".

[10]) Doch vgl. auch § 48bβ3.

B. Der idg. > urg. Vokalismus der starken Verben.

§ 35. Überblickt man die germ. starken Verben, so heben sich zwei große Abteilungen heraus, die durch die üblich gewordene Darstellung der altgerm. Grammatiken verschleiert werden. In den Klassen I bis V finden sich durchweg idg. *e*-Basen : idg. *ei̯x* in Klasse I, dazu ae. *wāt*, got. *lais*; idg. *eu̯x* in Klasse II, dazu ae. *dēaʒ*; idg. *e* + Liquida oder Nasal + Konsonant in Klasse III, dazu ae. *dearr*, *þearf*; idg. *e* + Liquida oder Nasal in Klasse IV, dazu ae. *sceal*, *mǫn*; idg. *e* + Verschlußlaut oder Spirant in Klasse V, dazu ae. *ʒeneah*.[1]) In der VI. Klasse und unter den redupl. Vbb. finden sich vornehmlich andere als *ĕ*-Basen, wenn auch solche vorhanden sind. Es wird sich daher empfehlen, zunächst einmal den Ablautunterschied zwischen VI. und redupl. Klasse zu betrachten.

§ 36. Lichtbringend ist zunächst einmal die Gruppe der *ā*-Basen.

Einerseits erscheinen in VI *u̯ādh* I, 217 > ae. *wadan*, *dh(e)rāgh* I, 875 > ae. *draʒan*, *sāg* II, 449 > ae. *sacan*, *s(e)qābh* II, 559 > ae. *sc(e)afan*, *qlā-t* I, 489 > ae. *hladan*, *lāb* II, 383 > ahd. *laffan*, *stā-t* II, 603 > ae. *standan* sowie mit *j*-Präs. *s(e)qāb* II, 562 > ae. *scieppan*.

Andrerseits erscheinen redupl. die oben § 34 b erörterten idg. *q(a)rāb*, *plāg*, *su̯āgh*, *bhlād*, *q^{u}ās* usw., dazu *u̯āb* > *wēpan* mit *j*-Präs.[2]) sowie die Verba pura (§ 34 g α) *hlōwan*, *sóa* < *k(e)lā*, *sā*.

Der Unterschied in der Präsensbildung beruht darauf, daß die redupl. vollstufig sind, hingegen in VI Endbetonung, daher *ā* : *ə* > *a*, vorliegt. Das idg. Perfekt aller dieser *ā*-Basen zeigte wohl *ā* ohne Unterschied der Numeri.[3]) Der Unterschied zwischen den Typen got. *sōk(un)* und *faíflōk(un)* läßt sich doch offenbar nur im Hinblick auf die zugeordneten Präsentien verstehen: Fehlender Ablaut im Germ. zwischen

---

[1]) Die Sondergruppe der Verben wie ae. *breʒdan*, *feohtan*, *brestan* — zu *e*-Basen auf Verschlußlaut oder Spirant gehörig, aber um ein Präsensformans erweitert — kann hier beiseite bleiben.

[2]) vgl. § 11 b *β*.

[3]) Zur Frage der Abtönung *ā* : *ō* bemerkt Hirt *Idg.* II § 191 „nicht unbedingt sicher“.

Präs. *ā́* > *ō* und Perf. *ā* > *ō* zeigt Reduplikation, nicht aber das System *a* : *ō* < *ə* : *ā*. Das *n*-Part. sollte von Hause auk Minderung *ə* > *a* zeigen. Diese gilt in VI, während red. sekundär ist.

Sonderentwicklung zeigt *bhā* mit *bhə-nu̯-ô*[1]), indem gemäfs § 46 **bhənu̯-* > *bann-* = *bann-* < **bhānu̯-*; ähnlich *pāō* mit **pə-n-k̂ô*[2]), indem **pənk̂-* > **fanʒ-* = *fanχ-* < **pānk̂-*. s

§ 37. Ebenso gelagert sind die wenigen *ō*-Basen, wohl mit Perfekt *ō*. Einerseits in VI *bacan* : *bhōg* II, 187[3]) und mit *j*-Präs. ae. *hliehhan* : *qlōq* I, 496; andrerseits aschw. *mōin* : *mō* (§ 34 g β).

§ 38. a) Von den *ă*-Basen erscheinen in VI *ag* I, 38 > ae. *acan*, *agh* I, 40 > got. *ōg*, *aĝ* I, 35 > an. *aka*, *al* I, 86 > ae. *alan*, *an* I, 56 > got. *ōn*, *dhabh* I, 824 > ae. *ʒedafen*, *slak* II, 706 > ae. *slēan*, *tu̯aq* I, 747 > ae. *þwēan* sowie mit *j*-Präs. *prat* II, 86 > got. *fraþjan*, *qap* I, 342 > ae. *hebban*, *sap* II, 451 > as. **seffian*.

Redupl. Prät. hingegen bilden 1. *sal-d*, *al-t*, *-dh*, *u̯al-t*, *-dh*, *u̯al-g*, *u̯al-n* (§ 34 o α); 2. vielleicht *k̂ank* (§ 34 f β), 3. *au̯s*, *kau̯-p*, *au̯g*, *au̯-dh*, *bhau̯-d* usw. (§ 34 d α), 4. *aig*, ? *ais* (§ 34 o γ).

Bei den *a*-Basen ergab sich im Präs. unabhängig von der Betonung germ. *a* < idg. *a* bzw. *ъ*.[4]) Das Perfekt hatte idg. D *ā* ohne Numerusabstufung wie lat. *scăbo* : *scābi* zu Basis *sqab(h)*.[5]) Dieses *ā* ergab urg. *ō* vor einfachem Konsonanten in VI; hingegen vor gedecktem *l*, *n* mufste Verkürzung eintreten und sich urg. *ă* ergeben, so dafs Präs. und Perf. im Vokalismus zusammenfielen; ähnlich war die Entwicklung in den Perfekttypen *āu̯x*, *āi̯x*.[6]) Im Part. galt Reduktion *ъ* > *a*, so dafs der Zusammenfall mit dem Präsens sowohl in VI wie redupl. lautgerecht war.

b) Für sich steht ahd. *ierun—giar(a)n*, mhd. *ier—ieren—g(e)ar(e)n* zu idg. *arā* I, 78. Prät. $\bar{e}^2$ wird wie bei den andern

---

1) vgl. § 34 f γ.

2) vgl. § 34 f γ.

3) Wegen germ. *bakkan* vgl. § 46.

4) vgl. Krogmann Anglia 57, 382.

5) vgl. auch Hirt *Idg.* IV, 274.

6) vgl. Brugmann *KVG* § 310.

a-Präsentien auf der Vorstufe **é-ar(a)* usw.[1]) beruhen, indem **e-ar* > *e-ər* > *$*ē^2r$*. Nach dem Verhalten der übrigen idg. *ă*-Basen aber wäre Perf. **āra* > ahd. **uor* zu erwarten. Wenn dieses fehlt[2]) und dafür die Bildung urahd. **é-ar(a)*, wohl nach dem Vorbild von **é-aik(a)*, **é-auk(a)* usw., eintrat, so wohl deshalb, weil bei vokalisch anlautender Wurzel im Falle des Ablauts nur noch der auslautende Konsonant der Wörter die Formen verknüpfte und diese Verbindung als nicht genugend empfunden wurde. Soweit das Wort in andern germ. Sprachen bezeugt ist, hat das *j*-Präsens (ahd. mhd. *erren*, mhd. *er(e)n*) die gesamte Flexion bestimmt, so afrs. *era*, ae. *erian*, an. *eria*; ebenso gilt mhd. vielfach *erte* — *g(e)ert*; im Got. ist nur *arjand-* belegt.

Sonstige starke Verben mit anlautendem *a* fehlen auf deutschem Sprachgebiet. Auf anglofries. Gebiet begegnet ae. poet. (Reimlied) *ōl* : *alan*, während zu ae. *acan* „schmerzen" das Prät. nicht belegt zu sein scheint. Ähnliche Formen liegen im Norden vor in awn. *ól* : *ala*, *ók* : *aka* „fahren", aschw. *ōk* : *aka* „fahren", aber auch in got. *ōn* : *anan*; *alan* ist im Schwed. und Got. nur im Präs. belegt; isoliert sind got. *alþans*, aisl. *aldenn*.

Aber auch bei den mit *a*-Diphthong anlautenden „reduplizierenden" Verben fehlen im Westen sämtliche Präteritalformen, hier auch im Ae. Belegt sind nur (got. *aiaik*, *aiauk*) aisl. *iók*, *iós*. Es widerstrebte wohl dem Westen im Gegensatz zum Norden der durch die Kontraktion entstehende Vokalwechsel im Anlaut. Germ. *aikan*, *aukan*, *ausan*, *auʒan*, *auðan* sind mehr oder minder restlos verstorben.

Erst jüngeren Ursprungs ist das sekundäre mhd. *(h)eischen*, *v(e)reischen* — *(h)iesch*, *vriesch*, mnl. *(h)eschen*, *v(e)rēschen* — *(h)iesch*, *vriesch* gegenüber ahd. *eiskon*, as. *escon*, ae. *āscian*, entstanden unter Einfluſs des bedeutungsverwandten *heizen*, *hēten*.

Anders gelagert sind auch die Fälle der Perfectopräsentien **aiχ aiʒum*[3]) und got. *og* : idg. *agh*. Zuzugesellen ist

[1]) vgl. auch Janko 305, 313 und Karstien 141. Loewes Annahme a. a. O. 308 urg. *$*e\text{-}ē^1ra$* > *$*ē^2ra$* ist hinsichtlich der Bildung der Ausgangsform unhaltbar, vgl. schon Janko 313, Feist 508, Karstien 141.

[2]) Über ahd. *ir-uorit* vgl. § 20. [3]) vgl. § 43.

ann-unnum zu idg. *ans* I, 68, dessen Sing. eine Neubildung nach dem Vorbild der III. Klasse zu dem *neu̯*-Präs. Pl. **ns-nu-mé* > **unznum* > *unnum* darstellt und sich mit parallelem *kann* : *kunnum* < **ĝᵬn(ə)-nu-mé* : *ĝenē* eng verband.

Von hier aus fällt wohl auch Licht auf das Prät. zu *etan*. Nicht nur im Plural wie sonst in Klasse V erscheint *ē*¹, sondern auch im Sing. Zwar ist as. *a* ebenso wenig wie afrs. *e*[1]) in seiner Quantität zu bestimmen, aber got. *frēt*, aschw. *āt*, awn. *át*[2]), ae. *ǣt*, *ēt*, ahd.-mhd. *āʒ* lassen *ē*¹ als gemeingerm. erscheinen, neben das sich erst jünger durch Klassenanalogie (ahd.)-mhd., vornehmlich fränk., *ăʒ*[3]) und vereinzeltes ae. *æt*[4]) stellt. Wahrscheinlich wurde auch hier statt **oda* > **at*(*a*) neugebildet **e-eda* > urg. **ē*¹*t*(*a*), das durch *ē*¹*tum* des Typus *sētum*[5]) gestützt wurde.[6])

Ist diese Vermutung richtig, so muſs wohl angenommen werden, daſs das Germ. aus Gründen des äuſseren Formenzusammenhangs ursprünglich auf dem gesamten Gebiet bei den vokalisch anlautenden starken Verben das Prät. durch Vorsatz von Reduplikation *e-* vor die Präsensstufe bildete, also nicht nur *e-aik*, *e-auk*, *e-aus* usw, sondern auch *e-ar*, *e-al*, *e-ak*, *e-an* und *e-et* > *ē*¹*t*. Letzteres blieb, weil unentbehrlich und durch *ētum* gestützt, allenthalben erhalten. Hingegen wurde für *e-ax* im Norden einschlieſslich des Got. und vielleicht auch des Ae. nach dem Vorbild konsonantisch anlautender *a*-Verben auf einfachen Endkonsonanten *ōl*, *ōk*, *ōn* neu gebildet[7]), nach Ausweis von got. *ōn* wohl ziemlich früh. Im Norden wurde also das ,,Deutlichkeitsprinzip" früh aufgegeben, während der Westen eben deshalb die Wörter untergehen lieſs. Ebenso zeigt späterhin der Norden *iók*, *iós*, während im Westen derartige Wörter ebenfalls ausstarben. Eine Ausnahme macht nur das alltägliche **e-ar*(*a*) im Hd., während die anderen Gebiete das *j*-Präs. zur Grundlage

---

1) Belegt ist 1 aofrs. *et*.
2) Wegen Inf. *éta* vgl. Sturtevant JEGPh 34, 180.
3) vgl. Zwierzina ZfdA 44, 12.
4) In Li 1 *æt* neben 7 (*f r*)*et*(*t*).
5) vgl. § 4a.
6) vgl. Loewe 282, 309.
7) vgl. ebd. 309.

machten. Abgesehen von diesem Sonderfall ging der Westen anlautendem Vokalwechsel aus dem Wege, indem er die Verben aufgab.[1]) Nord und Süd scheiden sich in diesem Punkt. Das Ae. stellt vielleicht eine Art Übergang dar.

§ 39. Ähnlich gelagert sind die wenigen ŏ-Basen mit Perfekt ō, vgl. *fŏdio* : *fōdi*, *ὄζω* (< **ὄδι̯ω*) : *ὄδ ωδα*. Einerseits in VI *lok* II, 437 > ae. *lean*, andrerseits wohl *klou b* (§ 34 d β), *phol-n* (§ 34 e β) und vielleicht *k̄onq* (§ 34 f β).

§ 40. Aus diesen Gruppen § 36 ff. ergibt sich, dafs idg. ā-, ō-, ă-, ŏ-Basen im Germ. in VI. oder redupl. Klasse erscheinen, je nachdem der germ. Präteritalvokal gegenüber dem Präsens unterschiedlich war oder nicht. Die Ursachen der Gleichheit waren verschiedener Art. Von hier aus fällt auch Licht auf die ē-Basen.

Einerseits erscheinen in VI *gh(e)negh* I, 584 > ae. *gnagan*, *q(e)nēp* I, 393 > aisl. *hnóf*, *sneg* II, 697 > ahd. *snachan*, *(a)rēt* I, 74 > got. *garaþan*, *plek* II, 98 > ae. *flean*, dazu auch ae. *spanan* < *spə nō* (: *spē* II, 655) — *spōn*[2]) mit Übertragung des *n*-Präsens sowie mit *i̯*-Präs. *g*ᵘ*ebh* I, 674 > aisl. *kefia*, *skēth* II, 557 > ae. *scieððan* und auch *gheu̯* I, 565 > aisl. *geyia* — *gó* — *góm* (< *ōu̯).[3])

Andrerseits erscheinen redupl. *slēb* > ae. *slǣpan* usw. § 34 a.

Die Zugehörigkeit zu den verschiedenen Gruppen bestimmt sich nach dem Präsensvokal *a* < *ə* bzw. *e*¹. Ebenso ergab sich im Part. *ə* > *a*, so dafs *e*¹ in red. sekundär ist.

---

[1]) Zum Ganzen vgl. Behaghel PBB 48, 129.

[2]) Zu *spēon* vgl. § 16 e β.

[3]) Aschw. *gø[(i)a]* — *gøþe* ist durchaus *j*-Verb. Ae. *gēgan* „schreien, klagen" ist nur belegt durch Beda hs. C 3. Pers. *geþ* und *gende* sowie me. *gējen* (Jordan *Eigentümlichkeiten* 27 f.); dazu vielleicht 1 *gende* 'frenans' Ri vgl. Ritter Arch. 113, 186; ESt 54, 96. — *sp(h)i̯eu̯* II, 683 hingegen folgt wegen des Aoristpräsens **spi̯ū̯ó* der Klasse st. 1, daher ahd. *spīwan* — *spē* O — *spi(w)un* (O *spiun*) — *gispiuuan* T. Vom Prät. aus verallgemeinert sich im Alem. *w*-Ausfall (z. T. vielleicht Anlehnung an *scrīan*?), so *spian*, *span*, umgekehrt T *spēo* < analog. **spēw*. Mhd. *spei* nach *schrei*. Über sekundäre ahd.-mhd. Formen mit *uuw*, *u(w)* vgl. Braune § 331 Anm. 3, Wilmanns III, 41, Baesecke 212, Schatz § 433, Mausser 1083.

Im Prät. kennen die Verba st. VI. nur *ō*, die redupl. hingegen sowohl *ō* wie *ē*, und zwar überwiegt im Got. *ō*, im Norden und Westen *ē*.[1]) Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daſs die *ē*-Basen im Perfekt sowohl *ē* wie *ō* hatten, vgl. auch griech. *ἔρρωγα* und *ἔρρηγα* : *ῥήγνυμι*. Gewisse Erscheinungen der germ. *ai*-Klasse lassen vermuten, daſs ursprünglich Sing. *ō* : Plur. *ē* galt.[2])

Die germ. Entwicklung verlief verschieden: Einerseits war bei den *ə* > *a*-Präsentien der Anschluſs gegeben an die zahlreichen *ă*-Verben des Systems *a-ō-ō-a*, die sich zu *ā*-, *ō*-, *ă*-, *ŏ*-Basen stellten; daher verschwand in VI die Stufe *ē* völlig. Andrerseits bestand bei den vollstufigen *ē*-Präsentien zum Teil jedenfalls Zusammenfall von Präs. *ē* und (Plur.) Prät. *ē*. Dadurch trat zunächst Reduplikation ein und wurde dann auch analogisch auf die *ō*-Formen übertragen (vgl. got. *laílōt*, *taítōk*, *raírōþ*, *gaígrōt*; ae. *leort*, *dreord*, *reord*). Nachdem sich aber im weiteren Verlauf der Entwicklung die Reduplikation auf bestimmte, in der Wurzelsilbe vom Präs. nicht differenzierte Präterita beschränkt hatte, erfolgte gewöhnlich der Abbau des Ablauts *ō*. So zeigt gerade diese Gruppe der *ē*-Basen ein interessantes Gegenspiel von Ablaut und Reduplikation.

Sonderentwicklung nimmt *spē* II, 655 (vgl. § 34 f γ) mit Präs. *spə-nu̯-ó*, mit Verallgemeinerung des *nn* < *nu̯* in Perf. *spōnn-* > *spann*, *spēnn-* > *spinn*[3]), von denen letzteres als isoliert verstarb, hingegen **spannō* : **spann*(*a*) sich der Gruppe § 16 anschloſs.

§ 41. a) Entsprechendes gilt für die Verba pura auf *ē* wie ae. *cnāwan* < *ĝ*(*e*)*nē* usw. (§ 34 h α). Daſs hier der Ablaut *ō* auf dem ae. Gebiet, wo diese Verben als gröſsere Gruppe und nicht nur isoliert wie im Got.-an. vorhanden waren, noch energischer verdrängt wurde, wurde bereits § 30 b betont und erklärt.

b) Auch die *ēi̯*-Basen wie *dhēi̯*, *pēi̯* (§ 34 h β) muſsten von Hause aus wie *ēx*-Basen flektieren. Belege zur Beurteilung der starken Prät. im Germ. fehlen.

---

[1]) vgl. § 8 a.
[2]) vgl. § 31 f γ.
[3]) vgl. *Schw. Vbb. III* S. 116.

c) Sonderstellung nehmen natürlich ein die Verba pura zu *e*-Wurzeln, deren Präs. Abtönung *ŏ* zeigt wie ae. *blōwan* : *bh(e)lē* (§ 34 g γ). Dafs hier — umgekehrt wie sub a) — das Prät. mit *ō* schon früh gesiegt hat, ist selbstverständlich: sie schlossen sich den germ. *ō*-Präsentien an.

d) Ähnlich zu beurteilen ist ae. *spōwan* : *spēi* (§ 34 g δ).

§ 42. a) Gemeinsam in Klasse VI und redupl. finden sich auch eine Reihe von *ĕ*-Basen.

Einerseits in VI *ghrebh* I, 653 > ae. *ʒrafan*, *dhrebh* I, 875 > got. *draban*, *mel* II, 285 > ahd. *malan*, *gel* I, 622 > ae. *calan*, *ghel* I, 628 > ae. *ʒalan*, *per* II, 39 > ae. *faran*, *sqeg* II, 557 > ae. *sc(e)acan*, *treg* I, 755 > ae. *ʒeþracen*, *ureg* I, 319 > aschw. *vraka*, *ueĝ* I, 246 > ae. *wōc*, *peḱ* II, 16 > ae. *fæʒen*, *uekᵘ* I, 245 > ahd. *giwuog*, *med* II, 259 > ae. *mōt*, ferner *dheu* I, 835 > an. *dó*, *g(e)leu* I, 617 > an. *kló*, ae. *clōw*[1]), sowie mit *j*-Präs. *suer* II, 527 > ae. *swerian*, *steb* II, 264 > *steppan*.

Andrerseits redupl. 1) *pel-t* > ae. *fealdan*[2]), *uel-d* > ahd. *walzan*, *st(h)el-dh* > ae. *stealdan*, *sqel-t* > ahd. *scaltan*[3]), *sp(h)el-t* > ahd. *spaltan*[4]), *qel-dh* > ae. *healdan* (§ 34 e γ); 2) *ĝhengh* > *ʒanʒan*[5]), *bhlendh* > ae. *blǫndan*[6]), *stengh* > got. *staggan*, *brengh* > got. *praggan*, *bhlengh* > ae. *blǫnʒan*, ? *kenk* > ae. *hōn* (§ 34 f α); 3) *sq(e)reu-t* > ahd. *scrōtau*[7]), *steud* > got. *stautan*[8]), ?? *kleu-b* > ae. *hlēapan* (§ 34 d γ); 4) *leig* > ae. *lācan*, *rei-u* > ae. *ʒerāwan*, vielleicht *sueib* > ae. *swāpan*[9]) und *sqeit* > ae. *sc(e)ādan*[10]) (§ 34 c δ); endlich 5) *ueks* > ae. *weaxan*, *ued(h)sk-* > ae. *wascan*.[11])

b) Es handelt sich hier also um *ĕ*-Basen, die nach ihrem Bau zu erwarten wären in den Klassen I—III[12]), soweit sie red. sind — in den Klassen IV—V, soweit sie VI sind.

Der Erörterung bedarf zunächst das präs. *a* < *ŏ*. Auch in anderen Sprachen erscheinen ähnliche themat. Präsentien

[1]) vgl. § 48d. [2]) Stamm 53. [3]) ebd. 52.
[4]) ebd. 53. [5]) ebd. 25. [6]) ebd. 49.
[7]) ebd. 49. [8]) ebd. 48. [9]) ebd. 34.
[10]) ebd. 54. [11]) vgl. § 47.

[12]) In Klasse III würde man auch *wascan*, *weaxan* erwarten gemäfs *streq-dh* > *streʒdan* u. ä. (vgl. § 35), die wegen der Verallgemeinerung des Präsensformans in III statt in V erscheinen.

mit *ò*-Vokalismus zu *ĕ*-Basen. Aber kein einziges der germ. Präsentien kehrt in den andern Sprachen wieder, ebenso wie diese Beispiele aus andern Sprachen sich stets jeweilig auf eine Sprache beschränken. Das spricht dafür, dafs es sich um einzelsprachliche Neuerungen handelt, mithin auch die germ. Formen einzelsprachlich zu erklären sind.

Durch diesen Befund wird auch den Erklärungsversuchen von P. Gärtchen[1]) und F. Stamm[2]) die Basis entzogen, die allgemein den *ò*-Vokalismus der idg. Sprachen durch Assimilation an ein gleichwurzeliges Nomen der *ò*-Stufe, wie etwa *ȝrafan* nach *ȝræf* „Grab“ durch Fügungen wie „ein Grab graben“, erklären wollen.[3]) Überdies müfste bewiesen werden, dafs derartige Verben wesentlich auf den Gebrauch in engster syntaktischer Verbindung mit dem gleichwurzeligen Nomen beschränkt waren. Wohl aber können derartige Nebeneinander nachträglich eine Stützung der anderweitig entstandenen *ò*-Präsentien bedeuten, wie bei ae. *ȝrafan, faran, slēan.*

Die eigentliche Entstehung aber wird mit Brugmann[4]) anders zu deuten sein. Bei den *e*-Basen bestand neben dem System, das den Klassen I—V zugrunde liegt, eine Perfektbildung mit DA *ō* ohne Abstufung; solche *ō*-Perfekta sind namentlich kelt., aber auch griech. und ar. bezeugt. Genaueres über die Verteilung der beiden Formationen ist hier nicht erforderlich und läfst sich auch schwierig ausmachen. Man vergleiche etwa im Germ. die Doppelheit in ae., ahd.-mhd., as.-mnd., aschw. *ȝesworen* IV gegen vereinzelt ae. und mnd. sowie aisl., österr.-bair. *-a-* VI; aisl. *grafa*—*gróf* VI gegen anorw. *grefa*, aschw. *græva* — aisl. *grǫfom*; aschw. *vraka* VI gegen aschw. *vræka* V (ae. *wrecan* usw.); ferner auch aisl. *uxom* § 47 b sowie § 48. Indem das idg. Perf. *ō* dieser *e*-Basen im Urg. mit dem perf. *ō* < idg. *ō* der *ō*-, *ē*-, *ŏ*- bzw. idg. *ā* der *ā*-, *ă*-Basen[5]) zusammenfiel, ergab sich eine sekundäre Präsensbildung nach Klasse VI. Etwas anders gelagert sind

[1]) *Die prim. Präsentia mit o-Vokalismus.* Diss. Breslau 1905.

[2]) *Die denom. Verben prim. Charakters.* Diss. Münster 1919.

[3]) Vgl. zu den einzelnen Verben die sub a) gegebenen Verweise auf Stamm.

[4]) IF 32, 180.

[5]) vgl. § 36 ff.

die *j*-Präsentien der VI. Klasse zu *e*-Basen wie ae. *swerian*, *steppan*, aisl. *deyia* = aschw. *dø̄[(i)a]*, aisl. **kleyia.*[1]) Hier liegen wohl ursprüngliche Iterativpräsentien auf *-éi̯ō* mit Wurzelstufe *ò* vor, die das primäre Verb völlig verdrängten, aber nach dem Zusammenfall von idg. *i̯o*- und *éi̯o*-Klassen im Urg. unter dem Vorbild von *i̯o*-Präsentien der *ā*-, *ē*-, *ō*-, *ă*-Basen wie ae. *hebban*, *scieppan*, *scieðđan*, *hliehhan* sich mit dem *ō*-Perfekt zu einem System verbanden. Zum Teil mögen die *a*-Präsentien erst jünger derartige Iterativa verdrängt haben, vgl. ae. *faran* — *ferian*, got. *swaran* — ae. *swerian*, afrs. *stapa* — *steppa*, ae. *stapan* — *steppan*, aschw. *vraka* — got. *wrakjan*, ae. *clawan* — aisl. **kleyia*, ahd. *klouwen*.

c) Ähnliche Doppelheiten finden sich auch bei den red. Verben der *e*-Basen, so ae. *ʒanʒan* — ae. *ʒenʒan*[2]), got. *praggan* — mhd. *pfrengen*, ae. *blǫndan* — *blendan*[3]), ahd. *walzan* — ae. *wieltan*, got. *waltjan*, ae. *weaxan* — got. *wahsjan*.[4]) Brugmann a. a. O. 193f. betrachtet auch hier die *a*-Präsentien als jünger gegenüber den *j*-Präsentien, indem Doppelheiten zu *a*- und *o*-Basen wie primäres got. *hāhan* und iteratives ahd. *hengen* in der transitiven Bedeutung „hängen"[5]) erst die Bildung des Typus *ʒanʒan* herbeigeführt hätten. Unverständlich aber bleibt, wie die ursprünglichere germ. Gruppierung iterat. **gaggjan* : prim. **gaígagg* als solche selbst zustande gekommen sein soll, wenn man in **gaigagg*, **baibland* mit Brugmann[6]) uridg. *o* annimmt. Die grofsen und festen Gruppen der *el*-, *en*-, *eu̯*-, *ei̯*-Basen der Klassen I—III hätten doch sicherlich die Verben eben in diesen Klassen gehalten. Verständlich wird die Entwicklung erst, wenn man Brugmanns Darlegungen über die VI. Klasse konsequent auf die red. überträgt und auch hier in Sing. und Plural uridg. Perfekt auf *ō* annimmt.

Hier mufste *ō* vor *lx*, *nx*, *u̯x*, *i̯x* gemäfs § 38 zu germ. *ă* verkürzt werden. Dadurch fiel der Perfektvokal in Sing. und Plur. zusammen mit dem *ă*-Perfekt < idg. *ā* bzw. *ō* der *ă*-

---

1) vgl. § 48d. 2) vgl. § 16d*β*.
3) vgl. § 16e*β*. 4) vgl. § 47b.
5) vgl. auch ae. *hlīepan* : *hlēapan* < **k̑loub* § 10c.
6) a. a. O. 192.

bzw. *ŏ*-Basen, und wiederum ergab sich eine sekundäre Präsensbildung. Dabei mag allerdings im Sinne Brugmanns gelegentlich ein *a*-Präs. erst jünger für ein *j*-Präs. entstanden sein. So sind also die *e*-Verben die jüngsten Glieder der VI. und redupl. Klassen.

d) Im Partizip ergäbe sich eigentlich bei den der red. Gruppe zugehörigen *el*-, *en*-, *ei*-, *eu*-Basen idg. *i* bzw. *u*; *a* ist also sekundär. Bei den Verben der VI. Klasse sollten eigentlich die wenigen Basen auf *el*, *en*, *eu̯* ь > *u* zeigen, die Basen auf *g*, *ĝ*, *k̂*, *kᵘ̯*, *d*, *bh*, *b* ebenfalls ь, woraus nach Hirt urg. *e* bzw. *u*. Ob diese Aufstellung das Richtige trifft, kann hier dahingestellt bleiben.[1]) Jedenfalls ist *a* auch hier sekundär.

§ 43. Basen auf *ēi̯x* wie *qēi-d* > ae. *hātan* (§ 34c *α*) erscheinen einerseits reduplizierend. Im Part. ergab sich *əi* > urg. *ai*, ebenso wohl im Aoristpräsens.[2]) Das Perfekt lautete gemäſs § 40 idg. *ōi̯x*, *ēi̯x* > urg. *ai̯x*, *ē²x*. Davon fiel *ē²x* als isoliert alsbald fort, während *ăi̯x* Anhalt bei den Gruppen mit Prs. = Prt. *ă* hatte.

Andrerseits gehört hierher aber auch das Perfektopräsens zu *ēi̯k* I, 105[3]) urg. *aiχ—aiʒum*, wozu mit unterschiedlichem Ausgleich des gramm. Wechsels got. *áihum* einerseits und ae. *āʒ* = aschw. *ǣ* < **aiʒ* andrerseits. Der Schwund des ursprünglichen Präsens erklärt, weshalb dieses Wort keine Reduplikation zeigt.

§ 44. Basis *āi̯x* erscheint nur in der redupl. Klasse in *dāi-s* (§ 34 c *β*). Part. *əi* > *ai*; Präs. wohl *ắi̯s* > *ais*[4]); Perf. *āi̯x* > *ai̯x* gemäſs § 40.[5])

---

[1]) vgl. Krogmann Anglia 57, 383.

[2]) vgl. *scād-* § 53h.

[3]) Unhaltbar H. Schröder PBB 43, 350.

[4]) vgl. § 53 l.

[5]) Vollstufige Präsentien zu *ēu̯x*-Basen hatten Präs. *ĕu̯x*, Perf. *ōu̯x* > *au̯x* und fanden so Anschluſs an Klasse II, so ae. *hrēodan* < *qrēu* I, 477, *hlēotan* < *qlēu* I, 493 und vielleicht ae. *þēotan* < *tēu* I, 712. Entsprechende *ēi̯x*-Basen in der I. Klasse sind fraglich; vgl. zu ae. *ʒrīsan* W.-P. I, 647, *scītan* II, 543, *hnītan* I, 395, *strīdan* II, 633, *swīcan* II, 519, *þwītan* I, 747, *swīfan* II, 520, *ʒnīdan* I, 584.

§ 45. Für sich stehen ae. *hēawan* und *ēawan.*

a) *hēawan* < **χau̯u̯ō* < **qəu̯ṓ* : *qāu̯* I, 330, ebenso Part.; Perf. *qāu̯-* > *χōu̯-*: Dieses urg. Paradigma fügte sich in keines der bestehenden Systeme; daher erfolgte Neubildung vom Präs. aus unter Einordnung in Gruppe urg. *au̯x* § 10.

b) Ähnlich war wohl das Schicksal von *ēawan* : *au̯* I, 17, indem Präs. **ъu̯ṓ* > **au̯u̯ō* gegenüber Perf. **āu̯-* > **ōu̯-*. In diesem Fall ging wegen der völligen Verundeutlichung des Stammes das Prät. verloren.[1])

§ 46. In dieser Geschichte der red. Vbb. erfordern einige Fälle noch eine besondere Besprechung. Überschaut man die Fälle, in denen eine ursprüngliche Präsensformation für die germ. Verbgestaltung maſsgebend geworden ist, so ergeben sich deren nicht allzuviele. *s*-Präs. in got. *fraisan* zu idg. *perēi* ist gänzlich unsicher, ebenso got. *blēsan* zu *bh(e)lē.* Über ein Vielleicht ist auch bei **rēdh* und **bhau̯d* und wohl auch **sp(h)elt* nicht hinauszukommen. Sichere Fälle dagegen liegen vor bei *feallan*, *weallan* mit *n*-Suffix sowie *healdan* mit Dentalpräs. Ferner gehören hierher die noch nicht genauer erörterten ae. *fōn*, *bannan*, *spannan.*[2]) Die Frage ist hier: Wann trat die Verallgemeinerung des Präsensformans ein, früh (d. h. so früh, daſs die Verkürzung idg. Perfektlänge vor Doppelkonsonanz noch „lautgesetzlich“ erfolgte) oder spät (d. h. so spät, daſs das Präs. erst in germ. Zeit maſsgebend für die Flexion wurde)? Konkret: Verlief die Entwicklung zur Basis *qel* in der Weise *qōl* + Dental > *χald-* oder wurde vom Präs. **χald-* aus erst die Einreihung in die red. Klasse vorgenommen? Die Antwort liegt im Beispielwort selbst. Das Präs. *χald-* : *qel* ist erst sekundär auf Grund des Prät.[3]), also trat früh die Entwicklung *qōl*] > *χald* ein. In dieselbe Richtung weist *fōn*: Bei früher Verallgemeinerung ergab sich **fanʒō* : *fanχ(a)* : *fanʒ-* : *fanʒ-*, woraus mit Anlehnung an die übliche Aufteilung des gramm. Wechsels Präs. **fanχō*; bei später Übertragung wäre von **fanʒ-* : *fōχ* : *fōʒ-* : *faʒ-* auszugehen, und wie bei *standan* wäre Flexion in VI wohl zu erwarten. Demnach wird man auch

---

[1]) Weiteres siehe *Schw. Vbb. III* S. 64ff., bes. S. 67.

[2]) vgl. §§ 36, 40. [3]) vgl. § 42.

fallan, wallan, spannan, bannan ähnlich zu deuten haben: Auch bei diesen Verben sind Prät. und Part. „korrekt" auf Grund früher Verallgemeinerung der Präsensgemination entstanden.

Wenn urg. **bakkan* im As. und Ahd.-frk: — neben **bakan* im Ae. und Obd. — mit *kk* < *kn* zu *bhōg* II, 187 mit Präsensbildung *n*[1]) eine ähnliche Entwicklung nicht zeigt, so deshalb, weil **bakan* daneben bestand.

§ 47. Damit ergibt sich folgendes für die Beurteilung von ae. *wascan* und *weaxan*.

a) Idg. **u̯ed(h)-skō* I, 252, 255 bildete das Perf. *u̯ōd(h)sk-* > *u̯atsk-* > *u̯ask*, zu dem Präs. und Part. *u̯ask-* jünger gebildet sind.[2]) Das Wort gehört also eigentlich zu den red. Vbb. Diese Bildung liegt noch vor in 1 ae. *wēocsan* < **wēoskun* in Bedahs. Daneben ae. 2 *wōx* sowie entsprechendes Prät. VI im Ahd. und As.-mnd. Dieser Übertritt fand statt, weil *u̯ask-* sich den Gruppen der red. *ă*-Verben auf *ai-*, *au-*, *al-*, *an-* nicht einfügte; vgl. § 19a.

b) Auch ae. *weaxan* zu idg. *(a)u̯eg* + *s* > *u̯eks* I, 22 ist ähnlich zu beurteilen, indem *u̯ōks* > *u̯aχs*; daher ae. *wē(o)x* aws., kt Gl, Beda, R¹ und Ri, aber *wōx* Li R² und entsprechendes Prät. VI got., aisl., as., afrs., ahd. Letztere Formen sind die jüngeren.[3]) Das Perf. **u̯aχs* < **u̯ōks* trat in Verbindung mit dem Iterativ **u̯òksé̯i̯ō* = got. *wahsjan*, aschw. *væxa*, anorw. *vexa*, das selten im Awn. (aisl. *vexta*), durchweg im Aon. (*væxte*) mit Dentalprät. erscheint; dieses selbst wurde späterhin durch Präs. **waχsan* verdrängt[4]), daher ae.

---

[1]) Die Beschränkung auf das Präsens im As. (Part. *gibaken*) und Afrk. macht diese Annahme entgegen Raith 41 wahrscheinlich. Erst nhd. erfolgt die Durchführung (auf md. Grundlage).

[2]) vgl. § 42c.

[3]) Zu den bisherigen Erklärungen, die **wōχs* als ursprünglich betrachten, sei gesagt: Loewes Schwundstufentheorie 305 ist phantastisch (vgl. schon Janko 308). Auch Janko 301² bedeutet keine Lösung; ebenso befriedigt aber auch Karstien 143 nicht (die ae. Verhältnisse sind falsch dargestellt; es gibt ndh. *wēx* Ri). Man braucht bei der Annahme von ursprünglichem **wōχs* gar kein besonderes Vorbild wie *healdan* usw. zu bemühen; die Ursache des Übertritts war der Umstand, daſs dem *ă* Doppelkonsonant folgte, was bei VI ganz einzigartig, bei red. geläufig war.

[4]) vgl. § 42.

weaxan.[1]) Über aisl. *uxom* < *u̯uχs-* < **u̯ъks* zum primären *e*-Präs. vgl. § 42b (zur Lautentwicklung vgl. an. *ofenn* < *vefa*); die Form blieb erhalten und folgte nicht dem urg. Typus $\bar{e}^1$ der V. Klasse, weil das *e*-Präs. ausstarb.

§ 48. Zusammenhängende Darstellung verlangen die germ. Verbalbildungen zu *-eu̯*-Basen.

a) Im Präsens begegnen folgende Typen: 1. them. *-éu̯ō*, 2. iterativ *-òu̯éi̯ō*, 3. die Stufe *-ū-*, wohl auf athem. Plur. mit *ъu̯* > *uu̯* > *ū* vor Kons. beruhend, 4. die Stufe *-ūw-*, wohl *-ъu̯ṓ* > wg. *ūw*, 5. die Dehnstufe *ōu̯*.[2]) Das Perfekt konnte die Typen haben 1. *óu̯a*; *ъu̯×́* — part. *ъu̯×́*, 2. *ōu̯*.[3])

b) Das Germ. kennt eine Reihe von Verbalbildungen, zunächst einmal das System Präs. *-éu̯ō*, Prät. *-óu̯a*, *-ъu̯×́-*, Part. *-ъu̯×́-*, woraus bereits idg. *-éu̯ō*, *-óu̯a*, *-uu̯×́-*, *-uu̯×́-* bzw. urg. *éu̯*, *áu̯*, *uu̯u̯×́*, *uu̯u̯×́*. Dieses System forderte zu Ausgleichung geradezu heraus.

α) Umbildung auf Grund von Stamm 1 und 2 zeigen got. *sniwan* — *snau* — *snēwum*, dazu wohl das isolierte got. *diwans* „sterblich" in *þata diwanō τὸ θνητόν*; hierher auch 1 as. Part. *gibre-uu-an*?

β) Umbildung auf Grund von Stamm 3 und 4 mit *u̯u̯* zu urg. *eu̯u̯*, *au̯u̯*, *uu̯u̯*, *uu̯u̯* ist die gewöhnliche Entwicklung allenthalben; dadurch ergibt sich ein Sondertyp der st. Vbb. mit urg. präs. *-e-*.

1. Got. *bliggwan*—*blaggw*—*bluggwum*—*bluggwans*.[4]) Der 2. Stamm ist ebenso deutlich sekundär wie im An.

2. Awn. *tyggua*—*tǫgg*—*tuggom*—*tuggenn*[5]), (*hnyggia*)—*hnǫgg*—*hnuggenn*[6]), anorw. *bryggia*—*bruggenn*.[7])

Neben *tyggua* steht Inf. *tyggia* mit *j*-Flexion, wohl eine jüngere Doppelheit nach der von *j*-Verben wie *stygg-ua*, *-ia*,

---

[1]) Präs. *-ex-* R[2], vereinzelt auch R[1], Li wohl im Hinblick auf *wex* „Wachs" R[2] mit Luick § 238 zu deuten aus dial. Ebnung, nicht als *j*-Präs.

[2]) vgl. § 22B. [3]) vgl. § 22B2.

[4]) Entgegen Kieckers 214 unmöglich zu Klasse III zu stellen, da es keinen Nasal enthält.

[5]) Von Noreen § 493 zu Klasse III gestellt.

[6]) Noreen § 495. [7]) ebd. § 495 Anm. 6.

hrygg-ua, -ia, trygg-ua, -ia.[1]) — Als Inf. zu *hnǫgg* gilt gewöhnlich *hnǫgg(u)a*[2]) mit Präs. *hnøggr*; doch ist dieser Inf. wohl erst Umbildung im Anschluſs an bedeutungsverwandtes *hǫgg(u)a*, etwa indem **χnaṷiʀ* zu iterat. **χnaṷi̯an* nach **χaṷṷiʀ* umgebildet wurde; das alte Präs. liegt vor in schwach flektierendem (s. eben) *hnyggia* : *hnyggr* < **hniggwiʀ*.[3])

Aschw. entspricht *bryggia—brag—bruggo—bruggin* mit gleicher Umbildung wie awn., daher auch schwaches *bryggia.*[4]) Nur sporadisch und zweifelhaft belegt ist **tiugga* in Part. *tyuggende*[5]) mit jüngerer Brechung des *y* > *iu* vor *gyw.*[6])

Die Entwicklung des Inf. kann nicht auf *eṷṷ* > *iṷṷ* > *iggw* > *yggw* beruhen, da[7]) *ṷṷ* > *ggw* bereits spätestens im 4. Jh. anzunehmen ist und so der Übergang *eṷ* > *iṷ* vor *ṷ* weit vor dem Wandel des *eṷ* im 6. Jh.[8]) läge. Vielmehr sind diese Inf. wohl mit Noreen[9]) aufzufassen als Neubildungen nach Präs. *tyggr* < **tigguʀ* < **tiggwiʀ*[10]) statt **tiǫyggua* < **tiaggua* < **teggwan.* Zum Prät. *tǫgg* usw. vgl. § 10b.

3. Wg. ist der Typus *eṷṷ, aṷ(ṷ), ū(ṷ)u, ūṷ* erhalten in ahd.-mhd. *bliuwan — blou*[11]) — *blūun — giblūwan*, dazu ausgeglichen gewöhnlich ahd. Part. *giblūan*, mhd. Plur. *blūwen*; ebenso ahd. *briuwan, hriuwan, niuwan*[12]), *kiuwan.*[13])

Ebenso wohl afrs. **briūwa — 1 browen* Part. awfrs.[14]) mit *ow* < **ūw*[15]); Restform vielleicht auch[16]) in isoliertem ae. *ȝeþrūen* „geschmiedet" zu idg. *tereṷ* I, 731, vergleichbar ahd. *giblūan*; vgl. auch as. *gibreuuan* sub c).

Übergang zu regelrechtem *eṷ*-Verb II. Klasse *eṷ-ṷ, aṷ-ṷ, u-ṷ, o-ṷ* mit Erhaltung des *ṷ* > *w* durch Analogie liegt

---

1) Noreen § 516 b.
2) Nicht **hnøggua* (so noch W.-P. I, 396) nach Noreen § 495 Anm. 3.
3) Noreen § 495 Anm. 3.
4) ebd. II § 530 Anm. 6.
5) ebd. II § 530 Anm. 7.
6) ebd. § 127, 1.
7) vgl. § 10b.
8) vgl. § 12c*β*.
9) *Aisl.* § 493 Anm.
10) vgl. ebd. § 77, 5a.
11) Korrekt urwg. *-aṷṷ(e)* > *-aṷ* > *-ou.*
12) vgl. Braune § 334 Anm. 5, Schatz § 436.
13) Das bei W.-P. I, 396 angegebene **hniuwan* (vgl. an. *hnyggia*) findet sich bei Schatz nicht.
14) Jacobs 72.
15) vgl. oben § 22 A 2b*η*.
16) Doch vgl. auch § 34 i.

dagegen vor im ae.[1]) *hrēowan*, *cēowan*, *brēowan*, *þrēowan*, *snēowan*.[2])

Vielleicht liegt ähnliches im Ahd. vor: Denn mhd. *geblouwen* könnte auf ahd. **ŏw* beruhen[3]), danach analogisch auch Plur. *blouwen*, zugleich unter Einfluſs des Sing. *blou*, der selbst gelegentlich als *blouw* erscheint. Doch kann auch der Sing. allein die Ursache des zunächst plur. *ouw* sein.

c) Aoristpräsens *-ъu̯ô* mit Perfekt *óu̯a* — *ъu̯*$\acute{\times}$ liegt wohl zum Teil vor in wg. **brūwan*, dessen *ūw* sich anderen *ūx*-Verben der II. Klasse anschlieſsen konnte: daher ndh. **brūwan*[4]) und as. **brūwan*.[5]) Die Beurteilung von entsprechenden Formen auf deutschem Gebiet ist im allgemeinen recht schwierig, da dort *iuw* und *ūw* besonderen Wandlungen unterliegen und oft dasselbe Ergebnis (*ouw*) haben.[6])

d) Iterativpräsentien mit *ōu̯*-Perfekt reihen sich ein in Klasse VI, so zu *dheu̯* I, 835 aisl. *deyia* — *dó* — *dóm* — *dáenn* (< **au̯*), aschw. *dō*[(*i*)*a*] — *dō* — *dōo* sowie zu *g*(*e*)*leu̯* I, 617 aisl. **kleyia* — *kló* „reiben“, das in dem Paradigma *klá*[7]) — *kló* — *klógom* — *klegenn* stärksten Analogieeinfluſs von *slá* erfahren hat.[8]) Während aisl. *deyþe*, anorw. *døðe* selten sind und aschw. auch Formen wie *dødhe*, *dødde* begegnen, kennt

---

[1]) vgl. Sievers PBB 9, 279.

[2]) Unmöglich über dessen Entstehung Janko 293, Karstien 116.

[3]) Doch ist auch zu beachten, daſs mfrk. und nwmd. schon im 12. Jh. *ūw* > *ou*, und ebenso bayr. *ū* > *ou* sehr früh.

[4]) vgl. Mutschmann AB 19, 383.

[5]) vgl. Holthausen ebd. 43, 270.

[6]) 1 as. Part. *gibreuuan* mit *eu-w* ist vielleicht zu deuten wegen präs. Doppelheit **eu̯-u̯* : *ū-u̯* gemäſs b β 3) bzw. c), indem auch im Part. neben *ūw* < *uu̯u̯* auch *euw* trat. — Eine ähnliche Bildung zu einer *ei̯*-Basis scheint vorzuliegen in „schreien“: *sq*(*e*)*rei* I, 146, indem *sqъri̯ô* > **skrii̯i̯ō*, **sqroi̯a* > *skrai̯*(*a*), **sqrъi̯*$\acute{\times}$ > *skrii̯i̯um*, **sqrъi̯*$\acute{\times}$ > **skrii̯i̯an-*, mit Verallgemeinerung des *i̯i̯* auch **skrai̯i̯*(*a*), woraus eigentlich *skrījan*, *skrei* (mit Schwund des auslaut. *i̯* > *i*), *skrījum*, *skrījan*. Dieses System stand gänzlich isoliert, daher analog. *ĭj* im Plur. und Part. Überdies war präs. *j* unfest wegen *-i-* bzw. Schwund im Sing. Prät.; daher mhd. *schrīen* — *schrei* — *schrien* — *geschrien* neben *schrījen* — *geschrijen*, *schrīgen* — *geschrigen*. Mhd., bes. alem., *schrē* ist analog *spē*; vgl. weiterhin § 14 b.

[7]) Wegen aschw. *klā* vgl. Noreen II § 540 Anm. 4.

[8]) Noreen I § 501 Anm. 1.

das As. in *dōian*, das Ahd. in *touwen*, *klouwen* nur das vollständige *j*-Verb. Ae. *clawan* hingegen stellt eine Neuerung zu *clōw* dar.[1])

e) Ferner gesellten sich offenbar zusammen dehnstufiges *ōu̯*-Präs. und unabgetöntes *ō*-Perf. Denn der ae. Flexionstypus *flōwan* läſst vermuten[2]), daſs das idg. Perf. *ōu̯* hatte, so daſs dieses System eigentlich in der *ōx*-Klasse zu erwarten wäre. So ae. *flōwan*, *ȝlōwan*, *snōwan*[3]) sowie die resthaften aschw. *bōin*, *trōin* (vgl. auch aschw. 1 *bør* sowie got. *bauiþ*).

f) Die Verbindung von *ū*-Präs. mit *ŏu̯*-, *ъu̯*- Prät. ist auſser bei *bheu̯* auf den Norden beschränkt. Übereinstimmung zwischen Präs. und Part. zeigen aisl. *búenn*, *snúenn*, *gnúenn*, dazu isoliertes *lúenn* (aschw. *lūin*) und vielleicht *fúenn*, entsprechend ae. *ȝebū(e)n*, mhd. *gebūwen* und wohl ae. *ȝeþrūen*.[4]) Im Prät. zeigt der Westen nur noch die deutlich redupl. Otfridschen *biruw-*.[5]) Der Norden hat einerseits *snera*, *gnera*, *bnera* als Analogiebildungen nach *rera* (*grera*) und *sera*[6]), zustande gekommen, weil die Verba pura als besondere Gruppe empfunden wurden, und wohl ältere Formen des Typus von *búa* verdrängend. *búa* selbst hat Prät. **ƀau̯(e)* — **ƀuu̯u̯um*, das auch bei Otfrid noch durchblickt.[7]) Hier hat man offenbar eine besonders eigentümliche Flexion des Germ. vor sich, die nur noch im Norden in dem einen Wort der Alltäglichkeit vorhanden ist: Das Prät. zeigt Ablaut und Reduplikation — diese Sonderheit mag späterhin der Grund gewesen sein für die mannigfaltigen Umgestaltungen des Westens[8]) — und das Part. denselben Vokal wie das Präs., dieses wie sonst bei den redupl. Verba pura. Eben diese Berührung des *-ū*-Stammes mit den Verba pura wird der Grund für die Erhaltung der Reduplikation gewesen sein.

---

[1]) vgl. § 42 b. — Über an. *hnǫgg(u)a* als Umbildung von **χnau̯i̯an* vgl. oben sub b β2.

[2]) vgl. § 22 B.

[3]) § 22 B 1.

[4]) vgl. §§ 34 i, 48 b β3.

[5]) § 28.

[6]) vgl. § 27 d.

[7]) vgl. § 27 f).

[8]) vgl. § 22 A 2.

C. Die Ablautsysteme des germ. Präteritums.

§ 49. Somit ergibt sich aus § 35ff. folgende Geschichte der starken Verbalklassen des Germ. hinsichtlich ihres Ablautsystems.

Für Klasse VI entstand das System *a-ō-ō-a* korrekt bei idg. *ă*- und *ŏ*-Basen (§§ 38, 39) mit Perf. *ā* bzw. *ō*, gleichgiltig, ob wurzel- oder endbetontes Präs. vorlag. Dasselbe gilt für *ā*- und *ō*-Basen (§§ 36, 37) mit Perf. *ā* und *ō* und endbetontem Präs. Diesem Urbestand reihten sich an die *ēx*-Basen mit Aoristpräsens (§ 40), indem sie wegen der Übereinstimmung ihres Systems *a-ō/ē-a* mit *a-ō-ō-a* der vorgenannten vier Gruppen die Stufe *ē* aufgaben. Das jüngste Glied bilden diejenigen *ĕ*-Basen (§ 42), die auf Grund eines unabgestuften *ō*-Perfekts Präs. und Part. analogisch bildeten.

§ 50. In der Geschichte der red. Vbb. sind drei Gruppen zu scheiden:

a) Ein System mit festem *a* ohne jeden Ablaut der Stammsilbe ergab sich korrekt bei *ă*- und *ŏ*-Basen (§§ 38, 39) mit Perfekt *ā* bzw. *ō* vor den Doppelkonsonanten *lx*, *nx*, *u̯x*, *i̯x* — gleichgiltig, welcher Präsenstyp zugrunde lag. Ebenso ergab sich festes *ai* bei *āi̯x*-Basen (§ 44) sowie *an*] bei *bannan* und *fanχan*. Angeschlossen haben sich die *ēi̯x*-Basen mit Aoristpräsens (§ 43), indem sie ihre Dublette *ē²x* im Perf. zugunsten von *ai̯x* aufgaben. Vor allem aber schlossen sich an die *ĕ*-Basen (§ 42) mit unabgestuftem *ō*-Perfekt, das vor Doppelkonsonant germ. Prät. *ă*-*ă* ergab und so zur Neubildung von Stamm 1 und 4 führte. Zu diesen *e*-Basen gehören ursprünglich auch **waskan* und **waχsan* (§ 47), letzteres vielleicht eigentlich mit einem Iterativpräsens; da indes der Auslaut *sk*, *χs* außerhalb der Gruppen *alx*, *anx*, *ai̯x*, *au̯x* stand, so erfolgte jünger weithin Übertritt zu VI. Andrerseits haben sich auf Grund ihres Präs. *au̯* angeschlossen **χau̯u̯an*, **au̯u̯an* (§ 45), die ihr Prät. neu bildeten.

b) Ein System mit festem *ō* in Stamm 1—3 ergab sich bei den *ā*- und *ō*-Basen (§§ 36, 37) mit vollstufigem Präs.; ferner bei den *eu̯*-Basen mit präs. *ōu̯* und perf. *ōu̯* wie ae. *flōwan* (§ 48e). Part. *ō* hingegen stellt Neuerung dar: als

Vorbild diente wohl Klasse VI sowie Gruppe a), wo auch Part. = Präs.[1]) Diesem System schlossen sich im Germ. alsbald an die *ē*-Basen mit *ȍ*-Präs. (§ 41c) sowie vereinzeltes *ōi̯* zu *ēi̯*-Basis (§ 41d).

c) Eine Sonderstellung nehmen ein die *ē*-Basen mit vollstufigem unabgetöntem (vgl. b) Präsens, d. h. *ēx*, -*ē*, *ēi̯* (§§ 40, 41a, 41b). Das Part. stellt eine Neuerung wie unter b) dar. Im Perf. galt sowohl idg. *ō* wie *ē*. Davon wurde *ō* im Lauf der germ. Entwicklung alsbald mehr und mehr ausgedrängt[2]), zum Teil auch wohl, weil *ō* ein deutliches Element des Systems b) geworden war. Eine Rolle mögen auch, jedenfalls im Westen, in früher Zeit die Verba pura auf -*ē* gespielt haben, weil hier der Formenzusammenhang allein an dem Anlautkonsonanten hing.

§ 51. Den Klassen I—V liegen *ĕ*-Basen zugrunde, und zwar:

a) in I—III ein Perf. Sing. mit *ò* und ein Perf. Plur. mit Reduktion, also *oi̯* — *i*, *ou̯* — *u*, *ol* — *l̥*, *or* — *r̥*, *on* — *n̥*, *om* — *m̥*,

b) in IV—V neben entsprechendem *ò*-Sing. ein Plur. mit *ē*¹, das[3]) dem Aoristsystem entstammt.[4])

§ 52. Vom Idg. her betrachtet liegen also im Germ. folgende Systeme vor:

a) Perfekt A *ò* und T *i*, *u*, *l̥*, *r̥*, zugleich mit Akzentwechsel, in Klasse I—III;

b) Perfekt auf Langvokal ohne Quantitätsabstufung nach dem Numerus, und zwar *ō* zu Basen *ŏ*, *ō*, *ĕ*; *ā* zu Basen *ă*, *ā*; *ō*/*ē* zu Basis *ē*. Die Akzentlage ist hier zweifelhaft. Im Germ. bestehender gramm. Wechsel mag von Gruppe a) übertragen sein.

c) Ähnliches gilt auch vielleicht für aor. *ē*¹ des Plur. der Klassen IV und V neben sing. perf. *ò*.

---

[1]) Weniger kommt die V. Klasse in Betracht, da hier Stamm 2 und 3 unterschieden waren.

[2]) vgl. § 40.

[3]) vgl. namentlich Sverdrup a. a. O.

[4]) vgl. § 4a.

D. Der grammatische Wechsel der reduplizierenden Verben.

§ 53. Allerdings ist der gramm. Wechsel bei den red. Vbb. der Gruppe § 52b nur noch in wenigen Fällen klar zu erkennen.[1]) Meist hat ein mehr oder minder starker Ausgleich in den überlieferten Formen stattgefunden, der natürlich durch die Vokalgleichheit schon früh gefördert werden mußte. Überdies dürften in einigen Fällen unterschiedliche idg. Konsonanten den verschiedenen germ. Dialekten zugrunde liegen.

a) Bezeichnend ist zunächst einmal *hōn*, das in allen Dialekten — mit Ausnahme natürlich des wie immer nivellierenden Got., wo *hahans* (3. Stamm nicht belegt) — gegenüber präs. *nχ* sonst *nζ* zeigt. Der ursprüngliche Sing. Prät. wurde durch Analogie ausgeräumt, auch im Ae.[2])

b) Dasselbe Verhältnis *nχ* : *nζ* zeigt — wiederum natürlich mit Ausnahme von got. *faifahum*, *fahans* — ae. *fōn*; doch wurde hier wohl ursprüngliches **fanζō* < **ponkô* — **fanχ* — **pinka* — **fanζ* — **fanζ*[3]) erst sekundär zu **fanχō* umgebildet: ein Zeichen für die Lebendigkeit des gr. W.

In diesen beiden Wörtern auf *an* | hat sich der gr. W. recht gut erhalten, wohl infolge des bald einsetzenden Vorgangs *anχ* > *ōχ*, *anζ*. Sofern aber die Vokale gleich blieben, war Ausgleich leichter möglich. Zunächst einmal kommen eine Reihe von *al*-Verben in Betracht.

c) Idg. *pel t* mit sekundärem Präs.[4]) zeigt durchgeführtes *lð* in asd. *falda* — *fell* — *feldom* — *faldenn*, woneben nur selten *fell* < **lþ*. Umgekehrt setzt der einzige got. Beleg 1 *faifalþ* ein Präs. **falþan* voraus, wie auch im Ahd. gewöhnlich *faldan* < **lþ*, woneben allerdings Präs. und Part. *fall* < **lð*. Ae. *feald*, as. *fald* sind aus bekannten Gründen doppeldeutig.

d) Entsprechend verhalten vielleicht sich isoliertes got. *alþans* in *us-alþana* „γραῦς, Vettel" und asl. *aldenn* „gealtert" < idg. *al t*.[5])

[1]) vgl. Feist 474.
[2]) vgl. § 16e.
[3]) vgl. § 46.
[4]) vgl. § 42.
[5]) Anders Brugmann PBB 43, 320.

e) Daher legt got. *haldan — haldans* (andere Belege fehlen) ein *dh*-Präs. zu *qel* nahe, das ebenso in ahd. *haltan*[1]) vorliegen mag. Unklar sind wiederum ae. *heald-*, afrs. as. *hald-*. Im An. gilt durchgeführtes *lð* in aisl. *halda—helt—heldom—haldenn*, aschw. *halda—hiolt—hioldo—haldin*, aber daneben bestehen seltenes aisl. *hell* < **lþ* sowie aschw. *halla—hallin.*[2]) Zweifellos hat also neben dem *dh*-Präsens auch ein solches auf *t* gestanden.

f) Ebenso führt got. *waldan* (nur Präs. belegt) auf eine *dh*-Erweiterung von *u̯al*, die ebenso in ahd. *waltan*[3]) vorliegen mag. Doppeldeutig sind ae. *weald-*, afrs. as. *wald-*. Im An. liegen die Verhältnisse verwickelter als in den vorigen Fällen. Aisl. *valda — valdenn*, gewöhnliches aschw. Präs. *valda* mit Prät. *valt* [wozu erst sekundär und jung *vulto*, *volto* und Sing. *vulte*, *volte*[4])] sowie awn. (*v*)*oldom* — (*v*)*olda* mit Opt. *vylda* weisen sämtlich auf **lð*. Für ursprüngliches **lþ* zeugen aschw. seltenerer Inf. *valla* sowie awn. (*v*)*ollom* — (*v*)*olla* mit Opt. *ylla* auf Grund eines Sing. **u̯alþ*. Zweifellos hat also auch hier neben der *dh*-Erweiterung eine solche mit *t* gestanden.[5])

g) Nur im deutschen Gebiet belegt sind ahd. *skaltan* und *spaltan*, as. *skaldan* und mnd. *spalden* zu *sqel*, *sp*(*h*)*el*, in denen ahd. *lt* < **lð*. In beiden Fällen scheint idg. *l-t* vorzuliegen.

h) Von den Verben auf idg. Dental nach Vokal zeigt Schwanken nur ae. *sc*(*e*)*ādan*. Im Ae. gilt durchgeführtes *ð*, im ahd. *þ* bis auf ganz vereinzelte part. *-sceitan* mit **ð*. Im As. sind belegt Präs. **ð* M 4, C 2 — **þ* C 1, Prät. *scēht* 1 **þ*, Part. 1 *giscēthan* **þ*. Im Got. besteht *skáidan — skaískaiþ* (*-þ* < *-ð-*) mit Durchführung des *ð* gegenüber *falþ-*, *alþ-*: Diese Regelung wird nur verständlich, wenn man von einem Präs. **skaiðō* < **sqəitṓ* : *sqēi-t* ausgeht, nicht aber bei Annahme von idg. Basis *sqei.*[6])

i) Verallgemeinerung des postvokal. *t* > **ð* liegt vor in ae. *brǣdan* im Ahd., As.-mnd., Frs., Ae., wohl auch in aschw.

---

[1]) Mhd. *halden* mag sekundär sein; vgl. Michels § 90 Anm. 3.

[2]) Noreen II § 340a2.

[3]) Mhd. *walden* mag sekundär sein; vgl. sub e).

[4]) vgl. § 33e *ð*.

[5]) vgl. W.-P. I, 219.

[6]) vgl. § 34c.

brādhin und aisl. **bráþenn* (wegen *bráþna*) zu lat. *fretum*, *-us*, *-āle*.

k) Dieselbe Erscheinung scheint in ahd. *scrotan*, mnd. *schrōden* < *sq(e)reu-t* vorzuliegen; doch rechnet Stamm[1]) mit idg. *-dh-*.

l) Ausgleich zugunsten des stimmlosen Konsonanten *s* zeigen die Basen idg. **bh(e)lēs* in got. *blesans*, aisl. *blésom*, *blásenn*, ahd.-mhd. *giblasan* usw.; **au̯(e)s* in aisl. *iósom* — *ausenn*; ferner ahd. *zeisan* — *ziasun* mit festem *s* und got. *fraisan* mit 1 Opt. *faifraisi*: Im letzten Falle[2]) wird dadurch die Etymologie zu idg. **ais* wahrscheinlich, da **pereis* wohl got. *-aiz-* ergäbe.

m) Ungenügend belegt sind für die Frage des gr. W. **qu̯ās* in ae. *hwēst* — *hwēos*, **kaup* in ae. *heofon*, sowie das nur im Präs. bezeugte *þláihan* unbekannter Abkunft.

E. Die Perfektreduplikation.

§ 54. Im Germ. stehen sich also nach § 49 ff. gegenüber einerseits Präterita ohne Reduplikation in Klasse I—VI, anderseits solche mit Reduplikation. Bezeichnend ist vor allem der Gegensatz zwischen dem unred. VI-System *a-ō-ō-a* einerseits und den redupl. Systemen *a-a-a-a* und *ō-ō-ō-ō* andrerseits, die grofsenteils auf idg. Basen desselben Baus beruhen: Bei mangelndem Präteritalablaut erscheint Reduplikation. So wird auch der Vorgang in §§ 40, 50c der gewesen sein, dafs zunächst R + *ē* neben *o* stand und dann auch durch Analogie R + *ō* entstand. Der Typus Präs. *ē* : Prät. R + *ō* aber zeigte eine überstarke Charakterisierung des Prät. Soweit sonst Ablaut bestand, gab es keine Reduplikation; daher wurde dann die *ō*-Stufe eliminiert.[3]) Interessant ist auch das Verhältnis ae. *āʒ* : got. *maimait* (§ 43): Da das eigentliche Präs. fortstarb, hat auch das ursprüngliche Perf. keine Reduplikation. Erinnert sei ferner in diesem Zusammenhang auch an die Ausführungen über **e-et(a)*, **e-ar(a)* usw.[4])

---

[1]) a. a. O. 49. [2]) vgl. oben h).

[3]) Umgekehrt charakteristisch an. *tók* usw. § 33 b α: wegen des Ablauts fehlt die Reduplikation.

[4]) vgl. § 38 b.

So ergibt sich ganz allgemein: Reduplikation und Ablaut stehen im germ. Prät. in engster Wechselbeziehung; nur einer der beiden Faktoren bleibt als Bildungselement erhalten.

Nur ein Wort ist ein Sonderfall: urg. **būan* hatte eine ganz eigenartige Flexion.[1] Das Praesens purum auf *ū* stand isoliert, daher übernahm das Part. die Vokalgleichheit nach anderen Verba pura und das Prät. deren Reduplikation, obwohl es gegenüber dem präs. *ū* Sing. *-au̯-* : Plur. *-uu̯u̯-* hatte. Diese Beobachtung mündet aus in idg. Probleme.

§ 55. Über die Verbreitung der Reduplikation im idg. Perfekt stehen sich zwei Anschauungen gegenüber.

a) Offenbar unter dem Eindruck des Ar. — Belege ohne Reduplikation aufser *vēda* finden sich nur vereinzelt im R̥gvēda und Atharvavēda — und Griech. — ohne Reduplikation aufser *οἶδα* eigentlich nur ion. lesb. *οἶκα* neben *ἔοικα* —, in denen die Reduplikation fast konsequent ist, auch bei den langstufigen Typen wie *ἔωθα* : *ἔθω*[2]), will man sie jedem idg. Perf. zuschreiben. Doch rechnen die Vertreter dieser These in verschiedenem Umfang mit bereits idg. Verlust. Hirt[3]) arbeitet mit lautgesetzlichem Schwund der unbetonten Red.; aber dagegen spricht mit Brugmann, dafs die Red. idg. noch eine gewisse Selbständigkeit nach Art des 1. Gliedes von Compositis gehabt haben mufs und daher die unbetonte Red. mit der unbetonten Anfangssilbe eines einfachen Wortes hinsichtlich der Betonung nicht auf eine Stufe gestellt werden kann. Loewe[4]) rechnet in ganz beschränktem Umfang — nur idg. **u̯oida* — mit haplologischem Schwund der anlautenden Silbe.

Zu diesen Vertretern der durchgeführten Red. gehört auch Karstien[5]), der vor allem zwei Gründe anführt: 1. Die Red. sei äufserlich gleichmäfsig gestaltet und innerlich ihrem iterativ (-intensiven) Wesen entfremdet, „grammatikalisiert": Dafs die Red. in ihrer Gleichförmigkeit erst auf jüngerem Ausgleich im Idg. beruht, unterliegt wohl keinem Zweifel[6]), beweist aber in diesem Zusammenhang nichts nach

[1]) vgl. § 27f.
[2]) vgl. Brugmann IF 32, 185.
[3]) vgl. zuletzt *Idg.* IV, 263.
[4]) a. a. O. 268f.
[5]) 2ff.
[6]) vgl. auch § 4b.

der einen oder andern Seite. Aber ob die unvollständige Red. des Typus *dadárša* sich erst aus der völligeren Doppelung des Typus *γαργαίρω* entwickelt und damit ihrem iterativen Grundwesen entfremdet hat, wäre erst noch zu beweisen. Beide Typen können als ursprünglich selbständige nebeneinander bestanden haben.[1]) 2. Der qualitative Ablaut *o* : *e*, *ō* : *ē* sei erst als Folge der Red. in einer Akzentuation wie **dédèrk̑a* > **dédòrk̑a* zu verstehen. Hier verliert man sich in eitle Spekulation. Selbst der sonst so hypothesenfreundliche Hirt bemerkt 1921 bei Karstien[2]), dafs die Entstehung der *ò*-Abtönung nicht klar sei, und spricht 1928[3]) von der *o*-Abtönung als von einem „ungelösten Rätsel", seinen eigenen Vorschlag[4]) nur sehr zurückhaltend andeutend. Und obwohl Hirt[5]) Günterts grofsem Aufsatz über die *ò*-Abtönung volle Zustimmung erteilt, wird dessen Vorschlag *γέγονα* < *ĝéĝena* nicht erwähnt, im Gegenteil nur die Betonung **dedórk̑a* aufgestellt.[6])

b) Die andere Anschauung betrachtet zwar das Prinzip der Red. als idg., nicht aber die allgemeine Durchführung; vielmehr lagen Formen mit und ohne Red. ursprachlich nebeneinander. Wenn man sich für diese Auffassung auf das Vorhandensein des unredupl. **u̯oida* nicht nur in aksl. *vědě* und got. *wait*, ae. *wāt* usw., sondern gerade in griech. *οἶδα* und aind. *vēda*, av. *vaēδa*, lat. *vīdī* beruft, so kann allerdings diese Form kein Argument bilden, da es sich um ein Perfectopräsens handelt.[7]) Aber einmal finden sich im Lat. und Kelt. — der Aussagewert des Baltoslav. ist gering: hier ist aufser *vědě* nur das Part. Perf. Act. auf *-u̯es-* bewahrt, das nach Brugmann vielleicht schon ursprünglich durchgängig reduplikationslos war — viele Formen ohne Red., und einzelne

---

1) vgl. § 4c*γ*. 2) a. a. O. 5[3]. 3) *Idg.* IV, 273.
4) IF 32, 317. 5) *Idg.* II, 173.

6) Neuerdings hat Sievers IF 42, 210 aus schallanalytischen Gründen die Ausnahmslosigkeit der idg. Perfektred. zu erweisen gesucht; aus „satzphonetischen" Gründen wäre bereits idg. die Red. geschwunden, aber durch Zusammentritt der anlautenden Konsonanten von Red. und Wurzel Anlautverstärkung eingetreten, die noch in allen nichtredupl. Perfekten der histor. Überlieferung nachzuweisen sei. — Vgl. auch zur ganzen Frage Michels 83.

7) Ebenso Karstien 7.

Übereinstimmungen mit dem Germ.[1]) sprechen dafür, dafs diese Perfektformen schon von Hause aus ohne Red. waren. Namentlich aber erscheinen derartige lat. und kelt. Formen, wo das Perf. schon durch den Vokalismus genügend charakterisiert war. Vokalismus und Endungen galten also offenbar als genügende Charakteristika. In aller wünschenswerten Deutlichkeit steht hier das Zeugnis des Germ.[2]) zu Gebote, dessen System ja überhaupt durch die starke Neigung zur Schematisierung ausgezeichnet ist. Diese prinzipielle Übereinstimmung in Dingen der Red. zwischen diesen westidg. Sprachen führt auf den Schlufs, dafs die Perfektred. idg. nur fakultativ war. In ihrer Verwendung scheiden sich die idg. Dialekte: einerseits Beseitigung bis auf gewisse, meist besonders gelagerte Reste im Germ., Lat. und Kelt., andrerseits Durchführung bis auf resthafte Sonderfälle im Ar. und Griech. Bezeichnend ist, dafs das Griech. in den weitaus meisten Fällen den Ablaut dem Präs. anglich, so *πέφευγα*, *λέλεγα* usw.[3]) Die Perfektfaktoren des Ablauts und der Reduplikation stehen also auch über das Germ. hinaus im Idg. in enger Wechselwirkung.

§ 56. Das Problem der Ausnahmslosigkeit der Red. wirkt sich in der Frage nach der ursprünglichen Bedeutung des Perfektstammes aus.

Seit Beginn der Überlieferung ist das Perfekt im Ar., Ital., Kelt. und Germ. Vergangenheitstempus, während dieser Gebrauch als historisches Tempus im Griech. erst in alexandrinischer Zeit aufkommt. Ob dieses Perf. histor. bereits idg. war und im Griech. eine Rückentwicklung vorliegt, ist fraglich. Jedenfalls aber ist dieser Gebrauch nicht der ursprüngliche.

Hinsichtlich der ursprünglichen Bedeutung des Perfekts stehen sich zwei Anschauungen gegenüber.

a) Die letzten Endes auf Bopp zurückgehende Meinung von Hirt und Loewe, dafs das Perf. ursprünglich die wiederholte Handlung ausdrückte und einen verstärkenden Sinn hatte, also die ursprüngliche Bedeutung iterativ-

---

[1]) vgl. Hirt *Idg.* IV, 263, *Urg.* II, 147. [2]) vgl. § 54.
[3]) Karstien 9; vgl. Horn *Sprachkörper* 129.

intensiv war. Voraussetzung dieser Auffassung ist die Ausnahmslosigkeit der Red.

b) Die letzten Endes auf Buttmann zurückgehende Ansicht Delbrücks und Brugmanns, daſs das Perfekt das Resultat der Handlung bezeichnet: „Die Formen des Perfektstammes bezeichnen in idg. Zeit einen Zustand des Subjekts, der sich aus einer vorhergehenden Handlung desselben ergeben hat" (Brugmann). Somit war die ursprüngliche Bedeutung die perfektische, resultative. Bei dieser Auffassung muſs der Verstärkung des Perfektstammes durch Red. eine besondere Bedeutung zukommen. Da die Red. aus emphatischer Ausdrucksbewegung zu erklären ist[1], behauptet das reduplizierte Perfekt mit Nachdruck eine Handlung und die Dauer ihrer Folgen bis in die Gegenwart; es unterscheidet sich dadurch von dem objektiven Aorist durch die Leidenschaftlichkeit der subjektiven Aussage. Die redupl. Form hat also ursprünglich einen modalen Charakter, macht eine Aussage über die Seelenstimmung des Sprechers.[2]

§ 57. Zusammenfassend läſst sich die Geschichte des germ. starken Präteritums in den groſsen Linien so zeichnen:

a) Das Uridg. besaſs Perfekta verschiedener Bildungsweisen[3] mit und ohne unbetonte Reduplikation, von denen erstere ihrer Entstehung nach wohl eine modale Sonderfärbung hatten.[4] Doch war diese wohl ursprachlich bereits weitgehend verblaſst, die Reduplikation also grammatikalisiert, so daſs beide Bildungen gleichwertig nebeneinander standen.

b) Im Vorgerm., d. h. vor der Akzentrevolution, waren die Präteritalformen von den Präsensformen in der Wurzelsilbe zum Teil durch Ablaut (A) geschieden, zum Teil nicht. Beide Bildungen bestanden mit und ohne Reduplikation (R). Es bestanden also die Typen RA, —A, R—, — —. Diese Vierheit wurde auf eine Zweiheit systematisiert, indem sowohl die doppelt (RA) wie die überhaupt nicht (— —) charakteri-

---

[1] vgl. § 4cγ.

[2] vgl. dazu Hirt *Idg.* IV, 283.

[3] vgl. § 52.

[4] vgl. § 56b.

sierten Präteritalformen beseitigt wurden und nur die Typen —A, R— verblieben. Ablaut und Reduplikation traten in die Wechselbeziehung des Entweder-Oder; die Reduplikation blieb nur bei nicht ablautendem Präteritum.[1]) Bei dieser Einschränkung des Gebrauchs der Reduplikation mögen sekundär mitgewirkt haben das Vorbild der schwachen Präterita[2]), der Einbau von Aoristformen namentlich in der 2. Sing. des Wg. — die in der IV.—V. sowie der red. Klasse wohl analogisch sind —, vielleicht auch das Nebeneinander von perf. Sing. *(se)sod* : aor. Plur. *sēd-* in Klassen IV und V.

Doch finden sich gewisse Ausnahmen von der strengen Regelung: Einerseits ohne Ablaut und Reduplikation gewisse Formen des Typus aws. *scęād*[3]), andrerseits mit Ablaut und Reduplikation **bŭan*[4]) sowie got. *laílōt* usw. der *ē*-Basen.[5])

c) Urg., d.h. nach der Akzentrevolution, wurde die noch erhaltene Reduplikation betont: Sie war das Charakteristikum des Tempus, trug daher den Sinn und den Hauptakzent. Ursprünglich hatte selbstverständlich die Wurzelsilbe einen starken Nebenakzent. Aber mit der Auswirkung des neuen Akzents mufste dieser reduziert werden[6]), im Plur. schneller als im Sing.[7])

Dafs nach der Akzentrevolution noch ein Typus ×x́ bestanden habe[8]), ist entschieden abzulehnen.[9]) Die nachdrückliche Wiederbelebung dieser Hypothese durch Karstien[10]) erfolgte im Interesse seiner unhaltbaren Theorie über die Entstehung von *ē*² und *eo*.[11]) Für diese Auffassung kann auch nicht das Got. angeführt werden. Der von Loewe[12]) erneuerte Vorschlag von Holz, got. *ai* = [ĕ] sei unbetont gewesen, weil nicht got. *i* erscheint[13]), hält ernstlich nicht

---

[1]) So schon Scherer, Paul, Behaghel, Karstien 9, Horn 129, Hirt IV, 265.
[2]) vgl. Karstien 15¹.
[3]) vgl. § 33.
[4]) vgl. § 27f, 54.
[5]) vgl. §§ 40, 54.
[6]) vgl. § 6.
[7]) vgl. § 31b.
[8]) So z. B. Hoffory, Holthausen; vgl. auch Möller IF 40, 181.
[9]) So auch Sverdrup 323, Sievers IF 42, 210, Michels 84; wegen *sera* vgl. § 4a.
[10]) a. a. O. 59ff.
[11]) vgl. § 5.
[12]) PBB 51, 265.
[13]) Ähnlich Hirt *Urg.* II, 143: *ai* „lautgesetzlich in vortoniger Silbe entstanden“.

Stand.[1]) Wenn auch Loewe[2]) auf gewisse Schwierigkeiten der wohl zuerst von Kluge ausgesprochenen üblichen Erklärung hingewiesen hat, wonach sich *aí* analogisch verbreitet habe von den mit *h* und *r* anlautenden Verben[3]), so bleibt diese doch noch immer noch am wahrscheinlichsten.[4])

d) Späterhin erfolgte zunächst einmal Abbau der noch bestehenden doppelt charakterisierten Präterita (R, A). Die Stufe *ō* in den *ē*¹-Verben wurde zugunsten von *ē* aufgegeben, zunächst vielleicht bei den Verba pura.[5]) Ähnlich fiel das st. Prät. in *būan* im Westen aus.[6]) Es möchte scheinen, als ob der kontinentale Westen in der Durchführung des Prinzips Ablaut oder Reduplikation am konsequentesten gewesen sei.

e) Vor allem aber fand seit 1. Hälfte 4. Jh. Anpassung der redupl. Formen an die übrigen starken Präterita statt, indem zunächst der wurzelanlautende Konsonant, im Plural zuerst, schwand. Auch in diesem Fall scheint der kontinentale Westen die Urheimat gewesen zu sein. Die entstehende Hiatfolge wurde bei den *ai*-, *ē*-, *ă*-Klassen alsbald zu *ē*² bzw. ure. *e̯u* beseitigt, während sie bei den *au*-, *ō*-Klassen länger, im An. wohl bis ins 11. Jh., bestand.[7])

f) Einen andern Weg ging das koloniale Anglische. In den hier verbliebenen Formen ohne Konsonantenausfall des Typus **lélōk* vollzog sich Anfang 8. Jh. eine Synkope, für die wohl ebenfalls das Streben nach Silbengleichheit mit dem ablautenden Prät. verantwortlich war.[8])

---

[1]) Die Frage des got. *e—i* führt hier zu weit. An neueren Arbeiten sei immerhin genannt der Aufsatz von Sverdrup NTS 1, 189 (vgl. auch ebd. 4, 471) und die Widerlegung durch Jellinek ZfdA 66, 119. Indiskutabel erscheint mir auch der Vorschlag von Möller IF 40, 181.

[2]) a. a. O. 268.

[3]) vgl. dazu besonders Feist 470; so auch Michels 84.

[4]) Zur schallanalytischen Deutung vgl. Streitberg *Got. El.* § 49 sowie Sievers IF 43, 147, PBB 51, 267¹.

[5]) vgl. § 50 c. [6]) vgl. § 48 f).

[7]) vgl. § 31. [8]) vgl. § 31.

Wortverzeichnis.

Verzeichnet sind nur die wichtigeren Stellen, an denen das betr. Einzelwort behandelt ist. Vollständigkeit strebt nur das ae. Verzeichnis an; fehlt ein germ. Verbum im Ae., sind die got. bzw. ahd. Register zu vergleichen.

Altenglisch.

Altfriesisch.

Altsächsisch.

Mittelniederländisch.

Althochdeutsch.

Gotisch.

Altwestnordisch.

Altostnordisch.

Inhaltsübersicht.

JENA. HERMANN M. FLASDIECK.

ON THE ETYMOLOGY OF *LINGFIELD* (SURREY).

Lingfield is the name of a village in Tandridge Hundred, Surrey. The name is recorded as early as the ninth century, in a will printed under the number 558 in Birch's *Cartulary*; here it occurs in two forms: (*on*) *Læncan felda* and (*on*) *Leangafelda*; the latter form appears thrice. Later medieval forms are *Lingedefelde* (11th cy.), *Lingefeld* (12th), *Linchesfeud* (13th) and *Lengefelde* (13th). These and still later forms are listed by the authors of *The Place-Names of Surrey*[1]), who devote to the name about a page of their volume. Their comments read, in part, as follows:

This is a difficult name, and not made any easier by the fact that the two OE forms, derived from the same document (probably an original), are inconsistent with one another, and suggest that already in the 9th century there was some confusion in the forms of the name. Nothing can be done with *leanga-*, and it can only be suggested that *læncan-* is the more correct form or possibly *lænca-*, for there is no further trace of the *n*. In PN Wo 148—9 it was shown that there was good reason to assume the existence of an OE *hlence*, earlier *hlænce*, related to *hlinc* and used in much the same sense. A name *hlæncafeld*, 'open land of (or with) terraces', would not be inapt for the site of Lingfield, where the village slopes down from the church towards the east. The loss of initial *h* is somewhat surprising in a 9th century text . . .

To this etymology various objections may be raised. The authors themselves have observed that no recorded form begins with *hl-*. The etymology likewise takes no account of the final *n* of *læncan*, nor of the alternative 9th-century form *leanga*, in spite of the fact that most of the later forms point to *leanga* rather than to *læncan*. Moreover, the genitival *s* of the 13th-century form *Linchesfeud* indicates that the first element was a personal name. The *n* of *læncan* is

[1]) *English Place-Name Society*, vol. XI (1934), p. 327.

likewise to be taken as a mark of the genitive, and one must suppose that the personal name might be given either strong or weak inflexion (a variation familiar enough, of course). The loss of the genitival *n* in *leangafelda* calls for comment. Ekwall has pointed out[1]) that in Kentish such an *n* was early lost before the voiceless spirant [x]. He adds[2]):

> We might expect to find the same loss of *n* before *s*, *f*, *þ*, where *n* was lost in Prim. Engl. (as in *fif*, *softe* etc.). No such examples have been found.

I venture to suggest that *leangafelda* may be such an example, recorded in the neighboring county of Surrey. Alternatively, the fall of the weak final *n* before an initial strest consonant, commonly thought of as a ME sound change but actually on record in southern MSS of the 10th century[3]), may have begun, in Surrey, as early as the 9th century. Again, the first element of the 11th century form *Lingedefelde* looks like a personal name, a variant of *leanga* made by means of the suffix *-ede.*[4])

I connect the first element of *Lingfield* with the name of the second king of the Langobards. In our oldest source, the *Origo Gentis Langobardorum*, this name appears in two forms: *Laiamicho* and *Lamicho.*[5]) From *Laiamicho* [laja-miço] the alternative *Lamicho* [lāmiço] is to be derived by loss of the intervocalic [j] and subsequent contraction. To the Langobardish *Laiamicho* answers a pre-English trisyllabic **Lāimikô* > **Laimikô*, whence, by smoothing, umlaut, syncope and place-assimilation, the extant OE *Lænca*. If however we start with a pre-English **Lāamkô* (i. e. with a form which shows loss of the intervocalic [j] but not contraction, and in which the nil grade of the *k*-suffix appears), we get a prim. Engl. **Læomca*, and this might be expected

[1]) E. Ekwall, *Studies on English Place- and Personal Names* (Lund, 1931) pp. 31ff.

[2]) p. 32.

[3]) See my paper "When did Middle English Begin" in the *Curme Volume of Linguistic Studies* (1930), pp. 110ff.

[4]) See A. Mawer, *Problems of Place-Name Study* (1929), pp. 106f.

[5]) The forms *Lamisio*, *Lamissio* of Paulus Diaconus are mere orthographical variants of *Lamicho* (where *ch* is to be pronounced as in German *ich*); see W. Bruckner, *Die Sprache der Langobarden*, p. 156.

to give us OE **Lēanca*. The extant *Lēanga* is best explained on the theory that some Englishman or other early analysed **Lēanca* as made up of a true name *Lēang* (strong) or *Lēanga* (weak) and the hypocoristic *k*-suffix. Such an analysis would be natural enough, and, by virtue of the velar articulation of the *n* of **Lēanca*, the supposed true name could hardly otherwise have been abstracted. A parallel development seems to have taken place in Scandinavia.[1]) We know from *Widsith* 117 that Langobardish story came early to the English, and it seems not unreasonable to presume that in the 9th century (or earlier) some landowner in Surrey bore the name of the famous Langobardish king.

---

[1]) See my discussion in the *American Journal of Philology* XLVII (1926), 341f.

BALTIMORE. KEMP MALONE.

AE. WORTDEUTUNGEN.

1. AE. *AMBEHT*, *YMBEAHT*, *EMBEHT*.

Neben dem zu ae. *ambeht* m. „minister, servus, nuntius, legatus" gehörenden Neutrum *ambeht* „officium, ministerium, jussum, mandatum", dem ahd. *ambaht(i)*, as. *ambaht*, an. *embetti* und mit umgestalteter Vorsilbe auch got. *andbahti*[1]) entsprechen, sind das Maskulinum *ymbeaht* und das seinem Geschlecht nach nicht eindeutig belegte *embeht* überliefert. Jenes glossiert zweimal als *ymbeahtas* lat. *collationes* in dem Satz *Haec x collationes patrum a Cassiano digestae propalabant* Ald. 13[2]), aufserdem gibt *olymbeactę* = *ob ymbeactę* An. Ox. 53, 22 *ex conlatione* wieder. Die Belege für *embeht* sind: *Ymb oft embehte* „circa frequens ministerium" Lk. Skt. Lind. 10, 40; *Gefylde wæron ða dagas embihtes his* „impleti sunt dies officii ejus" ebd. 1, 23. Daneben begegnen noch *embiht* „minister" und *embehtmon* „servus, minister", *embehtian* „ministrare", *embehtsumnes* „obsequium".

Nach allgemeiner Annahme ist *ymbeaht* aus *ambeht* umgedeutet. F. Dieter[3]) glaubt, dafs es in der ersten Silbe an das geläufige *ymb* angelehnt wurde. Er findet das Wort auch noch Corp. 501 in der Glosse *conlato*: *oembecht*, dessen *oe* er mit Sievers[4]) nicht als Umlaut aus *o* für *a* betrachten kann. Seines Erachtens sind die Formen mit umgedeuteter erster Silbe nicht aus *ambeht*, sondern aus dem „umgelauteten" *embeht* zu erklären. Bosworth-Toller 1295a behaupten: „Elsewhere the form is identical with *ambiht* . . . *ambiht* 'office' is neuter, *ymbeaht* is masculine: it seems (?) as if the form had been connected with *eahtian* 'to consider', and the

---

[1]) Got. *andbahti* ist eine Adoptivform. Die Umgestaltung erklärt sich daraus, dafs in anderen Wörtern *and-* vor *b* als *am-* gesprochen wurde. Vgl. ae. *ambyre* < *andbyre* „ungünstig".

[2]) Wright-Wülker, *Vocabularies* XI, 371, 9; XII, 490, 22.

[3]) E. St. 11, 492.

[4]) *Ags. Gramm.*[2] Nachtr. 227.

word were regarded as a compound, *ymb-eaht*." Ebenso bemerkt Holthausen[1]): '*ymbiht* zeigt Anlehnung an *ymb* „um".'

Schon der Genusunterschied zwischen *ambeht* und *ymbeaht* verbietet eine solche Betrachtungsweise. In Wahrheit ist *ymbeaht*, während das *ambeht* zugrunde liegende Maskulinum *ambeht* aus lat.-kelt. *ambactus* „servus" entlehnt ist, ein bodenständiges Wort, das mit gleicher Vorsilbe und von derselben Wurzel idg. **ag-* „treiben" gebildet ist.

Kelt. **amb(i) aktos* in gall. *ambactus* „servus", kymr. *amaeth* „servus arans" ist das *to* Partizipium zu ir. *imm-agim* „sende herum". Das Grundwort **-aktos* ist gr. ἀκτός, lat. *actus*. Es gehört zu ai. *ájati* „treibt", av. *azaiti* „treibt, führt weg"; arm. *acem* „führe, bringe"; gr. ἄγω „führe"; lat. *ago* „treibe, führe, tue", osk. *actud*, umbr. *aitu* „agito", osk. *acum* „agere"; ir. *ad-aig* „adigit", kymr. korn. bret. *a* „agit", *deuaf* „veniam", ir. *do-sn-acht* „trieb sie fort", kymr. *aeth* „ivit"; an. *aka* „zu Schiff oder Wagen fahren". Die Vorsilbe **amb(i)-* setzt das mit idg. **ambhi* ablautende **m̥bhi* „beiderseits von etwas, um — herum" fort. Es findet sich im Keltischen als gall. *ambi-* „um", kymr. *am-*, durch *i*-Umlaut *em-*, *ym-*, korn. bret. *am-*, *em-*, air. *imb-*, *imm-*, *imme-* „um", im Germanischen als ahd. as. *umbi*, ae. *ymb*, *ymbe*, an. *umb*. Im Arischen erscheint **m̥bhi* in ai. *abhítaḥ*, av. *aiwito* „zu beiden Seiten rings". In der Bedeutung entspricht beispielsweise gr. ἀμφίπολος „Dienstfrau, Magd" von πέλομαι „treibe mich umher, bewege mich".

Demgegenüber ist ae. *ymbeaht* ein *to* Abstraktum wie an. *brandr*, ae. afries. as. *brand*, ahd. *brant* „Brand, Feuer, Flamme, Fackel"; as. ahd. *frost*, ae. *forst*, afries. *frost*, *forst* „das Frieren, Frost"; ae. *geþeaht* „Rat". Zur Bedeutung vergleiche ich von Verwandtem noch lat. *ambāgēs*, *-um* „Umgang, Umlauf; Irrgang; Winkelzüge". Ein entsprechendes *ti* Abstraktum germ. **ahti-* enthält die Sippe nhd. *Fracht*, die nicht, wie üblich, mit ahd. *frēht* „Lohn, Verdienst" auf germ. **fra-aihti-* zurückgeführt und im zweiten Glied zu dem Prät.-Präs. got. *aigan*, an. *eiga*, ae. *āgan*, as. *ēgan*, ahd. *eigan* „haben, besitzen, erhalten" gezogen werden kann, sondern auf germ. **fra-ahti-* beruht.

Es bleibt die Form *embeht*, die sich mit ihrem *e* in der Vorsilbe zu ae. *emb*, *embe*, *embefær*, *embe-gān*, *embe-gang*, *embe-gyrdan*, *embe-hydignes*, *embe-smēagung*, *embe-þencan*, *embe-ūton*, *emb-feran*, *emb-long*, *emb-rin* — *emb-īren*, *emb-ryne*,

[1]) *Ae. etym. Wb.* 3.

emb-sittan, emb-snīðan, emb-stemn, emb-ūtan, emb-wlātian, emb-wlātung stellt. Nach Sievers[1]) erscheint für älteres *ymb, ymbe* in späteren Texten oft *emb, embe*. Es kann aber nicht zweifelhaft sein, daſs es sich bei *emb, embe* um die Ablautsform idg. **ambhi* handelt, die wir noch in alb. *mbi, mbε* „bei, auf, an"; gr. *ἀμφί* „um"; lat. *amb-, am-, an-* „herum, um, ringsum", alat. *am* „circum" und vielleicht auch in arm. *amb-* in *amb-olj* „vollständig, ganz" antreffen. Aus diesem Grunde halte ich auch ae. *embeht* für ein heimisches Wort. Ob auch *embeht* „minister" eine alte Bildung ist, steht freilich dahin. Wahrscheinlicher ist wohl, daſs es erst nach dem Verhältnis *ambeht*: *embeht* n. neben *ambeht* m. entstand.

2. AE. *GULLISC.*

Sal. u. Sat. 150, 9 begegnet ein Adjektivum *ȝullisc* in der Stelle *mid ðy ȝulliscan seolfre oferworht, and mid ðam neorxnawonȝes compȝimmum astæned.* Bosworth-Toller[2]) bezeichnen die Bedeutung des Wortes als fraglich, und auch Holthausen[3]) versucht keine Erklärung. Ich möchte *ȝullisc* als „glänzend" nehmen und auf ein Substantivum **ȝull* oder **ȝulla, *ȝulle* < **guln-* „Glanz" beziehen. Dieses wiederum stelle ich zu ae. *ȝealla* m., an. *gall* n., as. *galla* st. f., ahd. *galla* schw. f. „Galle", ae. as. ahd. *gold*, got. *gulþ*, an. *gull, goll* n. „Gold", die mit ai. *hári* „blond, gelb, goldgelb, grüngelb, falb", *harít* „falb", *hárita* „gelb, grün", *híranya-* n. „Gold, Geld"; av. *zaray-* „gelb, gelblich, goldfarben", *zaranya-* n. „Gold", *zāra* m. „Galle"; gr. *χόλος* „Galle, Zorn", *χολή* „Galle, Zorn, Widerwille, Ekel"; lat. *fel, -lis* n. „Galle", ir. *gel* „weiſs", lit. *želiù, žẽliau, žélti*, lett. *zel'u, zeĩt* „grünen", lit. *žãlias*, lett. *zaļš*, apreuſs. *saligan* „grün", lit. *žãlas* „rot (von Rindern)", litt. *žìlas* „grau", lett. *zils* „blau", lit. *želvas* „grünlich", lett. *zèlts* „Gold", abg. *zelenъ* „grün", *zlato* „Gold" u. a. zur Wurzel idg. **ghel-*[4]) „glänzen, schimmern" gehören.[5])

---

[1]) *Ags. Gramm.*[3] § 95, Anm. 2.

[2]) 490. [3]) *Ae. etym. Wb.* 140.

[4]) Vgl. Walde-Pokorny 1, 624 ff.

[5]) Vgl. auch schles. *wassergalle* „ein kleines auf der erde stehendes stück regenbogen".

3. AE. *SWICN.*

Nach Holthausen[1]) ist die Sippe ae. *swicn*, *geswicn* f. „Reinigung, Entlastung", *geswicnan* „von einer Anklage reinigen", got. *swikns* „ἁγνός, ὅσιος, unschuldig, rein, keusch", *swiknei* f., *swikniþa* f. „ἁγνεία, ἁγνότης, Reinheit, Keuschheit", *swikneins* f. „καθαρισμός, Reinigung", an. *sykn* „schuldlos, straffrei", *sykn(a)* „Unschuld, Schuldlosigkeit", deren Grundlage das in got. *swikns*, an. *sykn* erhaltene germ. **sṷik-na-* bildet, unbekannter Herkunft. Die bei Feist[2]) verzeichneten Anknüpfungen sind auch nicht befriedigend. Weiter führt aber das dort angereihte, von Holthausen nicht berücksichtigte ahd. *pisuuihhen* „clarescere". Es läßt die ursprüngliche Bedeutung von germ. **sṷik-na-* erkennen und ermöglicht auch, die sonstigen Verwandten festzustellen.

Ahd. *pisuuihhen* ist nur einmal in den Hrabanisch-Keronischen Glossen in Pa. und Gl. K. belegt, wo es in folgendem Zusammenhang erscheint:

Ahd. Gll. 1, 116, 26ff.

	Pa.	Gl. K.
Enitet	*scinit*	*scinit*
fulget ab, *-it* c	*plech*	*plechere*
Enituit ab	*pisceinit*	*piscein*
claruit ab	*piplichta*	*piplicta*
eluxit ab	*piliuhta*	*piliuhta*
Enitiscere	*piluchen*	*piliuhten*
clariscere ac *cer* b	*pisuuuichen*	*pisuuihhen*
splendiscere ab	*pfiplicchen*	*piplickhen*

Feist liest *pisuuihhen* als *pisuuihhēn*, doch ist dieser Ansatz nicht sicher. Möglich ist auch, es als *pisuuĭhhen* zu fassen und zu den *je/jo*-Verben zu stellen. Der weitere Anschluſs ergibt sich ohne Schwierigkeiten.

Ahd. *pisuuihhen* „clarescere" gehört zur *g*-Erweiterung der Wurzel idg. **sṷei-* „glänzen, schimmern" in av. *xᵛaēna-* „glühend, lohend". Verbreiteter ist die Dentalerweiterung idg. **sṷeid-*. Sie begegnet in lat. *sīdus, -eris* „Gestirn", *sūdus* < **sṷoido-s* „trocken, heiter (vom Wetter)", *sūdum* „der klare Himmelsraum, heiteres Wetter"; alit. *svidùs* „blank, glänzend", *svidù, -ḗti* „glänzen", lett. *svīstu, svidu,*

---

1) *Ae. etym. Wb.* 336. 2) *Got. etym. Wb.* 353.

svīst „anbrechen (vom Tage)", lett. *sváidīt* „salben < *glänzen machen"; ae. *sweotol* „plain, manifest, evident, clear, patent", *sweotolian* „to make clear or manifest, to shew, declare". Ein Sprofs aus idg. **su̯eit-* endlich ist an. *svīða* „sengen, brennen", ahd. *swīdan* „brennen".

Zu idg. **su̯eig-* stellt sich germ. **su̯ik-na-* als Verbaladjektivum idg. **su̯ig-no-* „leuchtend, rein". Parallelen sind etwa ae. *eorcen-* (in Pn.), as. *erkan*, ahd. *erchan* „echt, vorzüglich, recht", got. *airkns* „rein, heilig" und ae. *georn*, as. ahd. *gern*, got. *-gairns*, an. *gjarn* „begierig". Das erstere Beispiel ist auch noch insofern zu vergleichen, als es eine ganz ähnliche Bedeutungsentwicklung erfahren hat wie germ. **su̯ik-na-*. Es gehört nämlich zur Wurzel idg. **erg-* „glänzen".[1])

---

[1]) Vgl. Walde-Pokorny 1, 82ff. und die Bemerkung in meinem Buch *Der Name der Germanen* 1933, 85.

BERLIN. WILLY KROGMANN.

THE OE. PARADISE LOST: *NEORXNAWANG.*

Some years age I published[1]) a paper in which I tried to explain OE. *neorxnawang* as consisting of (*o*)*n* + *eorcna* + *wang* = "the glittering, holy plain". Earlier several scholars had tried to solve the etymological problem by perfectly applied sound laws on imaginary OE. or, generally, Indo-European words with the result that there was always a discrepancy between the perfect etymology as to sound history and the sense of OE. *neorxnawang*, i. e. Paradise. The sense given by those scholars was always along the "in abysso" line, more or less related to Deathland, the Underworld, and such like, while the clear-cut sense of the OE. word is Paradise, the Christian paradise. As to the meaning of this heavenly abode see my paper p. 251 ff., with references to encyclopedias and the Scriptures, i. e. "glittering, holy plain", "a plain strewn with 'pearls and precious stones'." That my explanation more faithfully covers the semantic aspect of *neorxnawang* has not been challenged.

Krogmann[2]), however, has categorically declared that my etymology is "lautlich unmöglich". This seems to me rather exaggerated, since the difficulty with it lies in the field of wordformation (see my paper, p. 262).[3])

---

[1]) Bd. 55, 250. [2]) Anglia 56, 42.

[3]) Krogmann, who is also responsible for a most learned and — fanciful etymology (Anglia 53, 337), is referred to Bengt Hesselman, *Från Marathon till Långheden* (Stockholm 1935) pp. 104-13; on pp. 110-11 Hesselman suggests an etymology of the lake-name of Erken (Uppland, Sweden) as containing the same element OE. *eorcan-*, OSc. **iarkn*. He says expressly that it would be possible to suppose a stem-form without the derivative *n*, thus OSw. **iark*, since *n* is suffixal in the adj. **erkna* and is a typical derivative consonant for a group of adjectives denoting colours. Here belong Lat. *canus* 'grey' from **casnus*, Greek *περχνός* 'motley', Icel. *fránn* 'glittering' from **frahna*, OSw., MnSw. *brun*, etc.

Starting from the same general material as I have produced in my paper, I now suggest another explanation which relieves my etymology of its difficulty while it retains the same semantic contents.

OE. registers the word *eorcanstān*, jewel. As I have shown in my first paper as well as here Paradise contains the notion of brilliant light, pearls and precious stones. It seems therefore natural that the early missionaries to pre-Norman England and their OE. followers, if they wished to coin a native word for Paradise, should call it "the bejewelled plain", **eorcnstānawang*. This name would be used in preaching to the Anglo-Saxons for just the same reasons as I have referred to ib. p. 259, ll. 28-33, and cf. also on the same page ll. 23-28, where some other OE. translations of Biblical words are quoted from MacGillivray. During the first two centuries of OE. Christianity the word must have been popular and very often used. It was only because of its assimilation of a part of the preceding preposition *on* and the sound change within the word that it became a poetical fixture and began to lead a separate existence (cf. ib. p. 263, l. 31ff.).

*(o)n *eorcnstānawang* (cf. ON. **jarkntegn*, ib. p. 263) will easily change to *neorx(e)nawang*. For the disappearance of *t*, cf. Sievers, *Ags. Gr.* § 196, 3 Anm. 3. That *n* would drop in such a cluster of consonants is also evident; besides, cf. Sievers ib. § 188, 2, Anm. 4, and ON. *jar(kn)tegn*. Note that forms, such as *neorxena wang*, *erxena wong*, are recorded.

"The bejewelled plain" is certainly the right translation, an etymology which keeps within the boundaries of semantics as well as of pre-Norman England and cannot be said to be "lautlich unmöglich". "The bejewelled plain" is only another rendering of "the glittering, holy plain", i. e. Paradise.

(see Brugmann *Grdr.* II, 1, 255, Torp *Gamalnorsk ordbok* XLIIIf.). In passing it may be noted that this prominent and reliable scholar also suggests another etymology, that of *Nymden*, a farm-name in the same Swedish province, as containing the OLow Frank. *nimid*, OIr. *nemed*, Gaul. *Nemeto-durum*, Lat. *nemus*, thus an Anc. Teut. **nemiđa-*, all indicating 'a holy grove' or such like. Since I discussed also *nemed* in my earlier paper, it is appropriate to mention this here.

William Morris has, indeed, caught the essence of the notions about Paradise current among the (slightly Christianized) Norsemen in his *Story of the Glittering Plain or the Land of the Living Men* (1887)[1]: "... is this the Land of the Glittering Plain? — Even so, said the damsel, dost thou not see how the sun shineth on it... — I have been told that the land is marvellous, and fair though these meadows be, ... — Is this land called also the Acre of the Undying?", which is to be compared with p. 260, where the king's bejewelled house is described. — Morris bases his story on the legends mentioned in my paper pp. 257-8. But it is interesting to find his conception of "the Glittering Plain" parallel to mine of OE. *neorxnawang*.

---

[1]) Coll. Wks, Vol. XIV (1912), p. 253.

YSTAD. GÖSTA LANGENFELT.

ZUM LAUTWERT VON ME. Ę̄ IM 18. JAHRHUNDERT.

Der Zufall gibt mir ein kleines Zeugnis zur neuenglischen Lautgeschichte in die Hand, das — soweit ich sehe — bis jetzt der Forschung entgangen ist.

Für die Geschichte des englischen Urteils über Deutschland und den Deutschen nicht unwichtig sind die Aufzeichnungen der aus Walpoles Korrespondenz bekannten Elizabeth Berkeley (1750—1828), die schon seit 1786, noch als Gattin des William Craven (seit 1769 6. Earl of Craven), als Maitresse des Markgrafen Christian Friedrich Karl Alexander (1736—1806) in Ansbach das Regiment führte und Ende Oktober 1791, nach dem Tode sowohl der Markgräfin Friederike Karoline wie ihres Gatten, legitime Markgräfin von Ansbach-Bayreuth wurde — allerdings nur für wenige Monate, da gerade auf ihr Betreiben noch Anfang Dezember des gleichen Jahres die endgiltige Abtretung der Markgrafschaft an Preuſsen gegen eine jährliche Leibrente erfolgte. Wenn Elisabeth in ihren Memoiren auch voll Begeisterung über Friedrich den Groſsen spricht, so trug sie doch einen Haſs gegen alles Deutsche zur Schau und verachtete die deutsche Sprache.

In der deutschen Ausgabe ihrer des Selbstbewuſstseins und der Eitelkeit nicht ermangelnden Autobiographie[1]) berichtet sie von dem französischen Gesandten in London, Adrien-Louis de Bonnières, Graf, später Herzog von Gui(s)nes (1735—1806), der nach seinem Berliner Aufenthalt von November 1770 bis Februar 1776 den Londoner Posten bekleidete.[2]) Offen-

---

[1]) *Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach* (Stuttgart, Cotta 1826) II$_{130}$ff.

[2]) vgl. *Nouv. Biogr. Gén.* XXII, 752; *Biogr. Univ.* XVIII, 213.

bar sprach der Graf die englische Sprache noch recht schlecht. So bezeichnete er bei einem Essen beim Herzog von Marlborough das Milchgericht *syllabub* als *silly bum.*[1]) ,,Ein andermal, in einer Gesellschaft bei meiner Mutter, sezte er sich an den Spieltisch, um von Lady Hinchinbroke Grabouge, (eine Art Patience,) zu lernen, und bat mich, neben ihm Platz zu nehmen, um Acht zu haben, ob er gut Englisch spreche. Sie gab zuerst die Karten, und dabei ging es ganz gut, — nichts Unschickliches kam über seine Lippe; als ihn aber die Reihe des Kartengebens traf, so sagte er statt *queen* immer *quean*, und *navel* statt *knave.* — Lady Hinchinbroke konnte es nicht aushalten; sie stand auf und liefs mich mit ihm allein, um mit ihm, so gut ich konnte, fertig zu werden. Ich fand, es sey das Beste, ihrem Beispiel zu folgen.“[2]) Der Übersetzer fügt die Fufsnote hinzu: ,,*Queen* heifst die Königin, *quean* aber eine Metze; *Knave* heifst der Bube und *Navel* der Nabel. In der Aussprache ist einem Ausländer die Verwechselung leicht möglich.“ Diese um 1770 spielende Geschichte setzt also voraus, dafs noch ein Unterschied in der Aussprache von me. ẹ̄ in *queen* < ae. *cwēn* und me. ę̄ in *quean* < ae. *cwene* bestand.

Allerdings ist diese Aussage nicht über jeden Zweifel erhaben. Denn in der englischen Ausgabe[3]) lautet der betreffende Satz: but when it was his turn to deal, in playing, he put down king — *queen* he called *quin*, and *navel* for *knave.*[4])

Diese Abweichung ist nur eine von vielen und z. T. recht auffallenden, die sich zwischen den beiden im gleichen Jahre erschienenen Ausgaben finden. Darüber äufsert sich das Vorwort des anonymen Übersetzers so: ,,Vor Bekanntmachung der englischen Ausgabe nachfolgender Denkwürdigkeiten erhielt der Übersetzer dieselben aus London in einer Handschrift, nach welcher die deutsche Übertragung gefertigt wurde. Als ihm die gedruckte englische Ausgabe nachher zu Gesicht kam, bemerkte er, dafs dieselbe von dem ihm eingesendeten Manuscript mannichfaltig abwich, jedoch durchaus zum Vortheil des lezteren, das sorgsamer gearbeitet

---

[1]) II$_{131}$. [2]) II$_{132}$.

[3]) *Memoirs of the Margravine of Anspach.* London 1826.

[4]) II$_{124}$.

war, auch einige interessante Zusätze enthielt, während die, bei Henry Colburn, New Burlington Street, erschienene Ausgabe nach dem ersten flüchtigen Entwurf abgedruckt zu seyn schien.“ Hans Ley in seiner mehr als seichten Arbeit[1]) begnügt sich, diese widerspruchsvollen Sätze einfach zu wiederholen, ohne eine systematische Untersuchung anzustellen.[2]) Flüchtige Vergleichungen scheinen mir indes dafür zu sprechen, daſs die englische Ausgabe eine bewuſste Redaktion der ursprünglicheren nach Deutschland gelangten Fassung darstellt.[3])

Wie fügt sich nun die Angabe der deutschen Fassung in das sonstige Wissen um das Schicksal des me. ę̄?

Während me. ẹ̄ bereits gegen 1400[4]) zu einem ī-Laut vorrückte, der nach den Angaben von Palsgrave und du Wes, vielleicht auch Smith[5]), erst in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts von [ɪ:] zu [i:] weiterschritt, ist die Entwicklung des me. ę̄ im einzelnen bis zum endlichen Zusammenfall mit me. ẹ̄ recht schwierig zu verfolgen.[6]) Im 15. Jahrhundert blieb der Lautwert [æ:] wohl noch im wesentlichen unverändert; erst im 16. Jahrhundert wurde die Stufe [ɛ:] erreicht. Die ersten sicheren Zeugen für [e:] sind Florio 1611[7]) und Sherwood 1632 (*PEV* 150), denen sich Cotgrave-Howell 1650 (Löwisch 53), Wallis 1652 (*PEV* 201), Wilkins 1668 (Funke AF 69), Miège 1685 (*PEV* 126) usw. anreihen. Mauger läſst keinen Schluſs zu, während Bellot 1580 und Delamothe 1592 noch offene Qualität anzeigen (ebd.). Bullokar meint wohl einen mittleren Laut, etwa [ę:], mit der Qualität des ne. *ĕ*.[8]) In gebildeter Aussprache wird man also wohl für die 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts [ɛ:] annehmen dürfen, das um 1575 zu [ę:], um 1600 zu [e:] vorrückte.

---

[1]) *Die litterarische Tätigkeit der Lady Craven* Diss. Erlangen 1904; um einige entbehrliche Anhänge vermehrt als: Erlanger Beiträge zur englischen Philologie (ed. Varnhagen) XVI.

[2]) a. a. O. 1.

[3]) vgl. Nachschrift.

[4]) Zur Datierung vgl. zuletzt Zachrisson *Klaeberfestschrift* 290, 294 (dazu Brunner Arch. 158_{283}) und Orton ESt 63_{225}.

[5]) Zachrisson *PEV* 150, 129, 163.

[6]) vgl. Luick § 499.

[7]) vgl. jedoch Ekwall ESt 49_{283}.

[8]) Zachrisson *Bullokar* 39 ff.

Die Angabe der ī-Qualität bringt unter den Grammatikern zuerst Gill 1621, der „ī" < me. ẹ̄ statt „ē" < me. ę̄ als Eigentümlichkeit des Ostens sowie der *mopsae*[1]) verzeichnet; diese Angabe mit Luick[2]) auf [e:] zu deuten liegt kein Grund vor. Dix 1633[3]) scheint ebenso wie Strong ²1676[4]) Spuren des Zusammenfalls mit me. ẹ̄ zu kennen, während dies für Coles 1674[5]) fraglich ist. Cooper scheidet me. ę̄ > [ɪ:] von me. ẹ̄ > [i:].[6]) Ähnlich scheinen auf [ɪ:] zu weisen der für die Mitte des Jahrhunderts zeugende[7]) Däne Gerner 1679 sowie etwas später sein Landsmann Nyborg 1698, ebenso die Deutschen König 1706 und Beuthner 1711. Von den Engländern halten die Reflexe von me. ę̄ bzw. ẹ̄ getrennt der für die 70er Jahre zeugende Jones 1701 sowie die von Wallis sklavisch abhängigen[8]) Gildon (1665—1721) 1711[9]) und Greenwood 1711, endlich auch Brown ²1700.[10]) Turner 1710 „seems unable to make up his mind whether or not to identify ME ẹ and ME ę̄".[11]) Uneingeschränkten Zusammenfall um 1680 lehrt zuerst der anonyme Verfasser[12]) von *The Writing Scholar's Companion* 1695, *The Expert Orthographist* 1704 und *Right Spelling* 1704. Ihm reihen sich an Watts 1721, Lediard 1725 usw.; auch Bysshe 1702 bindet durchaus me. ẹ̄ und ę̄. Zusammenfassend wird man folgern dürfen: Das bereits um 1600 ungebildet vorhandene [ɪ:] wird in der 2. Hälfte des Jahrhunderts vorherrschend und geht gegen 1700 in [i:] über; nur das sog. Angloirische behält [e:], doch ist diese koloniale Rückständigkeit jetzt rapidly dying out.[13])

Diese Aussagen der Grammatiker über die Entwicklung von me. ę̄ werden durch die anderweitigen Zeugnisse in keiner Weise verändert. Die von Wyld[14]) angeführten me. ẹ̄-Reime

---

1) Zum Ausdruck vgl. v. d. Gaaf ESts 16_{59}.

2) a. a. O. 599.

3) vgl. Kökeritz SNPH 7_{116}.

4) vgl. Gabrielson ebd. 2_{138}; siehe auch Jespersen 11. 71.

5) Kökeritz ebd. 117.

6) vgl. *PEV* 202ff.; Wyld *CE* 210 kehrt ohne genügenden Grund zu Ellis' Auffassung me. ę̄ > [e:] zurück.

7) vgl. Verf. *Velarvokale* § 26.

8) vgl. Zachrisson AB $28_{69, 73}$.

9) vgl. Verf. AB 39_{324}, *Velarvokale* § 46.

10) Anders Luick a. a. O.; vgl. im einzelnen Gabrielson SNPH 3_{11}.

11) Gabrielson ebd. 2_{159}.

12) vgl. *Velarvokale* § 35.

13) Hogan § 74.

14) *CE* 209.

des 16. Jahrhunderts sind ohne Beweiskraft: *seas* : *these* ist etymologisch rein; *aii* > ae.-me. ę̄ vor Dental liegt vor in *clean*: *green*, *seen*, *been* u. ä. sowie *teach*: *beseech*; umgelautete Nebenformen erklären *stream* : *seem*; *lepe* : *stepe* kann sowohl ae. *hlēapan* : *stēap* wie ae. *hlīepan* : **stīepe*[1]) fortsetzen. Aus Schreibungen des me. ę̄ als *ea*[2]) ist selbst nach der Revolution kein sicherer Schlufs zu ziehen.[3]) Beweisend sind eigentlich nur Schreibungen mit *i*. Indes hält kaum einer der namentlich von Wyld[4]) angezogenen Belege ernster Kritik stand.[5]) Für das 15. Jahrhundert sind bei *lipe* 1486, *lyve* die parallelen ae. *ēai* zu berücksichtigen; *styll* < ae. *stelan*, *hylyn* < ae. *helan* werden me. *ĕl* > *ĭl* darstellen, ähnlich auch *decysse* und *displisyd*; *bequithe* Suffolk 1469[6]) mag an ae. *cwide* angelehnt sein. Ebenso wird man gegen die für die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts aus Machyn beigebrachten *pryche*, *spyke*, *bryking* skeptisch sein müssen[7]): *y* ist kaum mit Luick[8]) „Anzeichen der Lautung [ẹ̄]", sondern meint wohl *ĭ*, das indes nicht[9]) aus fne. [e:] entstand, sondern bereits me. *ĕ* > *ĭ* fortsetzt; zu vorausgesetztem *brĕk*, *spĕk* vgl. ne. *gĕt*, *frĕt*[10]), zu *prĭch* vgl. ne. *abridge*; *stid* basiert auf ae. *styde* neben ae. *stede*. Für *birive* Harvey ist an ae. *rēofan* neben *rēafian* zu denken; für *bequived* „bequeathed", *plisd*, *spike* bei Elisabeth gelten die obigen Erwägungen. Auch auf *chine* 1531 neben *cheane* für ne. *chain* ist wohl kaum Verlafs. Horns Meinung, dafs schon in 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts „in begrenztem Umfang die Aussprache *ī* für me. ę̄ bestand"[11]), ist also abzulehnen. Erst in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts erscheinen Schreibungen wie *iseylie* „easily" 1655 (*trit* „treat" 1685).

Ebenso fehlt auch genügende Stütze der andern, früher von Vietor[12]) und Ekwall[13]), jetzt namentlich von Wyld[14])

---

[1]) Auch Einflufs des Antipoden *dēop*?
[2]) vgl. auch W. Matthews Anglia 59_{198}.
[3]) vgl. v. d. Gaaf Neoph. 5_{333}.
[4]) *CE* 209, *History*[3] § 164; vgl. auch *Bullokar* 44.
[5]) vgl. auch *PEV* 68f.
[6]) Binzel 29.
[7]) vgl. bereits Ekwall ESt 49_{285}; Jordan ebd. 56_{87}.
[8]) a. a. O. 599.
[9]) So Luick 597, 599, 651, 653.
[10]) vgl. Luick § 391 Anm. 2.
[11]) Arch. 159_{215}.
[12]) *Shakespeare Phonology* 63.
[13]) *Jones* CVI.
[14]) *CE* 211.

und Zachrisson[1]) vertretenen These, wonach in der Shakespearezeit me. ę̄ weithin mit me. ā, āi zusammengefallen wäre. Schreibungen wie Inf. *spake*, *brake* beruhen auf Einfluſs des prät. ā. Der Wert der Grammatikerzeugnisse von Strong 1676, Brown 1700 und Dyche 1710 wird durch die — nicht nur „somewhat" — verschiedene Interpretation von Zachrisson[2]) beleuchtet. So hängt alles ab von den Reimen der Renaissance, die traditionell weiter leben. Bereits Zachrisson[3]) hat erkannt, daſs viele der von Wyld beigebrachten Fälle nicht einwandfrei sind; auch die Bindungen mit *sea* wird man als Notreime fernzuhalten haben — ähnlich erklären sich bekanntlich die me. ę̄-Reime des Wortes. Die verbleibenden Reime aber wird man mit Luick[4]) als ungenaue Bindungen benachbarter ē-Laute, c. 1600 me. ę̄ > [e:] ~ [ɛ:] < me. ā, zu betrachten haben. Allenfalls mag man zur Erklärung der ā : ę̄-Reime an Import des in Suffolk früh, c. 1450, entstandenen [ę:] < me. ā denken, das ebenso sporadisch in London vorhanden gewesen sein mag wie das frühe Suffolker [ɪ:] < me. ę̄.[5])

Der letzte Schritt, der Übergang von [ɪ:] zu [i:], scheint indes bei einem Teil der Sprachträger nur zögernd vorgenommen worden zu sein. Denn der sehr gewichtige Tiffin (? 1695 — 1759)[6]) beobachtet in *A New Help and Improvement of the Art of Swift Writing* 1751 nicht nur nördliches [e:] bzw. [ę:] für me. ę̄, sondern scheidet auch [ɪ:] < me. ę̄ gegen [i:] < me. ẹ̄.[7]) Dieser durch die Paarung von Kürze *bit* und Länge *beat*, *sea* gegenüber isoliert gestelltem *beet*, *grief*, *see* angedeutete Unterschied wird klar durch den *Account of the Vowels in a Philosophical Manner*: Advance the Swelling of the Tongue about half Way forward under the Bone of the Roof, and let the Edges press the upper Jaw-Gums a little;

---

[1]) *Bullokar* 39 ff; vgl. auch Rund JEGPh 25_{120} und Mackie MLR 18_{473} — MLR 24_{268} (!).

[2]) *PEV* 197 ff.; *Bullokar* 39.

[3]) *Bullokar* 39.

[4]) a. a. O. 599.

[5]) Über diese schwierigen Verhältnisse vgl. vorläufig Kökeritz Upps. Univ. Årsskr. 1932 IV, 132 ff.; Karlström SNPH 5_{138}; Brunner Lbl. 1934_{26}.

[6]) Eine Monographie von W. Matthews wird ESts 18_{73} für Juni 1936 angekündigt.

[7]) vgl. Kökeritz SNPH $7_{92\,f.,\ 117}$.

and there you meet the Vowel spelt with *ea* in *eat*; and as I think, that spelt with *i* in *it*. Bring the Swelling as near as ever to the Roof of the Mouth and fore Gum, hold the Edges of the Tongue somewhat stiff against the upper Jaw-Gums; and so you may pronounce the fourth Vowel, as in *see*, *seen*, *Eel*, &c.[1]) Damit kann das Fortbestehen des Unterschiedes in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts als erwiesen gelten. Selbst Walker 1791 will noch a very trifling difference zwischen den Vokalen von *flee* : *flea*, *meet* : *meat* hören, but ... good speakers, and in particular Mr. Garrick .. could find no difference in the sound of these words. Diese von Jespersen[2]) ausgehobene Stelle wird seit Horn[3]) als Irreführung durch das Schriftbild betrachtet.[4]) Mir scheint nicht so sicher, dafs um 1770 jeder Unterschied zwischen me. $\bar{ę}$ und $\bar{ẹ}$ allenthalben geschwunden war. Eben dieser Zweifel wird durch die Anekdote in der Autobiographie der Elizabeth Berkeley bestärkt, wenn auch deren Beweiskraft durch die zwiespältige Überlieferung geschwächt ist. Immerhin mag gerade zur Vermeidung der Homonymität mit *queen* bei *quean* die ältere Stufe [ɪ:] länger als sonst erhalten geblieben sein. Es gewinnt also den Anschein, als ob der Wandel von [ɪ:] < me. $\bar{ę}$ zu [i:] restlos sich erst um 1750 durchgesetzt habe — in derselben Zeit, die auch sonst vielfach in der ne. Lautgeschichte eine kritische Periode darstellt, die einmal eine an der Kulturgeschichte orientierte eingehende Sonderuntersuchung verdiente.

Nachschrift: Nach Abschlufs des Ms. sehe ich, dafs A. Kroder ESt 37, 161 ff. in seiner Besprechung der Schrift von Ley das Verhältnis der beiden Fassungen ähnlich beurteilt. Da sein Hinweis a. a. O. 166 auf die *queen—quean*-Anekdote der Forschung entgangen ist, glaube ich meine Ausführungen nicht zurückhalten zu sollen.

---

1) a. a. O. 95.
2) *MEG* 11. 72.
3) Anglia 35_{391}.
4) So auch Luick 599.

JENA. HERMANN M. FLASDIECK.

ALDHELM IN POSSESSION OF THE SECRETS OF SERICULTURE.

In Aldhelm's time (ca. 640-709)[1] little was known about the origin and manufacture of silk. It is not surprising, therefore, that Aldhelm with his predilection for unusual things should choose the silkworm as a riddle theme. Astonishing, however, is the disclosure, in four lines, of detailed features of sericulture which, to my knowledge, were never mentioned before nor, with like accuracy, for a long time after.

Subsequently, only such technical or historical facts as have a special bearing on the present subject will be pointed out. The reader will find more detailed information on sericulture in the excellent critical survey of the history of silk in Silbermann's *Die Seide*[2]), and in the very comprehensive compilation of text passages on silk in Yates' *Textrinum*.[3])

The cultivation of the real silkworm and the manufacture of silk from its cocoons were introduced from the orient into western civilization about 550 A. D. in the reign of the Byzantine emperor Justinian. Under him extensive silk cultures were developed in the Peloponnesus and in Syria, which gave to the former the name of Morea (*morus* = mulberry tree).

The famous *bombicinae* or *coae vestes* of imperial Rome, garments of a transparent tissue causing much concern to the moralists of the time, were made on the Isle of Cos, near the coast of Anatolia. Aristotle[4]) and Pliny[5]) both speak of this textile manufacture of Cos. These tissues,

---

[1]) On Aldhelm see R. Ehwald, *Aldhelmi Opera*, Mon. Germ. Hist. XV, Berlin 1919; A. S. Cook, *Sources of the Biography of Aldhelm*, Transact. Connecticut Acad. of Arts and Sciences, XXVIII, April 1927; and the present writer's *Die Lateinischen Rätsel der Angelsachsen* (Angl. Forsch. LXI), Heidelberg 1925.

[2]) H. Silbermann, *Die Seide*, Dresden 1897, vol. I.

[3]) J. Yates, *Textrinum Antiquorum*, London 1843, pt. I.

[4]) Aristotle, *Nat. Hist.*, V, 18, 19.

[5]) Pliny, *Nat. Hist.*, XI, 22.

however, were either made of the non-reelable product of a wild silkworm — *Pachypasa otus*[1]) — or woven from real silk thread imported, possibly in the form of cocoons, from Asia.

The prevailing opinion of the Greek and Roman authors before Aldhelm was that silk is a vegetable matter growing on certain trees. A few writers come a little closer to the truth.

Tertullian, second century A. D. gives this vague account:

> ... vermiculi genus est, qui per aerem liquando aranearum horoscopis idoneas sedes tendit, dehinc devorat, mox alvo reddere; proinde si necaveris, animata jam stamina volves.[2])

Pausanias, the Greek writer of the second century, says that the Seres (Chinese ?) cultivate in special houses animals resembling spiders, which they feed on green reed until their bodies crack and furnish the silken threads.[3]) St. Basil, the Greek patristic writer of the fourth century, refers to the successive changes of the silkworm into a cocoon and then into a moth, only in order to illustrate his religious belief in resurrection.[4]) Servius, fifth century, speaks of the *bombyces* of the Indians and the Seres as worms living on trees and drawing threads after the manner of spiders.[5])

Procopius, the Byzantine writer of the sixth century, gives a detailed account of the introduction of silkworms into Byzantium and, for the first time, mentions the mulberry-tree as the food of the silkworm.[6])

Isidore (ca. 570—636) has the following poor account:

> Bombyx frondium vermis, ex cujus textura Bombycinum conficitur. Appellatus autem hoc nomine ab eo quod evacuetur dum fila generat, et aer solus in eo remaneat.[7])

The meagerness and inaccuracy of all these accounts of the silkworm are striking and can only be explained by the fact that, wherever silkworms were raised, the utmost precautions for guarding the secret were taken. We know that the Chinese preserved their secret for thousands of years; Byzantium made sericulture a state-monopoly. By about 640 the Arabs succeeded in completely subduing Syria, and there undoubtedly they got their first knowledge of sericulture. In the subsequent religious wars of conquest sericulture was spread by the Arabs to the Barbary States, Abyssinia, Tripoli, Morocco, and, finally, to Spain[8]), where the manufacture of silk flourished long before it became known in the other western countries

---

[1]) F. S. Bodenheimer, *Geschichte der Entomologie*, Berlin 1928, vol. II, p. 302; Silbermann, *op. cit.*, vol. I, p. 279sq.

[2]) Tertullian, *De Pallio*, III.

[3]) Pausanias, *Graec. Desc.*, VI, 26.

[4]) St. Basil, *Hexaemeron, Homily*, VIII, 8.

[5]) Servius, *Georg.*, II, 121; cf. Thes. Ling. Lat., s. v. *bombyx.*

[6]) Procopius, *De Bello Gothico*, IV, 17.

[7]) Isidore, *Orig.*, XII, 5, 8.

[8]) Bodenheimer, *op. cit.*, vol. II, p. 60.

of Europe and, probably, was already known in the eighth century, following the Arabian conquest of Spain by Tarik in 714. Not before the second half of the twelfth century, in the reign of Roger I, Norman king of Sicily and conqueror of Byzantium, was silk manufacture taken up in Sicily, and more centuries elapsed until this manufacture spread to Italy and other western European countries.[1])

Before considering Aldhelm's riddle in the light of this historical development it will be well to scrutinize the content of the riddle carefully.

XII. Bombix.[2])

Annua dum redeunt texendi tempora telas,
Lurida setigeris redundant viscera filis,
Moxque genestarum frondosa cacumina scando,
Ut globulos fabricans tum fati sorte quiesquam.

The first line of the riddle correctly states that the weaving of silk threads is bound to an annual cycle. The eggs of the *Bombix mori* are laid during the summer months, but are preserved for hatching until about the ollowing April, when the annual growth of the foliage of the mulberry tree will provide sufficient food for the young worms or caterpillars.[3])

Line 2 speaks of the threads which issue from the body of the animal (*redundare* = to run over, overflow, to flow forth freely).

Of particular importance in the same line is the term *lurida* used — as line three informs us — with respect to a silkworm which is "ready to mount". During their growth the worms pass through a series of distinct developing stages with attendant periodic colour changes, among which a whitish coloration predominates.[4]) The caterpillar, when fully

---

[1]) Silbermann, *op. cit.*, vol. I, pp. 53, 54, however, thinks that sericulture was known in some parts of Italy as early as the ninth century, and that it existed in Sicily before Roger's conquest.

[2]) Ehwald, *op. cit.*, p. 103.

[3]) New Internat. Encycl., s. v. *silkworm*; Encycl. Brit., s. v. *silk* and *sericulture*.

[4]) St. Julien, *Résumé des Principaux Traités Chinois*, Paris, 1837, p. 150, where a most detailed account of these colour variations is given; Silbermann, *op. cit.*, vol. I, p. 183; A. M. Villon, *La Soie*, Paris, 1890, p. 39; Larousse, Grd. Dict. Univ., s. v. *ver, ver à soie*.

grown, stops eating entirely and raises the forepart of its body with writhing movements which indicate its desire to "mount" to a place suitable for spinning the cocoon. The "time of mounting" — a standing technical term in sericulture — is a highly critical moment which requires close attention from the cultivator. The animal's body is now replete with glutinous matter. It assumes a peculiar aspect, the skin is semiperspicuous and has a yellowish-brownish, and as it were sick or putrid appearance comparable to the aspect of a certain white grape (*chasselas*) when mature.[1]) Aldhelm's *luridus* very aptly characterizes this appearance; natural science still uses the word "lurid" for designating such hues. In classical Latin *luridus* stood for fallow, pale yellow, but the meaning soon changed to muddy-yellow, dingy, putrid, dead-coloured[2]), and Aldhelm undoubtedly connected the post-classical meaning with the term, for in riddle XLIII he uses the same term with respect to the leech, whose body is also semi-transparent and of a more or less dingy appearance. Other instances corroborating this interpretation are to be found in Aldhelm's prologue (line 5) and in his riddle *Creatura* (line 79).

As has just been pointed out, Aldhelm, in line 3, clearly speaks of the "mounting" of the worms, the most conspicuous phase in their development. Equally interesting in this line are the further particulars given by the words *genestarum frondosa cacumina*. When the time of mounting comes, nests or hedges (*cabanes*) made from branches of shrubs are provided by the cultivator.[3]) In the European cultures the branches of the *broom* have been widely used for this purpose. Villon illustrates such *cabanes de genêts*.[4]) Different varieties of the *genista* family abound in the European and Asian continents. In Greece from both the flowers and the branches of this shrub an extraction was made for dyeing the silk brown[5].)

---

[1]) Larousse, Grd. Dict. Univ., s. v. *ver*.

[2]) G. Koerting, Lat.-Rom. Wörterbuch, 3. Edit. Repr. New York, 1923, s. v. *luridus*.

[3]) Larousse, *loc. cit.*; Silbermann, *op. cit.*, p. 205.

[4]) Villon, *op. cit.*, Fig. 12 and 13.

[5]) Larousse, *op. cit.*, s. v. *genêt*.

Whether broom was also used in China, I have not been able to ascertain, since I have not found this shrub specifically mentioned.[1] There is good reason to suppose that Aldhelm referred to the Greek practice, thus furnishing us with evidence of the use of broom in this earliest European sericulture for the purpose of building *coconnières*.

With respect to line 4: the exact shape of the cocoon is neither globular nor ellipsoidal nor egg-like, but comes nearest to a Cassinian ovaloid of slight constriction in its central portions. Of the looser terms in use Aldhelm's *globulus* is as good as any.

Finally, how can this fourth and last line as a whole be interpreted? As soon as the mature caterpillar has mounted, it begins spreading threads in various directions for its suspension and then immediately starts the work of spinning around itself the cocoon, under the first outer layers of which it soon disappears from sight. Gradually, the animal passes into the chrysalid state. After about two weeks, it breaks through the walls of its cocoon as a winged moth. Evidently, then, Aldhelm by his *ut globulos fabricans quiescam* clearly indicates that the animal, while spinning its threads, remains in the same place and does not work like a spider, as earlier accounts had suggested.

In two other verses of his riddle collection Aldhelm refers to silk[2]), but neither passage makes any further contribution. Of particular interest, however, are two lines in his poem *De Virginitate* (lines 1146-47) which read:

Serica purpureis praebens velamina peplis
Quae moritura facit fetosa viscere bombix.

The term *moritura* applied to the bombix seems to me especially interesting. Can we still doubt that Aldhelm — who in his riddle refers to no less than six distinct characteristics of sericulture not recorded before him: the annual cycle, the mounting time, the peculiar colour change, the broom berths, the globular shape, the stationary position of the spinning

---

[1]) St. Julien, *op. cit.*, p. 153. *Keng tschi t'u*, Abhandl. d. Hamburg. Kolonial-Inst., XI, Hamburg, 1913.

[2]) Riddle XXXIII, 4 and C, 59.

animal — was in possession of complete knowledge of this recent European industry? From his mention of such a detail as the peculiar colour at the mounting time one would infer that he had had a chance to inspect a silk farm. In these establishments only comparatively few animals are allowed to develop into moths for the continuation of the race; the majority are killed by hot air or the like in the cocoons as soon as their spinning is completed, in order to preserve intact for unreeling the continuous thread of about one thousand yards in length. Thus, the busy little worker makes its own tomb with the inscription *moritura*.

Whence could Aldhelm possibly have obtained this detailed knowledge? None of his biographers speaks of a journey to Byzantium or to the North African coast, the only places where he could have seen silk farms. If we assume that his African teacher Hadrian conveyed the information to him, we must all the more admire the precision and conciseness our riddle poet exhibits in his few lines. To Aldhelm belongs the credit of having been the first European writer who gave several accurate, correlated data on sericulture.

Vassar College, USA. Erika von Erhardt-Siebold.

FÜRSTEN- UND KRIEGERKENNING IM *BEOWULF.*

Im *Beowulf-Kommentar*[1]) übersetzt Hoops v. 2261 *æfter wīȝfruman* ,,zusammen mit dem Kampfführer, Krieger". In der Erklärung der Stelle liegt das Hauptgewicht auf *æfter*; so übersieht man leicht, daſs Hoops hier von allen bisherigen Erklärern abweicht, wenn er *wīȝfruma* nicht als ,,Kriegsherr" (so Grein und Holthausen), "war-chief" (Klaeber) auffaſst, sondern als ,,Krieger" schlechthin. Der Zusammenhang fordert aber die von Hoops gegebene Übersetzung; die Stelle wird farblos, wollte man sie nur auf den Kriegsherrn, den Fürsten, beziehen und nicht *wīȝfruma* (v. 2261) mit *beorn* (v. 2260) und *hæleð* (v. 2262) zusammenstellen in der allgemeineren Bedeutung ,,Krieger", ,,Held".

Kann aber die Übersetzung, die Hoops für diese Stelle gibt, auch für *wīȝfruma* v. 664 und für das im Beowulf dreimal belegte *hildfruma* gelten?[2]) — In v. 664 steht *wīȝfruma* mit Beziehung auf König Hrōðȝār, *hildfruma* in v. 1678 ebenfalls, aber in Variation zu *rinc*; in v. 2649 und v. 2835 geht *hildfruma* auf Beowulf, den Bekämpfer des Drachen, wo die Bedeutung ,,Krieger", ,,Held" zweifellos den schöneren und tieferen Sinn ergibt. Da die einfache Bezeichnung ,,Krieger" auch sonst auf den König angewandt wird, wie z. B. das oben erwähnte *rinc* zeigt, ist diese Bedeutung auch an den auf Hrōðȝār bezüglichen Stellen möglich.

Die Darstellung gewinnt damit an Kraft und Tiefe: nicht das Königtum an sich gilt dem Beowulfdichter als die ehrenvollere Bezeichnung, sondern das Heldentum, die

---

[1]) S. 245.

[2]) Im *Beowulf-Kommentar* werden die anderen Stellen nicht besprochen.

Bewährung als Krieger (gegen Feinde, Unholde und den Drachen).

Zu dem gleichen Ergebnis führen die beiden folgenden Untersuchungen zu drei Beowulfstellen, an denen ich ebenfalls entgegen der bisherigen Auffassung Umschreibungen für den Krieger, nicht den König erkenne.

I.

Beow. 1020f.: forȝeaf þā Bēowulfe brand Healfdenes
seȝen ȝyldenne siȝores to lēane . . .

Seit Grundtvig (1820) ändern alle Hrsgg. einmütig das *brand* der Handschrift in *bearn*. Daſs Hrōðȝār *bearn Healfdenes* genannt wird wie Beowulf *bearn Ecȝþēowes*, erscheint auf den ersten Blick so einleuchtend, daſs Grundtvigs Konjektur nirgends Widerspruch oder auch nur Zweifel erregt hat. Aber es lassen sich doch Einwände dagegen vorbringen.

Der Beowulfdichter benennt seine Personen recht häufig durch „Viðkenningar", unter denen wieder die Patronymica recht häufig sind, aber er variiert sie doch auf verschiedene Art. Beowulf wird 10mal *bearn Ecȝþēowes* genannt (v. 529, 631, 957, 1383, 1473, 1651, 1817, 1999, 2177, 2425), 3mal heiſst er *sunu Ecȝþēowes* (v. 1550, 2367, 2398) und einmal *maȝa Ecȝþēowes* (v. 2587). König Hrōðȝār heiſst *maȝa* (oder *maȝo*) *Healfdenes* (v. 189, 1474, 1867, 2011, 2143) und 8mal *sunu Healfdenes* (v. 268, 344, 645, 1009, 1040, 1652, 1699, 2147), auſserdem in v. 1064 *Healfdenes hildewīsa* und v. 1020 nach der Hs. *brand Healfdenes.* Sollte es wirklich ein Zufall sein, daſs der Dichter des Beowulf diesen selbst 10mal *bearn* nennt, Hrōðȝār aber nicht ein einziges Mal, und dafür die auf Beowulf selten angewandten Worte *sunu* und *maȝa* für den König um so öfter gebraucht? Natürlich paſst *bearn* des Stabes wegen besonders gut zu Beowulf, und *Bēowulf maðelode, bearn Ecȝþēowes* ist dem Dichter geradezu zur Formel geworden, aber das erklärt noch nicht die Tatsache, daſs Hrōðȝār niemals *bearn* heiſst, denn *sunu* und *maȝa* staben ebensowenig mit seinem Namen wie *bearn.* Ganz ähnlich heiſst Hyȝelāc *sunu Hrǣdles* (v. 1485), *Hrēþles eafera* (v. 1847, 2358, 2992) — aber nicht *bearn*! Als der Dichter

einen *b*-Stab braucht, nennt er Hyȝelāc *bonan Onȝenþēoes* (v. 1968), und zwar ehe er ausführlich von den Kämpfen mit den Schweden berichtet. — Beowulf I. wird *Scyldes eafera* (v. 19) genannt. *bearn* wird gebraucht von Hereȝār (v. 469), Unferð (499, neben 3mal *sunu* und einmal *maȝo*), Onela (v. 2387) und Sigemund (v. 888). Es scheint also, dafs der Beowulfdichter bei den Königen Hrōðȝār und Hyȝelāc ganz absichtlich das Wort *bearn* vermeidet; er gebraucht es auch von Beowulf, als dieser König geworden ist, nur noch ein einziges Mal in der ihm geläufigen Formel (v. 2425), nennt ihn dafür aber 3mal *sunu* und *maȝa* (vgl. oben). Vergleicht man damit die sonstige Verwendung von *bearn* im Beowulf, so ist der Grund hierfür unschwer zu erkennen: *bearn* ist nicht lediglich Verwandtschaftsbezeichnung wie die anderen Worte, sondern schliefst noch die Bedeutung „jung" oder „Jüngling" mit ein, so etwa in v. 1189, wo *hæleþa bearn* direkt *ȝioȝoð* variiert, oder v. 2035, wo *dryhtbearn Dena* (= Inȝeld) unzweifelhaft so aufzufassen ist.[1]) Als Stütze für diese Annahme sei ferner erwähnt, dafs *bearn* niemals im Beowulf mit dem Adj. *ȝeonȝ* verbunden wird wie etwa v. 2018 *byre ȝeonȝe* usw. *ȝeonȝ bearn* wäre augenscheinlich ein Pleonasmus. So pafst also *bearn* nicht auf die im Mannes- oder Greisenalter stehenden Könige, sondern nur auf die jugendlichen Helden und Thronerben.[2])

Wenn aber Grundtvigs Konjektur sich als Irrtum erweist, ergibt sich die Frage: Wie ist nun v. 1020 zu lesen? Ist es nicht doch möglich, die Lesung der Handschrift beizubehalten? Es mufs ja nicht unbedingt ein Schreibfehler vorliegen, da die Buchstabenfolge *brand* an sich ein sinnvolles Wort ergibt. Gewöhnlich bedeutet es „Feuer", „Brand", daneben aber vereinzelt in der Dichtung, und so auch einmal im Beowulf (v. 1454), „Schwert" wie im Altnordischen. Nur die zweite Bedeutung kann hier in Frage kommen.

---

[1]) Klaeber übersetzt "noble child", Holthausen „edler Jüngling".

[2]) In v. 2387, wo das Wort auf Onela bezogen wird, sehe ich keinen direkten Widerspruch, da es dort ziemlich unbetont steht, weil der Dichter das Hauptgewicht auf Beowulf legt, und Onela ja überhaupt Nebenperson ist, dessen Alter dem Dichter wohl ziemlich gleichgültig war.

Hrōðʒār wird uns an mehreren Stellen als kriegerischer Fürst geschildert, so etwa gleich am Anfang v. 64f: *þā wæs Hrōðʒāre herespēd ʒyfen, wīʒes weorðmynd*, oder später in seiner Klage um Aeschere, wo er der gemeinsamen Kriegstaten gedenkt (v. 1326ff.), oder in Ausdrücken wie *hār hilderinc* (v. 1307) und *Healfdenes hildewīsa* (v. 1064). Diese letzte Stelle nun wirft Licht auf jene zu klärende. Hrōðʒār war früher der Heerführer seines Vaters Healfdene gewesen, für jenen hat er Schlachten geschlagen und Siege erkämpft. Der König heifst allgemein in der Dichtung *helm* „Schützer seines Volkes", aber Healfdene war es in erster Linie durch seinen Sohn, der für ihn das Schwert, *brand* führte. So erklärt sich die Bezeichnung *brand Healfdenes* in v. 1020 als inhaltlich identisch mit *Healfdenes hildewīsa* in v. 1064. Dafs *brand* „Schwert" hier für denjenigen, der das Schwert führt, gebraucht wird, zeigt eine Bedeutungsentwicklung, die derjenigen von *helm* parallel läuft. Auch *helm* ist zunächst der Gegenstand, der Schutz gewährt, und wird von da aus in der Dichtung auch auf die Personen angewandt, deren Bestimmung oder deren Wesen es ist, Schutz zu gewähren, d. h. den Fürsten und Gott. Ebenso bezieht der Beowulfdichter das Wort für den Gegenstand, mit dem man Frieden und Sicherheit erkämpft, hier auf die Person, die durch diese Tätigkeit gekennzeichnet werden soll. Da es sich um eine nur in der Dichtung mögliche Ausdrucksweise handelte, wählte der Dichter aus den mannigfachen ihm zur Verfügung stehenden Bezeichnungen des Schwertes das nordische Lehnwort, das am wenigsten abgegriffen war. Die kriegerische Bezeichnung für den König pafst stimmungsgemäfs und stilistisch überaus gut an die Stelle, wo erzählt wird, wie er Beowulf für seine Tat mit kostbaren Waffen belohnt.

II.

Beow. 1506/7: Bær þā sēo brimwyl(f) þā hēo tō botme cōm
hrinʒa þenʒel tō hofe sīnum ...

Beow. 2345/6: Oferhoʒode þā hrinʒa fenʒel
þæt he þone wīdfloʒan weorode ʒesōhte ...

In der ae. Dichtung steht *hrinʒ* entweder für „Goldring" = Schmuck, oder für „Panzerring" = Brünne. Für

die beiden oben angeführten Stellen setzen die Glossare der Beowulf-Ausgaben die erste Bedeutung, ,,Goldring", an. *þenȝel* und *fenȝel* — Lehnwörter aus dem Nordischen — bedeuten ,,Fürst", so daſs in beiden Fällen zu übersetzen ist ,,Fürst der Ringe", was nach den Glossaren doch wohl ungefähr soviel bedeuten soll wie das bekannte *bēaȝa brytta*, nämlich den Fürsten, der die Mannen für ihre Dienste mit Gold belohnt. Dagegen läſst sich mancherlei einwenden.

Wir vergleichen die übrigen Beowulfstellen, an denen der Fürst als ,,Herr des Schatzes" bezeichnet wird. Er ist entweder der ,,Verwalter" oder der ,,Verteiler" des Schatzes (niemals der bloſse Besitzer oder ,,Hüter", der gleich dem Drachen den Goldhort bewacht; *hrinȝa hyrde* in v. 2245 scheidet deshalb hier aus. Es bezieht sich nicht auf den König).

Den Verteiler des Goldes bezeichnet: *bēaȝa brytta* (v. 35, 352, 1487), *sinces brytta* (v. 607, 1170, 1922, 2071), *bēaȝȝyfa* (1102), *sincȝyfa* (1012, 1342, 2311), *ȝoldȝyfa* (2652), *wilȝeofa* (2900) und *ȝoldwine ȝumena* (1171, 1476, 1602). Auf Verwalter und Verteiler zugleich weist hin *hordweard hæleþa* (1047, 1852), auf den Verwalter allein *bēahhorda weard* (v. 921) und wahrscheinlich auch *sinca baldor* (v. 2428). Diese letzte Umschreibung erinnert äuſserlich an *hrinȝa þenȝel.* Da *baldor* aber nur in Verbindung mit einem gen. pl. steht, bedeutet es nicht eigentlich ,,Fürst", sondern eher ,,Beherrscher", was sowohl Verwalter wie Verteiler meinen kann. Was aber heiſst ,,Fürst" der Ringe? Wenn Fürst nicht als Verwalter, sondern gewissermaſsen als Titel steht, gibt das, mit Meiſsner zu reden, eine ,,schlechte Kenning", die im Grundwort bereits den Begriff des Ganzen enthält.

Nun muſs ferner auffallen, daſs im Bestimmungswort nirgends *hrinȝ* steht, und das kann bei 20 Belegen kaum Zufall sein. Vergleicht man dazu die bei van der Merwe Scholtz[1]) unter "King, Ruler" zusammengestellten Kenningar, so kann man dort die gleiche Beobachtung machen, die also nicht nur für den Beowulf, sondern die ganze ae. Dichtung zutrifft. Wenn aber in den Fürstenkenningar der

---

[1]) *The Kenning in Anglo-Saxon and Old Norse Poetry*, Utrecht 1927.

Schatz des Königs niemals *hrinȝas* heifst, sind auch in den beiden oben angeführten Stellen sicher nicht Goldringe gemeint — sondern die Brünne. *hrinȝa þenȝel* bedeutet dann ebenso wie *hrinȝa fenȝel* den „Herrn der Brünne", d. h. Krieger. Dafs ein Wort, das alleinstehend den Fürsten bezeichnet, in der Kenning auch auf den Gefolgsmann angewandt wird, erinnert an das An., wo es kaum besondere Fürstenkenningar gibt und z. B. „Ringbrecher" zu den „allgemeinen Mannkenningar" (Meifsner) zählt. Auch im Beowulf bezieht sich einmal *sincȝyfa* auf den Gefolgsmann (v. 1342), sonst aber unterscheidet der Dichter genau zwischen Fürsten- und Kriegerkenning. Beowulf wird, ehe er nicht selbst König ist, niemals „Schatzspender" genannt, wohl aber „Führer der Gauten" (*ȝēata lēod*), worunter aber seine Gefährten am Dänenhof zu verstehen sind, wie sich aus der Variation *ȝūatmecȝa lēod* (v. 829) ergibt. So würde *hrinȝa þenȝel* als Fürstenkenning auch aus diesem Grunde anfechtbar sein, die Kriegerkenning dagegen pafst gut in den Zusammenhang. In v. 2345 wäre auch eine Fürstenkenning sinnvoll, doch stimmt zu der Situation, da der Held auszieht, den Drachen zu bekämpfen und dessen Schatz zu erobern, besser als die Bezeichnung „Herr des Schatzes" entschieden die Kriegerkenning.

KÖNIGSBERG. HERTHA MARQUARDT.

ZUR DATIERUNG DER *MORTE ARTHURE*.

Die Bekanntschaft mit der satirischen Debate *Winner and Waster*[1]) hat mir jüngst einen Anhalt geboten, die Entstehungszeit der *Morte Arthure* näher zu bestimmen, will sagen, etwas höher anzusetzen, als es bisher üblich ist, und ich möchte diese Beobachtung hier bekannt geben, obwohl sie gewiſs der Nachprüfung bedarf.

Bei der Lektüre des westmittelländischen Gedichtes in alliterierenden Langzeilen fühlt ich mich sehr bald und wiederholt an die vor längerer Zeit gelesene und nun hin und wieder nachgeschlagene *Morte Arthure* der gleichen Form[2]) erinnert, und dann stieſs ich auf eine Stelle, die diesem allgemeinen Eindruck einen festen Halt gab. V. 136 ff. schildert der Verfasser, der weit in der Welt herumgekommen sein will, das Völkergewimmel, das sich zur Zeit in England, d. h. in London, zusammenfinde, wie er es früher mit eigenen Augen nie gesehen habe. Und da werden nun zwischen Franzosen, Lothringern, Lombarden und Spaniern einerseits, Engländern, Irländern, Osterlingen (*Eastirlynges*, d. h. Hanseaten von der Ostsee) andrerseits, einigermaſsen überraschend, weil vom Stabreim nicht begünstigt oder herbeigerufen, V. 140 eingeschaltet:

Wyes of Westwale, þat in werre duellen.

Diesen 'krieggewohnten Männern von Westfalen' (wie sie die Engländer so doch schwerlich kennen gelernt hatten) begegnen wir nun wiederholt in der *Morte Arthure*:

2826 *Wyes of þe Westfale, wirchipfull biernez,*
2656 *The wyes(e) of þe Westfale appon wyght horsez,*
dazu 626 *All Westwale of werre he wynnys as hym lykes,*

wo auſser dem Reimwort *werre* auch die an *Wales* angelehnte Schreibung des Volksnamens wiederkehrt.

Nun läſst sich die Entstehung unserer 'Debate', wie Gollancz in der Einleitung nachweist, mit Sicherheit auf das Jahr 1352 festlegen, und da man schon nach der oben gebotenen Probe geneigt sein wird, ihrem Verfasser die Kenntnis der *Morte Arthure* zuzuweisen (das umgekehrte Verhältnis erscheint ausgeschlossen), dürfen wir das gröſsere Werk und mit ihm wohl überhaupt die literarische Tätigkeit Huchowns, die man bisher 'um 1360' ansetzte, zuversichtlich um ein Jahrzehnt hinaufrücken: um oder vor 1350.

Die Nachprüfung, die ich selbst meinem Hinweis wünsche, wird sich auch auf das *Parlement of the three Ages* (es sind damit die 'neuf preux' gemeint) erstrecken müssen, mit welchem Gollancz die gleiche Sammlung 1915 eröffnet hat und das er, mir einleuchtend, dem gleichen Verfasser wie *Winner and Waster* zuweist.

---

1) ed. Gollancz *Select Early English Poems* III, Oxford 1920.
2) ed. Björkman 1915.

GÖTTINGEN. EDWARD SCHRÖDER.

ZU CHAUCERS *VOGELPARLAMENT.*

Der durch meine jüngsten Untersuchungen[1]) erweiterte Fragenkomplex sei hier einer neuen Beleuchtung unterworfen.

1. Meine Deutung von P. F. 113ff., bes. v. 117/18, ergab als grundlegende Erkenntnis, daſs die mit einem Kompaſs magnetisch gemessene NNW-Stellung der Venus auch die Lage der Magnetnadel, genau zwischen der Richtung nach dem Polarstern (astr. N) und der Venus (astr. NW), bestimmt. Nun ist aber auch v. 148ff. von der Magnetnadel (als „einem Stück Eisen“)[2]) die Rede, die zwischen zwei Magneten von gleicher Kraft unbeweglich steht, so daſs die Möglichkeit einer Beziehung beider Stellen gegeben zu sein scheint, insbesondere, wenn man mit mir[3]) in den beiden Sternen, der Venus und dem Polarstern, Magneten von gleicher Kraft erblickt.

2. Eine weitere Klärung der Verflechtungsvorgänge bei den vv. 113ff. und 148ff. verrät deutlich, welche Ideenverbindung dem Dichter vorschwebte. An dem Tage, auf den Ch. den Beginn seiner Dichtung verlegt (vgl. v. 118), hatte die Venus den höchsten nördlichen (scheinbaren) Untergangspunkt (astr. NW = magn. NNW) erreicht, d. h. ihren Stillstand[4]), und zu einem solchen Zeitpunkt konnte nach experimentellen Gesichtspunkten auch ein „Stillstand“ der Magnetnadel beobachtet werden, der gewissermaſsen aus der gleich starken Anziehungskraft der beiden Sternmagneten resultiert. So wird, was v. 117 unaus-

---

[1]) Forschungen und Fortschritte (F. u. F.) 20. April 1935; Anglia 46, 333; Engl. Stud. 68, 174ff.

[2]) „Eisen und Stein“ in *Sordellos* Lied (nach Mitteilung eines Kollegen um 1250 gedichtet; vgl. Appel, *Prov. Chrestomathie*[6] Nr. 31) *cum la naus en mar guida la tramonta* (Polarstern) *e. l fers e. lh caramida* (Magnetstein) entspricht der Verbindung von *nedle and ston* bei Gower; vgl. Anglia 46, 339. Zu dem Ausdruck *acus vel ferrum* usw. bei Maricourt (1269 A. D.) siehe F. u. F. a. a. O. 157, Anm. 10.
[3]) F. u. F. a. a. O. 157.

[4]) Osw. Gerhardt, *Der Stern des Messias* 17 weist auf die Wichtigkeit von Kehrpunkt und „Stillstand“ in der Bahn und Bewegung der Planeten hin.

gesprochen bleibt, aber nach unserer Erklärung sich aus ihm ganz folgerichtig erschliefsen läfst, zu einer neuen Brücke, die v. 117/118 mit v. 148ff. verbindet, wo ebenfalls auf die Unbeweglichkeit der Magnetnadel exemplifiziert wird (v. 150: *'Ne hath no myght to meue too ne fro'*).

3. Wird das Zentrale unserer Betrachtung einer vielseitigen Verknüpfung beider Chaucerstellen begriffen, so entsteht die Frage, ob nicht der Vergleich des Dichters mit der Magnetnadel, wie er an dem einen Orte, v. 148–153 (*ferde* J, v. 152), zum Ausdruck kommt und von uns an dem andern Orte (v. 117: *As wisly as I sey thee north north west*) erschlossen worden ist, beabsichtigt sein kann. Und das ist in der Tat der Fall. Unserer Interpretation der sog. „Venusstelle" (v. 117), wonach der Dichter meint, er wisse nicht, welcher von den beiden „Sternen" am Liebeshimmel seines Königs[1]) als seinen eventuellen zukünftigen Herrinnen er sich zuwenden solle, liegt die poetische Konzeption zugrunde, dafs der Dichter sich zu seiner Herrin verhalte wie die Magnetnadel zu ihrem Stern (als ihrem Magneten). Beispiele für eine solche oder ähnliche Vorstellung lassen sich mehrfach aufzeigen.[2]) Auch mag die eigenartige und einprägsame Formulierung, in der Dante seinen Dichter die Rolle der Magnetnadel spielen läfst (wobei allerdings „eine Stimme" die Stelle des Magneten vertritt), Chaucer stark beeindruckt haben; vgl. Parad. XII, 28—31: „Aus dem Herzen (= dem Innern) des einen der neuen Lichter erhob sich eine Stimme,

---

[1]) F. u. F. a. a. O. 157; vgl. auch den Hinweis in P. F. 594/5.

[2]) Vgl. bei O. v. Lippmann, *Gesch. d. Magnetnadel* (Berlin 1932) S. 23 ein Liebeslied von Guillaume le Normand (zwischen 1200 und 1225), in dem er die Dame seines Herzens dem Polarstern vergleicht: „Genau der Nadel Spitze weist Die Richtung, da der Nordstern steht"; ebd. S. 24 Mazzeo di Rico (1. Hälfte des 13. Jahrhunderts): „Deine Reize locken mich unwiderstehlich, Wie es der Magnetstein tut, Wenn er seiner Natur gemäfs die Nadel anzieht"; ebd. S. 25: Gaulthier d'Espinois sagt um 1250 in einem Liede: „Wie die Magnetnadel (aiguille) zum Magnetstein (aimant), So richtet sich alles zur Schönen meines Gedichts."

Fr. Klaeber, *Das Bild bei Chaucer* 138f. verweist auf Troil. V, 638ff. (hier „ist dem Troilus das Leben nach seiner Trennung von der Geliebten eine Seefahrt ohne das leitende Licht des [Polar-] Sternes"), mit dem Bemerken a. a. O. 139, dafs dieses Bild speziell auf Fil. I, 2, 3: 'tu (— donna! —) se' la tramontana stella | La qual io seguo per venir al porto' zurückzuführen sein dürfte.

die mich als die Nadel dem Stern erscheinen liefs, darin, dafs sie mich zu ihrem Wo (d. h. ihrem Orte) hinwendete."[1])

4. Nach der „Konstellation" der Gestirne, des Venusplaneten und des Polarfixsterns, zu einer Zeit, in der die Venus ihren „höchsten Nordstand" (um Mai 20, 1380 nach den Berechnungen P. V. Neugebauers) erreicht, bestimmt Chaucer die Wesens- und Wirkenszusammenhänge mit den Heiratsverhandlungen, die in der Konferenz von Leulinghen (20. Mai 1380) zu einem gewissen Abschlufs kamen. Dabei stellt der Dichter die Macht der Venus in ihrem höchsten Nordstande als so grofs hin, dafs er den Beginn seiner Liebesvision mit dieser Stellung des „Wandelsterns der Liebe" zusammenlegt. Als der Dichter über den Ausgang der Konferenz einige Zeit danach[2]) genauere Nachrichten erhielt, war mit der „Wende" der „Planetenbahn" der Prinzessin Catherine, deren Wirken nach dem 20. Mai 1380 völlig ausgeschaltet wurde, eine bestimmte Analogie zu der „Wende" der Planetenbewegung nach dem „Stillstand" der Venus gegeben, in Übereinstimmung mit der Beobachtung, dafs die Venus nach ihrem höchsten Nordstand ihre Bahn zu ändern beginnt (sie wandert ja allmählich dem Süden entgegen).

5. Als der stärkste Stützpunkt unserer Argumentation erscheint die Tatsache, dafs Chaucer die Anregung zu der Gedankenprägung einer Mittelstellung „zwischen zwei Herrinnen" aus demselben Dante empfangen hat, an den er gerade im *Vogelparlament*, wie im *H. of Fame*, sich so häufig anlehnt. Liest man die Eingangsverse des berühmten Canto IV des *Paradiso*, so springt einem das 'sí si starebbe un cane intra due dame' (Par. IV, 6) sofort in die Augen.

---

[1]) In wörtlicher Übertragung mit Hilfe von K. Vofsler. — Nicht also Richard, sondern der Dichter ist die „Magnetnadel". Das kann jetzt (gegenüber der Auffassung in F. u. F.) als eine besondere Stütze unserer Theorie herausgehoben werden.

[2]) Eine ganz genaue Zeitangabe festzulegen, ist unmöglich und auch unwesentlich, da es dem Dichter offenbar in erster Linie auf die Übereinstimmung des Beginns der Dichtung mit der Gestirnkonstellation und dem Datum des Konferenztages ankommt. Natürlich konnte der Londoner Hof verhältnismäfsig schnell über den Verlauf der Konferenz von Leulinghen, das in Nordfrankreich, zwischen Boulogne und Calais liegt, in Kenntnis gesetzt werden.

Unsere Vermutung, dafs Chaucer hier — und zwar genau so, wie der moderne Dante-Interpret Bezzola, im Gegensatz zu ital. Erklärern, die dame = damme = daini „Damhirsche" fassen — die Vorstellung eines Hundes „zwischen zwei Damen" gehabt haben kann, wird durch die Mitteilung von G. Rohlfs bestätigt.[1]) Ganz klar wird die Situation aber erst, wenn man sieht, dafs das „zwischen zwei Damen" in einem Passus bei Dante begegnet, den Ch. im *Parl. F.* sicher benutzt hat. Sind die Zeilen P. F. 155/6 ein Echo der Dante-Verse *Parad.* IV, 10—12[2]), so gehen beiden Stellen die Verse *Parl. F.* 148/51 und *Parad.* IV, 1—6 beinahe unmittelbar voraus.[3])

6. Wir glauben in dieser kurzen Überschau zum ersten Male klargestellt zu haben, wie „entscheidend das Gedankenexperiment mit der Nadel in der Gedankenrichtung Chaucers ist" (Nippoldt). Es ist für ihn der Kern eines poetischen Bildes, das den Dichter (die „Magnetnadel") in der Mittelstellung zwischen den beiden Attraktionszentren und magnetischen Sternen (Catherine und Anna) als seinen eventuellen zukünftigen „Herrinnen" zeigt. Da die hier aufgeführten auffallenden 'coincidences' unmöglich auf einem Zufall beruhen dürften, so können wir jetzt, die gegenteilige Ansicht Robinsons[4]) variierend, im Hinblick auf die Ereignisse im Sommer 1380 behaupten, dafs 'the situation in the poem (P. F.) agrees very well with the actual events that led up to Richard's betrothal'.[5])

[1]) „Bezzola, *Abbozzo di una storia dei gallicismi italiani*, Heidelberg 1925, S. 111, möchte dies Wort (*dama* = 'gentil donna') auch in Ihrer Dantestelle (Parad. IV, 6) sehen. Doch scheint mir letzteres sehr zweifelhaft" (Rohlfs). — Chaucer war kein moderner Danteforscher!

[2]) Robinson, *Chaucer* Anm.

[3]) Die Auseinandersetzung über die in gleicher Weise, d. h. mit gleicher Kraft, anziehenden Speisen im *Par.* IV, 1—2 ('Intra due cibi distanti e moventi | d'un modo ...') findet ihre Entsprechung in Chaucers Diktion P. F. 148 ff.: 'Right as betwixen adamauntes two | of euene myght ...'

[4]) Ausgabe 1933, S. 361.

[5]) Über die ganz versteckte und verschleierte Art, in der der Hofdichter, der keinen Anstofs erregen wollte, Anspielungen auf die damaligen Ereignisse vorbringen mufste, wird in einem andern Zusammenhange mehr gesagt werden.

BERLIN-CHARLOTTENBURG. HUGO LANGE.

THE CASTLE OF PERSEVERANCE UND *PEARL*.

Das *Castle of Perseverance* gilt als eine der feinsten und als die wohl älteste unter den erhaltenen englischen Moralitäten. Ihr vornehmer Charakter wurde von jeher erkannt, wogegen die Datierungen innerhalb der 2. Hälfte des 14. und des 1. Viertels des 15. Jh. schwanken.

Zu einem Vergleich mit der *Pearl*-Dichtung fordern verschiedene Züge heraus. Diese ist die Schöpfung eines Hofpoeten, und Cargill-Schlauchs[1]) geistvolle und gut begründete Theorie, Pearl sei das Enkelkind des Perlenliebhabers Edward III., Margaret Hastings (geb. 1367, gest. sehr wahrscheinlich 1369), und der Dichter ein Mitglied des Haushalts John of Gaunts, hat eine hohe Wahrscheinlichkeit für sich.

Die Vergleichspunkte sind diese:

Die Wiederaufnahme von Worten aus dem Schlufsvers einer Strophe in der Anfangszeile der folgenden, die eines der eigenartigen Formmittel der *Pearl* darstellt, begegnet wieder im Prolog unserer Moralität, z. B. v. 13f.: *Þat knowyn wyl our case. The case of our comynge ...* v. 82f.: *Man callyth to the Castel of Perseveraunce. Þe Castel of Perseveraunce, whan Mankynde hath tan ...*

Sodann gebrauchen beide Dichtungen in nicht wenigen Fällen dieselben ungewöhnlichen Worte, Wortfügungen, Bilder und Gedanken. Uns fielen die folgenden auf:

Castle of Perseverance.

v. 209: Pryde is my prince, in perles I-pyth.
v. 912: to be pyth with perlys.
v. 220: under schawe. Vgl. v. 2286.
v. 460: as a hawke, I hoppe in my hende halle.
v. 574: be buskys & bankys broun.
v. 704: here is Mankynde ful far in folde.

[1]) PMLA 43 (1928), 105—22.

v. 748f.: In joye I gette, with juelys gentyl, / On blysful banke my bour is bylde.
v. 905: oure dowty dennys.
v. 914: be doun, dalys, nor dennys.
v. 2700: as stylle as ston.
v. 2738: in grene gres tyl þou be grave.

Pearl.

v. 192: A precios pyece in perleȝ pyȝt. Gleich oder ähnlich: vv. 193, 216, 217/9, 229, 240/1, 742, 768.
v. 284: schyr wod-schaweȝ.
v. 184: I stod as hende as hawk in halle.
v. 537: Sone þe worlde bycom wel broun.
v. 990: as glemand glas burnist broun.
v. 334: how fer of folde þat man me fleme.
v. 253: That juel ... in gemmeȝ gente.
v. 264: gentyl jueler; v. 265: jueler gente.
v. 907: bydeȝ here by þys blysful bonc. Vgl. v. 931f.: by þyse bonkeȝ þer I congele, I se no bygyng nawhere aboute.
v. 295: in þis dene.
v. 121: doun & daleȝ.
v. 822: as trwe as ston.
v. 10: þurȝ gresse to grounde hit fro me yot.

Endlich schlagen die Verse 615/24 der *Pearl*, dieses Hohenliedes der gratia gratis data kindlicher Unschuld, das Grundthema der Tragödie des „Humanum Genus" als des Helden der Moralität vom „Schlofs der Beharrlichkeit" an: Nur das schuldlose Kind ist im Gnadenbesitz sicher. Auch der nach Heiligung strebende aufwachsende Mensch irrt irgendwie, irgendwann und verscherzt seinen Lohn. Je älter die Menschenkinder werden, um so häufiger schweifen sie fern vom Ziel und wirken Böses. Erbarmung und Gnade müssen sie dann leiten; denn die Gnade Gottes allein vermag alles.

Þou sayȝ þat I þat com to late
Am not worþy so gret here.
Where wyste þou euer any bourne abate,
Euer so holy in hys prayere,
Þat he ne forfeted by sumkyn gate
Þe mede sumtyme of heueneȝ clere?
& ay þe ofter, þe alder þay were,
Þay laften ryȝt & wroȝten woghe.
Mercy & grace moste hem þen stere,
For þe grace of God is gret innoȝe.

INNSBRUCK. KARL HAMMERLE.

THE AIRS AND TUNES OF JOHN GAY'S *POLLY.*

In the days when Sir Nigel Playfair kept London spellbound by the performance of Gay's *Beggar's Opera* during a period of unrivalled length, I contributed to Anglia[1]) a long article on ,,The Airs and Tunes of John Gay's *Beggar's Opera*". My main reason for that publication was expressed in the opening sentence: "A full appreciation of Gay's spirited opera is only possible if we understand the references to the then popular tunes. To the audience each of the melodies appealed; they knew them from collections or broadsides, and would remember the original words."

Encouraged by his success Gay composed a sequel to his opera, and called it *Polly*. It appeared in 1729 'Printed for the Author', for the Lord Chancellor's decree was 'that it was not allowed to be acted, but commanded to be suppressed'. The reason of this suppression was the attack on Walpole. Gay had the satisfaction that, although his opera was not performed, it sold extremely well, bringing him in about £ 1,200. In 1777 Colman produced a revised version of *Polly*, but it was not a success. In 1923, when *The Beggar's Opera* was on at the Hammersmith Lyceum, *Polly* was produced at the Kingsway Theatre. It was adapted by Clifford Bax, the music was arranged and composed by Frederick Austin, the scenery and costumes were designed by Wm Nicholson. The plot had been changed so as to be in accordance with the taste of the present day. Although most of the tunes were not so familiar as many of those in the first play, some of them hit the public taste, especially *Hunt the Squirrel*. In the same year a fine illustrated edition, with the music, was published by William Heinemann.

[1]) Vol. XLIII, 152—190.

The text, with the Preface, but without the music, is printed in Gregor Sarrazin's *John Gay's Singspiele*.[1]) The text and the music can also be consulted in The Abbey Classics edition of *The Plays of John Gay*[2]), which gives facsimiles of the copper-plate music.

The same reason as that quoted above urged me to write the following pages. Most of the tunes, and some of the songs from which Gay and Pepusch took the melodies, were popular at the time; some of them were ephemeral, many had a long history. The original songs rarely have any literary merit: they interest us because they are characteristic of the spirit and taste of the times.

The original songs being mostly too long for quotation, I have cited only the first stanzas or a number of characteristic lines in all cases where this was necessary or possible.[3])

List of books to which frequent reference is made.

W. Chappell. Popular Music of the Olden Time. London 1855—1859.

W. Chappell. A new Edition with a preface and notes, and the earlier examples entirely revised by H. Eldis Wooldridge. London 1893.

Westminster Drolleries, Merry Drollery, Choyce Drollery, ed. by J. Woodfoll. Ebsworth 1875/6.

T. D'Urfey. Wit and Mirth: or Pills to Purge Melancholy. 6 vols. London 1709.

Playford's Dancing Master. 1650 and subsequent editions.

Old Ballads, in 3 vols., 12 mo. 1723.

The Merry Companion: or, Universal Songster. 2nd Ed. London 1742.

The New Merry Companion or Vocal Remembrancer. 2nd Ed. London (n. d.; ca. 1780).

The Roxburghe Ballads (Ballad Society).

The Bagford Ballads (Ballad Society).

The Hive. A Collection of the most celebrated Songs. 4 vols. London 1732.

Scotish Songs. 2 Vols. London 1794.

Songs of England and Scotland. 2 Vols. London 1835.

David Herd's Ancient and Modern Scottish Songs (1776); reprinted Edinburgh 1870.

Evans's Old Ballads, 1777, in two vols.; new ed. in four vols. 1810.

The Musical Antiquary, 1910. An Index of Tunes in the Ballad-Operas, by W. Barclay Squire.

[1]) Weimar 1898 (Englische Textbibliothek 2).

[2]) Vol. II (Chapman and Dodd).

[3]) I owe great thanks to Dr. W. W. Greg for looking up a few of the tunes in collections not accessible in this country.

Calliope; or, English Harmony. 2 vols. 1737—1746.
The Musical Miscellany. 1729—1731.
Calliope, or the Musical Miscellany. 1788.
Thomson's Collection of the Songs of Burns — — — united to the select Melodies of Scotland. 6 vols. 1822—25.

Air I. *The Disappointed Widow.* This tune was not used in any of the ballad-operas of the period that I know. I have not been able to trace it.

Air II. *The Irish ground. The Dancing Master*, 1721, p. 244. Busby, *Dictionary of Music*, 1811: "*Ground*, the name given to a composition in which the base, consisting of a few bars of independent notes, is perpetually repeated to a continually varying melody: as in Purcel's *Ground*, Pepusch's *Ground*, etc." The term is now obsolete.

Air III. Noel *Hills*. This is the "Nowil Hills: Or, Love neglected" of *The Dancing Master*, 1721, 30.

Air IV. *Sweetheart, think upon me.* I have not found this tune in any of the other ballad-operas of the period and have not succeeded in tracing it.

Air V. *'Twas within a furlong.* The tune is common in the ballad-opera: *The Chambermaid* (1730), *The Devil to pay* (1732), *The Lovers' Opera* (1729), *The Village Opera* (1729).[1]) This is one of the spurious Scotch songs that were in vogue in the first half of the 18th century and for which I refer to Chappell's section on Anglo-Scottish Songs (609—620). This song is by D'Urfey (I, 327). Its first stanza is:

'Twas within a Furlong of *Edinborough* Town,
In the Rosie time of year when the Grass was down;
Bonny Jockey Blith and Gay,
Said to Jenny making Hay,
Let's sit a little (Dear) and prattle,
'Tis a sultry Day:
He long had Courted the Black-Brow'd Maid,
But *Jockey* was a Wag and would ne'er consent to Wed;
Which made her pish and phoo, and cry out it will not do,
I cannot, cannot, cannot, wonnot, wonnot Buckle too.

---

[1]) The years are the dates of performance.

Air. VI. *Sortez de vos retraites.*

Air VII. *O Waly, Waly, up the bank.* In *The Jovial Crew*, a ballad-opera based on Brome's play, there is a song to the tune of *Waley, Waley, up yon bank.* The beautiful song from which these words are taken, is most easily accessible in a note to Nr. 204 of Child's *Ballads*. The song opens thus:

O waly, waly up the bank!
And waly, waly, down the brae!
And waly, waly yon burn-side,
Where I and my love wont to gae!

The song was printed in Ramsay's *Tea-Table Miscellany* and in Thomson's *Orpheus Caledonius*, 1733, I, 31. Cf. Burns' *Remarks on Scottish Songs and Ballads*, Chandos classics 564, and James C. Dick's edition of *Notes on Scottish Song* by Robert Burns, pp. 29, 30. Henderson[1]) thinks it is related to *Willow, willow, willow*, but this does not seem acceptable. Cf. also Herd's *Ancient and Modern Songs* I, 81 and note on p. 319.

Air VIII. *O Jenny come tye me.* I have not been able to trace this tune. Presumably it is a Scotch tune and *tye* is a mistake for *tae*. [See p. 421.]

Air IX. *Red House.* Also in *The Fashionable Lady*, J. Hippislay's *Flora*, or *Hob in the Well* (1729) and *The Lovers' Opera*. The music is in *The Dancing Master* 1721,177.

Air X. Old *Orpheus* tick'ld, &c. This tune or first line is not in any of the collections I have consulted.

Air XI. *Christ-Church Bells.* This appears to have been a favourite melody with the opera composers of the period. It occurs in *The Chambermaid* by Edward Philips (Drury Lane, 1730) and in Charles Johnston's *The Village Opera* (Drury Lane, 1729). Is is given under the full title *Christ Church Bells in Oxon* in *The Dancing Master*, 1721, p. 104. Vide Pointel, *Airs et Danses*, 1700; *Carlion d'Oxford* in *Diverse Airtjes*, 455.

Air XII. *Cheshire Rounds.* The name of a well-known dance; *Dancing Master* 1721, p. 241. For particulars and

---

[1]) *Scottish Vernacular Literature*, p. 365 note.

music vide Chappell, II, 599, and for ,,rounds" ibid. 16, 108, 109, 482, 564; 171, 626, 627, 796. The *Cheshire Round* was a very popular dance at the end of the 17th and in the beginning of the 18th century. There were all sorts of rounds: the city, country, court, Irish, Cheshire, Shropshire and Salinger's round, are a few out of many.

Air XIII. *The bush a boon traquair.* This tune is of constant occurrence in the ballad-operas, sometimes quoted as *Bush of boon* by composers who did not understand the Scotch *aboon*. In the old editions of *Polly*, *aboon* is printed *a boon*. The tune is found in the following operas: Colley Cibber's *Damon and Phillida* (1729?); Joseph Mitchell's *The Highland Fair* (1731); Fielding's *The Intriguing Chambermaid* (1734); W. R. Chetwood's *The Lover's Opera* (1729); Fielding's *An Old Man taught Wisdom*: or, *The Virgin Unmasked* (1735); Theophilus Cibber's *Patie and Peggy* (1730). One of David Herd's Scots Songs, beginning "At setting day, and rising morn" is also set to this tune (*Ancient and Modern Scottish Songs* I, 304). The poem itself which gave rise to this melody is printed by Herd on pp. 190, 191 of the first volume. It is in four stanzas the first of which runs as follows:

Hear me, ye nymphs, and ev'ry swain,
 I'll tell how Peggy grieves me;
Though thus I languish, thus complain,
 Alas! she ne'er believes me.
My vows and sighs, like silent air,
 Unheeded never move her.
At the bonny bush aboon Traquair,
 'Twas there I first did love her.

Vide also Calliope 423. In *Scotish Songs* 1794, Vol. II, 101 there is music by "Mr. Crawford".

Air XIV. *Bury fair.* The tune is in *The Dancing Master* of 1721, p. 207. It occurs in two other ballad-operas: R. Drury's *A Devil of a Duke* (1732), and J. Ralph's *The Fashionable Lady* (1730). Possibly this was originally a folk-song; there are various 'fairs' in existence, such as 'Scarbro Fair', 'Whittingham Fair', 'Birmingham Fair', 'Brocklesby Fair', fundamentally the same with slight local variations. Vide F. Kidson and Mary Neal, *English Folk-song and Dance*, 37.

Air XV. *Bobbing Joan.* Readers of *Tom Jones* will remember that Mr. Western "never relished any music but what was light and airy; and indeed his most favourite tunes, were Old Sir Simon the King, St. George he was for England, Bobbing Joan, and some others" (Bk IV, Ch. V). It is the name of an old dance. Furnivall, in a note on p. CLXII of his edition of *Robert Laneham's Letter*, mentions a "late English list of *Nine sorts of common Dances always used*: Salingers round, Bobbin-jo, Jingle-de-cut, etc"; (*The Figure of Nine*, 17th c.). The music is in *The Dancing Master* of 1721, p. 57, or any edition of that collection, and also in Chappell, pp. 290, 291, where further particulars will be found. — In *On the Queen's Progress to Bath* (*Pills to Purge Melancholy* II, 230—233) we read:

Then plump bobbing Joan,
Strait call'd for her own,
And thought she frisk'd better than any.

The name is variously written: Bobbing Joan, Bobbing Joe, Bobbin-jo.

Air XVI. *A Swain long tortur'd with Disdain.* This is the opening line of a song entitled *The Way to Win Her* printed in *The Hive* IV, 7. The first stanza is:

A swain, long tortur'd with disdain,
That daily sigh'd, but sigh'd in vain,
At length the god of wine addrest,
The refuge of a wounded breast.

Air XVII. March in *Scipio.* Also in *The Quaker's Opera.* Zeno's *Scipione*, altered by Rolli, with music by Händel, was performed in 1726 in Italian and in English (*Scipio*).

Air XVIII. *Jig-it-o' Foot.* This is the *Jigg it e Foot* of *The Dancing Master*, 1728, 71.

Air XIX. *Trumpet Minuet.* Minuets were popular but in the ballad-operas they are of rare occurrence. Air XXVIII of this play is announced simply as *Minuet.* The 'Trumpet Minuet' is the same as 'Mr. Lane's Trumpet-Minuet, to be Danc'd with the Minuet step', *The Dancing Master* 1721, 194; there is also a 'Mr. Lane's Minuet', ibid. 174. Dances were called after the inventor: "Mr. Eaglefield's New Horn-

pipe", "Mr. Isaac's Maggot", etc. Cf. *Minuet* in Grove, *Dictionary of Music* III, 472.

Air XX. *Polwart* on the Green. Frequent in the ballad-opera: *The Beggar's Wedding, The Chambermaid, The Highland Fair, The Intriguing Chambermaid, Patie and Peggy, Robin Hood, Silvia, The Village Opera.* The song is attributed to Allan Ramsay. The first stanza is:

At Polwart on the green,
If you 'll meet me the morn,
Where lasses do convene
To dance about the thorn,
A kindy wilcome you shall meet,
  Frae her wha likes to view
A lover and a lad complete,
  The lad and lover you.

The song is printed in Herd I, 273.

Air XXI. St. *Martin's* Lane. I have not found this tune in my collection or in any of the books I have consulted.

Air XXII. *La Villanella.* "Canzone a ballo, con ritmo facile, periodi brevi e svelti con ritornello, semplice, quasi in armonia omofona" (Zingarelli). "An unaccompanied partsong, of light rustic character" (Grove).

Air XXIII. Dead March in *Coriolanus.* Only in *Polly.*[1])

Air XXIV. *Three Sheep-skins.* Also in *The Devil to Pay.* This is an English country-dance which first appeared in *The Dancing Master* of 1698. Cf. T. F. Henderson, *Scottish Vernacular Literature*, p. 376, note.

Air XXV. *Rigadoon. The Dancing Master* 1721, p. 187. There are several varieties of this dance: The French, the old Rigadoon, the Rigadoon Royal. See also the NED.

Air XXVI. *Ton humeur est Catharine.* Nr. 560 of *La clef du caveau*, 4e édit., is written to the tune of "Ton humeur est Catherine". In Ballard it runs:

---

[1]) For the English and Italian opera of the period cf. Allardyce Nicoll, *XVIIIth Century Drama 1700—1750* and Anglia XLIV, 257ff.

Ton himeur est, Catheraine,
Plus aigre qu'un citron vard,
On ne sçait qui te chagraine,
Ny qui gagne, ny qui pard.
Qu'on soit sage ou qu'on badaine,
Avec toi c'est choux pour choux;
Comme un vrai fagot d'épaine
Tu piques par tous les bouts.

(*La clef des chansonniers*, 1717, p. 70.)

Air XXVII. *Ye nymphs and sylvan gods.* Frequent in ballad-operas: *The Beggar's Wedding*, *The Decoy*, *The Jovial Crew*, *The Lovers' Opera*, Fielding's *The Mock Doctor* (1732), Th. Odell's *The Patron* (1729). It is the first line of D'Urfey's "*The Bonny* Milk-Maid. *Sung in my Play of Don Quixote*", printed in *Pills to Purge Melancholy* I, 237—239. It has a refrain *That carry the Milking Pail.* Originally written to the tune of *The (merry) Milkmaids (in Green)*, D'Urfey had afterwards music composed to it for his play. Vide Chappell 297.

Air XXVIII. *Minuet.* See *Trumpet Minuet*, Air XIX. There is a minuet in Gay's *Achilles* and in *Silvia*, a "minuet by Mr. Fairbank" in *The Village Opera*, and a "minuet of Corelli" in *Achilles.*

Air XXIX. *Mirleton.* 'Mirli-, mirleton' the name of a toy pipe, was afterwards applied to a tune. It is to be found in H. Poster's *The Decoy* (1733) and *The Fashionable Lady.* Cf. Gay's *Achilles*, Air XXXVII, The Clarinette.

Air XXX. *Sawny was tall, and of noble race.* This is another of the 'Anglo-Scotch' songs. It is a song in D'Urfey's play *The Virtuous Wife* and printed by him with the music in *Pills* I, 316, 7. The first stanza runs:

Sawney was tall and of Noble Race,
And lov'd me better than any eane;
But now he ligs by another Lass,
And Sawney will ne'er be my love agen:
I gave him fine *Scotch* Sarke and Band,
I put 'em on with mine own hand;
I gave him House, and I gave him Land,
Yet *Sawney* will ne'er be my Love agen.

Allan Ramsay's *Corn riggs are bonny* was written to the tune of D'Urfey's song; cf. Chappell 609, 610. The tune

was also used in *The Chambermaid*, *The Devil to pay*, and *The Village Opera*. 'Sawney' was a favourite name in these 'Scotch' songs, e. g. *Sawney was a dawdy lad*, *Sawney Scot*. The Refrain *Sawney will ne'er be my Love agen* is the tune of 'Poor Robin's wonderful Vision'.

Air XXXI. Northern *Nancy*. Contained in every edition of *The Dancing Master* after 1665. There is a reference to the tune in D'Urfey's *On the Queen's Progress to Bath*: *Pills* II, 230—233:

Then plump bobbing *Joan*,
Strait call'd for her own,
And thought she frisk'd better than any;
'Till *Sisly* with Pride,
Took the Fiddler aside,
And bid him strike up *Northern Nanny*.

There is a song "*Pretty Nannie*, to the tune of Northern Nannie" in the Roxburghe Collection I, 322, 'I have a love so fair, so constant, firme and kinde.' Cf. Percy Folio MS. I, 255 (I have a loue thats faire). There is also a tune 'It is not your Northern Nanny', Roxburghe Ballads, Hindley II, 449. For other particulars I refer to Chappell 354.

Air XXXII. *Amante fuggite cadente belta.*

Air XXXIII. *Since all the world's turn'd upside down.* Also in *the Beggar's Wedding* and in *Silvia*. This is another song from D'Urfey's *Kingdom of the Birds* (vide Air LXIV), sung by Mrs. Willis. It is printed with the music in *Pills* I, 212—214. The first stanza runs:

Since now the world's turn'd upside down,
And all things chang'd in Nature;
As if a doubt were newly grown,
We had the same Creator:
Of ancient Modes and former ways,
I'll teach you, Sirs, the manner;
In good Queen *Besses* Golden Days,
When I was a Dame of Honour.

The title of the song is *The Dame of Honour or Hospitality*.

Air XXXIV. *Hunt the Squirrel. The Dancing Master* 1721, 357. The tune is frequent in the ballad-operas: *The Fashionable Lady*, *The Generous Freemason*, Fielding's *The Lottery* (1732), *Silvia*.

Air XXXV. *Young Damon once the loveliest swain.* Instead of 'loveliest' we also find 'happiest' in this popular tune. Songs to it occur in *The Beggar's Wedding*, *The Chambermaid*, and *The Village Opera*. In the 2nd Vol. of *The Hive* (4th ed., 1733) p. 25 there is a song entitled "Confidence *Essential to a* Lover", the first stanza of which runs:

Young *Damon*, once the happiest swain,
  The pride and glory of the plain;
  But see th' effects of love!
Depriv'd of all his former rest,
Shun'd company, with grief opprest;
  And sought the thickest grove.

Air XXXVI. *Catharine Ogye.* This tune, also written *Katharine Ogie*, was very popular in the days of the ballad opera. It occurs in *The Highland Fair*, *The Lovers' Opera*, *Patie and Peggy* and Thomas Walker's *The Quaker's Opera* (1728). Its first appearance is in the Appendix to *The Dancing Master* of 1686 under the title of "*Lady Chatherine Ogle*, a new Dance". In *Pills to Purge Melancholy* VI, 274—276 we have D'Urfey's "Bonny Kathern Loggy. *A* Scotch Song", the first stanza of which runs:

As I came down the hey Land Town,
  There was Lasses many,
Set in a Rank, on either Bank,
  And one more gay than any;
Ise leekt about for ene kind Face,
  And Ise spy'd *Willy Scroggy*;
Ise spir'd of him what was her Name,
  And he caw'd her *Kathern Loggy*.

Cf. the note on p. 616 of Chappell's *Popular Music*, where a stanza of the song as sung by Abell about 1700 is printed, running as follows:

"As I went forth to view the spring,
  Upon a morning early,
With May's sweet scent to chear my brain,
  When flowers grew fresh and fairly;
A vary pratty maid I spy'd,
  Sha shin'd tho' it was foggy,
I ask'd her name, Sweet sir, sha said,
  My name is Kathern Oggy.

A somewhat different version is printed in *Scottish Songs* (1794) I, 15:

As walking forth to view the plain,
Upon a morning early.
While May's sweet scent did cheer my brain,
From flowers which grow so rarely,
I chanc'd to meet a pretty maid,
She shin'd tho' it was foggie;
I ask'd her name: Sweet sir, she said,
My name is Katharine Ogie.

The last line of each stanza ends in 'Katharine Ogie'; the last verse, for instance, concludes 'Else I die for Katharine Ogie'.

Air XXXVII. *Roger a Coverly.* Roger de Coverly is one of the tunes in the anonymous ballad-opera *Robin Hood* (1730). Every reader remembers the fiddler in *The Christmas Carol* "who knew his business better than you or I could have told him", and who "struck up 'Sir Roger de Coverley.'" The first mention of this popular dance is in Playford's *Division Violin* (1685) and in *The Dancing Master* of 1696. After Addison's creation of Sir Roger de Coverley, the tune became known under that name. The popularity has remained till the present day, at least remained till the deplorable period of the tango, fox-trot and jazz. A "Ball-Room Guide" of 1874 says: 'Any *contre danse* . . . answers this purpose; but the prime favourite is Sir Roger de Coverley'. Probably the origin of the name *Coverley* is to be sought in Calverley in Yorkshire; this surmise is strengthened by the "O brave *Roger* a *Couverly*" of '*A* Song' in *Pills to Purge Melancholy*, VI, 31. The music is given and the dance fully described by Chappell p. 535.

Air XXXVIII. *Bacchus m'a dit.*

Air XXXIX. *Health to Betty.* This tune is in *The Dancing Master*, for instance on p. 55 of the 1721 edition. In *Pills to Purge Melancholy* II, 110 we find "The Female Quarrel: or a Lampoon upon Phillida and Chloris. The Words made to the Tune of a Country Dance, call'd, A Health to Betty." In the Pepys Ballads I, 274 is a ballad 'Fourepence halfe-penny Farthing: Or, A Woman will have the Oddes. To the

tune of *Bessy Bell*, or *A health to Betty*', licensed in 1629. The first stanza runs as follows:

One Morning bright (for my delight)
  Into the Fields I walked,
There did I see
A Lad, and hee
  With a faire Maiden talked.
It seem'd to me, they could not agree,
About some pretty bargaine,
  He offer'd a groat,
  But still her note
Was foure pence halfe penney farthing.

For the music and further particulars vide Chappell 366 and 259. Cf. Rollins, *A Pepysian Garland* 320.

Air XL. *Cappe de bonne Esperance.*

Air XLI. *When bright Aurelia tripp'd the plain.* Not in any of the other ballad-operas of the period. In the first volume of *The Hive*, p. 179 there is a song entitled *The bright Aurelia*, the first stanza of which is:

When bright *Aurelia* tripp'd the plain,
  How chearful then were seen
The looks of every jolly swain,
Who strove *Aurelia's* heart to gain
  With gambols on the green!

Air XLII. *Paggy's Mill.* This tune is also known as *The Lass of Patie's Mill*, Air XL of *The Beggar's Opera*, and in that form to be found in *The Highland Fair*, *The Intriguing Chambermaid*, and *Patie and Peggy*. The music is in *Calliope*: or, *The Vocal Enchantress* (1788), p. 76; *The Edinburgh Musical Miscellany*, p. 96; Thomson's *Melodies of Scotland* III, 117, and *Orpheus Caledonius* (1725). The name of the tune is from a poem by Allan Ramsay (ed. 1877, Vol. II, p. 148), beginning:

The lass of Patie's mill,
  So bonny, blyth, and gay,
In spite of all my skill,
  She stole my heart away.
When tedding of the hay,
  Bareheaded on the green,
Love midst her locks did play,
  And wanton'd in her een.

Air XLIII. *Excuse me.* Chappell 343 says: "The tune, *The buff coat has no fellow*, is to be found in the fourth and every subsequent edition of *The Dancing Master*; in the earlier editions as *Buff coat*, and afterwards as *Buff coat, or Excuse me*". In the ballad-operas it sometimes appears as *Excuse me* (*Generous Freemason*; *Intriguing Chambermaid*), sometimes as *Buff coat* (R. Drury's *A Devil of a Duke* 1732; James Ralph's *The Fashionable Lady*, 1730; *A.* Langford's *The Lover his own Rival*, 1736; *The Lover's Opera*; *An Old Man taught Wisdom*). A variant of *The buff coat has no fellow* is *The soldier has no fellow*; cf. Fletcher's *The Knight of Malta* III, 1: Drink, laugh, and sing *The soldier has no fellow*. For the music and further particulars v. Chappel 342—345.

Air XLIV. *Ruben.* This is the *Reuben* of *The Dancing Master* (1728, p. 84).

Air XLV. *Troy Town.* Also in *The Devil to Pay.* This was a favourite tune in the 17th and early 18th centuries. It is mentioned in Walton's *Compleat Angler* (IV). The tune is taken from a popular ballad: "A proper new Ballad intituled The wandering Prince of *Troye.* To the tune of *Queene Dido.*" *Roxburghe Ballads*, VI, 548, *Shirburn Ballads* LXVIII. The opening stanza is:

When *Troye* towne for ten yeers' wars
withstood the *Greeks* in manfull wise,
Yet did their foes increase soe fast
that, to resist, non could suffice.
Wast lye those walles that were so good,
and corne now grows where *Troy* towne stood.

A ballad on the death of Queen Anne, entitled *The Weeping Churchman* is written to this tune (Roxburghe Ballads III, 668), as is also a cavalier song, *The Mournful Subjects on the death of King Charles II* (Roxb. Ballads I). The ballad from which the first stanza is quoted and which readers will also find in Percy's *Reliques* (Wheatley's edition III, 191) is written to the tune of *Queen Dido* under which name the poem is indexed in Percy. Under this name the tune is frequently mentioned, for instance in Fletcher's *The Captain* III, 3, in his *Bonduca* I, 2. In *The Spanish Tragedy* there is a poem printed at the end in Dodsley and

in Appendix II in Boas' edition of Lyly's works on the subject of the tragedy, written to the tune of Queen Dido. Vide Chappell 370.

Air XLVI. *We' ve cheated the Parson.* This is a line from a harvest-song in the fifth act of Dryden's opera of *King Arthur*; the first Man sings:

We've cheated the parson, we'll cheat him again,
For why should a blockhead have one in ten?
One in ten, one in ten
For why should a blockhead have one in ten?

The words accompanied a dance, for there is a stage direction: "The dance varied into a round country dance." The melody was a favourite with the composers of ballad-operas; we find it in *The Jovial Crew*, *The Lovers' Opera*, *The Mock Doctor*, Gay's *Achilles* (1733) and Coffey's *The Merry Cobler* (1735). The entire song from which the above lines are quoted is, with the music, in *Pills* V, 141, 2, the first line being 'Your Hay it is mow'd, and your Corn is reap'd'.

Air XLVII. *T'amo tanto.*

Air XLVIII. *Down in a meadow.* This is no doubt a tune from the Scotch song of the 'Drunken Wife o' Gallowa', which begins thus:

Down in yon meadow a couple did tarrie,
The goodwife she drank naething but sack and Canary,
The goodman complain'd to her friends right airly,
O! gin my wife wad drink hooly and fairly.

It is printed in Herd, II, 38, 39. In *The Songs of England and Scotland* (anonymous; by Allan Cunningham) there is a version which is more distinctly Scotch. There is a note to it which runs as follows: This song was first published in 'Yair's Charmer', a collection of songs printed about 1765. I find it in a very corrupt state in Herd's Edition, 1769, and to this day the song has undergone many variations (II, 52).

Air XLIX. *There was an old man, and he liv'd.* In *Pills to Purge Melancholy* VI, 100—102 there is a song entitled *The Jolly* Broom-man: *Or, the unhappy boy turn'd Thrifty.* The first stanza is:

There was an Old Man, and he liv'd in a Wood,
and his Trade it was making of Broom,

And he had a naughty Boy, *Jack* to his Son,
and he lay in Bed till' twas Noon, 'twas Noon,
and he lay in Bed till 'twas Noon.

It is also in *The Devil to Pay* and in Coffey's *The Female Parson* (1730).

Air L. *Iris la plus charmante.*

Air LI. *There was a Jovial Beggar.* This is the first line of a song entitled "The Beggar's Chorus in *The Jovial Crew, to an excellent new tune*". It is not in the printed editions of Brome's play. It is sometimes entitled *A begging we will go*, from the refrain. The song can be found in *Pills* III, 265, 6. The first stanza runs:

There was a jovial beggar,
He has a wooden leg,
Lame from his cradle,
And forced for to beg.
And a begging we will go, we'll go, we'll go,
And a begging we will go!

With slight variations the tune occurs in *The Beggar's Wedding*, *Don Quixote in England*, *The Lovers' Opera*, *The Quaker's Opera* and *Silvia*.

Air LII. *To you fair ladies.* This tune was a great favourite with ballad-opera composers. It occurs with minor variations in *The Beggar's Wedding*, *The Cobler's Opera*, *The Jovial Crew*, *The Lovers' Opera*, *Penelope* (1728), and *Robin Hood.* It takes its name from the ballad by Lord Buckhurst (the later Earl of Dorset), said to have been written "the night before the engagement" during the first Dutch war (1664—65). For the accuracy of this statement and for further particulars see Chappell 504—509. The well-known song "My Mistress is a shuttle-cock" in *Merry Drollery Compleat* (*The Character of a Mistris*), printed in Ebsworth's *Merry Drolleries* 60—62, is set to this tune in *Wit and Drollery*, 1661. The song is also in *Pills to Purge Melancholy* VI, 272. The first stanza is:

To all you ladies now at land,
We men at sea indite,
But first would have you understand
How hard it is to write:
The muses now, and Neptune too,
We must implore to write to you,
With a fa, la la la, la la, la la la la.

The words of the refrain were exceedingly common. In Playford's *Musical Companion* (1673) "The Waits" consists of nothing but a repetition of these fa la's; Chappell 549 prints the music. Cf. *D'Engelsche falala*, Fl. van Duyse, *Het Ned. Lied* II, 1785.

Air LIII. *Prince Eugene's march.* In *The Dancing Master* of 1728, p. 87.

Air LIV. *The marlborough.* In *The Dancing Master* of 1721, p. 345. Cf. van Duyse, *Het Oude Nederlandsche Lied* II, 1264, 1111.

Air LV. *Les rats.*

Air LVI. *Mad Robin.* In *The Dancing Master* from 1686 onward. Also in *The Lover's Opera.* Chappell had not succeeded in finding the words of the song (p. 512).

Air LVII. *Thro' the wood laddy.* Also in *The Fashionable Lady.* In the *Rump Songs* I (1662) there is one on pp. 248—250 *Upon Routing the* Scots *Army.* To the Tune of *Through the Wood Lady* (sic!), and the song of *Peggy and Patie* (Herd I, 299, 300) has the following stanza:

Patie. Our Jenny sings saftly *the Cowden-broom knows,*
And Rosie lilts sweetly *the milking the ewes*;
There's few *Jenny Nettles,* like Nansy can sing,
At *throw the wood, laddie,* Bess gars our lugs ring;
But when my dear Peggy sings, with better skill,
The boatman, Tweedside, or *the lass of the mill,*
'Tis many times sweeter and pleasant to me;
For tho' they sing nicely, they cannot like thee.

The song from which the words of the tune are taken is printed in Herd I, 294 and begins as follows:

O Sandy, why leaves thou thy Nelly to mourn?
Thy presence cou'd ease me,
When naething can please me.
Now dowie I sigh on the bank of the burn,
Or *throw the wood, laddie,* until thou return.

As a sort of refrain *throw the wood, laddie* returns in the last line of the three remaining stanzas.

Air LVIII. *Clasp'd in my dear Melinda's arms.* This is the first line of "*A* Song, *by Mr.* Burkhead" in *Pills to Purge Melancholy* VI, 318. The first stanza is:

Claspt in my dear *Melinda*'s Arms,
Soft engaging, oh how she Charms;
Graces more divine,
In her Person shine,
Then *Venus* self cou'd ever boast.

Air LIX. *Parson upon Dorothy.* Also in *Silvia* and in *Momus turn'd Fabulist* (1729). *The Shepherd's Daughter*, or *Parson and Dorothy* is a tune in *The Dancing Master* in every edition except the first (1721, p. 345). There is a ballad called *The Knight and Shepherd's Daughter* in Child's *Ballads* (No. 110), in the Roxburghe Collection II, 30, and in Percy's *Reliques* (without the burden) III, 76—78. Lines from it are quoted in Fletcher's *The Pilgrim* IV, 2 and in *The Knight of the Burning Pestle* II, 8.

Air LX. *The collier has a daughter.* This is also one of the tunes in Edward Philips' *The Livery Rake* (1753). Perhaps this is the same as *The Collier's Daughter*; Or, *The Duke of Rutland's Delight* in The Dancing Master of 1728, p. 209, and Charles Coffey's *The Beggar's Wedding* (1729). "Delights" were numerous in the old days of song and dance; My Lady Foster's, the Duke of York's, the Lord Mayor's, The Rake's, The Duke d'Amount's Delight are a few out of many.

Air. LXI. *Mad Moll.* In *The Dancing Master* of 1698 (1721, p. 234). Another version of the tune is known as *The Virgin Queen* for which see Chappell, p. 603.

Air LXII. *Prince George.* "A new song on the arrival of Prince George (of Denmark), and his intermarriage with the Lady Anne" (afterwards Queen Anne) commences:

Prince George at last is come;
Fill every man his bumper. (*180 Loyal Songs*).

The tune to which this song was written was *Young Jemmy*, very popular at one time. 'Young Jemmy' was the Duke of Monmouth, and the name of the tune was taken from the opening lines of a ballad called "England's Darling", Roxburghe Collection II, 140, commencing:

Young Jemmy is a lad
That's royally descended
With every virtue clad,
By every tongue commended.

Vide Chappell 523, 4.

Air LXIII. *Blithe Jockey young and gay.* One of the tunes in *The Chambermaid*, *The Village Opera* and George Lillo's *Silvia* (1731). In *Pills to Purge Melancholy* IV, 271 we find "A Song", with the music, beginning:

Blith *Jockey* Young and Gay,
Is all my Soul's Delight,
He's all my Talk by Day,
And all my Dreams by Night:
If from the Lad I be,
'Tis Winter still with me,
But when he's with me here,
'Tis Summer all the Year.

Chappell in his section on 'Anglo Scottish Songs' says the tune is by Leveridge (p. 612). In *Pills* III, p. 280 there is another song, beginning 'Jockey was as brisk and blith a Lad, As ever did pretend to love a Maiden true'.

Air LXIV. *In the fields in frost and snow.* Also in *The Lovers' Opera*. This is the first line of "*A* Song *in the* Opera *call'd, The* Kingdom *of* the Birds. *Sung by Miss* Willis" in *Pills to Purge Melancholy* II, 214—216. The first stanza is:

In the Fields in Frost and Snows,
Watching late and early,
There I keep my Father's Cows,
There I Milk 'em Yearly:
Booing here, Booing there,
Here a Boo, there a Boo, every where a Boo,
We defy all care and Strife,
In a Charming Country-Life.

Wonders in the Sun: or, The Kingdom of the Birds is a comic opera by Thomas d'Urfey, with music by Draghi, Eccles and Lully.

Air LXV. *Whilst I gaze on Chloe.* This is the first line of a song entitled *The Lukewarm* Lover's *Happiness*', printed in *The Hive* I, 164. The first stanza runs:

Whilst I gaze on Cloe trembling,
Strait her eyes my fate declare:
When she smiles, I fear dissembling;
When she frowns, I then despair:
Jealous of some rival lover,
If a wandering look she give;
Fain I wou'd resolve to leave her,
But can sooner cease to live.

It was a favourite with ballad-opera composers: *The Devil to Pay*, *The Fashionable Lady*, *Silvia* have songs to this tune.

Air LXVI. *The Jamaica.* This is another name for the tune of *My father was born before me*, which was taken from a song entitled "The Prodigal's Resolution; or, My Father was born before me", in Vol. I of *Pills* 1699 and 1707. Cf. Chappell.

Air LXVII. *Tweed Side.* This tune is mentioned in the stanza quoted in the discussion of Air LVII. A song beginning 'When hope was quite sunk in despair' in Herd I, 303 is written *To the tune of Tweedside*; as is also "What beauties does Flora disclose?" ibid. 293. It is printed in *Calliope* 180. See also *The Merry Companion*: or, *Universal Songster*, MDCCXLII, Nr. XCV, and Nr. LXXIV ("What Torment, ye Powers, I sustain", and "Like a Wandering Ghost I appear"). The tune was frequent in the ballad-operas of the period: Potter's *The Decoy* (1733), *Don Quixote in England*, *The Highland Fair*, *An Old Man taught Wisdom*, *Patie and Peggy*, *Silvia*.

Air LXXIII. *One Evening as I lay.* Also in *The Jovial Crew* and *Silvia*. I have not found this elsewhere.

Air LXIX. *Buff-coat.* Although, as has been said in the note to Air XLIII, *Excuse me* and *Buff coat* are sometimes identical, the music of that air and of the present one is not the same. For particulars I refer to XLIII. See also Dryden's *Sir Martin Mar-all* III, 15.

Air LXX. An *Italian* Ballad.

Air LXXI. *The Temple.* In *The Dancing Master* of 1721, 274; there is another dance on p. 232 called *The Temple Change.*

Postscript.

Air VIII. In the Pepys Collection (III, 18) and in the Douce Collection (II, 164) there is a ballad entitled: "The New Scotch Jigg; Or, The Bonny Cravat".

Johnny wooed Jenny to tye his Cravat;
But Jenny, perceiving what he would be at,
With delayes put him off, till she found out his mind,
And then afterwards she proved to be kind:

At length both parties were well agreed,
And went to the Kirk to be wed with all speed.
Tune of, Jenny, *Come tye my* etc.

The first stanza runs:

As *Johnny* met *Jenny* a going to play,
Quoth *Johnny* to *Jenny*, "I prithee, love, stay:
Since you are my honey, my joy and delight,
I'le love thee all day, and I'le please thee at night.
Jenny, *come tye my*, Jenny come tye my,
Jenny, come tye my bonny Cravat.
I have tyed it behind, and I've tyed it before;
I've tyed it so often, I'le tye it no more.

The refrain is repeated after each of the sixteen stanzas.

There is a "Second Part of the New Scotch Jigg; Or, *Jenny's* Reply to *Johnny's* Cravat".

The case is altered now: Jenny wooes Johnny
To tye her kirtle, and shee'l be his Honey;
Which Johnny took so kindly, sitting by her,
That for his heart he could not well deny her:
At length they did agree, so plain and pat,
That he her Kirtle ty'd; she his Cravat.
Tune of, Jenny, come tye my."

This ballad is contained in the Roxburghe Collection (II, 420) and in the Pepys Collection (IV, 34). They are printed in Vol. VIII, Pt. 1 of the *Roxburghe Ballads* (Ballad Society), pp. 462—70, together with a different version entitled: "The Scotch Currant; Or, The Tying of Johnny's Cravant (sic!). Tune of, *Jenny, come tye my bonny Cravat; or, Give me the Lass*, etc." The Scotch currant is of course a *coranto*, a well-known Spanish dance.

The ballads are not dated, but cannot be very old as cravats did not come into fashion till the middle of the 17th century. The tune was very popular, but is never cited as *"O* Jenny etc."; the *O* being an addition by Gay or his musician. An alternative tune is *Give me the Lass*, short for *Give me the Lass that's true Country bred*, the first line of a ballad entitled *The Country Lass now come in Fashion* (*Roxburghe Ballads* IV, 402).

AMSTERDAM. A. E. H. SWAEN.

BUTLERS *EREWHON*: EINE UTOPIE?

In den von Henry Festing Jones teilweise veröffentlichten *Note-Books* Samuel Butlers heifst es einmal unter dem Stichwort Classification: "There can be no perfect way, for classification presupposes that a thing has absolute limits whereas there is nothing that does not partake of the universal infinity — nothing whose boundaries do not vary. Everything is one thing at one time and in some respects, and another at other times and in other respects."[1] An diesen Worten ist nichts Auffälliges im Munde des Evolutionisten, der die Grenzen selbst zwischen Organischem und Anorganischem, ja Leben und Tod für unwesentlich hielt und der den Gedanken der Alleinheit immer wieder betonte, weil "the separate existence factor is kept well in mind; the unity factor is generally ignored".[2] Aber dem Denker Butler, dessen Ruhm im Jahre seines hundertsten Geburtstages den Höhepunkt womöglich noch nicht erreichte[3]), war deshalb nicht verborgen, dafs Begriffsschärfe zugleich Mittel und Ziel geistiger Tätigkeit ist. Er verlangte nur, dafs behauptete Merkmale, die der Unterscheidung dienen, schnell allgemein einleuchteten.[4]) So sei die Annahme erlaubt, dafs er am Ende seinen beliebten Ausdruck "sensible" für die obige Frage

---

[1]) *The Note-Books of Samuel Butler. Selections, arranged and edited* by H. F. Jones. London 1912; zitiert nach der Auflage aus dem Jahre 1930 (= *N. B.* I). Eine weitere, manches Interessante bietende Auswahl: *Further Extracts from the Note-Books of Samuel Butler, chosen and edited* by A. T. Bartholomew. London 1934 (= *N. B.* II). Das obige Zitat *N. B.* I, 303.

[2]) *N. B.* II, 60.

[3]) Es erschien u. a. als erste billige Einführung, parallel einem Shaw-Büchlein desselben Verfassers, R. F. Rattray, *S. Butler. A Chronicle and an Introduction.* London 1935.

[4]) *N. B.* II, 183, auch 242.

finden würde. Sie mufs aus literaturwissenschaftlichen Gründen einmal gestellt werden.

Bis in die jüngste kritische Betrachtung hinein bleibt der Charakter von *Erewhon* unklar. Meistens werden zwei Bezeichnungen — Satire und Utopie — nebeneinander benutzt, aber Einmütigkeit herrscht nur über die Stärke des satirischen Elements. Fehr[1]) nennt den Roman eine „eigenartige Utopie". Meifsner[2]) spricht von Utopie oder satirischer Utopie. Bekker[3]) fühlt zwar, dafs *Erewhon* "does not agree with the utopian canon", kann sich jedoch von dem Wort nicht trennen. Er glaubt, mit einem unerläuterten "inverted Utopia" zu befriedigen, sieht den Kern dann aber in der Satire. Nur diese Benennung will Cazamian[4]) gelten lassen, der Utopie ausdrücklich, aber ohne Begründung ablehnt. Hingegen ist bei Shaw[5]), um noch ein naheliegendes englisches Beispiel anzuführen, kurz einmal von "Butler's famous Utopia, called *Erewhon*" die Rede.

Eine Ursache für diese Unsicherheit liegt darin, dafs das Wort Utopie mehrdeutig ist. Am geläufigsten ist es in einem Sinne, den das NED folgendermafsen angibt: "A place, state, or condition ideally perfect in respect of politics, laws, customs and conditions." Schon in dem Hexastichon Anemolii, das der *Utopia* von Thomas Morus voransteht, war der Leser darauf hingewiesen worden, dafs die Schrift auch den Titel "Eutopia" mit Recht tragen könne.[6]) Seit dem 17. Jahrhundert haben skeptische Gemüter und solche, die die wirkliche Welt für die beste der möglichen hielten, den spöttisch-verächtlichen Klang hinzugefügt. Lecky[7]) konnte "enthusiasm, mysticism, utopias, and superstition" in einem Atem nennen.

---

[1]) B. Fehr, *Die engl. Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts* 177.

[2]) P. Meifsner, *Samuel Butler der Jüngere* 142ff.

[3]) W. G. Bekker, *An historical and critical Review of Samuel Butler's literary Works* (Rotterdam 1925) 150.

[4]) Legouis-Cazamian, *History of English Literature* II, 415.

[5]) G. B. Shaw, *The intelligent Woman's Guide to Socialism and Capitalism* (London 1928) 140.

[6]) *The Utopia of Sir Thomas Morus* ed. Lupton (Oxford 1895), XCIII.

[7]) W. E. H. Lecky, *History of European Morals from Augustus to Charlemagne* I (1869), 180.

Vollkommen wie in Utopia, unnütz für den, der mit beiden Füfsen auf der Erde steht — diese Bedeutungen, beide auf den Einheitsnenner Eutopia zurückweisend, genügen natürlich als Grundlage für eine Antwort auf die gestellte Frage nicht. *Erewhon*, so wird gesagt, soll zur literarischen Gattung der Utopie gehören. Das heifst aber doch: eutopischer Gehalt müfste in bestimmter Weise dargeboten sein; denn läfst sich überhaupt von einer literarischen Gattung reden, so mufs sie ihre inneren Formgesetze haben. Versuche, diese festzustellen und Grenzen zu ziehen, sind bisher nur mit ungenügenden Mitteln gemacht worden; so kommt es noch immer vor, dafs selbst einschlägige Schriften in dieser Hinsicht einander kaum beachten.[1]) Eine Quelle gröfster Verwirrung vollends ist es, wenn aufser den Propheten des Alten Testaments, Apokalyptikern und Theokraten gar Christus selbst in eine Geschichte des utopistischen Denkens einbezogen wird.[2]) Ebenso unmöglich ist es, sich um Definitionen zu kümmern, die um soziologischer, noch dazu von Gedanken des Klassenkampfes ausgehender Systematik willen zugestandenermafsen nur „für bestimmte Erkenntniszwecke" geschaffen sind.[3])

Ein Soziologe allerdings ist es auch gewesen, der die Aufgabe der Utopie auf die beste Formel gebracht hat: sie soll nach H. Freyer[4]) das Ideal einer Kultur als kulturelle

---

[1]) Über den Versuch in der Einleitung von J. Prys, *Der Staatsroman des 16. und 17. Jahrhunderts und sein Erziehungsideal* Diss. Würzburg 1913 z. B. setzt sich unbekümmert hinweg J. Schmid, *Die englischen Utopisten des 16. und 17. Jahrhunderts und die religiöse Frage* Diss. Freiburg 1933. Bei beiden weitere Literatur.

[2]) Das geschieht bei Hertzler, *The History of Utopian Thought.* London 1923. Selbst wenn anderes oder mehr als eine Geschichte der Utopie gegeben werden sollte, ist der Rahmen zu weit gespannt. Mit richtigem Gefühl trifft die Grenzen besser L. Mumford, *The Story of Utopias,* London 1923.

[3]) K. Mannheim, *Ideologie und Utopie.* Bonn 1929; bes. S. 180, Anm. Die Begriffskonstruktionen Mannheims übernimmt völlig unkritisch z. B. J. Rosteutscher, *Der Gedanke des kulturellen Fortschritts in der englischen Dichtung.* Breslau 1933 (= Sprache und Kultur der germanisch-romanischen Völker, Anglistische Reihe, Bd. XIII), 6ff.

[4]) *Das Problem der Utopie*: Deutsche Rundschau Bd. 183 (1920), 321ff.

Wirklichkeit darstellen. Ob deshalb immer auf platonische Denkweise des Verfassers geschlossen werden kann, ist hier nicht zu erörtern. Jedenfalls mufs die Aufgabe der Utopie ihr inneres Gesetz bestimmen; aus ihr müssen sich formale Eigenschaften ableiten lassen.[1]) Nur in Hinsicht auf die beiden wichtigsten möge *Erewhon* hier kurz betrachtet werden. Das wird genügen, um zu zeigen, wie die Benennung „Utopie" aufkommen konnte und warum sie falsch ist. (Ein anderer, vielleicht kürzerer Weg würde nicht zu beiden Zielen führen. Die Frage, ob Butler überhaupt der Mann war, eine Eutopia zu entwerfen, wird jedoch später gestreift werden.)

Zunächst: Ideale haben teil an der Ewigkeit des Geistes. Der Abglanz einer Ewigkeit wenigstens wird über der idealen, eutopischen Wirklichkeit liegen müssen. Als ihre Gestalterin kann von den Zeit und Vergänglichkeit überwindenden Kräften des Menschen nur die *ratio* in Frage kommen; denn nur sie vermag aus den Mitteln der Erde, des Menschen und der Menschengemeinschaft das Gerüst einer möglichen Vollkommenheit zu gewinnen — die Phantasie mag es dann ausbauen und ausschmücken, der Glaube das Fundament sichern.

Utopien entstehen meistens in Zeiten des Ideenwandels, als Zeichen geistiger Unruhe, als Würfe nach einem erhabenen, rettenden, beglückenden Ziel. Oft sind sie revolutionär. In ihnen selbst erscheint das politische und kulturelle Kräftespiel als ins (rationale) Gleichgewicht gebracht. Wohl ist in ihnen noch langsame friedliche Entwicklung, aber nicht mehr unvernünftiger, plötzlicher Umsturz möglich. Eutopia kann nur als etwas Beständiges vorgestellt werden, weil das Gegenteil den Begriff Eutopia gefährden würde. Zu den Daseinsbedingungen des Vollkommenen gehört, dafs es in sich sicher ruht. So ist die eutopische Ordnung geschützt nach innen durch Erziehung, Regel, Gesetz, nach aufsen für gewöhnlich schon durch die Lage des Landes. Das letztere sei hier vorangenommen; denn in diesem Sinne beginnt *Erewhon* wie eine Utopie und mit dem Motiv der utopischen Reise:

---

[1]) Der Verfasser wird demnächst an anderer Stelle ausführlicher darüber handeln.

Ein Mensch aus unserer Zivilisation gelangt, fast durch Zufall, auf beschwerlichem Wege über unerforschtes Gebirge in ein Land, das bisher von der übrigen Welt in jeder Beziehung abgeschlossen war. Dessen Menschen und Einrichtungen lernt er nun kennen, nicht ohne Gefahr für seine eigene Person zu laufen. Ähnliches hatte Hythlodäus erlebt. Bei Bulwer, Bellamy, Morris, Wells, um die wichtigeren unter den Neuesten zu nennen, ist dasselbe Schema gewahrt; nur füllen sie es auf verschiedene Weise. Die völlige Loslösung der utopischen Welt von der historischen, als Voraussetzung ihrer Beständigkeit, ist bei allen Tatsache.

So wäre denn die erste Bedingung, unter der das Ideal einer Kultur als verwirklicht geschildert werden kann, nicht verletzt, und darauf hat man sich offenbar manchmal gegründet, wenn man *Erewhon* als Utopie bezeichnete. Ein Merkmal ist aber nicht der ganze Begriff.

Ein Zweites erst gibt der utopischen Kultur, dem utopischen Staat die einleuchtende Lebenswahrheit (und damit übrigens den vornehmsten, immer neuen Reiz): die innere Einheit, die sich auf allen wesentlichen Gebieten darstellt und durch Erziehung, Regel und Gesetz gewährleistet wird. Es ist kein Zufall, daſs der erste moderne Utopist, der allen folgenden das Maſs setzte, die feinste Bildung seiner Zeit und politische Einsicht zugleich besaſs, Freund der schönen Künste, Denker und Staatsmann in einem war. Das Ganze der Kultur und des Staates ist zu bedenken und zu organisieren, soll ein dauerhaftes Gleichgewicht erzielt werden. Was die philosophische oder politische Abhandlung nicht vermag, muſs die Utopie fertigbringen. Sie muſs den Staat oder eine menschliche Gemeinschaft und ihre Kultur als Organismus, sinnerfüllt und sinnerfüllend, anschaulich als geschlossenen Zusammenhang schildern, in dem kein Glied ein Sonderdasein führt, vielmehr alle Teile in Wechselwirkung stehen. Vor allem das politische und das geistig-sittliche Leben dürfen nicht Gegensätze bilden, sondern müssen aufeinander abgestimmt sein. Die Wahrheit, daſs geistiges Leben politisches Leben ist und umgekehrt, im 19. Jahrhundert unter deutschem Einfluſs und auf dem Grunde einer Totalitätsanschauung vornehmlich von den sog. Neuidealisten, besonders Bernard

Bosanquet erkannt[1]), wird deshalb von den echten Utopisten für gewöhnlich bewuſst oder unbewuſst als die gültige Voraussetzung ihrer Entwürfe betrachtet. Und wie es in einem Organismus Organe gibt, ohne die er lebensunfähig wäre, so ist die utopische Konstruktion meist auf einer bestimmten Erkenntnis oder einer bestimmten ethischen Setzung als der Grundlage errichtet, ohne die das Ganze in dieser Form hinfällig würde. In Morus' Utopie lieſse sich das Privateigentum nicht einführen, aus Bellamys *Looking Backwards* die Arbeitsdienstpflicht nicht herausnehmen; in Morris' *News from Nowhere* wäre "this dire necessity of cheap production" oder irgendeine andere Beschränkung der Freiheit undenkbar.

Ein paar Äuſserungen Butlers selbst können hier angeführt werden. Es ist vielleicht schon bezeichnend für seine geistige Haltung, wenn er im dritten Band seiner *Note-Books*, allerdings fast zwanzig Jahre nach dem Erscheinen von *Erewhon*, schrieb: "It is better that a critic who can take "Looking Backwards" seriously should not take Erewhon at all."[2]) Schlüssig in unserem Zusammenhang ist dieser Satz aber schon deshalb nicht, weil auch Morris von jenem in Amerika ersonnenen Zukunftsstaat nichts wissen wollte, und doch ist ihm eine Utopie gelungen. Wichtiger ist Butlers Vorwort zu der Neuausgabe von *Erewhon* (1901), wo er gesteht: "There is no central idea underlying *Erewhon.*" Und auch seine andere Bemerkung sei angeführt: "I had written all I had to say; indeed if I had had another page of matter in me it would have gone into *Erewhon.*"[3]) Die Entstehungsgeschichte des Romans ist bekannt; sie ist in der Tat nicht so, daſs man ein einheitliches Ganzes, die gemessen-genaue oder seherisch-hingerissene Verdichtung eines allgemeinen Lebensideals, erwarten wird.

Gewiſs könnte theoretisch etwa *The Book of the Machines* das Kernstück der ,,Utopie" bilden. Es füllt schlieſslich drei

---

[1]) Eine ausführliche Darstellung der neuidealistischen Bewegung jetzt bei Rud. Metz, *Die philosophischen Strömungen der Gegenwart in Groſsbritannien* I, 217—442. Vgl. meine Anzeige in der Histor. Zeitschr. [1936].

[2]) *N. B.* II, 237.

[3]) H. F. Jones, *Samuel Butler. A Memoir* I, 161.

Kapitel und scheint vor einer alles andere als „eutopischen" Zukunft zu warnen, in der die Maschine zum Herrn des Menschen geworden ist; es scheint den Protest zu atmen, den die Entwicklung von Industrie und Technik hervorrief[1]): in *Erewhon* sind alle Maschinen abgeschafft; Museen zeigen nur ihre Überreste. Wäre hier der Schlüssel zum Verständnis des ganzen Werkes, könnte es in der Tat eine Utopie des Maschinensturms sein, anders zwar als Morris' traumhaft-kühne Vorstellung vom 21. Jahrh., anders auch als Hudsons phantasievolle Schilderung eines *Crystal Age*, aber in einem Motiv, eben jenem Protest, ihnen verwandt. Indessen, daſs es in *Erewhon* keine Eisenbahnen und Taschenuhren gibt, daſs Butler "the obviously absurd theory" von der Evolution der Maschine[2]) in den Roman hineinarbeitete, hat kein Folgen. Die Ansichten der Erewhonier über Gott, Natur, Mensch, Geschichte, Staat werden kaum durch sie berührt, und selbst von der Regelung der Arbeit, des Verbrauchs, des Geldverkehrs, von allen äuſseren Fragen, die in einem Lande ohne Maschinen ein anderes Gesicht hätten als in der modernen Zivilisation, ist so gut wie gar nicht die Rede. Die Einfügung der drei Kapitel bleibt zufällig, genau wie 1901 die Kapitel über die Rechte der Tiere und die Rechte der Pflanzen ohne innere Notwendigkeit hinzukamen. Sie alle sind nach demselben Rezept verfaſst: "See how easy it is to be plausible, and what absurd propositions can be defended by a little ingenuity and distortion and departure from strictly scientific methods".[3])

Vielleicht sollte man daher die Grundlagen der erewhonischen Kultur dort suchen, wo das geistige Leben des Landes seine Mittelpunkte hat, in den "Colleges of Unreason"? Jedenfalls spricht Butler hier mehr als sonst im Ernst, nur daſs man ihn, wie so oft, hinter einer Verhüllung suchen muſs. Unreason, instinct, common sense — seine Lebensphilosophie

---

[1]) Hierüber kritisch C. E. M. Joad, *Samuel Butler* 181 ff.

[2]) H. F. Jones a. a. O. I, 156 (Brief an Darwin). — Aus einer Bemerkung in *N. B.* II, 90 spricht Butlers Stolz darüber, G. Eliot zu ihrem Kapitel über Maschinen in *The Impressions of Theophrastus Such* angeregt zu haben.

[3]) H. F. Jones I, 156.

in einer Nufsschale. Ist es nicht eine hohe Aufgabe, Idiotie zu verhindern? Nichts anderes tun die Professoren für Unbeständigkeit, Ausflüchte, Weltweisheit, wenn sie den Studenten beibringen, unselbständig zu denken; denn "any person who differs considerably from his neighbours is an idiot ipso facto".[1]) An einer Stelle von *Erewhon*, die, wie wir zufällig wissen, ernst gemeint war, heifst es: "As the bed to the river, so rule and convention to the instinct."[2]) Das sind merkwürdige Worte für einen Verächter und Kritiker jeder Autorität, besonders derjenigen fremder Meinung; doch ist hier nicht der Platz, den Widerspruch aufzuklären. Genug, dafs die "Colleges of Unreason" (Cambridge, Oxford!) in dieser einen Hinsicht — nur in dieser freilich — Butlers Ansicht nicht widersprechen und dafs einige Parallelen in dem Kapitel über "Ydgrun (Grundy!) and Ydgrunites", in den Schilderungen der erewhonischen Glücksethik und -metaphysik, dann auch der Rechtspflege und Pädagogik (besonders allerdings die "Deformatories" in *Erewhon Revisited* kommen in Frage) sich finden liefsen. Keineswegs überall, wo Butler die Wirkungen der Groteske erzielt, ist ja Satire auf Züge der viktorianischen Kultur seine Absicht. Nur pflegen selbst seine besten englischen Kenner, wenn sie unter den Teilnehmern an den "Erewhon Dinners" zu suchen waren, selten zu behaupten, sie wüfsten genau, wann seine echte Überzeugung aufhöre und sein Spott beginne.[3])

Aus zwei Gründen läfst sich aber von einer Utopie des common sense ebensowenig sprechen wie von einer Utopie maschinenloser Kultur. Erstens ist das Ideal des gesunden Menschenverstandes doch nur in verhältnismäfsig wenigen Teilen des ganzen Werkes und auch dort nicht immer leicht erkennbar. Weder in den Kapiteln über die Maschine noch in den wesentlichen Abschnitten, wo Butler die christliche Lehre und Kirche ad absurdum zu führen sucht, spielt es eine Rolle. Zweitens zeigt sich gerade an diesem Punkt, dafs Butlers Gedankenwelt nicht in jeder Hinsicht revolutionär war. Kämpfte er einerseits gegen alles, was ihm an der

---

1) *N. B.* II, 51.

2) Kap. *Malcontents*; vgl. H. F. Jones II, 425.

3) Vgl. H. F. Jones II, 425.

viktorianischen Kultur unwahr zu sein schien, hatten doch andrerseits in seiner biologischen Weltanschauung absolute Werte keinen Platz. Der mittlere Weg aber, der die Extreme vermeidet, ist selten für Utopisten geschaffen. Ihr Eudämonismus stürzt in der sozialen Sphäre um, während der Butlers trotz allem relativiert und beschwichtigt. Der Satz "Property is robbery; but then, we are all robbers or would-be robbers together"[1]) ist zwar common sense, aber in einer Utopie nicht denkbar. Um den schöpferischen Entwurf eines sozialen Organismus von Anfang bis zu Ende durchzuführen, war Butler — hier liegen seine Grenzen — als Ethiker nicht streng genug, als Naturwissenschaftler zu kritisch-theoretisch. Seine Bedeutung in anderer Hinsicht und sein Nachruhm können durch dieses Urteil nicht beeinträchtigt werden.

Es ist also das zweite, wichtigere Merkmal einer Utopie — die innere Einheit einer geschilderten idealen Lebensordnung — durch *Erewhon* nicht erfüllt. Das bedeutet aber (und dies stimmt zu Butlers Denk- und Arbeitsweise), daſs es nicht notwendig aus der Sache sich ergab und nur Zufall war, wenn er als romanhafte Einkleidung seines Stoffes das äuſsere utopische Schema, Abgeschlossenheit des Landes und Reise dorthin, wählte. Er sagt es selbst (1880): "The scheme — a journey to another world — is old and essentially a bad and cheap one. I wish I had done it some other way, but it doesn't matter, and as the tree falls so let it lie."[2]) Merkwürdig ist, daſs *Erewhon Revisited* den einmal begonnenen Faden weiterspinnt und doch weniger oft als *Erewhon* eine Utopie genannt worden ist. Der Grund mag sein, daſs bei der Fortsetzung die satirische Absicht stärker in die Augen fällt und demgegenüber der Ort der Handlung als unwesentlich empfunden wird. Der Tatbestand indessen ist bei dem ersten Roman genau derselbe. Satirisches Material, aber auch philosophisches[3]) hat in ihm einen Rahmen bekommen,

---

[1]) *Erewhon*, Kap. *Malcontents.*

[2]) H. F. Jones I, 333 (Butler an Paget).

[3]) *N. B.* II, 72 z. B. ist folgende Notiz (Überschrift: *For Erewhon*) abgedruckt, die aber für die Neuausgabe von 1901 in dieser Form doch nicht verwertet wurde: "A brief allusion to some other country where everyone is expected to be more or less mad, and sanity is considered madness. The lawyers try to get people off on pleas of sanity. And people

der am Ende um so wirksamer ist, als er die Absicht zunächst verschleiert, der aber auch ein anderer hätte sein können. Und eben dies ist entscheidend. Denn mögen alle englischen Utopien von Morus bis Wells soziale Satire und Zeitkritik enthalten, ihr Inhalt und Zweck ist darin nicht erschöpft.[1]) Erst der Neubau der Kultur, auf den sie zielen und dessen fertigen Entwurf sie vorlegen[2]), gibt der literarischen Gattung der Utopie ihr besonderes Gesetz.

Die falsche Einordnung von *Erewhon* läſst sich also aus der Überschätzung eines in diesem Werke zufälligen Elementes erklären. Butler hat den ganzen Zusammenhang einer ihm vorschwebenden eutopischen Kultur gar nicht darstellen wollen. Ob er *Gullivers Reisen* 1872 schon kannte, läſst sich nicht sagen; jedenfalls kaufte er 1897 eine gekürzte Penny-Ausgabe und war entzückt.[3]) Mit Swifts Werk hat *Erewhon*, obwohl auch nicht alles, insbesondere nicht den philosophischen Untergrund, doch mehr gemein als mit Bulwers *Coming Race* (1871), das gewöhnlich zum Vergleich herangezogen wird, weil "little points of similarity"[4]) und Zufälle dazu reizen.

---

who are too sane are sent to asylums where they are initiated into folly so far as they are found capable of it." Eine Parallele zu den Deformatories in *Erewhon Revisited*, nur daſs das Moralische hier ins Gesundheitliche gewendet ist! Auch an das Verhältnis von Reason und Unreason ist zu erinnern, die einander ergänzen sollen. Extreme sind lebensfeindlich. Dieser Gedanke, zum gültigen Rechtsgrundsatz erhoben, konnte folgerichtig jene Notiz ergeben. Sie enthält keine satirische Spitze und läſst dennoch einen höchst belehrenden Blick in Butlers geistige Werkstatt tun. Bald sind es deduktive, bald induktive Schlüsse, die er in bildlich-dichterischen Verhüllungen versteckt. Die Tatsache, daſs sein Denken bald von einer allgemeinen Idee, bald von der Beobachtung der Wirklichkeit ausgeht, daſs aber seine künstlerische Begabung nicht ausreicht, eine übergeordnete Einheit zu erzielen, ist der Grund, weshalb er „eigentlich weder Erzählung noch Ideen noch Charaktere gibt" (Schirmer).

[1]) W. F. Schirmer fährt daher, nachdem er von der „Minierarbeit Butlers" gesprochen hat, auch fort: "Wells liegt mehr in der Entwicklungslinie der Form der Utopie" (*Der englische Roman der neuesten Zeit* 4).

[2]) Bei Morus sind Zeitkritik (1. Buch) und Darstellung Utopias (2. Buch) fast völlig getrennt. Moderne Formen der Einkleidung ermöglichen es den neueren Utopisten meist, beides miteinander zu verbinden.

[3]) *N. B.* I, 190.

[4]) Vorwort zur zweiten Auflage von *Erewhon* (1872).

Trotzdem läſst sich auch von einer satirischen Utopie nicht sprechen. Auch für sie als eine Unterart müſste das allgemeine Formgesetz der Utopie gelten. Daher kann die Bezeichnung satirische Utopie nur dort am Platze sein, wo eine auf bestimmte Ideen sich gründende „beste" Lebensordnung nicht ernsthaft, sondern um sie der Lächerlichkeit oder dem Abscheu preiszugeben, in das literarische Gewand der Utopie gekleidet erscheint, wo ein Angriff gegen eine angebliche Eutopia sich richtet. Dies ist der Fall etwa in A. Huxleys *Brave New World* (1932), dessen Titel schon, Shakespeares *Tempest* entnommen, den inneren Abstand des Verfassers von der geschilderten, nur vorgeblich eutopischen Zivilisation beiſsend enthüllt. —

In einem weiteren Sinn hat dieser Aufsatz seinen Zweck erfüllt, wenn er dazu beiträgt, zu losem Gebrauch des Begriffes Utopie Schranken zu setzen. Um noch einmal mit Butler zu sprechen: "Classification depends upon the shock of the mind which the perception of a difference occasions." Aber: "Much depends upon the being prepared or unprepared for the shock."[1]

---

[1]) *N. B.* II, 59.

FRANKFURT A. M. FRITZ KROG.

DIE ROMANE MARY WEBBS.

Der echte Dichter ist wohl am ehesten daran zu erkennen, daſs es ihm gelungen ist, eine eigene Welt zu schaffen, die sich abgrenzt gegen jede andere mögliche Welt und in ihrer Einzigartigkeit ihm allein zugehörig ist. — Hier sei unter Welt jenes Ineinander von Landschaft und Atmosphäre, jene Abgrenzung eines Bereiches verstanden, in dem erst das äuſsere und innere Geschehen möglich wird. Jede Auseinandersetzung mit dem Werke eines Dichters muſs notwendigerweise diesen schwingenden Raum mitberücksichtigen.

Ist dies schon ganz allgemein der Fall, um wieviel dringlicher wird die Forderung, wenn es sich um Heimatkunst, um Schilderungen ländlichen Lebens handelt. Denn hier, wenn irgendwo, gehört die Landschaft mit zum Geschehen; hier ist der Mensch noch nicht herausgelöst aus seiner natürlichen Umgebung, und es ist von wesentlicher Bedeutung, wie der Dichter die Natur erfaſst und gestaltet.

Es gibt, wenn man von der idealisierenden Pastorale absieht, in der Hauptsache zwei Weisen, den Bauern und sein Leben zu schildern, die Weise des Realisten, der nur harte Arbeit und Elend kennt, die zwar in ihrer Nacktheit etwas Erhabenes zeigen, aber jedes weicheren Elementes entbehren — Hardy und Housman gehören hierher —, und die Weise des Mystikers, der die gleiche Arbeit, das gleiche Elend verklärt sieht durch ein unnennbares Etwas, das ihnen nicht nur Würde, sondern Anmut und Wärme verleiht. Es sind zwei Weisen der Schau, als erschiene die gleiche Landschaft einmal im grellen Tageslicht, zum andern im Morgendämmer.

Mary Webb[1]) (1881—1927) sieht den Bauern nicht als Knecht, der in harter Arbeit der Erde das tägliche Brot

[1]) Zitiert nach der Gesamtausgabe bei Jonathan Cape 1928.

abringen mufs, sie sieht ihn nicht als Spielball erbarmungslosen Geschickes, für sie ist die Natur nicht unberührte Zuschauerin — ihr ist der Bauer Herr seiner Arbeit, seines Lebens und die Natur Pforte einer anderen Welt, Gleichnis einer höheren Ordnung, Schleier und Verheifsung zugleich. Es wird nichts hineingeheimnist in die Welt der Pflanzen und Tiere, der Berge und weiten Flächen — dazu wird die Wirklichkeit als solche viel zu ernst genommen —, aber Mary Webb hat jenen feinen Sinn für das Jenseits der Dinge, das der gewöhnliche Mensch nur in seltenen Stunden spürt, während es sich dem Dichter immer wieder enthüllt — jenes Unsagbare, von dem es heifst: *Something watched there; something waited; on this side or on that, always a little above her, a little beyond. Was it there, where the quicken burned, or there where the yellow snapdragon crowded every small mouth half open, as if about to tell her the secret? Young and fugitive it seemed, as the baby thrush that hopped in callow dignity across her path, yet darkling and terrific as the core of a thunderstorm.*[1]) Und wiederum an anderer Stelle: *It seemed content to linger here for a little while, before the momentary existence of this visible beauty slipped into nothingness; but it did not commit its whole self to any creature of matter, neither to dew-dark petal nor gold-eyed bird. It passed in the wood, as sunlight passes, or as the wind goes by, lifting the leaves with indifferent fingers, or like the rain stroking the flowers in childlike carelessness. Because of it the place became no mere congregation of trees, but a thing fierce as stellar space. Yet in the wood it never nested, never came homing to the spangled meadow. For it possesses itself for ever in a vitality withheld, immutable.*[2])

Schon diese kurzen Proben zeigen, dafs hier nicht die Wirklichkeit dem sehnsüchtigen Blick entfällt, sondern dafs sie voll hineingenommen wird; es wird weder durch sie hindurchgesehen noch über sie hinweg. Keine Fabelwelt wird hier lebendig, vielmehr eine Landschaft, die Mary Webb von Jugend an gekannt, in der sie als verheiratete Frau gelebt hat, Shropshire, jene Grafschaft an der walisischen Grenze mit den weiten Flächen und steilen Hängen, die dem

---

[1]) *The House in Dormer Forest* 186.

[2]) ebd. 190.

erdgewohnten Bauern Heimat ist, aber dem entwurzelten Städter zum Schicksal wird: *"the country that lies between the dimpled lands of England and the gaunt purple steeps of Wales — half in Faery and half out of it."*[1]) Es ist Grenzland nicht nur im geographischen Verstand, es ist Grenzland auch in jenem besonderen Sinne, daſs hier die Urkräfte der Welt hart aufeinanderstoſsen und sich an ihrem Zusammenprall gewaltiges Geschehen entzündet. Von diesen gegensätzlichen Kräften, die die Welt beherrschen, greift die Dichterin einige wenige heraus: Wesenhaftigkeit (*reality*) — Entwurzeltsein, Mitleid — rohe Kraft, Liebe — Selbstsucht und deutet aus ihrer Wechselwirkung Leben und Sterben, Sieg und Untergang der Menschen. Diese Durchsichtigkeit des Motivs steht in seltsamem Gegensatz zu dem schier überschwenglichen Reichtum der Naturschilderung; aber es gelingt Mary Webb in wunderbarer Weise, die beiden zu vereinigen, so daſs wir beim Lesen immer wieder durch die Fülle der Welt geführt werden zu der Einfachheit ihrer Deutung, um aus der Einfalt wieder in die Mannigfaltigkeit entlassen zu werden.

Mary Webbs Gesamtwerk umfaſst sieben mittelstarke Bände. Es sind darunter 5 Romane *The Golden Arrow* (1916), *Gone to Earth* (1917), *The House in Dormer Forest* (1920), *Seven for a Secret* (1922) und *Precious Bane* (1924). Hierzu kommen die letzte unvollendete Erzählung *Armour wherein he trusted* (1927), eine Sammlung von Naturschilderungen *The Spring of Joy* (1917), einige wenige Kurzgeschichten und eine Reihe von Gedichten, die posthum veröffentlicht wurden. Wenn man das Werk dieser Dichterin überblickt, so fällt einem vornehmlich dessen Geschlossenheit auf — selbst das Romanfragment *Armour wherein he trusted* ist, wenn man es richtig betrachtet, gerundet. Nun kann aber Geschlossenheit bei einem dichterischen Werk zweierlei besagen. Sie kann auf der Geradlinigkeit der inneren Entwicklung des Dichters beruhen, so daſs in seinem ersten bedeutenden Werk gleichsam der Ausgangspunkt und damit das Ziel seines Schaffens vorgegeben ist (Joseph Conrad wäre

---

[1]) *Seven for a Secret* 17.

hier als Beispiel zu nennen) — diese Geschlossenheit bezieht sich auf die sich entfaltende Problematik des Werkes —, oder sie beruht auf der Gleichheit der Schau in dem Sinne, daſs der Raum, in dem sich alles Folgende abspielt, gewissermaſsen schon im ersten Roman abgesteckt wird und jeder weitere nur als eine Ausgestaltung desselben erscheint. Es hängt eng mit Mary Webbs Erfassung der Natur zusammen, daſs ihr Werk jene zweite Geschlossenheit zeigt. In ihrem ersten Roman finden sich bereits alle Elemente, aus denen sie in den späteren anderes Erleben schafft, und wir haben — mit den notwendigen Einschränkungen — ihre ganze Welt, wenn wir die Welt des *Golden Arrow* kennen.

The Golden Arrow erzählt die Geschichte einer groſsen Liebe und bringt einen neuen Klang in jenes alte und doch ewig neue Lied von Frauentreue und ihrer Erlösungskraft. Es ist aber nicht ein beliebiger Einzelner, der da erlöst wird und zum echten Mannestum geführt, sondern das Geschehen wird zum Symbol des in der Naturferne harrenden Menschen, der erst durch die Liebe den Weg zur Natur findet, die für die Dichterin die wahre Welt ist. Es ist auch nicht nur eine Bauerngeschichte. Vor dem Hintergrund der weiten Landschaft von Shropshire trägt sich ein Kampf aus, wie er in unserem heutigen Leben täglich ausgefochten wird zwischen der Unrast des umherschweifenden dynamischen Menschen und dem naturgeborgenen, gottgeborgenen Menschen der Statik. *But he did not realise that he was dynamic, while she was static, and that the crash of such temperaments is wilder than the crash of worlds.*[1])

Es ist der Roman Deborah Ardens, die sich dem jungen Städter Stephen Southernwood hingibt, weil sie ihn mit der Liebe ihres Lebens liebt. Es ist aber auch ebensosehr der Roman Stephen Southernwoods, vielleicht mehr noch, denn wir erleben seine Entwicklung mit, während Deborah ebenso sicher in sich ruht wie die Berge, die den Hintergrund für ihr Leben bilden. An der Frau lernt Stephen zuerst die Leidenschaft kennen — aber seine Liebe ist noch jung und spielerisch, er graut sich vor den Tiefen, die sich in ihrem

---

[1]) *The Golden Arrow* 101.

Gefühl für ihn enthüllen. Er ist noch nicht reif genug, um sie ausschöpfen zu können. *Had he loved Deborah with all his being they would have been safe. But he loved in the manner of many civilised people, and not in Deborah's way — for she was primeval, and her realities had never been sponged away. His had. He regarded her as his best possession, but the idea of sharing every thought, every hour's work with her would have made him laugh.*[1]) Immer wieder reizt ihn die gelassene Gröſse der Frau, die doch stets zur Hilflosigkeit wird, wenn der Geliebte fordert. Er selbst ist ja erst auf dem Weg zur Gröſse, und so hält er Deborah für schuld an der Unrast, die ihn ergriffen hat. Ihn scheuern die Ketten der Ehe, die er der Frau zuliebe doch nach kurzer Zeit eingegangen ist. Er glaubt, sie sei an allem schuld, sei schuld daran, daſs die Berge jetzt so unheimlich dräuen, daſs es ihm in der Landschaft graust, die Deborah wahre Heimat ist. Hier spricht die Dichterin von *the majestic reserve of wild places — intolerable to natures that have not as yet found themselves.*[2])

Stephen Southernwood hat sich noch nicht gefunden. Und nun verfolgen wir gespannt den Kampf mit dem Dämon, der um so gewaltiger wirkt, als er sich in der Einsamkeit der Berge abspielt. Hier gibt es keine Deckung, hier ist die Seele auf sich selbst gestellt, hier wird ihre Gröſse oder Schwäche offenbar. Er sehnt sich fort. Aber *a town to him now would be little more restful than the wilds. Reality was after him: Go where he would he was its quarry, because of the greatness in him. There are some who, like the white hart in old Welsh tales, are forever hunted while small game goes free. ... Lesser men dwell in impregnable castles of content in the most lonely, the most populous places. Greater men set forth on quests against all the agony and mystery of life, and win their peace or go into a madhouse.*[3]) Deborah weiſs nichts von diesen Kämpfen, denn der Mann scheut sich, ihnen Ausdruck zu geben; sie soll nicht erfahren, in welchen Irrgärten er sich verfangen hat. Vielleicht hätte sie ihm helfen können. Aber sie spürt nur eine groſse Reizbarkeit, und immer wieder ent-

[1]) *The Golden Arrow* 158. [2]) ebd. 230.
[3]) ebd. 197.

windet er sich ihrem fragenden Blick. Sie darf es nicht wissen, daſs er es mit dem Schrecken selbst zu tun bekommen hat. *It was the horror of emptiness, utter negation — that modern ghost, more ghastly than medieval devils or the ancient gods of slaughter. Any god — however mutable, however cruel — he thought, would be better than this nullity.*[1]) Vor diesem Nichts flieht Stephen in die Welt, um nach monatelangem Irren zurückzukehren, gehalten durch die Liebe der Frau.

Aber dies ist nicht das einzige Schicksal, das sich in dem Roman vollendet. Neben der Heldin stehen ihre Eltern, John Arden, der Träumer, der am liebsten drauſsen bei seinen Schafen ist und dem Natur und Gott in wundersamer Einheit zusammengeschmolzen sind, und seine Frau, eine tüchtige Hebamme, die fest im Alltag verwurzelt ist. Neben ihr steht ihr Bruder Joe, der mit der Selbstverständlichkeit des einfachen Menschen das Leben anpackt. Da sind schlieſslich Eli Huntbatch, der Geizkragen, der lieber Mensch und Vieh schindet, als daſs er von seinem Gelde lieſse, und immer einen kräftigen Bibeltext im Munde führt, und seine Tochter Lily, die Joes Frau wird. Seltsam der Unterschied der beiden Mädchen, die in der gleichen Umgebung aufgewachsen sind, die das gleiche Frauenschicksal erleben, erleiden. Es ist, als sollte man eine wilde Bergblume mit einer künstlichen vergleichen! Wo Deborah das Los einer Solveig teilt — erschütternd die Szene vor ihrem Häuschen am Hang, nachdem sie erfahren hat, daſs Stephan sie verlassen, wo sie allen Hausrat hinausträgt, um ihn zu verbrennen, und verweifelt die Worte *a kept woman* wiederholt —, kennt Lily nichts als die kleinen Leiden und Freuden des dürrsten Alltags. *Storm-tossed greatness and sheltered littleness*[2]) — mit diesen Worten hat Mary Webb den Gegensatz der beiden Mädchen gekennzeichnet.

Neben den handelnden Personen wird die Natur lebendig und begleitet als Chorus das innere Geschehen. Sie erstreckt sich zwischen den beiden Grenzmalen, *the Devil's Chair*, einem riesigen stuhlgeformten Basaltblock, der die Gegend beherrscht und Stephens Verzweiflung als Verkörperung

---

[1]) *The Golden Arrow* 206. [2]) ebd. 326.

der Nichtigkeit der Welt erscheint, und *the Flockmaster's signpost*, einem Wegweiser, dessen Schatten zu einer gewissen Stunde die Gestalt des Kreuzes annimmt. Da aber die Dichterin wesensmäfsig dem Dualismus widerstrebt, so versucht sie, auch diesen Gegensatz in einer letzten, unaussprechlichen Einheit zusammenzunehmen. *Always before, she*[1]) *had superstitiously regarded the Chair as wholly evil, the Flockmaster's signpost as wholly good. Now she saw good and evil mingled, and felt a slumbering terror in the protecting cross, a hidden beneficence in the inimical stronghold across the valley. Beyond both, behind light and shadow, under pain and joy she felt a presence — too intangible for materialisation into words, too mighty to be expressed by any name of man's. ... She was content with the balance of life as she found it, being dimly aware that the terror and the beauty intermingled in something that was more wonderful than beauty.*[2])

In *The Golden Arrow* ist der Grundton angeschlagen, auf den alle folgenden Werke abgestimmt sind. Es geht um Heil oder Verderben der menschlichen Seele, um die hohen Dinge wie Opfer, Erlösung, Liebe. Nicht ohne Grund nennt einer ihrer Kritiker Mary Webbs Romane *Essays in the life of the spirit.*[3]) In *The Golden Arrow* steht das Erlösungsmotiv im Mittelpunkt, und es wird wieder aufgenommen in *The House in Dormer Forest*, *Seven for a Secret* und *Armour wherein he trusted*. Von diesen Romanen gehört wohl *Seven for a Secret* am engsten zu *The Golden Arrow*. Diesmal ist eine Frau erlösungsbedürftig, Gillian Lovekin, eine von denen, die, lebenshungrig und selbstsüchtig zugleich, ausziehen, um die Welt zu erobern (*That was it! She wanted everything! She would take milk and sugar and all the rest of life. She would bear anything, even pain*[4])) — doch Robert Rideout holt sie zurück, ehe es zu spät ist, die durch Schuld und Leid gehen müssen, um in der unveränderlichen Liebe eines Mannes ihr Heil zu finden. Wundervoll die Schilderung von Robert Rideout, der Bauer und Dichter

[1]) Deborah. [2]) *The Golden Arrow* 327.

[3]) Rev. H. R. L. Sheppard in seiner Einleitung zu *The House in Dormer Forest.*

[4]) *Seven for a Secret* 87.

zugleich ist, der zu der Erde gehört und doch seine Seele zu den Sternen erheben kann. Ein starker Mann, der sich trotz seiner Stärke vom Mitleid schütteln läſst, als er die stumme Dienerin erblickt: *The dreadful grip of Pity, more clinging, more lasting than the grip of Terror; the immense wild pity that drove Christ to Calvary and has driven men mad, was upon Robert Rideout as it had not been ever in fold nor lambing shed.*[1]) Und neben diesem Mitleid die Strenge, mit der ein Unrecht als solches bezeichnet und verurteilt wird. Denn nur das Mitleid eines Starken ist des Namens wert, das Mitleid eines Menschen, der die Dinge in „gut" und „böse" zu scheiden vermag und Urteil zu fällen, das standhält.

Damit einer aber wirklich stark werde, muſs er ungeahnte Hindernisse überwinden, denn nichts ist der Welt unheimlicher als der Mensch, der seine eigenen Wege geht. Sie wird sich an ihm ärgern, und aus diesem Gefühl des Ärgernis heraus wird sie alles tun, um ihn an der Entwicklung seines Wesens zu hindern. Nur im Kampf gegen sie kann er sich durchsetzen. Einen solchen Kampf zwischen Mensch und Umwelt schildert *The House in Dormer Forest.* Es ist die junge Generation der Darkes, Amber, Jasper, Peter, Ruby, die durch den Geist des Hauses fast erstickt wird. In diesem Roman gestaltet Mary Webb einen Stoff, den schon andere vor ihr behandelt haben, beispielsweise Hugh Walpole in *The Green Mirror* und Sheila Kaye-Smith in *The End of the House of Alard.* Aber während bei Hugh Walpole die Enge viktorianischen Bürgertums, seine Konventionsgebundenheit und das daraus folgende Nichtverstehenkönnen gebrandmarkt wird, während Sheila Kaye-Smith die Kaste als solche geiſselt, die nicht mehr in die heutige Welt hineingehört und deren Ansehen nur unter Opfern erhalten werden kann, hebt Mary Webb den Konflikt gewissermaſsen ins Zeitlose, indem sie ihn auffaſst als Kampf des Einzelnen um das Heil seiner Seele mit der Lieblosigkeit, die aus dem starren Festhalten an einer veralteten Lebensdeutung entspringt. *A crowd of people shut up together in one house, one creed, one strait view of life, must eventually wear each other out.*

---

[1]) *Seven for a Secret* 138.

Good nature is ground down by constant friction. Hatred leaps out like sparks from flint and iron. Society thinks that mistakes are made and crimes committed through the human soul being too much itself, going its own way. But crimes really happen through the soul being too little itself, striving to conform, or being crushed into conformity.[1]) Und: *Amber was puzzled. She herself would have been willing to assent to any dogma for the sake of one she loved, for she felt that to sacrifice the human being who was dear to her for a creed, an idea, would be criminal. In her, love had a way of flaring up like a beacon, changing the world and consuming even herself.* Und durch die Liebe werden Amber und Peter erlöst.

Von der irdischen Liebe in ihrer Vollendung ist es nur ein Schritt zur himmlischen. So kann es nicht wundernehmen, daſs Mary Webb in ihrem letzten Roman die Allgewalt der himmlischen Liebe preist. Und seltsam, während ihre anderen Romane jene Zeitlosigkeit zeigen, die der Darstellung bäuerlichen Lebens und der groſsen Naturnähe eignen, ist *Armour wherein he trusted* streng zeitgebunden. Es ist das England unter William Rufus, es ist das Europa unmittelbar vor dem ersten Kreuzzug. Selbst eine neue Sprache muſste sich die Dichterin schaffen, herb und streng und doch mit leuchtenden Farben, die an die Bilder in alten Gebetsbüchern gemahnt. Das zeigt sich schon in den Eingangsworten: *In the forest are many voices, and no man riding under the leaves hears the same voice as his companion. For they are diverse as the steep winding paths up to Heaven-Town, to which no man can come by any other way than that his own torch shows him, though the good burgesses leaning over the battlements, picking their teeth, should shout a plain direction to him. — For though one says, 'Come thou through the brake fern, there to the left', and another says 'No, yonder by the great yew-tree!' and a third crieth that he must go through the deep heather, yet he knows that his one only way is by the Christ-thorn gleaming above the chasm.*[2]) Und die Geschichte berichtet, wie sich in der Seele des sächsischen Ritters Gilbert Polrebec der Kampf zuträgt zwischen der irdischen

[1]) *The House in Dormer Forest* 74.

[2]) *Armour wherein he trusted* 19.

und der himmlischen Liebe. Sie berichtet, wie er sich immer wieder dem drängenden Gotteswillen versagt, wie er der inneren Stimme zum Trotz eine Frau aus Elfenland von dem Geschlechte Merlins freit, bis er schliefslich doch dem Rufe aus jener anderen Welt folgt, das junge Weib, die alten Eltern und die väterliche Burg verläfst, um für den Herrn im heiligen Lande zu fechten. *And so on the grey dawn we departed, leaving the castle all blinded and folded in mist, and the little grey garden blotted out, and those three beloved ones weeping and groaning at the door where I was to go in and out no more until many a year was fled. But in the wan light of morning I saw that the Christus on the rood wept no more, nor batted His eyes, but seemed more at ease, satisfied as a child at some promise long withheld but at last given.*[1]) Noch ein paar Seiten und dann bricht der Roman jäh ab. Aber wir sind des zufrieden, denn Gilbert Polrebec hat den rechten Weg gefunden. Wir können ihn vor uns sehen, wie er im Kloster mit zittriger Rechten die Buchstaben malt, die sich zum Bericht von seiner irdischen Pilgerschaft zusammenfügen. Dafs dieser Bericht grofse Lücken aufweist, wird belanglos vor der Tatsache, dafs er das Heil gefunden.

Mit dieser Deutung des letzten Werkes haben wir aber vorgegriffen, und das nicht nur im zeitlichen, sondern auch im gedanklichen Sinne. Noch bleiben zwei Romane, die aufserhalb dieser Reihe stehen und doch zu ihr gehören, wie der sonnendurchglühte Wald sich erst vollendet, wenn die Flut des Lichts sich bricht an dem schattigen Dunkel der Stämme. — Mary Webb ist eine feine Künderin seelischen Lebens. Dort ist ihre eigentliche Heimat. Sie hat es immer wieder erforscht und enthüllt uns seine Gesetze aus ihrer reichen Erfahrung. Sie weifs um die erlösende Kraft reiner Liebe, sie weifs aber auch um das Geheimnis, dafs vollkommener Liebe nur zu oft die Erfüllung versagt wird (vgl. die stumme Dienerin in *Seven for a Secret*), wo Selbstsucht Erlösung findet (Gillian Lovekin ebd.). Sie weifs auch um die Gefährdung aller zarten, kostbaren Dinge in der Welt. Denn die Welt, wie sie dem Menschen im „täglichen Leben“

---

[1]) *Armour wherein he trusted* 124.

begegnet, hat sich der Natur entfremdet und ist dadurch nach der Dichterin Auffassung grausam geworden, sie zertritt die feinen Blüten der Liebe und des Mitleids. In ihr mufs notwendig der Schwächere unterliegen.

Solch Unterliegen schildert der Roman *Gone to Earth.* In Hazel Woodus hat der Geist der Natur selbst Gestalt gefunden. Sie ist ein zartes, scheues Mädchen, mit ungezügelter Lebenslust und einem heifsen Herzen begabt. In ihrem Wesen spiegeln sich die mannigfaltigen Stimmungen der Landschaft wieder. Sie lacht, wenn die Sonne scheint, und erstarrt, wenn der Schnee die Felder bedeckt. Ein warmes Wort läfst sie auftauen, ein kaltes empfindet sie wie einen Peitschenhieb. Sie scheint nach ihren eigenen Gesetzen zu leben. Jedoch an einer Stelle ist sie verwundbar. Sie kann kein Wesen leiden sehen. *Hounds symbolised every thing she hated, everything that was not young, wild and happy. She identified herself with Foxy; and so with all things hunted and shared and destroyed. — Night, shadow, loud winds, winter these were inimical; with these came the death pack, stealthy and untiring, following forever the trail of the defenceless. Sunlight, soft airs, bright colours, kindness — these were beneficent havens to flee into. Such was the essence of her creed, the only creed she held, and it lay darkly in her heart, never expressed even to herself. But when she ran into the night to comfort the little fox, she was living up to her faith as few do; when she gathered flowers and lay in the sun, she was dwelling in a mystical atmosphere as vivid as that of the saints; when she recoiled from cruelty, she was trampling evil underfoot, perhaps more surely than those great divines who destroyed one another in their zeal for their maker.*[1]) Hazel Woodus ist ein Geschöpf der Natur und darum gefährdet. Denn obwohl die Natur für Mary Webb wesenhaft *benigna* ist, so liegt auch sie, seit der Mensch selbstsüchtig und grausam und unwahr geworden ist, unter dem Schatten der Vergänglichkeit. Die Welt ist nunmehr ein Tal der Tränen — an anderer Stelle spricht die Dichterin von '*a world brimful of tears*'[2]) —, und jedes fallende Blatt zeugt davon. Dieses „Seufzen der

[1]) *Gone to Earth* 20.

[2]) *The House in Dormer Forest* 96.

Kreatur“ erklingt in Hazels Liedern, so daſs der Geistliche, Edward Marston, der sie später heiratet, um der Hüter ihrer Seele sein zu dürfen, nachdenklich wird: '*Poor child*', *he thought. 'Is it a mystical longing or a sense of sin that cries out in her voice?' — It was neither of those things; it was nothing that Edward could have understood at that time though later he did. It was the grief of rainy forests and the moan of stormy water; the muffled complaint of driven leaves; the keening — wild and universal — of life for the perishing matter that it inhabits.*[1])

Von Anbeginn ist das Geschehen auf Tragödie abgestimmt. Hazel Woodus kann nur, sie will nur sie selbst sein. Sie liebt die einsamen Spaziergänge in Wald und Feld. Sie freut sich der Blumen und Tiere. Doch da begegnet sie einem, der ihre Ruhe stört, dem Squire Jack Reddin, in dem die rohe Gewalt der Natur verkörpert ist. Noch steht sie unerschüttert wie eine Blume, die der erste Regentropfen kaum geneigt. Aber Edward Marston, der Pfarrer, spürt ihre Wehrlosigkeit. Er heiratet sie — sehr schnell —, um sie zu schützen. Allein er ist einzig darauf bedacht, das Wachstum ihrer Seele, die sich ihm in Liebe zuneigen will, zu hüten. So findet Reddin Gelegenheit, sie an sich zu reiſsen kraft jener Gemeinsamkeit, die sie als Kinder der gleichen Scholle verbindet. Ihr wird nicht Zeit gelassen, sich zu entfalten und aus ihrem Frauentum heraus Entscheidung zu fällen. Und selbst als sie zum zweiten Male zu Marston zurückkehrt, denn bei ihm ist die Heimat ihrer Seele, und sich die Hoffnung regt, es könnte sich doch noch ein gemeinsamer Weg für sie finden, spüren wir, diesem Wesen ist das ruhige Glück nicht beschieden. So erscheint es als die Vollendung eines vorausbestimmten Geschickes, daſs Hazel beim Versuch, ein wehrloses Tier vor den Jagdhunden zu retten, den Tod findet.

Von ähnlicher Konsequenz der Entfaltung ist das Geschehen in *Precious Bane*, dem berühmtesten der Werke Mary Webbs. Es ist die Tragödie einer Seele, die sich dem Bösen verkauft hat. Das ist in jener Nacht geschehen, da

---

[1]) *Gone to Earth* 69.

der junge Gideon Sarn die Sünden des verstorbenen Vaters auf sich genommen. Mit geschickter Hand hat die Dichterin den alten Brauch des *sin eating* eingeführt, nach dem bei jeder Beerdigung einer hervortreten mufste — meist war es ein armer Bettler, dem ein paar Groschen dafür zufielen —, um die Sünden des Toten auf sich zu nehmen, damit dieser Ruhe im Grabe finde. Aber Gideon Sarn war das Geld zu schade. So tat er es lieber selbst. Von diesem Tage an geht es langsam, aber unaufhaltsam abwärts mit ihm. Zuerst läfst er die sanfte Schwester Prudence einen Eid schwören, dafs sie ihm Dienste leisten wird, bis er das Ziel seiner Sehnsucht, ein Herrenhaus in der Stadt, erreicht. Anfangs scheint es ihnen gut zu gehen, aber in derselben Nacht, da er nach jahrelangen Mühen am Ziel zu sein glaubt — die Ernte ist eingefahren, das neue Haus winkt —, zündet ihm sein Feind die Scheuern an. Hell lodern die Flammen. Es wird kaum etwas gerettet. Aber Sarn läfst sich nicht warnen. Er fängt wieder von vorn an. Ein starker Mann. Die Schwester sagt von ihm: *He was ever a strong man, which is almost the same thing as to say a man with little time for kindness. For if you stop to be kind, you must swerve often from your path. So when folk tell me of this great man and that great man, I think to myself, who was stinted of joy for his glory? How many old folk and children did his coach wheels go over? What bridal lacked his song, and what mourner his tears, that he found time to climb so high?* [1]) Nur noch tiefer frifst sich die Gier nach dem Mammon in Gideons Herz. Sie tötet seine Liebe zu der zarten Jancis Beguildy, sie läfst ihn zum Mörder seiner Mutter werden. Die aus ihr gezeugte Herzenskälte treibt später Jancis und ihr Kind, sein Kind, in den Tod. Doch hiermit ist Gideons Mafs gerüttelt voll. Jancis' Tod vermag er nicht zu ertragen, er folgt ihr nach. Und der gleiche See, der sich über ihr und dem Kinde geschlossen, nimmt auch ihn auf. Aber noch ist das letzte Wort nicht gesprochen. Es ist, als ob sich das in Jahren angehäufte Böse plötzlich entladen wollte. An einem Markttage wird Prudence Sarn von böswilligen Nachbarn, denen sie mit ihrer Hasen-

---

1) *Precious Bane* 85.

scharte stets unheimlich war und die nichts von ihrer zarten Gefühlswelt spüren, als Schuldige verklagt. Sie kann sich nicht wehren. Schon wird sie als Hexe ins Wasser getaucht, da kommt der Erlöser in Gestalt eines Mannes, der sie um ihrer Seelenschönheit willen liebt.

Ohne das stille Walten von Prue Sarn wäre das Ganze allerdings von unerträglicher Düsterkeit. Aber sie weiſs, auch das trübste Geschehen, die schlimmste Tat im Licht einer alles verstehenden Liebe zu sehen. *We are His mommets that made us, I do think. ... The play is of His making. So the evil mommets do His will as well as the good, since they act the part set for them. . . There was a mommet once called Judas, and if he had started away from his set part in fear, we should none of us have been saved. Which is all a very strange mystery, so we must leave it. But it being so, I think we do wrongly blame ill-doers too hardly. It is a dreadful fate to be obleeged to act in a curst, ugly way, when surely none would choose it.*[1]) Und in diesem versöhnlichen Geist schlieſst das Buch.

Die Aufgabe, das Werk eines Dichters zu deuten, ist deshalb so schwierig, weil um der Darstellung willen vieles vereinfacht werden muſs und verkürzt, weil der Fülle des Geschehens eine gewisse Ordnung zugrunde gelegt werden muſs, die doch nie zur Schematisierung werden darf. Je reicher und lebensvoller diese Welt, um so schwieriger die Aufgabe, denn Leben entzieht sich wesensmäſsig unserer Deutung. Nun sind aber Mary Webbs Romane in hohem Maſse lebendig und vielgestaltig; sie hat eine Welt geschaffen, in der man sich zwar staunend und beglückt verlieren kann, deren Wesen sich einem aber immer wieder zu entwinden droht, so daſs jedes Wort der Deutung schon als Roheit erscheint. Und dabei haben wir nur erst versucht, den geistigen Raum abzugrenzen, in dem sich das Geschehen abspielt. Es ist noch nichts über jene einzigartige Atmosphäre gesagt, die ihre Welt durchwebt, nichts von der meisterlichen Handhabung der Sprache, von ihrer unvergeſslichen Naturschilderung — nichts. Gewiſs ist es auch richtig, daſs ihre Romane

---

[1]) *Precious Bane* 157.

Kompositionsfehler aufweisen, daſs das Geschehen an manchen Stellen unnatürlich wirkt, aber wir vergessen alle Einwände, denn es ist Mary Webb wie wenigen gelungen, jenes Unsagbare zu deuten, von dem wir nur stammelnd reden können mit den Worten Liebe, Schönheit, Gott. Es ist ihr gelungen, etwas von jenem Mysterium zu künden, nach dem die Seele ihrer Heldinnen immer wieder sehnsüchtig tastet, dessen Zartheit wohl den schönsten Ausdruck fand in den Worten: *Love would leap up in her*[1]) *at a chance touch of pathos in the most unpromising people. At these times she left the shallows of beauty that is heard and seen, and slipped out into the deep sea where are no tides of change and decay, no sound, no colour, but only an essence. In those waters nothing is but the spirit. She alone knows the immortal waste. She only, in a voice lamenting and sweet, cries across it as the curlew cries in spring. She only, circling above its darkling peace, eyes its mystery that haply she may find God.*[2])

---

[1]) Amber Darke in *The House in Dormer Forest.*

[2]) *The House in Dormer Forest* 50.

BERKSHIRE. IRENE MARINOFF.